Die

Zukunft

30.

1900

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Dreißigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1900.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Januar 1900.

Geldpolitik.

Kressin, am ersten Januar 1900.

Freundwilliger Herr Vetter,

Von hier, wo ich den Festtheil meines Urlaubes verlebe, sende Dir, zugleich in Adolfs und Rinettes Namen, die mit Recht so geschätzten Wünsche zum neuen Jahr. Meinetwegen auch Jahrhundert. Warum nicht, wenns den Verbündeten Regirungen Spaß macht? Der Rebbach war in diesem Jahr famos, also günstiger Augenblick für Bilanz und gute Stimmung für Decharge. Immer los, ehe es böse kommt; und daß es sehr böse kommt, glaube ich nicht seit vorgestern. Wir leben hier still und bewegt, im Superlativ ländlich; bei üblichen pommerschen Thauwettersintfluth fast insulare Lage. Ueber Mangel an Einfachheit braucht man in dieser Gegend nicht mehr zu jammern; der standard ist furchtbar runtergegangen und für einigermaßen verwöhnte Europäer sind die Tafelfreuden kaum noch genießbar. Den Alten und Befestigten, die, bei Licht besehen, sehr locker sind, geht das Säkulum trübsälig zu Ende und ich kann Dir nicht verdenken, daß geliebte Scholle meidest. Die Leute sind überrannt, gräßlich verärgert, aber im Grunde auch schon resignirt. Werden schließlich, mit Ausnahme der Avancirtesten, sogar für Flotte stimmen; doch wird das hergebrachte Hurra wie Salve klingen, die über Gräber rollt. Die feudale Fassade bröckelt, alter Sohn: nichts mehr zu machen. Was soll man sagen, wenn nun schon ein Puttkamer in die österreichische Industrie hineinheirathet? Auch ein Stück Weltpolitik. Oder Geldpolitik, was ja das Selbe sagen will. Gute Nacht, Preußen! Es mußte so kommen, nach

allem seit 1888 Vorangegangenen; trotzdem thuts Unsereinem ein Bischen weh. Für uns wars doch schön; und ich sehe bei dem ganzen Händlerimperialismus kein dauerndes Heil. Immerhin brauchten wir uns nicht so ganz unterkriegen zu lassen. Ist doch klar, daß die Verarmenden nicht für alle Ewigkeit über die Bereicherten herrschen können. Mit dem Sieg der Demokratie hats noch gute Wege — in England wars damit ja auch stets Essig —, aber es sieht jetzt so aus, als sollten wir auf einem modern bespannten Caesarenwagen ins neue Jahrhundert kutschiren. Auch einverstanden. Nur: etwas gefährliches Vehikel, wie Madame Klio lehrt.

Und was giebt es draußen Neues? Bedenke gütigst, daß der ergebenst Unterfertigte hier so ungefähr wie Robinson sitzt, nichts sieht und nichts hört. Und wenn er wirklich mal was hört, weiß er auch noch nichts damit anzufangen. So gings gestern. Ich erwartete, wie wohl die Meisten, ganz besondere Säkularüberraschungen, fabelhafte Geschichten von ungeheurer Resonanz, und hatte mich in meiner Ungeduld nach Berlin gewandt, um von Leuten an der Spritze früh zu hören. Eine mitleidige Seele depeschirt mir: „Außer Standeserhöhung Phili und Hatzfeldt bis jetzt nichts in Sicht." Ich denke an den londoner Botschafter und bin natürlich starr. Fürst? Es langte ja so schon nie; und ich erinnere mich, daß selbst der alte Bismarck, trotz Bleichroeder und Dotation, klagte, er sei für den principe eigentlich zu arm. Heute morgen nun sagt mir Adolf, es handle sich um den schlesischen Oberpräsidenten, der Herzog geworden sei. Läßt sich eher hören, obgleich für Rheinbabens Untergebenen ein Bischen viel ... Sollte er doch am Ende Chlodwig beerben? Mir kanns farcimentum sein; ich würde sogar Phili schlucken, von dem ich übrigens auch nicht weiß, woher er den fürstlichen Glanz bestreiten will. An Beförderung hats dem Knaben nicht gerade gefehlt. Mit den diplomatischen Examina haperte es, — und nun ist der Zweiundfünfzigjährige Botschafter und Fürst; Bismarck war vier Jahre älter und hatte Düppel, Königgrätz und Sedan hinter sich, als er gefürstet wurde. Auf obbesagtem Vehikel fährt sichs verdammt schnell.

Bei Wien und London fällt mir ein: Und Eckardstein? Dieses Revirement hat in meinen Kreisen verblüffend gewirkt. Hausorden: na ja; der junge Herr soll drüben lebhaft in „Verständigung" gearbeitet und sich Verdienste um das Arrangement der Kaiserreise erworben haben. Aber Botschaftrath in London! Woraufhin denn? Graf Pückler, der die Stelle bis jetzt hatte, galt als tüchtig, hielt aber streng auf die Grenzen der Verantwortlichkeit und wurde eklig, wenn hinter seinem Rücken von Berlin aus

Galopins Aufträge ertheilt wurden, von denen er erst nach der Erledigung erfuhr. Anfangs 99 kamen solche Sachen mehrfach vor. Jetzt wird er nach Wien geschickt und kann, da er sehr musikalisch ist, mit Phili vierhändig spielen. Und den londoner Posten hat Eckardstein. Wenn mich Gedächtniß nicht täuscht, war er sechster Kürassier und gab die Absicht, ein diplomatisches Examen zu machen, nach vergeblichen Versuchen auf. Bei etlichen Missionen herumgewirthschaftet, aber ganz untergeordnet und kein Mensch dachte, er könne Karriere machen, — seit Heirath weniger als je. Der riesig reiche Maple ist sein Schwiegervater. Du weißt doch: der Möbelfabrikant, den die Queen wegen seiner Millionen zum Sir machte und der beim letzten Lord-Mayors-Banket so für Deutschland als Retter aus der Noth ins Zeug ging. Die Heirath machte damals mächtiges Aufsehen. Die britische Aristokratie ist bekanntlich nicht sehr geneigt, Eindringlingen auch noch die Thür zu öffnen; die Leute haben Geld genug und die großen Inserate des pfiffigen Möbelmannes machten ihnen erst recht keinen Appetit. Plötzlich hatte er einen deutschen Freiherrn als Eidam. Le coup de foudre! Passirt manchmal bei Millionärinnen. Bis hierher ist die Sache privat; jetzt wirds amtlich. Eckardstein, den man allgemein für unmöglich hielt, ist erster Sekretär der Botschaft und damit Vorgesetzter seines bisherigen Vorgesetzten, des Hatzfeldt junior, Botschaftersohnes, vielleicht gar designirter Nachfolger des Vaters! Ueberlege Dir mal die Situation ... Der Botschafter ist ein schwerkranker Mann, der seit Monaten nicht mehr das Haus verläßt, überhaupt längst kaum noch in Gesellschaft geht. Die bekannten Kalamitäten verboten ja Repräsentation größten Stils; der Knüppel liegt eben beim Hunde und es ist zu bewundern, daß diese Passiva den — was ich Dir nicht zu sagen brauchte — enorm geschickten Fuchs nicht hinderten, eine höchst aktive Rolle zu spielen. Heute ist er aber ganz auf die Informationen angewiesen, die ihm seine Beamten zutragen. Er kommt nicht heraus, mußte nach Windsor zu S. M. ja förmlich geschleppt werden. Und sein erster Beamter, der ihn ständig zu vertreten hat, ist Gatte einer Engländerin und ohne jede diplomatische Schulung besseren Kalibers. Bei den Festen der Botschaft wird, da Hatzfeldt von seiner Frau getrennt lebt, künftig die Freifrau von Eckardstein die Honneurs machen, — née Maple! Hoch kann es nun ja hergehen, das Vermögen ist da; aber ich begreife nicht, wie man auch hier den bismärckischen Grundsatz opfern konnte, wonach Diplomaten, die Ausländerinnen geheirathet hatten, nie in der Heimath ihrer Frauen verwendet werden durften. Schien mir Gebot der Vernunft und Vorsicht: die Vertreter des Reiches nicht der Gefahr

auszusetzen, daß sie in Folge ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen unbewußt für fremde Interessen eingefangen werden. Nicht Jeder ist stark und selbständig genug, um die Dinge anders sehen zu können, als seine liebe Frau oder der Schwiegervater mit dem großen Portemonnaie sie ihm darstellt; und für den Durchschnitt der Schwachen muß man sich doch einrichten. Ist dieses Prinzip auch schon zum alten Eisen geworfen? Mir ist Bülow ein Räthsel. Er läßt alle Augenblicke outsiders einschieben und scheint in Personalfragen vollkommen renonce zu sein. Mit diesem System, das Radowitz in Madrid schmoren läßt und dem Skalden die schwierigsten Sachen überträgt, kriegen wir schließlich ein Corps von Krüppeln und Dilettanten. Darüber, daß London jetzt unsere weitaus wichtigste Botschaft ist, kann es wohl keinen Zweifel geben. Da muß es nächstens zum Klappen kommen.

Was sagt man dort denn zu Alledem? Was sagt man überhaupt? Kinder, ich verdumme hier sichtlich, ertappe mich auf viel zu häufigem Staunen und Ihr laßt mich mitleidlos schmachten. Da war neulich die Geschichte mit dem deutsch-englischen Geheimvertrag. Erst staunte ich über die grobe, eine empfindliche Stelle verrathende Abfuhr, die dem Lokalanzeiger angethan wurde; der schöne Gleichmuth ruhiger Seelen war nicht zu merken. Dann, als offiziös Allerlei über den Vertrag transpirirte, staunte ich erst recht. Im Grunde wurde das eben Abgestrittene ja bestätigt. Was liegt daran, ob über Asien auch schon Vereinbarungen getroffen sind? Oder gar, ob Rußland sich als nicht interessirt bezeichnet hat? Rußland ist diplomatisch heute nicht vorhanden, kann aber, sobald es ihm beliebt, Atout ansagen und seine Karten aufdecken. Auf den Leim kriecht Dein Ergebenster nicht. Hauptsache ist: England Delagoabai, wir Mozambique bis zum Sambesi. Das wird zugegeben; und zwischen den Zeilen lese ich das Zugeständniß, daß wir in Südafrika Chamberlains Kreise nicht stören wollen. Also Freundschaft mit Albion, Waffenbrüderschaft, Waterloo, Royal Dragoons und so weiter. Schön. Wo aber soll denn eigentlich für uns die berühmte Welt vertheilt werden? So, daß was Ordentliches rausspringt? Löset mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur! Und bei dieser Gelegenheit gleich noch einige andere. Es vertheuert das Porto nicht und hilft mir aus der Aera des Stumpfsinnes.

Die lieblichsten Glückwünsche belohnen praenumerando
Eurer Excellenz Mühe.

Truly

Dein alter

Dietrich.

Berlin, am dritten Januar 1900.

Monsieur mon cousin,

nicht verdummt — beileibe! — kommst Du mir vor, aber leise verkleinstädtert. Es geht Dir wie den guten Provinzialen, die fern von Berlin ihre Zeitung verschlingen und sich sehnsüchtig ausmalen, was Alles da wohl geschehen mag. Die merkwürdigsten Dinge in Politik, Gesellschaft, Kunst und Umgegend. Im Grunde geschieht gar nichts, was der Rede werth wäre. Wenigstens nichts Neues von der sensationellen Art, wie man sichs draußen vorstellt. Die Karre geht eben weiter. Einstweilen ganz gut. Wie lange? Das wissen die Götter. Ein Sterblicher darf nicht zu neugierig sein. Du, mein Junge, gehörst zu den Unzufriedenen und deshalb Ungeduldigen. Ich nicht; habe längst abgebaut und lasse es an mich kommen.

Doch ich darf Deine rittergütliche Langeweile nicht mit allgemeinen Sentenzen abspeisen und will gehorsam nach der Schnur antworten. Gieb nur gefälligst mir nicht die Schuld, wenn meine Auskünfte Dich nicht befriedigen. Dir zu Liebe würde ich mich auf meine alten Tage gern bemühen, das noch beträchtlich ältere Preußen zu retten. Aber erstens fehlt mir jede Möglichkeit und zweitens will es, wie mir scheint, auf eine Dir gefällige Weise gar nicht gerettet sein. Wir Befestigten sind nämlich nicht Preußen; und weil wir vor die Binsen gehen — was mir persönlich aus sehr durchsichtigen Gründen unerwünscht wäre —, braucht noch nicht der große Trauerchoral geblasen zu werden. Du redest von Rebbach. Ja: warum haben wir nicht die fetten Geschäfte gemacht und unsere Provinzen mit Gold gedüngt? Es ist aus; Du kannst mirs glauben: ganz aus. Die Leute hier und im Westen haben zu klotzig verdient. Ihr macht Euch davon keinen rechten Begriff, seid auch gegen Industrie und Kaufmannschaft von Haus aus zu animos. Ich sehe nicht ein, weshalb die neuen Herren sich nicht ihrer Haut wehren sollen. Sie haben sich vorzüglich gepaukt, darüber giebts keinen Streit; und alles Schreien und alle Jeremiaden werden uns nun nicht mehr helfen.

Also: Jahrhundertfeier ganz programmgemäß verlaufen und gute Wirkung, namentlich bei den Liberalen, die erfreut, daß die adeligen Offiziere von 1806 rund preisgegeben. Wenn durchaus getadelt sein soll, gestehe ich Dir, daß ich von dem Schlußsatz der Proklamation nicht entzückt bin, wonach Armee Fels ist, auf dem Vaterland ruht. „Nicht Ross' noch Reisige" war mir lieber. Ich sah mal eine französische Karikatur von 1792, wo Ludwig der Sechzehnte mit Egalité Piquet spielte; die Unterschrift ließ den armen König sagen: Je perds la partie parcequ'il a les piques et que j'ai

écarté tous les coeurs. Aus diesen alten pariser Geschichten ist immer zu lernen. Sonst Alles in Ordnung und geschickt inszenirt. Die Standeserhöhungen sind ziemlich spurlos vorübergegangen; solche Sachen haben sich in den letzten Jahren zu sehr gehäuft, um jedesmal wieder aufregen zu können. Natürlich giebt es noch Naive, die Kanzlerrathen spielen. Aber Du wirst mir nicht zumuthen, daß ich mich zu einer Beschäftigung hergebe, die mir ungefähr so ernsthaft scheint wie das Bleigießen in der Neujahrsnacht. An Phili glaube ich übrigens heute nicht mehr als früher; und zwar nicht nur, weil ihm für die Wilhelmstraße die Moneten fehlen. Seit das Gehalt des Nominellen verdoppelt ist, ließe sichs zur Noth machen. Ich taxire den lyrischen Eulenburg aber gar nicht auf solche Ambition. Die eigentlich regirende Familie ist schlau und läßt sich nicht gern im Dutzend verbrauchen. Kingmaker ist unter Umständen besser als king. So lange Phili ein stets in leuchtender Bewunderung auf die richtige Stelle geheftetes Auge hat, ist er geborgen. Im Dienst, ganz nah, wäre mit Skaldenekstase nicht auszukommen. Mir macht es Spaß, daß er den viel erheblicheren Botho und den Obermarschall auf dem Würdenweg überholt hat, und meinen Segen soll er haben, wenn er eines Tages doch hier noch antanzt. Auch über die Vorrückung der Altersgrenze für Fürsten echauffire ich mich nicht. Das überlasse ich den Standesgenossen. Wir Beide werdens doch nie.

Der Eckardsteinhandel ist auch hier natürlich heftig beredet worden, hat mich aber nicht sonderlich aufgeregt. Alles, was Du sagst, ist richtig und aufs Jota zu unterschreiben. Nur haben die Dinge sich überlebt. Was macht denn die zünftige Diplomatie noch? Kleinkram. Die großen Sachen besorgen die großen Kapitalisten, ohne die kein Hinz und kein Kunz auskommen kann. Das ist, da die Leute praktisch sind, flair haben und ihre Haut zu Markte tragen, kein Unglück und müßte, wenn es eins wäre, eben hingenommen werden wie irgend ein anderes Zeichen der Zeit. So lange die Zünftigen in ihren Pfründen bleiben, ist ihre Hauptaufgabe, mit Takt und Grazie Geld auszugeben; haben sie keins, dann müssen sie reiche Mädchen fischen. Wie sollten sie heute, bei dem gesteigerten Luxus, sonst neben der Gentry bestehen? Du wunderst Dich, daß Bülow nicht sein Veto eingelegt hat; es vetot sich jetzt auch gerade bei uns! Außerdem war er selbst mit einer italienischen Frau Botschafter in Rom und meint jedenfalls, daß er trotzdem — oder gerade deshalb — seine Sache sehr gut gemacht hat. Glaubst Du etwa im Ernst, daß es bei dem londoner Geschäft auf diplomatische Examina und patriotische Hochgefühle ankommt? Business is business, mein Theuerster. Du lebst noch in

den Tagen Palmerstons und Castlereaghs, wo man die Dinge subtil anfassen und fein deichseln mußte. Heute siehts auch da anders aus. Salisbury ist ziemlich foutu und wird nur noch manchmal von Hicks-Beach auf den Fuß getreten, Balfour zöge sich am Liebsten in seine sanfte Neomystik zurück und Chamberlain ist ein rüder Geschäftsmann aus dem letzten Boot. Daß er einmal auf die alte Weise Politik zu treiben versuchte, hat sich bitter gerächt: die Kapitalisten, nicht die Jammerarmee, mußte er gegen die Buren mobil machen. Wer jenseits des Kanals was leisten will, muß mit der großen Finanz Fühlung haben; und Sir Möbel-Maple wird schon wissen, auf welchen Wegen ein Goldener Esel am Besten vorwärtskommt. Die eine Konzession kann ich Dir aber machen: die Eckardsteinsache liegt wirklich fatal und das Gewisper hat uns bereits Schaden gebracht. Diese Affairen vertragen keinen Lärm. Und wenn wir uns nicht entschließen, den ganzen Betrieb einzustellen und von Fall zu Fall einen gesiebten Finanzonkel hinzuschicken, dann müssen wir wenigstens die besten Leute auf Deck zu bringen suchen. Ein Trost, daß anderswo nicht viel herlicher. Wo sind denn noch Diplomaten? Die Russen haben ein paar brauchbare Kerle; aber Murawiew selbst, zweiter Klasse mit Eichenlaub, sind die Hände gebunden und Goluchowski begnügt sich mit Presseruhm und kleinen Balkanscherzen.

Unter sothanen Umständen kann ich die Wichtigkeit des Delagoavertrages nicht allzu hoch anschlagen. „Nichts von Verträgen!“ sagt, glaube ich, die Pucelle; oder 'ne andere erfahrene Jungfrau. Auch überlebt, wie alles Reinpolitische alten Stils. Daß es durchsickerte, bleibt freilich merkwürdig. Da wir den Typus des Geheimrathes, der vor Weihnachten für etliche graue Scheine Herz und Pult der Presse öffnet, hoffentlich noch nicht haben, ist anzunehmen, daß die Sensation offiziös beabsichtigt war. Der Tric, erst zu thun, als habe man blutwenig erreicht, und dann mit etwas günstigeren Bedingungen aufzumarschiren, ist nicht neu: vide Samoa. Publikus fällt immer wieder darauf rein. Vielleicht sollte die Sache auch einfach unmöglich gemacht werden. An „Strömungen“ fehlt es hier bekanntlich nie und der Kampf der Ressorts ist ärger als je. Der Militärmann nennt den Marinier den „Apotheker“; und wenn Miquel neulich nicht im letzten Moment nachgegeben hätte, wäre es wegen einer personalen Ressortfrage zu einer richtigen Krisis gekommen. Der preußische Kollege hatte sein Portefeuille schon gemüthvoll zur Verfügung gestellt. Wirthschaft, Horatio! An diese Konstellation müssen wir uns nachgerade gewöhnt haben. Zeit genug hatten wir.

Wenn ich Dir rathen darf, Carissimo: gönne Deinem Köpfchen

Schonzeit. Wir fressen uns durch, so oder so. Glück muß ein junger Mensch und ein junges Reich haben; wir hattens und könnens noch eine hübsche Weile behalten. Du sprichst recht schnöde von Geldpolitik. Pourquoi pas? Die Tage der Ideologie sind vorbei und Alles kommt, wie es kommen mußte. Für den Händlerimperialismus, dessen Konsequenzen uns jetzt England vorführt, habe auch ich nicht übertrieben viel übrig und ich lächle fidel, wenn ich hier die Empörung wegen Südafrika aufflammen sehe, da wirs nächstens doch ganz eben so machen werden. Wie die Dinge sich aber entwickelt haben, blieb nichts Anderes übrig. Die Bahnen verständiger Bodenpolitik wurden zu früh verlassen; nun ists zu spät und Du ahnst nicht, wie vollkommen die Industrieleute jetzt das Heft in Händen haben. Natürlich: sie haben das Geld und die Erfolge, die heutzutage politisch allein noch werthvoll sind. Jetzt brauchen wir Raum auf der Erde. Ob mit den Briten, ob gegen sie, ist Frage der Opportunität; vor Allem müssen wir mitreden dürfen und uns zu diesem Zweck das taugliche Werkzeug schaffen. Schiffe, mein Sohn: andere Hunde werden hier nicht gepeitscht und alles Uebrige wird billig gegeben. Wo wir, bei der schon jetzt in der Armee argen Unzufriedenheit, die Lieutenants und Unteroffiziere herkriegen sollen, wenn sich überall bessere Arbeitgelegenheiten bieten, nescio. Ueberhaupt wirds ja das alte Preußen höllisch umkrempeln. Aber was soll man machen? In Bereitschaft sein ist Alles. Und ich habe zu unseren Leuten das Vertrauen, daß sie in Schönheit zu sterben wissen werden, wie die adeligen Thermidoropfer. Die guten alten Formen sind noch da, ewig kann keine Klasse von Rackers jubiliren und Bismarck hatte so Recht: Nach Neune ist Alles aus!

Gewiß handelt sichs um Geld. Schofle Sache, die man aber haben muß. Du hast doch einen Jungen. Soll er beim Kommiß acht Jahre lang auf den Oberlieutenant warten und, halb grau, mit zerrütteten Nerven, Hauptmann werden? Raus mit dem Bengel in die weite Welt, wo er mit Dreißig vielleicht so viel hat wie bei uns ein Kommandirender! Irgend ein Neuer hat gut gesagt, Kinderland verdiene mehr Opfer und Liebe als Vaterland.

Grüße mir Deine Wirthsleute, die Dir den Kopf nicht vollheulen sollen. Und wenn die Grillen kommen: Rothspohn ist bei dieser gottverdammten Witterung noch immer das Sicherste. Altpreußen oder greater Germany: wenns Einem nur wohl um den Magen ist!

Werde munter und modern wie

Dein getreuer

Bernhard.

Die Krankheit Friedrichs Nietzsche.

Im Laufe des letzten Jahres fand ich in verschiedenen Zeitschriften Artikel über die Krankheit meines Bruders. Ich will es jedem zartfühlenden Leser überlassen, darüber zu urtheilen, ob es schicklich ist, über den Krankheitzustand eines Lebenden allerhand Phantasien zu veröffentlichen. Ich muß aber feststellen, daß Alle, die meinem Bruder in irgend einer Weise nahe stehen, diese Artikel als eine Beleidigung nicht nur ihrer Freundschaft, sondern der Wahrheit an sich empfinden; sie meinen, wenn Jemand durchaus allem Zartgefühl ins Gesicht schlagen wolle, so dürfte man doch wenigstens verlangen, daß, ehe er schreibt, er sich genau nach den näheren Umständen erkundigt und sich gründlich mit Dem bekannt macht, was bereits an kompetenter Stelle gesagt worden ist. Wenn ein Arzt, ohne den Kranken persönlich zu kennen, ohne ihn untersucht und ohne seine Krankheitgeschichte genau studirt zu haben, sich erlaubt, eine Diagnose zu stellen, so wird er von jedem wissenschaftlich gebildeten Menschen Charlatan genannt. Auch ich erlaube mir, diesen Ausdruck allen Denen gegenüber zu gebrauchen, die Vermuthungen über die Krankheit meines Bruders aufstellen, ohne auch nur die geringste Kenntniß von der Person meines Bruders in gesunden oder kranken Tagen zu haben.*)

Um nun allen diesen Mythenbildungen ein Ende zu bereiten, bin ich gebeten worden, die Geschichte der Krankheit meines Bruders von Anfang bis Ende zu erzählen und sie in einer kurzen Darstellung, wie sie in den Rahmen einer Zeitschrift paßt, zusammenzufassen. Ich muß einiges Bekannte dabei wiederholen, um ein Gesammtbild geben zu können, denn darauf kommt es jetzt allein an. Gerade dadurch, daß in dem zweiten Theil der Biographie nur ein Stück: der Anfang seiner Krankheitgeschichte, zu finden ist, haben sich ungeduldige Leser veranlaßt gefühlt, voreilige Schlüsse hinzuzufügen.

Mein Bruder war von Geburt an ein außerordentlich kräftiges Kind mit einer brünetten, gesunden Hautfarbe und blühenden Wangen. Er behauptete stets, er habe während seiner ganzen Kinderzeit wie ein richtiger Bauernjunge ausgesehen: rund, braun und rothbäckig. Hätte er nicht so wunderbar schöne große Augen und ein so formvolles Benehmen gehabt, so würde vielleicht kein Mensch in ihm das hoch begabte, merkwürdige Kind geahnt haben. Ich muß noch hinzufügen, daß das reiche blonde Haar, das ihm leicht und malerisch auf die Schultern fiel, den robusten Eindruck der Erscheinung etwas milderte. Er war durch und durch gesund, denn wir stammen von väterlicher und mütterlicher Seite aus kerngesunden Familien,

*) Ich nehme die Aeußerungen des Herrn Dr. Sandberg in der „Zukunft" vom 6. 6. 99 aus, da er meinen Bruder persönlich kennt.

wie ich in der Biographie ausführlich dargelegt habe. Unsere Mutter war von einer geradezu merkwürdigen körperlichen Anmuth, Kraft und Frische und auch unser Vater ist ein kerngesunder Mann gewesen, was durch seinen frühen Tod und das letzte Krankheitjahr etwas in Vergessenheit gerathen zu sein scheint. In Folge seiner Kurzsichtigkeit stürzte er sieben steinerne Stufen rücklings in den gepflasterten Hof hinunter und starb elf Monate darauf an dieser Gehirnerschütterung. Mein Bruder war fünf Jahre alt, als unser Vater starb. Dieser frühe und ungewöhnliche Tod hat die Annahme aufkommen lassen, unser Vater sei kränklich und mit einem Gehirnleiden behaftet gewesen. Dem Gerücht ist von meiner Mutter und meinem Bruder leider nicht energisch genug widersprochen worden. Aber nach dem Urtheil der gesammten Familienmitglieder, die Zeugen seines Lebens gewesen sind, hat unser Vater bis zu seiner Erkrankung als durchaus gesund gegolten und Jeden durch sein blühendes Aussehen erfreut. Noch leben ein Cousin und eine Cousine, die Das bestätigen können. Dieser Cousin hat mit unserem Vater die Klosterschule Roßleben besucht, ist viel mit ihm zusammengewesen und nur drei Jahre jünger als unser Vater, jetzt also 83 Jahre alt. Er folgt der guten alten nietzschischen Familientradition, in geistiger und körperlicher Frische sehr alt zu werden. Ich habe in der Biographie schon so viel von der körperlichen Rüstigkeit unserer Vorfahren geredet, daß ich hier darauf verweisen kann. Ich muß diese Rüstigkeit aber nach jeder Richtung hin betonen, weil es zu einem meiner Glaubenssätze gehört, daß ein großer und starker Geist als Voraussetzung eine Reihe körperlich und geistig gesunder Vorfahren verlangt. Daß deshalb, weil unser Vater an einer Gehirnkrankheit gestorben ist, mein Bruder erblich belastet sein müßte, ist also nach dem Dargestellten ein vollkommener Fehlschluß. Würde man etwa von erblicher Belastung reden, wenn ein Mann an den Folgen eines Beinbruches stürbe und sein Sohn im späteren Leben ebenfalls einen Beinbruch erlitte?

Das einzige nicht ganz Normale, was wir vielleicht von unserem Vater geerbt haben könnten, ist die Disposition zu einer großen Kurzsichtigkeit; und diese Disposition wurde durch ein düsteres Kinderzimmer, in dem mein Bruder von seinem fünften bis zu seinem zwölften Jahr verweilte, besonders stark entwickelt. Wir waren von frühester Jugend an sehr lern- und lesebegierige Kinder, sogenannte „Bücherwürmer“. Es ist mir noch heute unbegreiflich, wie unsere liebe Mutter, die sehr richtige Grundsätze in Bezug auf Hygiene hatte, uns dieses düstere Zimmer gestatten konnte; aber in jener Zeit herrschte überall eine merkwürdige Unkenntniß der Bedürfnisse des menschlichen Auges. Unsere Mutter erzählte immer, daß sie zu Hause oftmals — zusammen elf Kinder — bei einer Lampe gearbeitet hätten und daß ihr Unterrichtszimmer auch nicht viel heller gewesen sei als das unserige, weil der

Hauslehrer den einen der hellen Fensterplätze ganz allein für sich in Anspruch genommen habe. Auch in Pforta herrschte damals eine überaus kümmerliche Beleuchtung, sowohl der Klassen- als der Arbeitzimmer; mein Bruder erging sich während seines Aufenthaltes dort in lebhaften Verwünschungen darüber, daß auf die Augen der Schüler so wenig Rücksicht genommen würde; zweimal litt er an Uebermüdung der Augen und heftigen Schmerzen. Unsere Mutter nahm ihn dann zu sich nach Hause, wo er sich bald erholte. Sie huldigte im Allgemeinen der Naturheilkunde und Homöopathie; wir bekamen niemals Medizin und alle Erkrankungen, mochten sie sein, welche sie wollten, wurden mit Einpackungen, kalten Uebergießungen und Spazirengehen kurirt. Auch die Kost war sehr vernünftig eingerichtet: viel Gemüse, viel Obst und Mehlspeisen, wenig Fleisch und gar kein Wein oder Bier, was der damals allgemein bei Kindern angewandten Kräftigungmethode ganz widersprach. Da nun mein Bruder außerdem ein großer Freund von allen Bewegungen im Freien, vom Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen und großen Spazirgängen war, so wuchs er zu einem sehr kräftigen Jüngling empor. Als er die Universität bezog, war er das Abbild eines jener prachtvollen blühenden Jünglinge, wie Stifter sie geschildert hat. Er hatte die selbe Größe wie Goethe, nur war er noch etwas proportionirter gewachsen, da er längere Beine besaß; doch theilte er mit Goethe die Eigenschaft, viel größer auszusehen, als er eigentlich war. Ich erzählte schon in der Biographie, daß, wenn die Freunde Erwin Rhode und er nach der Reitstunde, manchmal noch mit der Reitpeitsche in der Hand, strahlend von Gesundheit, körperlicher Anmuth und geistiger Ueberlegenheit, ins Kolleg kamen, Beide von den anderen Studenten „wie zwei junge Götter“ förmlich angestaunt worden seien. Und Frau Geheimräthin Ritschl sagte damals, daß für einen so geistreichen Menschen mein Bruder eigentlich zu gesund aussehe.

Als Kind war er immer etwas ernst gewesen, aber als Jüngling und Mann war er geneigt, die Dinge von einer humoristischen Seite zu nehmen; dabei lag in seinem ganzen Wesen, in Allem, was er that und sprach, eine ungewöhnliche Harmonie; er gehörte zu den wenigen Menschen, die niemals schlechte Laune haben. Alle seine Freunde rühmen das ungewöhnlich Maßvolle seines Benehmens, das warme, herzliche, angenehme Lachen, das aus der Tiefe eines wohlwollenden und liebevollen Gemüthes quoll.

So hatte denn die Natur in ihm, wie in Goethe, ein Wesen geschaffen, das körperlich wie geistig in vollkommenster Harmonie war: der ungewöhnlichen geistigen Begabung entsprach eine außerordentlich kräftige Leiblichkeit.

Meines Bruders erste große und wirklich lebensgefährliche Krankheit war eine Verletzung, die er sich beim Militär zuzog; er war beim Reiten auf den Sattelknopf gestoßen, zwei Brustmuskeln waren zerrissen, und da er

sich einige Tage, bis er endlich in Ohnmacht fiel, die Schmerzen zu verbeißen suchte, so war daraus eine gefährliche Muskelentzündung entstanden, die ihn Monate lang ans Krankenlager fesselte und seiner Dienstleistung ein frühes Ende bereitete. Die zweite Krankheit zog er sich während des Krieges 1870/71 zu. Da er damals schon Ordentlicher Professor an der Universität Basel war, so konnte er als Schweizer nicht Kombattant sein. Aber er brannte vor Begierde, seine Dienste dem Vaterland zu weihen, und so gestattete man ihm, als Krankenpfleger mitzuziehen. Bei einem Verwundetentransport, den er von Metz aus nach Karlsruhe geleitete, übermüdete er sich bei der Pflege von sechs schwer Verwundeten, die ihm anvertraut waren, so, daß er sich schließlich eine Ansteckung an Ruhr und Diphtheritis zuzog, Leiden, von denen die armen Leute neben ihren Verwundungen auch noch geplagt waren. Mein Bruder erkrankte in Erlangen damals auf den Tod (der Geistliche kam schon, um ihn auf seine letzte Stunde vorzubereiten) und es wurde ihm mit so unglaublich scharfen Arzeneimitteln bei dieser Krankheit zugesetzt, daß unsere Mutter später bitter zu bemerken pflegte, sie wundere sich nur, daß er nicht an den Mitteln gestorben sei. Aber doch erholte er sich. Die Eindrücke des Schlachtfeldes hatten ihn namenlos erschüttert und es bestätigte sich, was Richard Wagner vorher gesagt hatte, daß seine zart empfindende Seele den Anblick einer so entsetzlichen Wirklichkeit nicht ertragen könnte. Hätte sich nun aber mein Bruder ein Jahr lang von diesen seelischen und körperlichen Strapazen bei vollständigem Nichtsthun erholen können, so würde auch dieser Choc von seiner kräftigen Natur sicherlich überwunden worden sein; aber die Kriegsereignisse hatten gerade seine besten griechischen Studien unterbrochen und so kehrte er mit der größten Leidenschaft so bald wie möglich zur wissenschaftlichen Arbeit zurück. Auch andere Arbeiten waren durch diese kriegerische Unterbrechung sehr in Rückstand gekommen, Arbeiten, die, wie das Korrekturlesen in kleinster griechischer und lateinischer Schrift an dem Index des Rheinischen Museums, die Augen überaus anstrengten. Der nur halb Wiederhergestellte arbeitete nun Tag und Nacht, um Alles nachzuholen, was die Kriegsmonate ihn hatten versäumen lassen, bis er plötzlich wieder erkrankte und jetzt endlich einen Urlaub nahm, um sich zu erholen. Leider begann er von jenem Winter 1871 an, mit allerlei Arzeneimitteln an sich selbst herumzukuriren, da er in der Zeit, wo er als Pfleger der Verwundeten ausgebildet wurde, in einige Geheimnisse der Heilkunde eingeweiht worden war. Auch die Aerzte waren in jener Zeit mehr als jetzt geneigt, mit neuen, oft noch nicht genügend erprobten Mitteln Versuche zu machen; — war doch in den sechziger und siebenziger Jahren die Chemie zur Modewissenschaft geworden. Der Mensch wurde als eine Art Retorte betrachtet, in der man durch die verschiedensten Chemikalien die merkwürdigsten Ver-

änderungen hervorrufen könne. Die Versuche, die sowohl mein Bruder als die Aerzte mit mehreren neuen, recht seltsamen Mitteln unternahmen, um ihn so schnell wie möglich gesund zu machen, ruinirten seinen ehemals guten Magen vollständig. Von da an ward er, weil die regelmäßige Ernährung des Gehirns und der Augennerven durch die schlechte Beschaffenheit seines Magens unterbrochen wurde, die Beute von Kopfschmerzen und Mageníndispositionen. Ich sage also nicht, wie Jemand neulich behauptete, daß von dem Gift jener Krankheiten, der Diphtheritis und rothen Ruhr, Etwas in ihm zurückgeblieben sei, sondern ich sage, daß die Arzeneimittel, die er seitdem anwandte, seine gesunde Konstitution und seinen guten Magen ruinirt haben und dadurch das Gleichgewicht zwischen der Nahrungzufuhr und dem Verbrauch der Nerven- und Geisteskraft zerstört wurde. Das würde sich nun bei manchem Anderen, der sich nur in geringer Weise geistig beschäftigt, doch mit der Zeit wieder ausgeglichen haben; aber bei einem so eminent geistig thätigen Menschen, der seine Nervenkraft im Uebermaß verbrauchte, mußte Das allmählich von den schlimmsten Folgen sein. Man erzählt sich von Bismarck, daß er öfters gesagt habe: „Wenn man mir so viel Arbeit zumuthet, muß man mir auch gut zu essen und zu trinken geben." Das ist ein vollkommen richtiger und gesunder Grundsatz: der Verbrauch der Nervenkraft muß mit der Zufuhr der Nahrung im Einklang stehen. Aber durch den schlechten Magen meines Bruders war eben die gute Verdauung der Nahrungmittel behindert und unterbrochen. Wäre mein Bruder nicht eine von Grund aus gesunde Natur gewesen, hätte er nicht Jahre lang gewissermaßen von dem aufgespeicherten Schatz seiner Kraft zehren können, so wäre es ganz unmöglich gewesen, daß er uns mit einer solchen Fülle der herrlichsten Werke beschenken konnte.

Das Unglück wollte noch, daß ihm das Büchlein des Italieners Cornaro in die Hände fiel und bei ihm gerade so viel Unheil wie bei anderen Leuten anrichtete, wie er selbst in der „Götzendämmerung" zum warnenden Beispiel erzählt. Mein Bruder kam erst in den Jahren 1886/87 zu der Ueberzeugung, wie irrthümlich und wie verderblich die Vorschläge jenes Italieners (der eine Art Hungerkünstler war) gewesen sind. Er schreibt in der „Götzendämmerung":

„Jedermann kennt das Buch des berühmten Cornaro, in dem er seine schmale Diät als Rezept zu einem langen und glücklichen Leben — auch tugendhaften — anräth. Wenige Bücher sind so viel gelesen worden, noch jetzt wird es in England jährlich in vielen Tausenden von Exemplaren gedruckt. Ich zweifle nicht daran, daß kaum ein Buch ... so viel Unheil gestiftet, so viele Leben verkürzt hat wie dies so wohlgemeinte Kuriosum. Grund dafür: die Verwechslung der Folge mit der Ursache. Der biedere

Italiener sah in seiner Diät die Ursache seines langen Lebens, während die Vorbedingung zum langen Leben, die außerordentliche Langsamkeit des Stoffwechsels, der geringe Verbrauch, die Ursache seiner schmalen Diät war. Es stand ihm nicht frei, wenig oder viel zu essen, seine Frugalität war nicht ein ‚freier Wille': er wurde krank, wenn er mehr aß. Wer aber kein Karpfen ist, thut nicht nur gut, sondern hat es nöthig, ordentlich zu essen. Ein Gelehrter unserer Tage, mit seinem rapiden Verbrauch an Nervenkraft, würde sich mit dem régime Cornaros zu Grunde richten. Crede experto."

Um es kurz zusammenzufassen: mein Bruder hat im Verhältniß zu seiner eminenten geistigen Thätigkeit viel zu wenig und nicht das Richtige gegessen. Da das Leiden, das ihn quälte, Migräne war, wobei man schon ohnehin nicht geneigt ist, Nahrung zu sich zu nehmen, so hätte er wenigstens die Zeiten zwischen den Migräneanfällen benutzen sollen, um durch stärkeres Essen den Verbrauch der geistigen Nervenkraft etwas auszugleichen; aber wie gesagt, das Büchlein hatte ihm eine ganze Zeit den Irrthum beigebracht, daß ein Minimum von Kost dem Menschen genüge. Um jedem Irrthum vorzubeugen, bemerke ich sogleich, daß ich nicht etwa behaupte, daß stark geistig arbeitende Menschen starke Esser und Schlemmer sein müßten, sondern, daß die Zufuhr der Nahrung in ganz individueller Weise mit dem Verbrauch der geistigen Kräfte in Einklang gesetzt werden muß. Das sollte gerade die Aufgabe der Aerzte sein, die Diät ganz individuell zu bestimmen, und eine Aufgabe der Frauen, diese Diät in der Kochkunst in vollkommenster Weise auszuführen. Ich kann es hier nicht so ausführlich beschreiben, wie mit veränderter Kost, Luft und Klima sich bei meinem Bruder das körperliche Befinden besserte und verschlechterte; immerhin waren mangelhafte Diät und falsches Klima nicht die Hauptveranlassung, daß er nicht wieder zu der Kraft seiner Jünglingsjahre zurückzukehren vermochte. In der Natur meines Bruders war ein Uebelstand zu überwinden, der kaum zu überwinden war: sobald er sich nämlich vollständig gesund fühlte, brach eine so ungeheuere geistige Schaffenskraft hervor, daß er sich unglaublich viel zumuthete und dadurch den guten Zustand seiner Gesundheit immer wieder in Frage stellte. Aber darin war nichts zu ändern; mein Bruder sagte mir einmal scherzhaft: „Mir fällt in einem Tage so viel ein, daß zwei Professoren zwei dicke Bücher davon schreiben könnten." Das war im Scherz gesagt, aber im Ernst gemeint, wie seine Niederschriften deutlich beweisen. Nachdem in den Jahren jenes unglücklichen Medizinirens und der geringen Nahrungzufuhr der aufgespeicherte Schatz seiner Kraft zum großen Theil verbraucht worden war, mußte bei jeder großen geistigen Anstrengung ein Mißverhältniß entstehen, was auch immer wieder geschah.

Wie ich schon erwähnte, nannten wir das Leiden meines Bruders,

das ihm das Leben verbitterte, Migräne. Es waren Tage mit Kopfschmerz und Uebelkeiten, die in guten Zeiten alle drei, vier Wochen wiederkehrten, in schlechten ihn aber eine um die andere Woche, ja fast in jeder Woche heimsuchten. Er trug seine Leiden mit unendlicher Geduld; seine Wirthin in Genua nannte ihn nur: „il santo“. Außerordentlich wohlthuend wirkte klares, sonniges Wetter auf ihn; und alle jene Gegenden, die sich durch barometrischen Hochstand auszeichnen, wurden deshalb von ihm bevorzugt. Es ist bekannt, daß Nizza sowohl als Sils-Maria unverhältnißmäßig mehr als andere Orte schöne, klare Tage haben. Er wählte diese Orte also nicht etwa, weil es berühmte und modische Kurorte waren, wie irgend ein Nietzsche-Ausleger behauptet hat, sondern nur aus klimatischen Rücksichten. Der Einfluß, den feuchte oder trockene Luft, heller oder düsterer Himmel auf die Organe des Menschen ausüben, ist nach der Meinung meines Bruders bisher noch viel zu wenig berücksichtigt worden. Er schreibt darüber: „Jetzt, wo ich die Wirkungen klimatischen und meteorologischen Ursprungs aus langer Uebung an mir als an einem sehr feinen und zuverlässigen Instrumente ablese und bei einer kurzen Reise schon, etwa von Turin nach Mailand, den Wechsel in den Graden der Luftfeuchtigkeit physiologisch bei mir nachrechne, denke ich mit Schrecken an die unheimliche Thatsache, daß mein Leben bis auf die letzten zehn Jahre, die lebensgefährlichen Jahre, sich immer nur in falschen und mir geradezu verbotenen Orten abgespielt hat. Naumburg, Schulpforta, Thüringen überhaupt, Bonn, Leipzig, Basel, — eben so viele Unglücksorte für meine Physiologie . . .“

Manchmal glaubte ich, daß diese Migräneanfälle eine grausame List der Natur seien, um ihn vom Arbeiten abzuhalten, denn während solcher Tage arbeitete er absolut nichts. Aber diese List gelang nur unvollkommen, denn vom Nachdenken über seine schwierigsten Probleme ließ er selbst während dieser Kopfschmerzentage nicht ab. Er beschreibt den Zustand seiner schlimmsten Tage mit den nachfolgenden Worten:

„Mitten in Martern, die ein ununterbrochener dreitägiger Gehirn-Schmerz sammt mühseligem Schleim-Erbrechen mit sich bringt, besaß ich eine Dialektiker-Klarheit par excellence und dachte Dinge sehr kaltblütig durch, zu denen ich in gesünderen Verhältnissen nicht Kletterer, nicht raffinirt, nicht kalt genug bin. Meine Leser wissen vielleicht, inwiefern ich Dialektik als Decadence-Symptome betrachte, z. B. im allerberühmtesten Fall: im Fall des Sokrates. Alle krankhaften Störungen des Intellekts, selbst jene Halbbetäubung, die das Fieber im Gefolge hat, sind mir bis heute gänzlich fremde Dinge geblieben, über deren Natur und Häufigkeit ich mich erst auf gelehrtem Wege zu unterrichten hatte. Mein Blut läuft langsam. Niemand hat je an mir Fieber konstatiren können. Ein Arzt, der mich länger als

Nervenkranken behandelte, sagte schließlich: ‚Nein! an Ihren Nerven liegts nicht, ich selber bin nur nervös.‘ Schlechterdings unnachweisbar irgend eine lokale Entartung; kein organisch bedingtes Magenleiden, wie sehr auch immer, als Folge der Gesammterschöpfung, die tiefste Schwäche des gastrischen Systems. Auch das Augenleiden, dem Blindwerden zeitweilig sich gefährlich annähernd, nur Folge, nicht ursächlich: so daß mit jeder Zunahme an Lebenskraft auch die Sehkraft wieder zugenommen hat . . .“

Es konnte niemals von den Aerzten genau festgestellt werden, ob die Kopfschmerzen meines Bruders durch ein Augenleiden verursacht oder ob umgekehrt die schwachen Augen nur Folge eines Kopfleidens seien. In den Jahren 1878/79 behandelten zu gleicher Zeit vier Aerzte meinen Bruder; zwei davon behaupteten, daß ein Kopfleiden die Ursache seiner Schmerzen sei, zwei andere schoben das ganze Leiden auf den Zustand seiner überanstrengten Augen. Einer von diesen war der berühmte Professor Graefe in Halle. Er sagte nach der Untersuchung: „Ihre Augen sind ein eben so deutliches wie schlimmes Beispiel, bis zu welchem Grade sich Gelehrte ihre Augen ruiniren können. Ich müßte Ihnen nun eigentlich rathen: Schreiben und lesen Sie mehrere Jahre kein Wort! Aber ich könnte Ihnen eben so gut verbieten, zu athmen.“ Jedenfalls war das Gutachten Professor Graefes die Ursache, daß mein Bruder seine Stellung als Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel aufgab, da gerade das Lesen und Schreiben der griechischen Buchstaben für die Augen besonders schädlich sein soll. Später, als sich der Zustand der Augen besserte, haben wir doch das Leiden meist Migräne genannt.

Es gab auch Aerzte, die die Ursache seiner Kopfschmerzen in einem anderen Grunde suchten: in seiner Keuschheit. Sie riethen ihm dringend, zu heirathen, aber für einen so fein fühlenden Menschen wie meinen Bruder, der die Freundschaft das Beste an der Ehe fand, war Das doch ein peinlicher Grund zu einer Eheschließung. In anderer Form sich den Geschlechtsverkehr zu suchen, war meinem Bruder widerlich, ihm, von dem sein Freund Freiherr von Seydlitz schreibt: „Wo lebt Der, der ihm einen Makel nachweisen könnte? Er war so kristallen, so durchleuchtend wie das Wasser eines Bergbaches; was sag’ ich: Bergbäche könnten sich noch bedanken, wären sie so rein: Lauterkeit und Keuschheit haben durch ihn neuen, höher potenzirten Werth erhalten“. Und sein Freund Peter Gast sagt: „Er empfand in diesen Dingen zarter als das zarteste junge Mädchen.“ Im Uebrigen glaube ich, daß solche vorhin angedeuteten Rathschläge der Aerzte namenloses Elend über die Männerwelt gebracht und manche edle Natur vollkommen herabgewürdigt haben. Es freut mich, daß jetzt durch sehr berühmte Aerzte, Physiologen und Psychologen die Keuschheit wieder zu ihrem Werth gekommen ist und

als eine Kraftquelle des höchsten Geistesschaffens anerkannt wird; daß sie nicht jedenfalls mehr zu den ärztlich verbotenen Dingen gehört und dem Individuum die volle persönliche Freiheit auch darin gestattet wird.

Nur in schlimmen Zeiten dauerte der Anfall zwei bis drei Tage, in guten Zeiten währte das Leiden ungefähr achtzehn Stunden. Dann aber erhob er sich frisch und arbeitlustig, entzückt über das wonnige Gefühl, wieder ganz gesund zu sein. Dr. Heinrich von Stein, der meinen Bruder im Sommer 1884 im Engadin besuchte, konnte sich mir gegenüber nicht genug verwundern, welche prachtvoll elastische Natur mein Bruder haben müsse. Er war gerade bei ihm angekommen, als er einen schlimmen Migränetag hatte, so daß er ihm sehr leidend und kümmerlich erschien; und „den anderen Morgen kommt er zu mir", so erzählte Dr. von Stein, „strahlend von Geist und Kraft, liebenswürdig und übermüthig wie ein Held nach der Schlacht". Daß mein Bruder gerade aus diesem plötzlichen Wechsel von Krankheit und Gesundheit, den dieses seltsame Leiden der Migräne mit sich bringt, unendlich viel für seine Philosophie gelernt hat, kann man aus vielen Stellen seiner Schriften herauslesen; zum Beispiel schreibt er in „Menschliches, Allzumenschliches": „Wer oft krank ist, hat nicht nur einen viel größeren Genuß am Gesundsein, wegen seines häufigen Gesundwerdens: sondern auch einen höchst geschärften Sinn für Gesundes und Krankhaftes in Werken und Handlungen, eigenen und fremden: so daß zum Beispiel gerade die kränklichen Schriftsteller — und darunter sind leider fast alle großen — in ihren Schriften einen viel sichereren und gleichmäßigeren Ton der Gesundheit zu haben pflegen, weil sie besser als die körperlich Robusten sich auf die Philosophie der seelischen Gesundheit und Genesung und ihre Lehrmeister: Vormittag, Sonnenschein, Wald und Wasserquelle, verstehen."

Und noch tapferer und übermüthiger schreibt er im fünften Buch der „Fröhlichen Wissensch.": „Wir Neuen, Namenlosen, Schlechtverständlichen, wir Frühgeburten einer noch unbewiesenen Zukunft, — wir bedürfen zu einem neuen Zweck auch eines neuen Mittels, nämlich einer neuen Gesundheit, einer stärkeren, gewitzteren, zäheren, verwegeneren, lustigeren, als alle Gesundheiten bisher waren. Wessen Seele danach dürstet, den ganzen Umfang der bisherigen Werthe und Wünschbarkeiten erlebt und alle Küsten dieses idealischen ‚Mittelmeers' umschifft zu haben, wer aus den Abenteuern der eigensten Erfahrung wissen will, wie es einem Eroberer und Entdecker des Ideals zu Muthe ist, insgleichen einem Künstler, einem Heiligen, einem Gesetzgeber, einem Weisen, einem Gelehrten, einem Frommen, einem Wahrsager, einem Göttlich-Abseitigen alten Stils: der hat dazu zuallererst Eins nöthig, die große Gesundheit — eine solche, welche man nicht nur hat, sondern auch beständig noch erwirbt und erwerben muß, weil man sie immer wieder preisgiebt, preisgeben muß! . . .

Und nun, nachdem wir lange dergestalt unterwegs waren, wir Argonauten des Ideals, muthiger vielleicht, als klug ist, und oft genug schiffbrüchig und zu Schaden gekommen, aber, wie gesagt, gesünder, als man es uns erlauben möchte, gefährlich-gesund, immer wieder gesund, — will es uns scheinen, als ob wir, zum Lohn dafür, ein noch unentdecktes Land vor uns haben, dessen Grenzen noch Niemand abgesehen hat, ein Jenseits aller bisherigen Länder und Winkel des Ideals, eine Welt, so überreich an Schönem, Fremdem, Fragwürdigem, Furchtbarem und Göttlichem, daß unsre Neugierde eben so wohl als unser Besitzdurst außer sich gerathen sind — ach, daß wir nunmehr durch nichts mehr zu ersättigen sind! . . ."

Man darf also nicht denken, daß mein Bruder seine Leiden nur als Dulder getragen hätte, — nein, im Gegentheil: er kämpfte dagegen als Held und Sieger. Sobald es ihm irgendwie besser ging, blickte er auf das Leiden, als eins der Mittel zur Erkenntniß, wie auf einen Gegner, der ihn die geschickteste Kriegsführung gelehrt hätte und dem er deshalb unendlich viel zu verdanken habe. Ja, er brachte diesem harten Schicksal nicht nur Dank, sondern sogar Liebe entgegen. Er schreibt im Sommer 1888: „Ich habe mich oft gefragt, ob ich den schwersten Jahren meines Lebens nicht tiefer verpflichtet bin als irgend welchen anderen. So wie meine innerste Natur es mich lehrt, ist alles Nothwendige, aus der Höhe gesehn und im Sinne einer großen Oekonomie, auch das Nützliche an sich, — man soll es nicht nur tragen, man soll es lieben . . . Amor fati: das ist meine innerste Natur. Und was mein langes Siechthum angeht: verdanke ich ihm nicht unsäglich viel mehr als meiner Gesundheit? Ich verdanke ihm eine höhere Gesundheit, eine solche, welche stärker wird von Allem, was sie nicht umbringt! Ich verdanke ihm auch meine Philosophie . . . Erst der große Schmerz ist der letzte Befreier des Geistes, als der Lehrmeister des großen Verdachts, der aus jedem U ein X macht, ein echtes, rechtes X, Das heißt, den vorletzten Buchstaben vor dem letzten . . . Erst der große Schmerz, jener lange, langsame Schmerz, in dem wir gleichsam wie mit grünem Holz verbrannt werden, der sich Zeit nimmt, zwingt uns Philosophen, in unsere letzte Tiefe zu steigen und alles Vertrauen, alles Gutmüthige, Verschleiernde, Milde, Mittlere, wohin wir vielleicht vordem unsere Menschlichkeit gesetzt haben, von uns zu thun. Ich zweifele, ob ein solcher Schmerz ‚verbessert': aber ich weiß, daß er uns vertieft . . ."

Zu verschiedenen Zeiten: im Frühjahr 1882, Sommer 1886, Frühling 1888, hielt sich mein Bruder für vollkommen wiederhergestellt, weil ihn da die Anfälle der Migräne fast ganz und gar verlassen hatten. Diese Wiederherstellungen hingen meistens mit einer veränderten Lebensweise zusammen, die aber dann doch nicht dauernd wirkten, weil eben, wie schon erwähnt, mit

jeder Besserung eine enorme Arbeitlust ausbrach. Er hatte sich aber mit der Zeit ein Regime zusammengestellt, das sicherlich zu den allervernünftigsten gehörte: „Die Mittel, mit denen Julius Caesar sich gegen Kränklichkeit und Kopfschmerz vertheidigte: ungeheure Märsche, einfachste Lebensweise, ununterbrochner Aufenthalt im Freien, beständige Strapazen —: das sind, ins Große gerechnet, die Erhaltung- und Schutzmaßregeln überhaupt gegen die extreme Verletzlichkeit jener subtilen und unter höchstem Druck arbeitenden Maschine, welche Genie heißt."

Ja, es war noch etwas Anderes als jener ungestüme Schaffensdrang, der die dauernde Genesung verhinderte, nämlich die eben erwähnte außerordentliche Verletzlichkeit seiner zarten Seele, die ihm alle Angriffe und seine Vereinsamung so unsäglich schmerzhaft machte. Man kann überhaupt sagen, daß es nicht die schwankende Gesundheit war, unter der er in den Jahren von 1882 bis 1888 am Meisten gelitten hat, sondern in viel höherem Grade der Mangel an Verständniß, die boshaften Angriffe und seine Verlassenheit. Er schreibt mir am achtundzwanzigsten Mai 1887: „Auch mir wird Jahr für Jahr schwerer; und die schlimmsten und schmerzhaftesten Zeiten meiner Gesundheit erschienen mir nicht so drückend und hoffnungarm wie meine jetzige Gegenwart. Was ist denn geschehen? Nichts als was nothwendig war — meine Differenz mit allen Menschen, von denen ich bis dahin Vertrauen empfangen hatte, ist ans Licht gekommen: man merkt gegenseitig, daß man sich eigentlich verrechnet hat. Der Eine schwenkt hierhin ab, der Andere dorthin, Jeder findet seine kleine Heerde und Gemeinschaft, nur gerade der Unabhängigste nicht, der allein übrig bleibt und vielleicht, wie in meinem Fall, gerade schlecht zu dieser radikalen Vereinsamung taugt."

Bitterer und ergreifender klingt ein an mich gerichteter Brief vom zehnten Februar 1888 aus Nizza:

„Diesmal muß ich meinem armen Lama einen recht freundlichen und lieblichen Brief schreiben, nachdem ich es das letzte Mal so arg erschreckt habe; aber es steht wirklich diesen Winter schlimm mit mir, und wenn Du es aus der Nähe sähest, würdest Du mir gewiß einen solchen schmerzlichen Schrei, wie es jener Brief war, verzeihen. Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt; ich bin dann beinahe die Beute der düstersten Entschließungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zu viel Schlimmes hinunterschlucken müssen und sehe mich, rückwärts blickend, vergebens nach auch nur einem guten Erlebniß um. Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit schließlich hervorgebracht, dank der beinahe Alles, was von außen an mich herankommt, mich krank macht und das Kleinste zum Unthier anwächst. Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist,

und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe: hier steckt jedenfalls die Hauptnoth. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich ... Aber ich will nicht in dieser Tonart fortfahren. Die Gegenrechnung ist, daß Dein Bruder ein tapferes Thier ist, daß er Erstaunliches auch wieder in dem letzten Jahre durchgesetzt hat: aber warum muß jede meiner Thaten hinterdrein zur Niederlage werden? Warum fehlt mir jeder Zuspruch, jede tiefe Theilnahme, jede herzliche Verehrung?

Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich schönen Winters, guter Nahrung und starken Spazirengehens gut aufrecht erhalten. Nichts ist krank, nur die liebe Seele. Auch will ich nicht verschweigen, daß der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nichts ist krank, nur die liebe Seele."

Man kann diesen Brief nicht ohne heiße Thränen lesen. Diese Sehnsucht nach Liebe, nach Jüngern, die ihn verstehen, nach etwas von Herzen Erfreulichem —: alles Dies fehlte diesem Reichsten der Reichen, der in seiner Armuth sagte:

„Zehn Jahre dahin —,
kein Tropfen erreichte mich,
kein feuchter Wind, kein Thau der Liebe ..."

Zwischen den tief arbeitsamen Zeiten hätten helle, sonnige, fröhliche Wochen kommen müssen, Wochen einer vollständigen geistigen Erholung. Aber ein grausames Geschick hat ihm alles Das, was er gerade als Erholung empfand, nämlich ein Monate langes Zusammensein in schöner, gesunder Gegend mit vertrauten Freunden, in den letzten Jahren vor seiner geistigen Erkrankung entzogen. Alle Freunde, deren Gegenwart ihm hauptsächlich zur Erholung diente, waren inzwischen vom Leben nach ganz anderer Richtung so stark in Anspruch genommen, daß Keiner mehr Zeit hatte, ihm Monate lang seine Gegenwart zu schenken. Dazu führte auch mich das Schicksal 1886 mit meinem Manne nach Südamerika und so breitete sich allmählich um meinen Bruder jene grenzenlose Vereinsamung, jene bittere, ihm so schädliche Verlassenheit aus, unter der er mehr, als irgend Jemand ahnt, gelitten hat. Vielleicht bin ich die Einzige, der er diesen Schmerz in seinem ganzen Umfange gezeigt hat. Die Briefe sind, wie der vorhergehende, oft herzzerreißend, erfüllt von den bittersten Klagen, ja Vorwürfen gegen seine Freunde, gegen meinen Mann, der mich so weit fortgeführt hatte, vor Allem gegen mich selbst „daß wir ihn Alle, Alle verlassen hätten." Meine Verheirathung und Uebersiedelung nach Südamerika empfand er geradezu als eine Kränkung. Er fühlte nicht, daß diese Koloniegründung, dieser tägliche Kampf mit neuen Verhältnissen und Gefahren, doch ganz in seinem Sinne war, er betonte

nur, „daß er nun keinen Herd mehr habe, wo er sich wärmen könne“. Daß in diesen Vorwürfen gegen uns Alle manche Ungerechtigkeit lag, ist gewiß; mein Bruder vergaß, daß die Jahre zwischen Dreißig und Fünfzig die thätigsten und angestrengtesten in jedem Leben sind, während deren jeder Mensch an seiner Lebensaufgabe zu arbeiten hat und gewöhnlich durch zwingende Verhältnisse gebunden ist. Schließlich hätte sich mein Bruder nicht einmal etwas aus solchen Leuten gemacht, die unthätig, ohne einen bestimmten Beruf, dahinlebten; hat er doch immer den Beruf eines Menschen als dessen Rückgrat bezeichnet und nur für sehr hochgeartete Geister eine dauernde Muße für wünschenswerth gehalten. Aber wie es gekommen sein mag, wie viel Schuld wir uns, seine Nächsten, beizumessen und welche tiefen, quälenden Vorwürfe wir uns zu machen haben —: das Resultat jener Verknüpfung verschiedenartiger Umstände war die trostloseste Vereinsamung des Theuren.

Was war nun natürlicher, als daß er sich in seiner Einsamkeit mit Dem tröstete, was ihm am Meisten Freude machte und die höchste Genugthuung gewährte, nämlich mit dem Ausbauen und Niederschreiben seiner überreichen Gedankenwelt? So gab es keine Pause mehr in dem Verbrauch seiner geistigen Nervenkraft. Wer die geistigen Arbeiten des letzten Jahres vor seiner Erkrankung ansieht, Der hält es für unmöglich, daß ein Mensch das Alles in so kurzer Zeit geschrieben haben kann, nämlich in acht Monaten sechs Schriften: den Fall Wagner, Nietzsche contra Wagner, den ersten Theil des Willens zur Macht, Götzendämmerung, die Dionysos-Dithyramben und schließlich die autobiographischen Skizzen aus seinem Leben, Ecce homo genannt. Die diesen Schriften zu Grunde liegenden Gedanken sind zum größten Theil nicht in diesem Frühling und Sommer des Jahres 1888 konzipirt, aber jedenfalls ganz neu bearbeitet und alle Niederschriften, selbst die Druckmanuskripte, sind von seiner eigenen Hand niedergeschrieben, was allein für seine Augen eine ungeheuere Arbeitleistung bedeutet.

Und doch —: auch diese übergroße Arbeitlast und Schaffenslust hätte nicht das Schlimmste, die furchtbare Katastrophe, herbeiführen müssen. Alles, was ich bisher schilderte, war nur die Erklärung für seine durch die heftigen Kopfschmerzen so oft gestörte Gesundheit. Die Ursache aber zu seiner geistigen Erkrankung suche ich ganz allein in dem Gebrauch der Schlafmittel, worüber ich hier einiges Ausführliche sagen muß. Niemals hat mein Bruder Morphium oder Opium eingenommen oder als Einspritzung gebraucht, da er gegen alle Opiate einen starken Widerwillen hatte; aber er besaß eine wirkliche Zuneigung zu dem Schlafmittel Chloralhydrat, und zwar hauptsächlich deshalb, weil es am anderen Morgen keine erschlaffende Wirkung ausübte, sondern ihm zu arbeiten gestattete. Er schreibt darüber an mich: „Ich habe eine so ungeheuere Aufgabe vor mir, daß ich keine Stunde verlieren darf und

zu allen Mitteln greifen muß, die mir das Arbeiten erleichtern." Er täuschte sich nicht über die Gefährlichkeit dieses Schlafmittels und hatte sogar eine ganz merkwürdige Wirkung konstatirt, die vielleicht ganz individuell war, trotzdem aber Aerzte interessiren wird. Im Winter 1882/83 hat er in Folge von sehr unangenehmen Erlebnissen dieses Schlafmittel zum ersten Mal regelmäßig in größeren Dosen gebraucht und war von der seltsamen Wirkung so unangenehm berührt, daß er es sich mit aller Kraft im Frühjahr 1883 wieder abzugewöhnen suchte. Er behauptete nämlich, daß er unter der Wirkung dieses Mittels Briefe geschrieben, die er hinterher als vollkommen falsch verabscheut habe; das Chloral habe, wenn er es vor dem Schlafengehen genommen habe, am anderen Morgen nach dem Erwachen einen eigenthümlich erregten Zustand hinterlassen, der ihm Menschen und Dinge in einem ganz falschen Lichte zeigte. Gegen Mittag sei dann dieser Zustand verschwunden und es seien ihm „menschenfreundlichere Gefühle" wiedergekehrt. Als ich ihn einmal besorgt fragte, ob dies Mittel nicht auch auf die Niederschrift seiner Ansichten einwirken könnte, lachte er herzlich und meinte, so schlau wäre er auch, daran zu denken, aber am Nachmittag, wenn die menschenfreundlicheren Gefühle wiedergekehrt seien, prüfe er deshalb immer Das noch einmal, was er am Vormittag niedergeschrieben habe. Uebrigens vermied er dies Mittel, wenn er nur konnte, obgleich der dadurch hervorgerufene Schlaf nach seiner Schilderung außerordentlich angenehm gewesen sein muß, — nicht schwer und dumpf, sondern mit heiteren Träumen durchzogen. In sehr arbeitreichen Zeiten aber, besonders aber nach unangenehmen Erlebnissen, griff er doch danach. Mit dieser zarten Verletzlichkeit seiner Seele auch noch während der dunklen schlaflosen Nacht alle Leiden und Vernachlässigungen doppelt zu fühlen, war zu schwer. So schreibt er gegen Ende des Jahres 1884 von einem unangenehmen Vorkommniß: „Es hat mich sehr peinlich berührt! Leider bin ich dadurch wieder erkrankt und nehme das alte Mittel, — und dann hasse ich alle Menschen, die ich jemals kennen lernte, unsäglich, mich eingerechnet. Ich schlafe gut, aber es folgt darauf ‚Menschenhaß und Reue' und ich bin doch sonst der Mensch der wohlwollendsten Gesinnung." Uebrigens bin ich sicher, daß er sich das Chloral doch allmählich abgewöhnt hätte, wenn ihn die Aerzte damals nicht wiederholt versichert hätten, daß das Mittel unschädlich sei. Mein Bruder hat aber schließlich seine Gefahren selbst herausgefunden. z. B. daß es unter verschiedenen Umständen ganz verschieden wirkt. So soll es für starke Esser und Alkoholisten ein verhältnißmäßig harmloses Mittel sein, aber auf meinen Bruder, der, wenn er sich auch später darin verändert hat, immer noch als ein schwacher Esser zu bezeichnen war und fast nie Wein und Bier trank, mußte es die allerschädlichste Wirkung üben.

Ich will hier die letzten Erlebnisse vor der Katastrophe, so schwer mir

gerade Das wird, etwas ausführlicher erzählen. Nach dem unglaublich arbeitreichen Frühling und Sommer 1888 ging mein Bruder im Herbst wieder nach Turin, das ihm vom Frühjahr her in der schönsten Erinnerung geblieben war. Im Engadin hatte er ungewöhnlich schlechtes Wetter gehabt, und da Dies immer ungünstig auf seine Gesundheit wirkte, er aber so viele Arbeiten fertigstellen wollte, schrieb er mir, daß er mit ganz leichten Dosen seines Schlafmittels von Neuem begonnen habe, fügte aber hinzu, daß er durch eine sehr vernünftige Diät und kräftige Nahrung das Gleichgewicht gegen das Schlafmittel aufrecht erhalte. Nach den übergroßen geistigen Anstrengungen des Tages war nichts nöthiger als Schlaf; und doch war sein Geist abends nicht müde, wenn er sich von früh sechs Uhr an bis in die Nacht hinein mit Problemen beschäftigte, die seinem Herzen am Nächsten standen. In Turin fühlte er sich außerordentlich glücklich; er schrieb selbst, daß er etwas erregt sei, aber es erschien mehr als die frohe Erregung eines Solchen, der eine ungeheuere Arbeitlast bewältigt hat und nun glücklich ist, daß die geistigen und körperlichen Kräfte so gut ausgehalten haben. Er schrieb mir Anfang Oktober einen ganz begeisterten Bericht von Turin und fährt dann fort:

„Ich schreibe in diesem goldenen Herbst, dem schönsten, den ich je erlebte, einen Rückblick auf mein Leben, nur für mich selbst, Niemand soll es lesen mit Ausnahme eines gewissen guten Lamas, wenn es übers Meer kommt, den Bruder zu besuchen"; und die ersten Kapitel des „Ecce homo" tragen auch einen rührenden, verklärten Charakter, ganz der Stimmung der nachfolgenden kurzen Einleitung entsprechend:

„An diesem vollkommenen Tage, wo Alles reift und nicht nur die Traube braun wird, fiel mir eben ein Sonnenblick auf mein Leben: ich sah rückwärts, ich sah hinaus, ich sah nie so viel und so gute Dinge auf einmal. Nicht umsonst begrub ich heute mein vierundvierzigstes Jahr, ich durfte es begraben, — was in ihm Leben war, ist gerettet, ist unsterblich. Das erste Buch der Umwerthung aller Werthe, die Lieder Zarathustras, die Götzen-Dämmerung, mein Versuch, mit dem Hammer zu philosophiren — Alles Geschenke dieses Jahres, sogar seines letzten Vierteljahres! Wie sollte ich nicht meinem ganzen Leben dankbar sein? Und so erzähle ich mir mein Leben."

In diese glückliche Herbststimmung hinein fielen zwei Angriffe gegen meinen Bruder: der eine von überraschender Taktlosigkeit, der zweite aber von einer Bosheit, wie man sie eigentlich für unmöglich halten sollte. Ich will sie nur andeuten; in der Biographie wird man das Ausführlichere darüber finden. Der erste Fall betraf seinen eigenen Verleger: Herr E. W. Fritzsch in Leipzig hatte gestattet, daß in seinem Musikblatt ein Angriff gegen meinen Bruder veröffentlicht wurde, der niedrige Insinuationen und

Unwahrheiten enthielt; also der eigene Verleger hatte nicht einmal so viel Achtung vor einem Autor seines Verlages, um ihm diesen Angriff zu ersparen! Mein Bruder fühlte sich auf das Tiefste gekränkt und in der Ferne so machtlos und ungeschützt einem Angriff gegenüber, der sozusagen aus dem eigenen Lager kam. Der andere Angriff ging von antisemitischer Seite aus: In einigen anonymen Schreiben wurde auf wahrhaft raffinirte Weise meinem Bruder der Glaube beizubringen gesucht, als ob mein Mann von Südamerika einen gegen den Zarathustra gerichteten Artikel geschickt hätte und als ob dieser nun mit seiner und sogar mit meiner Billigung in einem antisemitischen Blatt zum Abdruck gelangen solle. Der anonyme Briefschreiber wollte sich für einige judenfreundliche und antisemitenfeindliche Bemerkungen meines Bruders rächen; und um dem Einsamsten der Einsamen zu zeigen, daß er selbst die Wenigen verloren habe, die seinem Herzen nah standen, schrieb er ihm diese boshaften Erfindungen. Mein Bruder fühlte sich tötlich verletzt. Mit keinem Menschen konnte er sich in seiner Verlassenheit aussprechen; und diese Angriffe müssen sich wiederholt haben —: schließlich brachen sie ihm das Herz. Erst nach dem Tode meines Mannes (fünf Monate nach der Erkrankung meines Bruders traf mich auch dieses Unglück!) fand ich in seinen Papieren einen mir vorenthaltenen Brief meines Bruders, in dem er von diesen empörenden Angriffen spricht und in den leidenschaftlichsten Ausdrücken des Schmerzes meinen Mann anklagt, ihm seinen treusten angeborenen Jünger, seine Schwester, entwendet und verdorben zu haben. Er richtet die bittersten Anklagen gegen meinen Mann und fährt dann fort: „Ich nehme Schlafmittel über Schlafmittel, um den Schmerz zu betäuben, und kann doch nicht schlafen. Heute will ich so viel nehmen, daß ich den Verstand verliere ...“ Wer auch der anonyme Briefschreiber gewesen sein mag (vielleicht war er sich der Tragweite seiner Handlungen nicht bewußt): er muß sich jetzt sagen, daß er das edelste Herz gebrochen hat.

Da mein Bruder so vollkommen allein in Turin war und sich seine damaligen Wirthsleute nur noch oberflächlich jener Vorgänge erinnern, so ist Vieles nicht mehr genau festzustellen. Der Brief an meinen Mann war ohne Datum, wie viele aus jener Zeit; das Wenige, was noch bestimmt gesagt werden kann, knüpft sich an seine sonstigen Briefe und Aufzeichnungen, die aber schon vielfach in den Entschlüssen unbeständig und verworren erscheinen. Er schreibt z. B. im Oktober an Herrn C. G. Naumann mit aller Energie, daß, obgleich die „Götzendämmerung“ bereits gedruckt vorlag, vor Ostern 1889 keine neue Schrift von ihm erscheinen sollte. Plötzlich aber, am sechsten November, schreibt er, daß das „Ecce homo“, seine Lebensgeschichte, die er, wie schon erwähnt, nur für sich selbst und höchstens noch für mich niederschreiben wollte, sogleich gedruckt und zu vielen Tausenden in mehreren Sprachen ver-

öffentlicht werden solle. In dem an mich gerichteten Brief vom Anfang Oktober hatte er sich dagegen mit starken Ausdrücken gegen jede Veröffentlichung verwahrt, was durchaus begreiflich ist, da das ganze „Ecce homo“ den allerintimsten Charakter trägt. Die erste Hälfte, die im Oktober geschrieben zu sein scheint, ist noch ganz von dem glücklichen Geist jener goldenen Herbsttage erfüllt; aber später kommt ein gereizter und seltsamer Ton hinein, der sich zuletzt bis zum Krankhaften steigert. Immerhin ist in dem „Ecce homo“ nicht ein einziger persönlicher Angriff. Die Gereiztheit zeigt sich hauptsächlich in den feindsäligsten Ausfällen gegen Deutschland, die Deutschen und den Antisemitismus. Dazu tritt, gewissermaßen als Vertheidigung gegen die Vernachlässigung und Anfeindungen, der Ausdruck einer krankhaften Selbstverherrlichung auf, der dem früheren Geschmack meines Bruders vollkommen widerspricht. Das „Ecce homo“ ist eine Reihe autobiographischer Skizzen, die auch sämmtlich in der Lebensbeschreibung meines Bruders und in einem Band autobiographischer Aphorismen von mir veröffentlicht werden sollen, abgesehen von solchen Stellen, denen meines Bruders gesunder Geschmack die Veröffentlichung versagt haben würde. Später wird das „Ecce homo“ genau so, wie es ist, ohne ein fehlendes Wort, für die vertrauten Freunde des Nietzsche-Archivs als Manuskript gedruckt werden.

An welchem Tag nun äußerlich die Störung seines Geistes ausgebrochen sein mag, kann nicht mehr genau festgestellt werden; jedenfalls war es in den letzten Tagen des Monats Dezember 1888. Plötzlich ist er bei einem Ausgang in der Nähe seiner Wohnung niedergestürzt, ohne daß er sich selbst wieder zu erheben vermochte. Sein Hauswirth findet ihn und führt ihn mit großer Mühe nach seiner Wohnung hinauf. Ziemlich zwei Tage lang hat er dann, fast ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu reden, auf dem Sofa gelegen. Als er aus diesem lethargischen Zustand erwachte, zeigten sich deutlich die Spuren geistiger Erregung und Verwirrung: er sprach laut mit sich selbst, sang und spielte ungewöhnlich viel und laut, verlor den Begriff für den Werth des Geldes (bezahlte Kleinigkeiten mit zwanzig Franken und mehr) und beschrieb einige Blätter mit seltsamen Phantasien, in denen sich die Sage des Dionysos-Zagreus mit der Leidensgeschichte der Evangelien und den ihm nächststehenden Persönlichkeiten der Gegenwart vermischten: der von seinen Feinden zerrissene Gott wandelt neu erstanden an den Ufern des Po und sieht nun Alles, was er jemals geliebt hat, seine Ideale, die Ideale der Gegenwart überhaupt, weit unter sich. Seine Freunde und Nächsten sind ihm zu Feinden geworden, die ihn zerrissen haben. Diese Blätter wenden sich gegen Richard Wagner, Schopenhauer, Bismarck, seine nächsten Freunde: Professor Overbeck, Peter Gast, Frau Cosima, meinen Mann, meine Mutter und mich. Während dieser Zeit unterzeichnete er alle

Briefe mit „Dionysos" oder „Der Gekreuzigte." Auch in diesen Aufzeichnungen sind noch Stellen von hinreißender Schönheit, aber im Ganzen charakterisiren sie sich als krankhafter Fieberwahn, der von den Psychiatern als Größen- und Verfolgungwahn bezeichnet wird. In den ersten Jahren nach meines Bruders Erkrankung, als wir noch die falsche Hoffnung hegten, daß er wieder gesund werden könnte, sind diese Blätter zum größten Theil vernichtet worden. Es würde das liebevolle Herz und den guten Geschmack meines Bruders auf das Tiefste verletzt haben, wenn ihm solche Niederschriften späterhin zu Gesicht gekommen wären. In Nummer zweihundertfünfundzwanzig der Frankfurter Zeitung verwendet nun Herr Professor Max Seiling den Inhalt einer solchen Niederschrift (er bezeichnet sie fälschlich als ein Ergänzungblatt zum „Ecce homo") zu einem gegen meinen Bruder gerichteten Angriff. Sicherlich wußte der genannte Herr nicht, daß dies erwähnte Blatt nur durch böswillige Erfindung zu einer Aeußerung meines Bruders aus gesunden Tagen gestempelt werden konnte. Ich bin überzeugt: wenn Herr Professor Seiling geahnt hätte, daß es die Niederschrift eines Schwerkranken war, so würde er sie niemals zu seinem Angriff benutzt, sondern eine solche Unzartheit und Taktlosigkeit verabscheut haben.

Einige dieser von meinem Bruder mit „Dionysos" oder „Der Gekreuzigte" unterschriebenen Briefe beunruhigten Herrn Professor Overbeck in Basel auf das Aeußerste und veranlaßten ihn, in der ersten Woche des Januars 1889 nach Turin zu reisen. Der Ausbruch der geistigen Krankheit wurde bei dem Theuren konstatirt und der Freund nahm ihn mit nach Basel in eine Anstalt. Die Zeit der Erregungen und der Wahnvorstellungen (Beides, wie ich glaube, nur durch den übermäßigen Genuß der Schlafmittel hervorgerufen) hat ungefähr ein Jahr gedauert, während sich mein Bruder in Basel und Jena in einer Anstalt aufhielt. Zu meinem tiefsten Schmerz scheint außer mir, die, ohne rechtzeitig eingreifen zu können, im fernen Paraguay weilte, Niemand gewußt zu haben, welche verderbliche Wirkung unter Umständen dieses Mittel auf meinen Bruder auszuüben vermochte und daß vielleicht dem ganzen Leiden eine Chloralvergiftung zu Grunde lag. Ob es damals noch möglich gewesen wäre, dieser Vergiftung entgegen zu wirken, oder ob es schon zu spät war, vermag ich nicht zu entscheiden. Seit meines Bruders Uebersiedelung nach Naumburg zu unserer lieben Mutter im Jahre 1890 sind die Wahnvorstellungen ganz verschwunden. Er konnte sich nur auf Vieles nicht mehr besinnen, alles Schwere und Unangenehme aus seinem Leben war ihm entschwunden und nur die frohen und freundlichen Erinnerungen waren zurückgeblieben. Die Krankheit ist eine vollständige geistige Lähmung, die nach mehreren Schlaganfällen nun auch zu einer körperlichen geworden ist. Dazwischen hat es aber auch hie und da Zeiten gegeben, vorzüglich in

den letzten Jahren, seit er in dem schön und hoch gelegenen einsamen Hause in Weimar wohnt, wo ich von der seligsten Hoffnung erfüllt war, er könnte doch wieder ganz gesund werden; aber stets folgte solchen auffälligen Besserungen einer jener eben erwähnten Schlaganfälle, so daß ich mich jetzt in das unabänderliche, grausame Schicksal ergeben habe.

Die Aerzte nennen seine Krankheit eine atypische Form der Paralyse. In der That ist das Krankheitbild ganz ungewöhnlich: während sonst solche armen Kranken einen sehr traurigen Anblick gewähren, hat mein Bruder selbst in seiner Hilflosigkeit sein vornehmes, gütiges Wesen und einen edlen Gesichtsausdruck bewahrt. Einige Aerzte erklären dieses sehr seltene Krankheitbild dadurch, daß meines Bruders Natur so durch und durch vornehm und vergeistigt gewesen sei, daß selbst jetzt, wo der Wille fehlt und er nicht mehr nach bestimmten Absichten handeln kann, Das doch in seiner ganzen Art und Weise keinen Unterschied mache. Er vermag auch immer noch, auf eine rührende Weise seine Freude zu zeigen, vorzüglich an der Musik*), der schönen Aussicht, die seine Veranda gewährt, und an meiner Gegenwart.

Es ist nicht mit Worten auszudrücken, welch liebenswürdiger Kranker mein theurer Bruder immer gewesen ist**), voll Dankbarkeit gegen uns, seine Pflegerinnen, unsere Mutter und mich, immer bemüht, uns etwas Liebevolles und Erfreuliches zu sagen. Es sind jetzt nun bald drei Jahre, daß seine Pflege, erst während der Krankheit unserer lieben Mutter und dann nach ihrem Tode, allein in meine Hände übergegangen ist; diese Pflege ist mir die theuerste Pflicht, das einzige Glück meiner Einsamkeit.

Weimar, Nietzsche-Archiv, Elisabeth Förster-Nietzsche.
Dezember 1899.

---

*) In diesen Tagen spielte ihm Herr Peter Gast aus seiner Oper „Der Löwe von Benedig" vor, deren Entstehen und Gelingen mein Bruder in den Jahren 1883 bis 1885 miterlebt und die ihn entzückt hatte. Auch jetzt zeigte er wieder die innigste Freude und äußerte sie durch lebhaftes Klatschen.

**) Im vorigen Herbst verlebte Herr Professor Lichtenberger aus Nancy eine Woche mit uns im Nietzsche-Archiv; in seinem Buch: „Friedrich Nietzsche" sagte er über seine Eindrücke: „Du moins — et c'est là une suprême consolation pour les siens — cette fin de vie n'est-elle pas sinistre, ni lamentablement funèbre comme on pourrait aisément se l'imaginer. Il y a dans le lent déclin de cet amant enthousiaste de la vie, de cet apologiste de l'énergie, de ce prophète du Surhomme, je ne sais quelle beauté mélancolique et apaisante . . . Son front est toujours admirable, son regard, qui semble comme ‚tourné vers le dedans', a une expression indéfinissable et profondément émouvante. Que se passe-t-il en lui? On ne sait. Peut-être a-t-il conservé un vague souvenir de sa vie de penseur et de poète. ‚N'ai-je pas, moi aussi, écrit de bons livres?' disait-il, récemment encore, comme on lui mettait entre les mains un livre nouveau . . ."

Reiseskizzen aus Kanada.

Als Beamter der International Supr. Lodge des Guttemplerordens mußte ich mich zu dessen Sitzung am siebenundzwanzigsten Juni 1899 nach Toronto in Kanada begeben. Die letzte Sitzung hatte 1897 in Zürich stattgefunden. Ich fuhr durch Norddeutschland, wo ich meinen Freund Dr. Delbrück, den Direktor der bremer Irrenanstalt, und die deutsche Großloge der Guttempler in Hamburg besuchte. Eine Freude war es, den Enthusiasmus der 3000 hamburger und der 6300 deutschen Guttempler, ihre Liebe und Verehrung für ihren bewunderungwürdigen Leiter, Herrn Ingenieur Asmussen, und ihre Begeisterung für ihr großes soziales Reformwerk zu beobachten. In den Sagebielsälen mußten wir, Dr. Delbrück und ich, vor mehr als 3000 Menschen sprechen. Von da ging es nun über Vlissingen und London nach Liverpool, wo ich mich am fünfzehnten Juni um vier Uhr mit dem Stab der Guttempler aus Großbritannien auf dem Dominion-Steamer „Vancouver" einschiffte.

Meinen Tribut hatte ich der Seekrankheit auf der Nordsee bezahlt und blieb seitdem gänzlich von ihr verschont. Besonders in Liverpool fiel mir die blasse, schmale, engbrüstige Gestalt des größten Theiles der englischen Bevölkerung und der Alkoholismus mancher Weiber auf der Straße auf. Unser Steamer war klein. Ein gemüthlicher Guttemplertisch, der den Ton angab, gestaltete unsere Reise bei prachtvollem Wetter zu einem Familienbummel. Im Uebrigen will ich Ihre Leser mit der üblichen Beschreibung jener modernen Wanderstädte des Ozeans verschonen.

Der „Vancouver" landete noch für einige Stunden in Moville in Nord-Irland. Wir benutzten sie zu einer Tour in einem jener originellen irländischen zweiräderigen Wagen (Jaunting Car) mit Seitensitzen, wo die Reisenden einander den Rücken kehren. Wie schrecklich Irland alkoholisirt ist, konnte man schon in jenem Dorfe sehen. Uebrigens fehlt dieser kahlen, melancholischen Küste ein gewisser Schönheitreiz nicht.

Ich arbeitete dann an Vorträgen, die ich der Clark-University in Worcester versprochen hatte. Sonntag morgens jedoch wurde der Steamer in eine Kirche umgewandelt. Ich konnte mich gerade noch flüchten. Am Abend wurden wir durch die Ankunft eines neuen Passagieres überrascht: die pariserische Frau eines französischen Kanadiers schenkte — früher, als man erwartet hatte — ihrem Gatten ein niedliches Mädchen. Große Freude bei allen Ladies des Schiffes über das „lovely baby". Vortreffliche Pflege des Ozeankindes mit allen Feinheiten der modernen Wissenschaft.

Am Zwanzigsten kam Regen und es zeigten sich zahlreiche Seevögel. Ich konnte feststellen, daß schon nach fünfundzwanzig Minuten der Körper

eines großen Steamers, den wir kreuzten, in Folge der Erdkonvexität am Horizont verschwunden war. Am Einundzwanzigsten wurde es äußerst kalt. Dichter Nebel umgab uns und Eisberge erschienen am Horizont. Von diesen kreuzten wir an jenem Tage dreizehn Stück, von denen einer 100 bis 200 Fuß über die Meeresoberfläche emporragte. Das menschliche Gemüth wird durch jene schwimmenden abgebrochenen Gletscherstücke aus den Polarländern, mit ihren romantischen Gestaltungen, eigenthümlich berührt. Die nächste Nacht war bei dem dichten Nebel in der Nähe New-Foundlands, bei sehr verlangsamter Fahrt und bei dem beständigen Nebelhornblasen etwas unheimlich. Doch alle Ehre der Umsicht und Vorsicht des Kapitäns, der dreißig Stunden lang nicht zu Bett ging.

Am Zweiundzwanzigsten wurde endlich die Küste New-Foundlands sichtbar und der Nebel verschwand. Nach langer kühler Fahrt bei schönem Sonnenglanz durch die St. Lawrence-Bucht, wo prachtvolle langhalsige Albatros langsam um das Schiff ihre Luftkreise beschrieben, fuhren wir am Abend des Dreiundzwanzigsten in die Flußmündung ein. Am nächsten Tage dampften wir an der kanadischen Südküste des St. Lawrence entlang, ohne zuerst die nördliche sehen zu können.

Hübsche, reinlich aussehende, weit auseinander gebaute französisch-kanadische Dörfer der Provinz Neu-Braunschweig wechselten hier mit Wäldern und Wiesen ab. Alles civilisirt! Ueberall Menschen und Kultur! Wie ich hörte, hat der Haupttheil der Provinz Neu-Braunschweig das Verbot des Alkoholverkaufes eingeführt und fährt sehr wohl dabei. In Rimouski, wo wir um acht Uhr kurz anlegen und Briefe und Depeschen heimsenden, ist die Breite des St. Lawrence größer als die Länge des Genfersees. Doch wird der Strom dann enger und füllt sich mit bewaldeten Inseln, auf denen ich schon die üppige Mannichfaltigkeit der Koniferen des amerikanischen Waldes bewundern kann: Thuyas, Wellingtonias, Föhren und Tannen der verschiedensten Sorten bilden ein an Abwechselung reiches dunkles Grün, das von unseren eintönigen nordeuropäischen Wäldern sehr vortheilhaft absticht. Ein französisch-kanadischer Pilot steigt auf den „Vancouver", ruft nach Kanadiern und Franzosen und vertheilt französisch-kanadische Zeitungen.

Abends um sieben Uhr, nachdem wir in dem einen Arm des St. Lawrence an der großen Insel Orleans entlang gefahren sind, werden wir plötzlich durch eine förmliche Theaterverwandlung überrascht. Der andere Arm des Flusses vereinigt sich wieder mit dem ersten und zeigt den großartigen Wasserfall Montmorency, der zweihundert Fuß hoch hinunterstürzt. Fast zugleich erscheint auf einem hohen Felsen vor uns die altfranzösische Stadt Quebeck, mit dem sie beherrschenden Schloß Fontenac; ein wirklich feenhafter Anblick. Wenige Minuten nachher landen wir in Quebeck, am Quai, und man giebt uns bis zehn Uhr abends Zeit, die Stadt zu besuchen.

Ein glücklicher Zufall will, daß diese Landung gerade am vierundzwanzigsten Juni (St. Jean Baptiste), dem großen Nationalfesttag der französischen Kanadier, vor sich geht. Die ganz nach dem Muster einer alten französischen Stadt, mit engen, gewundenen Straßen, gegründete und, wie oft gesagt wurde, ein Stück noch lebenden französischen Mittelalters im modernen Nordamerika darstellende Stadt Quebeck prangt im vollen Festschmuck. Neben der englischen Fahne flattert in gleicher Größe auf den Straßen die französische Trikolore. Hübsche, festlich gekleidete junge Kanadierinnen tragen als Schmuck auf ihren Busen eine kleine Trikolore. Gutmüthig nickend und kühl lächelnd, schaut der britische Löwe diese Dinge an. Er thut weise daran und weiß sich dadurch und durch seine sonstige Politik die Hochachtung und Freundschaft der französischen Kanadier langsam zu erwerben. Man spricht französisch in Quebeck. Doch, wie der Stil der Zeitungen, klingt dieses Französisch eigenthümlich, altmodisch und naiv, nicht nur im Accent, sondern noch viel mehr im Stil und in der Satzbildung. Diese Leute sind bieder, gefällig, gutmüthig und heiter, aber von einer geradezu unglaublichen Naivetät und Unwissenheit in den Dingen dieser Welt. Der französische Bewohner eines entlegenen Provinzdorfes in Nord- oder Südfrankreich ist daneben fast noch ein geriebener, vielgereister Weltkenner, — und Jeder weiß, was Das heißen will! Nun erreiche ich die hochgelegene Terrasse des Schlosses Fontenac, das jetzt ein Hotel ist. Hier erhebt sich die neue Bildsäule des französischen Generals Champlain, des Gründers der Stadt Quebeck und des Besiegers der Huronen-Indianer. Die Aussicht, die man hier auf die beiden absteigenden Arme des St. Lawrence und auf seinen aufsteigenden Lauf genießt, ist wohl eine der schönsten und großartigsten der Welt; ich konnte mich beim Sonnenuntergang nicht satt daran sehen. Die Terrasse war aber auch mit bunt gekleideten, vielfach recht hübschen und frischen, jungen und alten Kanadierinnen und Kanadiern gefüllt, deren kleine, aber gesunde und feste Gestalt sammt schwarzen Augen und Haaren mit der Figur der langen, dünnen, blassen, blonden Angelsachsen arg kontrastirte. Auffällig waren die schreienden, grellen Farben der Frauenkleidungen. Die Festfreude war dagegen um so stiller, ruhiger und anständiger. Von betrunkenen und lärmenden Leuten war in der ganzen Stadt nicht die Spur zu bemerken.

Der französische Kanadier gilt als durch und durch ehrlich, bieder, sittsam und arbeitsam. Er hat — im Gegensatz zum Franzosen — sehr kinderreiche Familien und treibt vornehmlich Ackerbau. Alle Unternehmungen, Neuerungen und Fortschritte überläßt er den Engländern und Amerikanern, da er einen durch und durch konservativen Geist besitzt. Er steht vollständig unter dem Einfluß der katholischen Klerisei, die seine Unwissenheit sorgsam pflegt. Man kann hier lernen, wie Unrecht man daran thut, einer Nation

an und für sich und ohne Weiteres Laster und Fehler vorzuwerfen, die oft nur die Produkte der Erziehung, Das heißt: geschichtlicher Umstände, sind. Sittlich solide, biedere, nüchterne, ruhige, naive Franzosen mit äußerst kinderreichen Familien kann man sich in Europa heutzutage kaum noch vorstellen. Und doch sind die Kanadier Vollblutfranzosen und besitzen auch die konservativen, agrikolen Grundeigenschaften des Galliers. Die französische Politik ist neben der kanadischen und allenfalls derjenigen der Vereinigten Staaten die einzige, die sie einigermaßen kennen und verfolgen. Von der übrigen Welt wissen sie so gut wie nichts.

Die Temperatur ist auffällig gestiegen. Es wird Nacht. Nach einigen Ankäufen muß ich wieder an Bord. Um elf Uhr abends, bei prachtvollem Mondschein, setzt sich der „Vancouver" in Bewegung und fährt kühn den hier relativ engen St. Lawrence hinauf. Ich konnte lange nicht zu Bett gehen. Bald erweitert sich der spiegelglatte Fluß wieder und man weiß nicht, welche seiner beiden bewaldeten Küsten man mehr bewundern soll. Er mag hier durchschnittlich die Breite des Zürichsees haben, erweitert sich aber an einzelnen Stellen erheblich.

Am fünfundzwanzigsten Juni, als ich aufstand, kamen wir zum kleinen, von dem St. Lawrence gebildeten St. Petersee, fuhren dann an zahllosen Inseln vorbei und sahen eine Stelle, wo am Tage vorher der Steamer „Gallia" ein Stück von der Küste weggerissen und so sechs bis acht Schlammbergchen am Ufer gebildet hatte. Bald nachher sahen wir auch den beschmutzten und geankerten Sünder, der mehr Glück als Verstand gehabt hatte, solch weichen Schlamm zu treffen. Gegen zwölf Uhr erblickten wir Montreal, das Ziel unserer See- und Flußreise, und ich konnte vorher noch die vierundzwanzig Bogen der zwei Kilometer langen Brücke zählen, die das eine Ufer des St. Lawrence vor Montreal mit dem anderen verbindet. Das Schiff war noch nicht gelandet, als eine von mir getaufte geflügelte Ameise aufs Deck zu mir flog. Undank ist der Welt Lohn; die Arme wurde schnöde eingesteckt. Zugleich winkte man uns schon vom Ufer und eine Guttemplerin, die ich vor zwei Jahren in Zürich kennen gelernt hatte, gab mir von dort aus zu verstehen, daß man auf mich warte. Ich hatte nämlich für den fünfundzwanzigsten Juni abends einen Vortrag über die Alkoholfrage in französischer Sprache in Montreal angesagt und kam gerade recht.

In Montreal ist man schon „praktisch-amerikanisch," denn hier spricht bereits fast die Hälfte der Bevölkerung englisch. Ein hochgebildeter französischer Kanadier, der mich äußerst zuvorkommend empfing, ließ mir sofort am Zollamt von einem Agenten mein Bahnbillet für Toronto lösen. Für das Gepäck bekam ich eiserne, numerirte Tickets, während ganz gleiche, auf Toronto lautende, an meine Gepäckstücke befestigt wurden, — und damit war Alles fertig. Das Gepäck kostet nichts; Alles war mit dem Eisenbahnbillet

abgemacht. So geht es in ganz Kanada und in den Vereinigten Staaten. Kommt man in einer Stadt an, so braucht man nur im Gepäckbureau seine Stadtadresse anzugeben und fünfundzwanzig oder fünfzig Cents (ein oder zwei Mark), je nach der Entfernung, die oft sehr groß ist, zu bezahlen; man erhält dann wiederum solche Tickets und das Gepäck wird bis in die Wohnung befördert. Darin haben wir in Europa von Amerika noch viel zu lernen, denn unser System ist daneben noch chinesisch zu nennen.

Professor Morin führte mich in seine Wohnung und zu Freunden, die mich herzlich empfingen. Wir fuhren noch zum Mont Royal, einem Hügel, der die Stadt und den St. Lawrence beherrscht und von dem aus man eine prachtvolle Aussicht genießt. Nach ihm wurde die Stadt benannt. Montreal (mit fast dreihunderttausend Einwohnern) ist eine rasch aufgeblüthe, ungemein regsame, fast ganz amerikanische Stadt. Vom Mont Royal aus sieht man so viele Bäume wie Häuser; darin ähneln alle modernen nordamerikanischen Städte einander, daß sie einem Wald gleichen, in dem zerstreute Häuser liegen. Die unendlich langen, geraden Straßen haben alle zwei Reihen Bäume, niedrige und von Gärten umgebene Häuser. Große Gebäude, darunter eine katholisch-französische und eine englische Hochschule, schmücken die Stadt. Am Mont Royal liegt ein großer Park mit Wiesen und Prachtbäumen. Es ist Sonntagnachmittag. Alles tummelt sich auf den Wiesen und bringt da sein Essen en famille mit, denn, das Gras zu zerdrücken, ist hier Jedem gestattet; es giebt Platz und Gras genug in Kanada. Auch sieht man hier nichts von Kneipen, nichts von unserem schmutzigen, rohen europäischen Proletariat. Die einfachsten Arbeiter beider Geschlechter sind reinlich geputzt und so anständig gekleidet, daß man äußerlich nirgends Klassenunterschiede merkt. Es giebt aber auch in jedem Hause mindestens ein Bad und auch im Kapitel „Reinlichkeit" könnte Europa noch bei Kanada und den Nordoststaaten Amerikas in die Schule gehen. Am Sonntag sind in Kanada und in den Vereinigten Staaten, wenigstens überall da, wo ich war, alle Alkoholschänklokale geschlossen. Was diese einfache Thatsache zur Hebung der Sitten, des Familienlebens und des Anstandes beiträgt, lehrt ein vergleichender Blick auf die wunderschönen Parks und Wälder der nordamerikanischen Städte und auf die Spazirplätze der Umgebung europäischer Orte an einem Sonntagnachmittag. An beiden Orten wimmelt es von Volk. Aber hier sieht man nur ruhige und anständige Familiengruppen, Liebespärchen, Bicyclisten und Leute aller Altersstufen, Vergnügunglokale mit Limonade, Gefrorenem und ähnlichen Erfrischungen. Nirgends lärmende Betrunkene, nirgends Spektakel, nirgends ein unanständiges Wort, nirgends eine unsichere Stelle, die ein alleinstehendes Mädchen nicht betreten könnte, nirgends die Spur eines ekelhaften Tingeltangels. Und bei uns? Ich überlasse dem Leser die Antwort und bemerke

nur, daß der Unterschied um zwei Uhr nachmittags noch nicht so groß ist, aber mit jeder Stunde wächst und am Abend spät den Höhepunkt erreicht.

Abends hielt ich meinen Vortrag. Ich begann um halb Acht und schon um neun Uhr saß ich in dem Zug, der mich um sieben Uhr morgens nach Toronto brachte; um neun Uhr waren wir an der Arbeit in der Sitzung des Exekutivkomitees der Guttempler. Die amerikanischen Eisenbahnen fahren ungeheuer schnell, pfeifen mit tiefem, heiseren Tone jeden Augenblick, um Leute, die etwa auf den Schienen wandern, zu warnen, haben sehr lange Wagen und Sitze, deren Komfort knapp dem unserer Wagen zweiter Klasse entspricht. Vorn hat jede Lokomotive, heute noch, wie die erste in Amerika gebaute, die ich in einem Museum sah, einen dreieckigen Schneewischer. In jedem Wagen giebt es Eiswasser, eine praktische Wascheinrichtung und ein Water-Closet. Colporteure verkaufen allerlei Bücher, Zeitungen und Eßwaaren. Für einen Dollar kann man ein recht gutes Mittagessen im Restaurationwagen haben. Im Allgemeinen giebt es nur eine Klasse; nur die Südstaaten besitzen für Lokalzüge eine zweite Klasse. Die Fahrpreise sind, besonders im Süden, erheblich höher als bei uns, selbst ohne Pullman und Schlafwagen, für deren Benutzung man noch extra bezahlen muß. Für Auswanderer sind besondere, billige Züge vorhanden.

Am siebenundzwanzigsten Juni wurde die International supr. Lodge des Guttemplerordens im Temple Building eröffnet. Das ist ein prachtvolles zwölfstöckiges, vom Dr. Oronhyatekha, einem Vollblutindianer, Sohn eines Indianerhäuptlings, Arzt und Vorsteher des Lebensversicherungordens der „Forester", erbautes Gebäude. Dr. Oronhyatekha, ein äußerst intelligenter, unternehmender Mann, ist Guttempler und empfing uns sehr artig.

In Nordamerika giebt es hauptsächlich zwei Häuserarten: die niedrigen, ein- oder höchstens zweistöckigen Wohnhäuser, die nur je einer Familie dienen, und die vielstöckigen Geschäftshäuser, die in New-York und Chicago bis 25 und 30 Stockwerke erreichen, auch als Hotels und Boardinghäuser verwendet und durch „Lifts" (Elevatoren) bedient werden. Häuser mit einzelnen Wohnungen sind selten, außer in alten Städten wie Boston oder Quebeck. Im Temple Building gingen beide Lifts jede Minute auf und ab, denn das Haus dient verschiedenen sehr thätigen Banken und Geschäften. Die International supr. Lodge der Guttempler arbeitete fleißig, von früh bis abends spät, jeden Tag bis zum vierten Juli. Daraus erwuchs mir viel Mühe, da ich Englisch, besonders mit dem näselnden amerikanischen Ton, nur sehr schwer verstehe. Delegirte des Ordens waren aus allen Welttheilen, sogar aus Australien, Neu-Seeland und Südafrika erschienen. Ich konnte bei dieser Gelegenheit die Virtuosität der amerikanischen Presse bewundern; kaum war eine Halbtagssitzung beendet, so stand auch schon ein kurzes, klares Referat in der Zeitung.

Immerhin fand ich, besonders am Sonntag, Zeit, die Stadt Toronto zu besichtigen. Toronto ist wohl die schönste Stadt, die ich in Nordamerika gesehen habe, Washington nicht ausgenommen. Mit ihren 200 000 Seelen nimmt sie am Gestade des Ontario-Sees einen Raum ein, der kaum kleiner ist als der der Stadt Paris. Man braucht z. B. mehr als zwei Stunden, um zu Fuß von einem Ende der Queenstreet oder der Yonge-Street zum anderen (in den beiden Hauptrichtungen) zu gehen. Das versucht übrigens nur ein Neuling wie ich. Alle Straßen sind in zwei parallelen, einander senkrecht kreuzenden Systemen aufgebaut, sind mit Bäumen bepflanzt und mit einem Netz elektrischer Tramways bedeckt, deren Wagen fast alle zwei Minuten einander folgen. Die Straßen sind mit Macadam oder quergeschnittenen Baumstämmen bepflastert. Nahezu unglaublich ist bei solchen Raum- und Bevölkerungverhältnissen das Leben dieser Stadt. Sie soll 40 000 Bicycles beherbergen; jedenfalls sieht man Schwadronen von Damen und Herren auf Rädern die Straßen durcheilen. Ein Herr sagte mir, er habe 200 Bicycles in einer Minute auf der besonders belebten Yonge-Street an einer Stelle vorüberfahren sehen, allerdings zu einer sehr belebten Stunde. Die meisten Velofahrer sind Geschäftsleute, die zu oder von ihrer Arbeitstelle eilen. Die schönste Straße Torontos ist die College-Street mit ihren prachtvollen Bildunganstalten, Gärten, Schattenplätzen und Villen. Von einem armen und verkommenen Proletariat ist in Toronto so gut wie nirgends Etwas zu sehen. Betrunkene sind eine Seltenheit, obwohl einige Alkoholschankstellen in der Woche offen sind. Dagegen giebt es überall in Konditoreien angenehme Erfrischungen und nirgends fehlt das dem Amerikaner unentbehrlich gewordene Eiswasser. Auch das Speiseeis ist sehr billig.

Am Sonntag früh eilte ich in die Kirche, Das heißt: in Gottes freie Natur. Zwar fahren nur wenige elektrische Tramways früh am Sonntag dennoch konnte ich damit bis zum High Park fahren. Westlich von Toronto liegt nämlich jener großartige, sehr weit sich erstreckende, noch halb wilde, aber von schönen Straßen durchzogene Park, in dem man die Ueppigkeit und Mannichfaltigkeit des amerikanischen Waldes, seiner vielen Eichen, Koniferen und anderen Bäume bewundern kann. Ueberall sind Wasserbrunnen mit Trinkbechern angebracht und in zahlreichen Baracken werden Gefrorenes und alkoholfreie Getränke verkauft. Erst am Nachmittag jedoch strömt die Bevölkerung Torontos in den Park, der dann auch von Bicyclisten wimmelt. Ich verlor mich absichtlich in den Wald, studirte darin die kanadische Ameisenfauna und aß den mitgenommenen Proviant auf. Die Hitze war fast tropisch zu nennen, denn seit Montreal waren wir, beinahe ohne Uebergang, von der Winterkälte der Eisberge des Polarstromes in den glühenden Sommer des amerikanischen Kontinentes gelangt. Diese Hitze mußte nun bis zum

vierten August erlitten werden. Schließlich trieb mich gegen Abend ein feiner Regen in eine Straße, wo ich einen elektrischen Tram fand, der mich aus der Mitte des Parkes nach Hause in die Stadt brachte.

Die Stadt- und die Provinzialbehörden boten der International supr. Lodge einen offiziellen Empfang. Aus den gehaltenen Reden konnte man ersehen, wie weit in Kanada der Gedanke einer gänzlichen Beseitigung aller alkoholischen Getränke schon gediehen ist. Die Mehrheit des Volkes hat bereits ihren Willen, den Handel, den Verkauf, die Fabrikation und den Import aller gebrannten und gegohrenen Getränke zu verbieten, kundgegeben und darauf bezügliche Gesetze dürften nicht sehr lange auf sich warten lassen.

Am vierten Juli wurde die Logensession geschlossen. Die nächste wird 1902 in Stockholm stattfinden. Doch wird der Orden 1901 im Staate New-York, seiner Geburtstätte, sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern. Mit herzlichstem Lebewohl trennten sich nun die Delegirten, um nach allen Welttheilen heimzusegeln und mit frischem, frohen Muthe den Kampf gegen die Alkohol-Trinksitten zu Hause wieder aufzunehmen.

Am Fünften reiste ich auf dem Dampfschiff auf dem Ontariosee nach dem Niagara. Nur in der Mitte des Sees kann man beide Ufer erblicken. Die Oberfläche des Ontario war mit toten kleinen und mittelgroßen Fischen bedeckt, die offenbar einer Epidemie erlegen waren. Der See ist groß und schön; doch bieten die flachen Ufer wenig Interessantes. Der Niagara gehört zum größeren Theil zu Kanada als zu den Vereinigten Staaten. Man wird mir eine Beschreibung dieses Weltwunders erlassen, da es ja allbekannt ist. Seinen Ruf verdient es wahrlich. Doch ist es nicht wahr, daß man den Lärm des Falles von Weitem hört; man kann einander sogar dicht am Hauptfall verstehen, wenn man laut spricht. Wunderbar ist beim Sonnenuntergang die smaragdgrüne Farbe des Hauptfalles. Unbeschreiblich ist die Macht der in die Luft zurückspringenden, die Höhe des Falles oft überschreitenden Wassersäulen. Sehr schön sind ferner die Wälder und Inseln um den Fall herum auf der Seite der Vereinigten Staaten und die breiten „Rapids“ oberhalb des Falles. Daß ich auf der kanadischen Seite für $2^1/_2$ Dollar per Tag Kost und Logis in einem guten Hotel finden konnte, war ein unerwartetes Glück. Um die Brücke etwa anderthalb Kilometer unterhalb des Falles zu überschreiten, brauchte ich 520 meiner Schritte, obwohl der Niagara (St. Lawrence) hier ungeheuer tief ist und mit stürmischen Wellen dahinfließt.

Leider konnte ich den schönsten, wildesten, westlichen Theil Kanadas mit seinen Urwäldern, Bergen und Indianern nicht besuchen und so konnten meine Eindrücke nur fragmentarisch sein. Was ich sah, ist der civilisirte

französische und englische Theil Kanadas, denn Toronto ist vollständig englisch und nach Montreal die wichtigste Geschäftsstadt des Landes.

Die Bevölkerung Kanadas beziffert sich erst auf etwa fünf Millionen und besteht aus drei Hauptabtheilungen: erstens der konservative und katholische, zurückgebliebene, meistens arme französische Kanadier im Osten, der zäh an seinen Sitten, an seiner Religion, an seiner Scholle und an seiner Sprache hängt, obwohl er meistens Englisch kann, weil er es lernen muß; zweitens der herrschende, rührige, unternehmende, fieberhaft vorwärts strebende und arbeitende protestantische Angelsachse, der im Großen und Ganzen dem Amerikaner viel mehr als dem Engländer gleicht. Doch muß zu seiner Ehre gesagt werden: er hat vom Amerikaner vor Allem das Gute und Nützliche, den praktischen Sinn, den kühnen Unternehmungsgeist, die Nüchternheit und die Reinlichkeit in erhöhter Potenz genommen und hat es, wie es scheint, bisher vermocht, die schlimmsten Fehler, die Geldkorruption, den politischen Fanatismus und den Schwindel, ziemlich zu vermeiden. Man sieht hier die seltsame Vereinigung des fieberhaften materiellen amerikanischen Fortschrittes mit den Tugenden eines soliden, ernsten Volkes. Möge es den Kanadiern vergönnt bleiben, Beides zu behalten und weiter zu entwickeln! Es wäre ein großartiges und entscheidendes Kulturexperiment. Zwei Bildungelemente scheinen in Kanada wie in den Vereinigten Staaten noch rückständig zu sein: die Pflege der reinen Wissenschaft und der Kunst. Doch Alles kann nicht zugleich errungen werden. Die dritte Abtheilung bilden die Urbewohner oder Indianer. Sie leben im Westen noch abgesondert in verhältnißmäßig großer Zahl. Im Osten sind sie bereits, Dank der Humanität und Weisheit der englischen Kolonisten, mit der übrigen Bevölkerung ziemlich amalgamirt. Sie sind nicht unintelligent und bilden keine soziale Gefahr, wie die Chinesen und Neger, denn sie sind nicht so fruchtbar und von viel besserer Qualität.

Ein Strom von Auswanderern fließt jährlich nach Kanada, dessen Bevölkerung ungemein schnell wächst. Landwirthschaft, Industrie und Handel entwickeln sich rasch, denn trotz der furchtbaren Winterkälte enthält das Land reiche Schätze. Im Ganzen scheint die Qualität der Emigranten besser zu sein als in den Vereinigten Staaten. Die Negerplage fehlt gänzlich. Viele Schotten, Irländer, Deutsche und Skandinaven suchen und finden dort ihr Glück. Die Canadian-Pacific-Eisenbahn hat nun beide Ozeane und den Westen mit dem Osten verbunden. Kanada ist ein Land von großer Zukunft.

Chigny. Professor Dr. August Forel.

Aus den Kindheitstagen der Medizin.

Die ärztliche Kunst reicht in ihren ersten, kindlichsten Anfängen wahrscheinlich fast so weit hinauf in das Dunkel der Urzeit wie das Menschengeschlecht selbst; denn so lange es Menschen auf der Welt giebt, hat es Krankheit, Leiden und Tod gegeben. Diese trüben Schicksalsgaben mußten nothwendig die Bemühungen zu ihrer Abwehr, zur möglichsten Bekämpfung der den Menschen treffenden Uebel, und damit die Anfänge aller heilkünstlerischen Bestrebungen hervorrufen. Die Medizin ist ja — nach dem Ausdruck eines geistreichen Franzosen —: „der Wunsch, zu heilen." Ja, wenn wir der sagenbildenden Phantasie jenes Volkes folgen, mit dem auch die Anfänge und die hochgehende Entwickelung der wissenschaftlichen Medizin im Alterthum auf das Engste verknüpft sind, so muß die ärztliche Kunst noch viel älteren Ursprunges sein als das Menschengeschlecht, — um so viel älter, wie die Götter selbst uns armen Sterblichen der Zeit nach voraufgingen. Wozu freilich die „unsterblichen" Götter Aeskulaps Hilfe brauchten, Das scheint auf den ersten Blick befremdlich, wird aber weniger auffällig, wenn wir uns erinnern, daß Vulkan hinkte, daß Venus von Diomedes an der Hand verwundet wurde, daß die Wehen der Latona äußerst mühsam waren, — und daß „Vater Jupiter", Apollo, Bacchus und andere Lebegötter des Olymps vermuthlich nicht selten an den Folgen ihrer zahllosen Liebesabenteuer und sonstigen Debauchen zu leiden hatten. Uebrigens: wie oft werden auch noch heutzutage die Aerzte von Leuten konsultirt, die es „nicht nöthig haben"!

Steigen wir vom Olymp auf die Erde herab und versetzen wir uns in das heroische Zeitalter der Griechen, so begegnet uns als eine der frühesten Zierden ärztlicher Wissenschaft der weise Centaur Chiron; er ist deutschen Lesern aus der klassischen Walpurgisnacht wohlbekannt. Faust beneidet ihn um das Glück, Helena getragen zu haben. Er war, ein Schwiegersohn Apollos, wie es scheint, in der Arzneimittellehre besonders bewandert und ließ sich, vermuthlich um diesem Lieblingstudium besser obliegen (oder obtraben) zu können, auf dem an Heilkräutern sehr reichen Berge Pelion nieder. Ob er sich dort einer umfangreichen Privatpraxis erfreute, wird uns nicht berichtet; wohl aber kamen von nah und fern selbst hochgeborene Jünglinge, um bei ihm Vorlesungen zu „belegen"; besonders, da er mit seinen botanisch-medizinischen Kenntnissen auch die Kunst der Jagd, der Musik, der Gymnastik und der Weissagung vereinigte, also eine ganze Hochschule für Sport, Wissenschaft und schöne Künste repräsentirte. So zeigt ihn uns eine alte Abbildung, wie er seinem Schüler Achill — der dabei ein etwas ungeduldiges Gesicht macht — eine auf dem Pelion einheimische Pflanze demonstrirt; eine andere, wie er diesen für die Künste des Friedens leider so wenig veranlagten, sonst hoffnungvollen Jüngling im Lautenspiel unterrichtet.

Zu seinen nach dieser Seite empfänglicheren und dankbareren Schülern gehörten Podalirius und Machaon, zwei Söhne Aeskulaps, die später als Generalstabsärzte im griechischen Heere den zehnjährigen Feldzug vor Troja mitmachten und, nach Homers Zeugniß, auf dem Schlachtfeld selbst ihre rühmlichst anerkannte Thätigkeit ausübten. Der Dichter der Ilias gedenkt ihrer zuerst in der Schiffsliste (Ilias II, 732) als tüchtiger Aerzte und Kinder des Asklepios (Aeskulap). Dann, als Menelaus von Pandarus verrätherisch verwundet wird (Ilias IV, 191 ff.), entsendet Agamemnon den Herold Talthybius zum Machaon. Dieser zieht den Pfeil aus der Wunde, saugt das Blut aus und legt lindernde Kräuter auf, „die ihm einst, aus Freundschaft für seinen Vater, Chiron gegeben." Machaon hatte bald darauf das Unglück, selbst von Paris an der rechten Schulter getroffen zu werden (Ilias XI, 505 ff.); Idomeneus verwendet sich bei Nestor um einen Platz in Dessen Wagen für die Verwundeten, mit der Begründung, ein Arzt sei ein Mann, der so viel werth sei wie viele Andere zusammen —: ein Ausspruch, der dem Publikum und der Gesetzgebung in ihrem Verhalten zum Arzt auch heute noch zur Richtschnur dienen sollte!

Der dem Machaon geleistete Beistand zeigte sich in der That alsbald segensreich für die Griechen; denn nachdem der Arzt so gerettet worden war, kurirte er bald darauf den von einer giftigen Schlange gebissenen Philoktet, dessen Mitwirkung bekanntlich eine unumgängliche Bedingung für Trojas Einnahme war. Bei dieser Gelegenheit kam vielleicht das Narkotisiren oder Hypnotisiren zum ersten Male in Anwendung; wenigstens erfahren wir, daß Machaon den von ihm behandelten Philoktet in tiefen Schlaf versenkte, dann die Wunde ausschnitt und mit balsamischen Kräutern einen Verband auflegte. Wegen seiner vielfachen Verdienste wurde Machaon, nach des Pausanias Erzählung, von den Messeniern göttlich verehrt; wie viel klingendes Honorar er außer dieser Verehrung noch erhielt, ist leider nicht aufgezeichnet. Sein Kollege Podalirius gilt als Erfinder des Aderlasses. Auf innere Krankheiten scheinen sich seine wie Machaons therapeutische Künste weniger erstreckt zu haben; hier behalf man sich — wie das Beispiel der von Apollo ins Lager geschickten Pest lehrt — vorzugsweise mit Gebeten und Sühnopfern. Auf einem schon besser und rationeller bebauten Boden stand dagegen der Heilkünstler Melampus, der nach Apollodors Zeugniß den Wahnsinn erfolgreich mit Nieswurz behandelte und den Iphiklus von seinem Unvermögen befreite, indem er ihn zehn Tage hinter einander Eisenrost mit Wasser trinken ließ. Vielleicht könnte man auf die ehrwürdige Autorität des Melampus hin diese einfachste Form stärkender Eisenbehandlung wieder einmal anwenden.

Die Entwickelung der Medizin in der nachhomerischen, der eigentlich geschichtlichen Zeit schließt sich vorzugsweise an die dem Gott der Heil-

kunst geweihten Heiligthümer, an die Aeskulaptempel an, von denen ihrer Bedeutung nach die zu Epidaurus, auf Kos und Knidus besonders hervorragen. Hierher pilgerten die Hilfesuchenden; sie wurden nach mancherlei ceremoniösen und wohl auch hygienisch-diätetischen Vorbereitungen zu den Füßen des Gottes in Schlaf versenkt und einer Kur unterworfen, die sich angeblich auf ihre Traumvisionen, noch mehr aber wahrscheinlich auf die inzwischen vorgenommene Untersuchung und Feststellung ihres Leidens durch die Priester gründete. Warum man diese „Exploration" nicht im wachen Zustand vornahm, sondern den Kranken überhaupt verhehlte, ist nur allzu begreiflich; das Publikum schenkt eben denjenigen Heilkünstlern mehr Vertrauen, die ihm seine Leiden gleich von den Augen oder von der Nase (oder auch — wie unser Schäfer Ast — von den Nackenhaaren) ablesen als denen, die erst eine langwierige Untersuchung dazu nöthig haben. Die Genesenen opferten, wie bekannt, dem Aeskulap einen Hahn oder stellten Weihgeschenke (Anathemata), besonders bildliche Nachbildungen des kranken und geheilten Körpertheiles auf, wie sie noch jetzt dankbare Gläubige ihren wunderthätigen Marien- und Heiligenbildern als Weihopfer darbringen. Die Votivtafeln jener Tempel, die von den Kranken oder von den behandelnden Priestern selbst niedergeschriebene Krankengeschichten enthielten, boten späteren Jüngern der Heilkunde, selbst noch dem Hippokrates, ein schätzbares Material.

So wurde die Heilkunde auch in Griechenland — wie schon früher in Indien und Egypten — allmählich zu einer Standes- und Berufswissenschaft; zunächst freilich zu einem ausschließlichen Eigenthum der Priesterschulen, die allerdings Einzelne ihrer Mitglieder als umherziehende Praktiker (Periodeuten) aussandten, sie aber zur Geheimhaltung ihrer Kunst vor den Laien durch einen noch aufbewahrten Eid in bindender Weise verpflichteten. Wie zu unserer Zeit, so scheint übrigens auch schon damals die „wilde Medizin" mit der eigentlichen Fakultätwissenschaft, der „Schulmedizin", im Kriegszustand gestanden zu haben und doch neben ihr geduldet worden zu sein. Xenophon erwähnt, schon Lykurgus habe Feldchirurgen bei den Spartanern angestellt. Und zu Hippokrates' und Platons Zeiten fehlte es bereits nicht an praktischen Aerzten im heutigen Sinn, die gegen Honorar Kranke behandelten und Schüler in ihrer Kunst unterwiesen. Daneben trieben die zunftmäßig organisirten Hebammen ihr Wesen — oder Unwesen —, indem sie den Leib der Gebärenden strichen und kneteten, Zaubersprüche murmelten und unter Umständen auch Fruchtabtreibungen vornahmen. Nebenbei stifteten sie Heirathen, wie kein Geringerer als der weise Sokrates, selbst der Sohn einer Hebamme, in Platons Theaethet berichtet.

Aus einer der berühmtesten jener eben genannten Tempelschulen, der koischen, ging endlich der Mann hervor, in dem wir für alle Zeit den

schöpferischen Begründer der wissenschaftlichen Heilkunde und das höchste Vorbild ärztlichen Strebens und Wirkens in dankbarer Anerkennung verehren: Hippokrates, der Sohn eines Aeskulap-Priesters (geboren um 460, gestorben zu Larissa 377 vor Christus). Mit Fug und Recht nennen wir ihn den Vater der Heilkunde; in der That ist er der Vater der „empirischen Medizin“, der auf genaue Beobachtung am Krankenbett begründeten ärztlichen Erfahrungwissenschaft, der er zuerst die Fesseln philosophischer Spekulation und abergläubiger Mystik vollständig abstreifte. Seine Schriften, die wir zum großen Theil besitzen, sind vollendete Denkmale dieser besonnen kritischen, allem Theoretischen und Dogmatischen abholden, nur der Beobachtung und Erfahrung vertrauenden, sie zum Leitstern erhebenden Gesinnung- und Denkweise. Und dieser Denkweise hat die Heilkunst aller Epochen ihre schönsten und überraschendsten Erfolge verdankt; zu ihr ist sie nach den Zeiten des Niederganges und der Verirrung immer wieder zurückgekehrt.

Unter den als echt anerkannten Schriften, die uns von Hippokrates aufbewahrt sind, stehen die wundervollen sieben Bücher der „Aphorismen“ obenan, die den Inbegriff seiner ganzen Lehre, die Quintessenz seines reichen Erfahrungwissens, in Form kurzer, oft freilich schwer zu deutender Sinnsprüche enthalten, an ihrer Spitze die berühmten, für den Geist ihres Urhebers so bezeichnenden Worte: „Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, der rechte Augenblick ist rasch enteilt, der Versuch ist trügerisch, das Urtheil ist schwierig“. Eine vortreffliche Uebersetzung dieser wie der übrigen hippokratischen Schriften — von denen nur die über die Krankheiten, die Diät, über Luft, Wasser und Oertlichkeit, über die Krise, die kritischen Tage und die „Vorhersagungen“ an dieser Stelle genannt werden mögen — ist vor Kurzem von Robert Fuchs in zwei Bänden (München 1895 und 1897) erschienen. Ueber allen diesen Schriften liegt eine unverwüstliche Jugendlichkeit: der Abglanz anmuthvoll sonnigen und in scheinbar mühelosem Kräftespiel künstlerisch schaffenden griechischen Geistes.

Mit Hippokrates sind wir aus dem Kindesalter der Medizin schon heraus und in die Zeit freier, stürmisch ringender, jugendkräftiger Entfaltung und Entwickelung getreten, mit der sie von nun an als mündig gewordene, selbständige Wissenschaft ihren Zielen sich zuwendet. Ich kann jedoch von der hippokratischen Zeit nicht scheiden, ohne an die von dem Geschichtschreiber des peloponnesischen Krieges, von Thukydides, herrührende packende Schilderung der im Jahre 430 in Athen herrschenden Pest zu erinnern, — eine Schilderung, der sich nur ganz wenige von Laien entworfene Gemälde verherender Volksseuchen, z. B. bei Boccaccio in der Einleitung zum Decamerone und bei Manzoni in den „Promessi sposi“, an plastischer Kraft und unheimlich treuer, anschaulicher Wiedergabe der Wirklichkeit an die Seite stellen lassen. Bei jener verhängnißvollen Pest, die bekanntlich auch den großen Perikles hinraffte, soll

Hippokrates in Athen gewesen sein, aber nicht zu helfen vermocht haben. Eben so wenig Erfolg hatte seine Mission bei den Schildbürgern des Alterthumes, den Abderiten, die ihn angeblich beriefen, um den von ihnen für verrückt gehaltenen großen Philosophen Demokrit zu begutachten: ein Quiproquo, das Wieland in seinen „Abderiten" launig ausgemalt hat. Wir werden wohl die Letzten sein, dem Hippokrates einen Vorwurf daraus zu machen, daß seine Kunst bei diesen Anlässen weder in Athen noch in Abdera Lorbern erntete; denn die Pest und ... die Dummheit vermögen wir auch jetzt mit allen unseren inzwischen so namhaft angewachsenen ärztlichen Kunstmitteln leider nicht zu kuriren.

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Preußische Wirthschaft.

Schickt der liebe Herrgott einmal einen rechten Winter, kernfest und auf die Dauer, dann mag sich Mancher,

„Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
Und Teich und Seen krachen",

mit Vergnügen des claudiusschen Liedes erinnern und an der Poesie der Schneelandschaft seine Freude haben; unseren Arbeitern wird nicht so wohl. Die preußische Staatsbahnverwaltung aber, so tief in einen kläglichen bureaukratischen Schematismus versunken, daß ihr jegliche Unterbrechung des Normalen, Alltäglichen als eine unüberwindliche Störung erscheint, sorgt dafür, daß zu allen anderen Leiden, die den Proletarier in der Winterszeit treffen, auch noch durch ihre besondere Ungeschicklichkeit die Arbeitlosigkeit von Tausenden tritt. Wenn es nicht so traurig wäre, müßte man darüber lachen, welche Telegramme in den Kontoren unserer Montanindustriellen über die ungeheuerliche Wagennoth zusammenlaufen, die seit Eintritt der Kälte in den westlichen Kohlen- und Eisenrevieren herrscht. Die gesammte Kundschaft ist durch den gesteigerten Bedarf in größter Kohlennoth und trotzdem müssen die meisten Zechen auf längere oder kürzere Zeit feiern. Selbst wohlwollende Beurtheiler erklären diese Zustände für skandalös, denn der wirthschaftliche Schade, der durch die mangelhafte Leistung der Bahnen dem westdeutschen Kohlenbezirk verursacht wird, ist mit einer Million Mark täglich nicht zu hoch beziffert. Tag für Tag kommt es vor, daß die Belegschaft einzelner oder sämmtlicher Schachtanlagen der größeren Bergwerksgesellschaften unverrichteter Sache nach Hause gehen muß, weil kein einziger Wagen gestellt war, oder daß, wenn schon eine Schicht einfährt, die andere zu feiern oder vorzeitig wieder auszufahren genöthigt ist. Morgen-, Mittags- und Nachmittagsschichten theilen sich gleichmäßig in dieses Mißgeschick. Die Stationvorstände sind nicht einmal immer so zuvorkommend, rechtzeitig mitzutheilen, daß sie über keine leeren Transportmittel verfügen und daß keine Aussicht auf Gestellung auch nur eines Wagens vorhanden ist. Wenn einigen großen Zechen gnädigst zwei Wagen pro Tag bewilligt wurden, während die hundertfache Anzahl von ihnen verlangt und nöthig war, so fällt Das natürlich so gut wie gar nicht ins Gewicht. Der Bericht einer mit sechs Schachtanlagen ausgerüsteten

Zeche ergiebt, daß in neun Tagen sechzehn Arbeitschichten in Folge Fehlens oder nicht rechtzeitiger Gestellung von Wagen gänzlich ausgefallen sind, während in vierzehn Schichten die Förderung für die Dauer von einer bis zu fünf Stunden ruhen mußte. Der Gesammtausfall der Förderung betrug in diesem doch immerhin kurzen Zeitraum 16 200 Tonnen zu 1000 Kilogramm. Die Belegschaften können nicht arbeiten, und da wir in der Arbeiterfreundlichkeit noch nicht so weit vorgeschritten sind, daß die Bergwerksgesellschaften Löhne ohne Gegenleistung zahlen, müssen die Bergleute gerade in der Zeit, in der sie am Meisten darauf angewiesen sind, sich erhebliche Einbußen an ihrem Arbeitverdienst gefallen lassen. In Zechen mit starken Belegschaften fängt es an, unruhig zu werden; und wenn die Mißstimmung zu ernsteren Vorkommnissen führt, so wird man die Bahnverwaltung dafür verantwortlich zu machen haben. Dabei handelt es sich nicht um einen absoluten Materialmangel, denn die Vermehrung der letzten Jahre, seit die Folgen des Wagenmangels so peinlich empfunden und an die Oeffentlichkeit gezogen worden waren, ist sehr erheblich gewesen und würde auch dem jetzigen Bedarf noch ungefähr entsprechen. Nein: diese Störungen in der Wagengestellung waren einfach auf den Einfluß von Nebel und Frost und auf die Unzulänglichkeit der Betriebseinrichtungen der Eisenbahnen zurückzuführen. Es fehlt eben bei uns nicht so sehr an Wagen; aber die beladenen Wagen stauen sich auf den Strecken und stopfen einzelne Bahnhöfe geradezu völlig. Merkwürdig: es giebt immerhin Gegenden in Europa in denen der Winter sein Recht noch viel stärker geltend macht als in Westdeutschland und doch hört man von dort nichts über bemerkenswerthe Störungen des Eisenbahnbetriebes. Aber das müssen wohl Gegenden sein, die mit Recht für weniger civilisirt gelten und daher auch noch keine Bureaukratie haben, die dem Einzelnen das Nachdenken und die Verantwortlichkeit abnimmt. Denn Das ist der Krebsschaden, der auch bei diesen Vorgängen in Rheinland-Westfalen in betrüblichster Weise hervorgetreten ist: Alles wird von oben herab und für alle Fälle dekretirt, nichts bleibt dem vernünftigen Ermessen im besonderen Fall überlassen und jede persönliche Initiative wird erstickt. Das rächt sich natürlich am Schwersten, wenn lokale und individuelle Verhältnisse plötzlich besondere Rücksichten erheischen. Unsere Bahnverwaltungen sind von dem ungeheuer angeschwollenen Verkehr der Hauptarbeitplätze des Reiches in einer Weise bedrängt, daß sie kaum noch die erforderliche Uebersicht und Herrschaft über ihre Einrichtungen haben, und die unteren Verwaltungbeamten werden methodisch entwöhnt, Dispositionen, die sich nicht für jeden möglichen Fall vorschreiben lassen und daher dem eigenen Kopfe entspringen müssen, zu treffen. Dazu kommt, daß die größten Bahnhöfe, von denen die höchsten Leistungen verlangt werden, veraltet sind und daß Umbauten nur langsam vorgenommen werden. Ein Zug versperrt dem anderen den Ausweg, ein verständiges Rangiren läßt sich nur noch mit besonderen Kunstgriffen durchführen, — und so bleiben ganze Reihen vollbeladener Wagen mitunter Tage lang auf den Bahnhöfen stehen, während ihre schleunigste Entleerung nöthig wäre. Ein Händler in Köln harrt mit Schmerzen auf das Eintreffen der Kohlenladung; endlich entdeckt er seinen Eisenbahnwagen auf dem Bahnhof, aber es dauert noch mehrere Tage, bis er die heißersehnte Ladung in Empfang nehmen kann, da sie eben so wenig zugänglich ist, wie wenn etwa bei einem Grubenunglück der Förderungschacht verschüttet worden wäre. Im Güterbahnhof Gereon

(Köln-Hauptbahnhof) stauten sich wiederholt beladene Wagen so sehr, daß alles Rangiren stockte und nichts übrig blieb, als sie nach dem Bahnhof Köln-Süd weiterzuleiten. Eben so schlimm steht es im kölner Güterbahnhof um das abrollende Material. Nun läßt sich eine den heutigen Ansprüchen genügende Bahnhofsanlage gewiß nicht plötzlich aus dem Boden stampfen; darin liegt eine gewisse Erklärung, aber noch keineswegs etwa eine Entschuldigung. Denn vor lauter Verzopftheit und ernsthaft betriebenem Quisquilienkram kommt die Bureaukratie nicht dazu, auch nur nothwendigsten und selbstverständlichsten Vorkehrungen zu treffen, die einer beschleunigten Auslieferung der Kohle an die Empfänger dienen würden; und dann haben in letzter Zeit die Bahnverwaltungen, wie sich immer deutlicher zeigt, eine höchst unangebrachte Sparsucht — vielleicht nicht ohne einen Druck von oben — entwickelt. Wenn bei den Submissionen von Material alles auf die Billigkeit und wenig auf die Güte ankommt, kann es schließlich nicht Wunder nehmen, daß die bedenklichsten Folgen eintreten. Dieser Winter gestattete die Probe auf das Exempel. Von der Qualität des verwendeten Schmieröles hängt viel für die Beweglichkeit der Eisenbahnwagen ab: nun, es ist hie und da so minderwerthig, daß es in den Achslagekasten einfror. Da mußten denn freilich die Räder stillstehen! Es giebt aber auch gutes Oel in Deutschland; und zu allerlei Volksweisheit, über die sich Behörden mit Unrecht erhaben dünken, gehört auch, daß wer gut schmiert, Der gut fährt.

Uebrigens ist es nicht die Eisenbahnmisere allein, die dem Kohlenbergbau Verlegenheiten bereitet. Das Ruhrrevier ist im Laufe des Jahres 1899 allmählich bis an die Grenze seiner Leistungfähigkeit gelangt und dauernd nicht im Stande, den an Industrie-, namentlich Kokskohlen noch immer zunehmenden Bedarf zu decken. Alle Versuche der letzten Monate, Einrichtungen für eine erhöhte Produktion zu schaffen, können daran nichts ändern, denn selbst an den nöthigen Arbeitkräften fehlt es. In allen Gegenden Deutschlands, ja, bis in das Ausland hinein, rühren die Agenten die Werbetrommel zur Heranziehung von Arbeitern und die Besorgnisse der Landwirthschaft äußern sich in lauten Klagen, denen selbst der engagirteste Antiagrarier eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann. Leider sind auch die Kopfleistungen der Arbeiter nach wie vor im Rückgang begriffen. Die Arbeiterbevölkerung ist übrigens trotz den günstigen allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnissen — und zwar abgesehen von den durch die Eisenbahnungeschicklichkeiten verursachten Störungen — auch durch andere Ursachen, vornehmlich durch Mangel an Material, genöthigt gewesen, sich die Einlegung zahlreicher Feierschichten gefallen zu lassen. Die Geschäftsberichte der Eisen- und Stahlwerke werden da einiges recht Erbauliche mitzutheilen haben. Noch kurz vor der Jahreswende mußten mehrere Hochöfen gedämpft werden, weil ihnen der nöthige Koks zum Betriebe fehlte. Das ist auch für die Unternehmer keine Kleinigkeit, denn jedes Anblasen eines Ofens kostet mehrere tausend Mark.

Schlimm ist es, wenn in Folge der herrschenden Ueberhastung auf unseren maschinellen Arbeitgebieten technische Fehler bei Neukonstruktionen begangen werden. Die Aktionäre des wittener Stahlröhrenwerkes werden ein Lied davon singen können. Lange Zeit hielten sie es für ausgemacht, in diesem besonders arbeitsamen und für die Eisenindustrie im Allgemeinen so befriedigenden Jahre zehn Prozent Dividende einstreichen zu können, und dem Vorstand schien es

opportun, auf wiederholte Anfragen regelmäßig im selben Sinne zu antworten. Es wird aber keine Dividende vertheilt werden und ein Drittel des Aktienkapitales ist sogar verloren. Das ist stark; und geradezu unverantwortlich ist, wie den Uneingeweihten mitgespielt wurde: die Wenigen, denen der ungünstige Abschluß der Gesellschaft vor der Generalversammlung bekannt war, hatten sich schriftlich verpflichten müssen, ihre Aktien nicht zu veräußern, und so konnten die Auguren, wenn ihnen auch sonst das Lächeln nicht besonders nah lag, doch immerhin dem Publikum gegenüber jene dem Hamlet so verhaßte Kunst üben. Allerdings scheint die Verwaltung den ganzen Umfang der débâcle selbst nicht einmal geahnt zu haben. Der Vorsitzende des Aufsichtrathes kaufte noch kurz vor dem öffentlichen Bekanntwerden des Zusammenbruches für etwa hundertunddreißigtausend Mark Aktien in der Erwartung, einen Kursgewinn damit zu erzielen, und lehnte das Abnahmegebot einer Bankfirma für einen größeren Posten Stücke kurzweg ab. Auch erklären alle Verwaltungmitglieder, im gutem Glauben gewesen zu sein. Guter Glaube setzt aber doch auch die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmannes voraus; bloßes Nichtwissen genügt nicht. Nachdem offen eingestanden worden ist, daß die unpraktische technische Einrichtung des Werkes Schuld an seinem Niedergang ist, bleibt, wenn der Bankerott vermieden werden soll, nichts übrig, als Vorzugsaktien auszugeben und die alten Aktien zusammenzulegen. Wer mit dieser Operation nicht einverstanden ist, wird genöthigt, sich drei Viertel seiner Rechte kürzen zu lassen. Natürlich wird den Vorzugsaktien eine hohe Dividende versprochen. Vorläufig besteht jedoch noch keine Aussicht darauf, sie wirklich zu erhalten. Wird sie nicht herausgewirthschaftet, so fällt sie eben zu Lasten des nächsten, des abernächsten Jahres u. s. w. Das ist ein sehr bequemer Modus, der der Verwaltung nicht wehthut und jeden Regreß oder Schadensersatzanspruch ausschließt. Wenn die Aktionäre sich die Mühe machen, nachzurechnen, so werden sie sich übrigens sagen können, daß von den neuen siebenhundertfünfzigtausend Mark, die im Höchstfalle für die Sanirung disponibel werden, dem Werk selbst nur hundertsiebenundachtzigtausend Mark zu Gute kommen können, da nach der letzten Bilanz allein fünfhundertdreizehntausend Mark Bankierschulden vorhanden sind, die abgestoßen werden müssen, bevor von einer Reorganisation gesprochen werden kann. Die Verwaltung hofft allerdings, mit dem neuen Geld sich auch einen neuen Bankierkredit zu verschaffen; aber mit Schulden hat noch Niemand sein Vermögen verbessert. Das Vertrauen in die Aufsichtrathsmitglieder, die schließlich darüber doch entscheiden, ohne erst die Aktionäre zu fragen, dürfte nach Alledem wohl auch einen argen Stoß erlitten haben. Freilich weiß man selten, was die geheimsten Herzensfalten der Mitglieder eines Aufsichtrathes eigentlich bergen. Daher wirken gelegentlich kleine Indiskretionen sehr erfrischend. So erfuhr man neulich, die Verwaltung der Bensberg-Gladbacher Bergwerks- und Hütten-Aktien-Gesellschaft Berzelius habe die energischen Bemühungen eines starken Aktionärs, in die Verwaltung zu gelangen, entschieden abgewiesen: die alten Mitglieder wollten lieber auf ihre Stellungen verzichten als sich einen Kollegen, mit dem sie nicht sympathisiren, aufdrängen lassen. Wie würde es wohl in berliner Aktiengesellschaften aussehen, wenn da ein ähnliches Solidaritätgefühl vorhanden wäre? Die alte Geschichte: in den rheinischen Bergwerksbezirken waltet Friede und Eintracht, so oft es gilt, einen unbequemen Eindringling, zumal wenn er von Berlin kommt, fernzuhalten.

Lynkeus.

Die Mafia.

Im Jahre 1893 wird auf der Bahnstrecke Termini-Altavilla in Sizilien der Direktor der Bank von Sizilien und frühere Sindaco von Palermo, Baron Notarbartolo, in einem Coupé erster Klasse ermordet. Der That verdächtig erscheinen einige dem Zugpersonal Angehörige und ein gewisser Giuseppe Fontana, der einen Handel mit Südfrüchten treibt und das Haupt der niederen Mafia ist. Zu wiederholten Malen wird der Mordprozeß eingeleitet und eben so oft werden die Angeklagten wegen ungenügender Ueberführung wieder freigelassen. Fontana weist nach, daß er sich am Tage der Mordthat in Tunis aufhielt. So kam der Prozeß niemals vorwärts, bis ihn endlich das zweite Ministerium Pelloux von Neuem aufnahm und vor das mailänder Tribunal verwies, um die Zeugen den ständigen Beeinflussungen der Mafia zu entziehen. Damit sprach die Regirung den ernsten Willen aus, der Sache mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln auf den Grund zu kommen. Der Erfolg war denn auch überraschend. Der Sohn des Ermordeten bezeichnete den Deputirten Palizzolo als Anstifter; und mehrere Polizeizeugen, die diese Bezichtigung unterstützen, weisen nach, daß unter dem Direktorat des Herzogs della Verdura grobe Veruntreuungen des Verwaltungrathes vorgefallen sind, gegen die Notarbartolo als Vorgänger della Verduras sich vergeblich gewehrt hatte; daß Palizzolo, der als Haupt der „alta mafia“ und als durch und durch unredlich galt, keinen gefährlicheren Gegner hatte als eben den unglücklichen Notarbartolo und daß Palizzolo mit Fontana in engem Verkehr stand. Kurz: es wurde ein so gravirendes Belastungmaterial gegen den Deputirten gesammelt, daß die Kammer endlich seine Verhaftung genehmigte. Alles Das geschah aber anfangs doch so zögernd, daß man auf den Gedanken kommen mußte, auch diesmal sei wieder der Justiz von „jener mächtigen geheimnißvollen Hand“ ein Hinderniß bereitet worden. Erst nachdem dieses aus dem Wege geräumt war, griff sie mit ungewohnter Energie zu; und die beiden noch in Freiheit befindlichen, am Meisten belasteten Mafiosen Onorevole Raffaele Palizzolo und Fontana wurden hinter Schloß und Riegel gebracht.

Der Prozeß ergiebt, daß ganze Protokolle aus den Akten verschwunden sind, die die wichtigsten Beweisstücke enthielten; daß Dokumente, die mit der Vorgeschichte der Gerichtsverhandlungen zusammenhingen, aus den Kabineten der Ministerien gestohlen wurden und daß Staatsanwälte, Polizeibeamte, Statthalter und Minister ohne Unterschied vor der Mafia zitterten. Der Kriegsminister Mirri, der zur Zeit eines der früheren Prozesse als „Vicekönig“ selbst in die Geschicke der Insel verflochten war, mußte erklären, das Verfahren sei damals plötzlich auf höheren Befehl eingestellt worden. Zu jener Zeit war Rudini Ministerpräsident, Marquese Costa Justizminister; um diese Zeit war es wohl auch, wo Palizzolo das Komthurkreuz des italienischen Kronenordens erhielt.

Der Prozeß hätte bei Alledem vor ähnlichen Sensationaffairen in Italien oder in Frankreich nicht viel voraus, wenn es sich nur um betrügerische Bankbeamte, gedungene Mörder, Meineidige und um eine feige Polizei, hintergangene Staats-

anwälte und schuldbewußte Justizminister handelte. Er gewinnt aber ein weit über die Grenzen des Landes hinausgreifendes Interesse, weil er mit einem Schlag soziale Zustände entschleiert, die — wohl einzig in ihrer Art — als eine Erbschaft des traurigsten Mittelalters in die Gegenwart Italiens hineinragen und bisher von keiner der wechselnden Regirungen bekämpft, sondern von den meisten sogar zur Befestigung ihrer Herrschaft ausgenützt worden sind. Es handelt sich um die sizilianische Mafia, die seit Jahrhunderten mit unverminderter Kraft neben dem „governo“ regirt und, wie der Prozeß beweist, noch heute ihren Einfluß bis in die höchsten Kreise erstreckt.

Oberflächlichen Beurtheilern gilt sie als ein Wahlapparat, der von der Regirung geschaffen worden sei, um die unruhigen Bewohner der Insel in der Hand zu haben. Doch Das ist ganz irrig. Sie hängt innig mit dem Volkscharakter und der Geschichte Siziliens zusammen. Unter dem unheilvollen Druck unaufhörlicher Kriege, Raubzüge und sonstiger Wirren, die die Insel zum Tummelplatz von Puniern, Griechen, Römern, Arabern, Normannen, Franzosen und Spaniern machten, ist der sizilische Charakter verwildert und weist disparate, zum Theil auch ganz anachronistische Züge auf. Daher die Unstetigkeit, der Unfriede, das Verschwörerwesen, die Ekstase im Siegesrausch der Rache und die träge Langmuth im Ertragen von Leiden, — Gegensätze, die an das vom ewigen Schnee umhüllte Aetnafeuer erinnern. Im Messerzweikampf wird Einer verwundet: da erblickt er den Gendarmen, preßt das Wams gegen die Wunde und umarmt seinen Todfeind, um ihn vor der Behörde zu retten; dann sinkt er entseelt zu Boden. Das ist cavalleria rusticana, „Bauernehre“!

Der Landmann ist in Folge der Ausbreitung der Latifundien zum Fellah oder Heloten herabgesunken, unwissend, verschlagen, roh, ohne Hoffnung auf Verbesserung seiner Lage; der Arbeiter in den Schwefelgruben, das elendeste menschliche Lastthier, das die moderne Civilisation kennt; die Küstenbevölkerung, zwar lebhaft und intelligent, aber auch sie unwissend, genußsüchtig und wollüstig: so ist das Volk in Sizilien geartet. Den großen politischen Ereignissen, die Italien umwälzten, stand es innerlich ganz fremd gegenüber; es begriff auch die Freiheit nicht, die ihm das Jahr 1860 brachte. Noch heute folgt es blindlings seinen Feudalherren oder aber Mafiosenführern, die, wie Palizzolo, eine starke Gefolgschaft haben. Dem Feudalismus entstammen die „omertà“ und der „manutengolismo“ der Mafia. Jene regelt das Wort, diese die That. Die omertà — etymologisch aus einer Vereinigung von homo und virtus zu erklären — bedeutet die Mannestugend und ist dem Sizilianer das höchste Ideal. Sie verlangt unbedingtes Schweigen, im Nothfalle auch falsches Zeugniß in allen Angelegenheiten der Mafia. In einem bekannten Gerichtsfall in Vittorio wurden die Zeugen durch folgende an die Mauern geschriebene Worte gewarnt:

Chi tace, sarà pagato;
Chi parla, ammazzato.

(Wer schweigt, wird belohnt werden, wer spricht, ist des Todes.) In dem mailänder Prozeß berichtete ein Polizeiinspektor, daß sich einer der hauptsächlich beschuldigten Eisenbahnschaffner offen auf die omertà berufen habe. Sechs Zeugen wurden nach einander wegen Meineides verhaftet. Es giebt eine aktive Mafia, die die Verbrechen ausführt, und eine passive, die sie mit Geld unterstützt. Mancher

Grundbesitzer erkauft sich auf diese Weise eine Sicherheit, die ihm keine Behörde bieten kann. Als Fontana bereits fünfmal wegen Mordes angeklagt, aber immer wieder wegen „Mangels an Beweisen" freigelassen worden war und zum sechsten Male unter Anklage gestellt wurde, suchte ihm noch ein Abgeordneter — nicht Palizzolo — bei den Behörden einen Waffenschein zu erwirken. Einer der reichsten Grundherren der Insel, der Fürst Mirto, gewährte dem selben Fontana Unterkunft auf seinem Schlosse und berief sich den Behörden gegenüber auf sein altes feudales Asylrecht, das diese wenigstens so weit respektirten — man ersieht daraus die furchtbare Macht der Mafia —, daß sie ihm eine Bedenkfrist von vierundzwanzig Stunden einräumten. Dann erschien Fürst Mirto mit dem capomafia Fontana auf der Quästur von Palermo, allwo er seinen Schützling — dessen Schützling im Grunde er war — ganz inständig der Milde der Behörden empfahl. Diese Art von Intimität zwischen Männern so verschiedener Gesellschaftstellung hat, abgesehen von der Gefahr, die damit verbunden ist, sich der Mafia zu widersetzen, auch noch einen volkspsychologischen Grund: der Sizilianer bewundert die That, sei sie gut oder böse, selbst heimtückisch oder grausam, er bewundert den Märtyrer, den Banditen, den Ausgestoßenen. Der Geist der Feudalzeit tritt selbst im Familienleben noch hervor. Im Innern der Insel redet die Frau den Gatten mit „voi" an, der Sohn den Vater mit „eccellenza", der Bauer den Städter mit „don". Zur Blutthat gehört Muth, daher verherrlicht das Volkslied die Blutthat; die anderen Verbrechen gelten als gemein. Dankbarkeit und Blutrache sind die höchsten Pflichten; Blutrache vererbt der Sterbende auf den Ueberlebenden. Unter solchen Menschen ist es für einen gewandten capomafia nicht schwer, zu hervorragender Macht zu gelangen; und im Besitz dieser Macht ist er ein Faktor, mit dem die Regirung rechnen muß. Die Mafiosen gingen bisher stets mit der Regirung, denn auf diese Weise füllten sich ihre Führer die Taschen. De Felice hat festgestellt, daß Palizzolo von dem Statthalter Codronchi zehntausend Lire zu Wahlzwecken erhielt und daß bei den letzten Wahlen mehrere Mafiosenführer aus dem Zwangsdomizil entlassen wurden, nur, um in Gegenden, wo die Mafia weniger mächtig ist, für sie zu wirken. Jeder erhielt zweihundert Lire; und das Erste, was sie damit anfingen, war, daß sie sich Waffen kauften. So oder ähnlich haben — behauptet De Felice — bisher alle Machthaber in Sizilien gehandelt. Auch Crispi bediente sich der Mafia zu politischen Zwecken; er hat es selbst eingestanden.

Daher läuft die Regirung in dem Kampfe, den sie jetzt in Mailand unternommen hat, eigentlich Sturm gegen ihre eigene Vergangenheit. De Felice hat in der Kammer interessantes Material dafür beigebracht, daß Mafiosen sogar in der Polizei zu finden sind. Der Bank von Catania wurden sechshunderttausend Lire entwendet. Der Depositenräuber war stadtbekannt, blieb aber unbehelligt. Entrüstet begaben sich der Sindaco und ein früherer Deputirter zum Generalstaatsanwalt. „Ich kenne den Schuldigen," antwortete Dieser, „aber was soll ich thun, wenn ihn die Polizei vor uns schützt? Ja, könnte ich ihn ohne förmlichen Haftbefehl festnehmen lassen! Wird aber mein Vorhaben bekannt, so läßt ihn die Polizei entwischen." In dem selben Catania geschah vor einiger Zeit ein merkwürdiger Mord. Ein Mann ging in einen Waffenladen, kaufte eine Pistole, tötete einen Menschen und stellte sich selbst den Carabinieri. „Warum habt Ihr ihn getötet?" „Der Getötete war Anführer einer Verbrecherbande, die ihren Gewinn mit dem Polizei-

inspektor theilte. Ich sollte gezwungen werden, der Bande beizutreten, wehrte mich aber. Da zeigte man mich an und ich erhielt eine Verwarnung: darum habe ich meinen Feind erschossen. Wenn man sich von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugen will, so veranlasse man eine Durchsuchung im Hause des Polizeiinspektors!" Es geschah und man fand Briefschaften, die die Schuld des Inspektors außer Zweifel stellten. Wie gelangen solche Elemente in die Polizei? Auch auf diese Frage giebt der Fall Palizzolo die Antwort.

Palizzolo stammt aus einer armen, aber nicht ganz einflußlosen Familie. Er war schlau, oratorisch begabt, von imposanter Erscheinung, wußte sich in der Mafia beliebt zu machen, wurde Gemeindevertreter, Verwaltungrath der Bank von Sizilien, Kammerdeputirter und Commendatore. Im Parlament war er fast nie zu sehen, dagegen war er ein ständiger Gast in den Vorzimmern der Minister. Die Bittgesuche seiner zahlreichen Klienten zu befriedigen, hielt er für seine höchste Pflicht; denn davon, daß er die Wünsche seiner Wähler erfüllte, hing ja allein sein Mandat ab. Antichambrirte er bei den Ministern, so antichambrirten seine Wähler bei ihm. Der Eine wünschte sich ein Aemtchen bei der Bahn, der Andere bei der Post; Jener, der fünfundzwanzig Jahre Galerenstrafe verbüßt hat, hielt sich für besonders geeignet, Polizeiinspektor zu werden; verabschiedete Offiziere wünschen, wieder eingestellt zu werden; Väter möchten ihre Söhne aus dem Zuchthaus befreit sehen, — kurz: Jeder hat ein anderes Anliegen und Palizzolo lächelt ... und gewährt Alles, Alles, denn er hat mächtige Freunde, die ihm gefällig sind. Ist da die Treue seiner Mafiosen nicht verständlich? Wer aber sind die Beschützer und Gönner eines solchen Mannes? Darüber soll der Prozeß in Mailand Klarheit schaffen. Ob Das gelingen wird, läßt sich freilich noch nicht entscheiden.

Siegt der öffentliche Ankläger, so wäre der Mafia zum ersten Male die größere Macht der Gesetze und des Staates fühlbar gemacht und Das wäre viel, aber noch nicht Alles. Der verkümmerten und entarteten Volksseele Siziliens gilt Jeder, den die Behörde verfolgt, als ein Märtyrer: Palizzolo und Fontana sind schon heute von dieser Gloriole umgeben. Deshalb ist drakonische Strenge allein nicht genügend. Es genügt nicht, zu strafen, wo die Schuld der Einzelnen zur größeren Hälfte die Schuld des ganzen Milieus des Landes ist. Dieses muß verändert, die Latifundienwirthschaft beseitigt und der alte Feudalgeist gebannt werden. Die sechsundfünfzig Prozent Analphabeten in der Bevölkerung sind an der Civilisation zu betheiligen, aus elenden Sklaven sind Freie zu machen, die an ein edleres Menschenthum glauben. Dazu wäre eine gründliche Regeneration des Beamtenthumes nöthig und nur eine langjährige, gerechte und weise Diktatur könnte dieses Werk vollbringen. Irgend welche Aussichten auf eine solche Diktatur sind aber nicht vorhanden. Deshalb wird die Mafia, die ihre höchste Macht zur Zeit der Begründung des italienischen Einheitstaates aufwies, auch erst mit diesem Staat zu Grunde gehen, — wenn sie sich nicht am Ende gar stärker erweisen sollte als das moderne Italien.

Rom. **Rudolf Müller.**

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Januar 1900.

Neupreußen.

Die im Deutschen Reich Mächtigen scheinen zu einer expansiven Politik nach größerbritischem Muster entschlossen. Sie sagen, das schnelle Steigen der Bevölkerungziffer zwinge gebieterisch zu einer Verbreiterung des deutschen Waaren zugänglichen Absatzgebietes und zur Sicherung neuer Heimstätten, in denen, fern von Europens zu eng gewordenem Grenzen, deutsche Menschen unter dem Schutz der deutschen Flagge leben und ihrer Kinder Zukunft bestellen können. In hitziger, mitunter gewiß auch aufrichtiger Begeisterung wird die fast schon mit Händen greifbare Herrlichkeit eines Imperialismus geschildert, der allen Schichten ein Tausendjähriges Reich unermeßlich gesteigerten Wohlstandes verheißt. Die Weise ist, wie ihr Entstehen, bekannt: die persönliche Stimmung des höchsten Reichsvertreters ist in ein dringendes Bedürfniß der mit den klügsten und geschicktesten Bankleitern assoziirten Großindustrie gemündet. Und so wird wahrscheinlich die Stimme der Warner verhallen, die darauf hinweisen, daß heute Deutschland nicht, wie einst England, als es den Weg zur Handelsweltmacht beschritt, unter den besten Kolonialgebieten die Wahl hat und als Exportstaat keinen ernsthaften Wettbewerb zu fürchten braucht. Die Aussicht auf reichen Gewinn, die ein längeres Dauern des sogenannten industriellen Aufschwunges eröffnet, läßt alle weiter schweifenden Bedenken schnell wieder schwinden und versöhnt selbst die humansten Gemüther mit dem Gedanken, das nächste Jahrhundert — das, trotz dem Bundesrathsbeschluß, nicht vor dem ersten Januar 1901 beginnen wird — könne das Schauspiel sehen, wie mit

deutschen Kanonen ein Kundenmarkt nach dem anderen erobert wird. Vielleicht macht der Erfolg jede düstere Weissagung zum Gespött der später Lebenden; wir werden nicht lange genug hinsehen können, um zu einem endgiltigen Urtheil befähigt zu sein. Sicher ist uns nur Eins: mit dem alten Preußen, dem Preußen der Landräthe und Landarbeiter, der Unteroffiziere und Rekruten muß es bei dieser Entwickelung zu Ende gehen. Es ist nicht möglich, daß dieses ehrwürdige Gebilde erhalten bleibt, wenn das Reich, dessen stärkster Staat Preußen ist, sich rüstet, das Erbe der einstweilen noch mächtigsten Händlernation anzutreten.

Wie das neue Preußen aussehen wird? .. So oft ich dieser Frage nachdenke, steigt meiner Erinnerung das Bild der schönen alten Stadt Danzig auf, in deren Nähe ich sechs Monate und einen halben zu vegetiren gezwungen war. Es ist eine schöne Stadt, von deren intimen Reizen der Westdeutsche selten eine zutreffende Vorstellung hat, eine Stadt von eigenem, dem Auge rasch faßbaren Charakter, eine Stadt, die im Wald und am Meer liegt. Wer nur ein paar Stunden da verweilt, im Reichshof oder im Rathskeller gegessen, einen flüchtigen Blick in den Artushof und die Marienkirche geworfen und die Beischläge der Frauengasse bewundert hat, ahnt wenig von diesen Schönheiten; er müßte erst im engen Gassengewirr des Hafenviertels, am Stockthurm und am Hohen Thor heimisch werden, das anmuthige Jaeschkenthal durchwandern, das von der See bespülte Baumbouquet der Westerplatte und die wundervollen Wälder von Oliva lieben lernen, um zu erkennen, was dieser Landstrich dem wachen Sinn des Schauenden bietet. Und da, zwischen der Mottlau und Neufahrwasser, wird jetzt ohne viel Geräusch der Versuch gemacht, einem neuen Preußen die Grundlagen zu bereiten. Der Provinz Westpreußen ward das Glück, einen Oberpräsidenten zu haben, der kein Bureaukrat ist und dem es nicht genügt, die von Berlin eingehenden „Sachen" nach der Schnur aufzuarbeiten. Herr von Goßler ist ein Mann von ungemeiner Auffassungfähigkeit, ein gebildeter, saturirter, regsamer und energischer Mann ohne persönlichen Ehrgeiz. Er ist im Stande, brauchbare Menschen zu finden, sich ihrer im Einzelnen besseren Sachkenntniß zu fügen und ihnen, auch wenn ihm daraus Unbequemlichkeiten und Anfeindungen erwachsen, die Treue zu halten. Er kennt die seiner Obhut anvertraute Provinz ganz genau, hält sich nicht hochmüthig dem Leben ihrer Bewohner fern und ist überall zu finden, wo es anzuregen, zu fördern, zu organisiren gilt. Hätte Preußen mehr Verwaltungbeamte solchen Schlages, dann stünde es um die nationale und wirthschaftliche Zukunft der Ostmarken weniger

schlimm. Leider ist nicht für eine Auslese der Tauglichsten gesorgt; und im Allgemeinen herrscht bei uns noch die rückständige Anschauung, ein Oberpräsident habe den Weisungen seines Ministers zu gehorchen, für gute Wahlen und leidliche Repräsentation aufzukommen, den berühmten Umsturzgelüsten in Reden und Verfügungen entgegenzutreten und im Uebrigen die Dinge gehen zu lassen, wie es Gott und der königlichen Staatsregirung gefällt.

Herr von Goßler faßt seine Amtspflicht anders auf. Er mag, als er nach Westpreußen versetzt worden war, das Gefühl gehabt haben, in eine Kolonie zu kommen, für deren Gedeihen so ziemlich Alles erst zu thun sei. Zwar hatte die Provinzialhauptstadt in ihrem Abgeordneten, dem freisinnigen Herrn Rickert, einen nicht immer ohnmächtigen Schutzpatron gehabt. Aber der gefeierte Putziger hatte seinen lichterloh brennenden Eifer und seine hastig sprudelnde Beredsamkeit ausschließlich für die Interessen des Handels eingesetzt; und dieser Handel, dem das Hinterland fehlt und die Schiffahrt entschwindet, war selbst auf den vielfach verschlungenen Pfaden des Caprivismus nicht mehr zu retten. Der neue Oberpräsident, dem kein doktrinäres Vorurtheil den Blick blendete, sah um sich und merkte bald, daß nur außerordentliche Mittel den Niedergang der Provinz hemmen könnten. Er sah in Danzig einen leeren Hafen, eine verarmende Kaufmannschaft und ein wachsendes kassubisch-polnisches Proletariat, das die deutsche Zukunft des Weichsellandes bereits ernstlich bedrohte. Als ein fleißiger Schüler Bismarcks hatte er mit der Summe des jeweilig Möglichen rechnen gelernt. Eine direkte Einwirkung auf die Staatspolitik war ihm versagt; er konnte den westpreußischen Landwirthen weder höhere Kornpreise noch eine seßhafte Arbeiterbevölkerung sichern, sondern nur versuchen, zunächst einzelne industrielle Centren zu schaffen, deren Betrieb später auf das Land hinaus zu decentralisiren wäre. Dieses Bemühen stieß auf manche Schwierigkeit. Die alten, in ganz anderen Anschauungen erwachsenen Danziger hielten sich den Plänen, die ihnen zum großen Theil wohl utopisch schienen, fern und erst 1896 erstand in dem aus Westfalen eingewanderten Fabrikanten Marx dem Oberpräsidenten ein sachkundiger Helfer. Dieser mit ungewöhnlicher Willenskraft und starkem Geschäftsspürsinn ausgestattete Mann hatte das Terrain sorgsam abgetastet und gefunden, die Stadt Danzig, der die Tote Weichsel einen natürlichen, für Schiffe von beträchtlichem Tiefgang befahrbaren Hafen und die Schiffahrt gute und billige englische Kohle liefert, biete industriellen Unternehmungen günstige Chancen. Daß er diesen Glauben hatte, nützte freilich noch nicht viel; er mußte zu ihm

erst die Anderen bekehren, mußte den Zweiflern beweisen, am Ufer der Toten Weichsel könne neues Leben entsprießen. Herr Marx gründete die Ostdeutschen Industriewerke, in denen Dampfkessel, Wasserreiniger, Brücken und ähnliche Dinge gebaut werden, und die Nordische Elektrizität-Aktiengesellschaft, die bald einzelnen Städten Westpreußens Centralen und Straßenbahnen liefern konnte. Als das erste Unternehmen sichtbar gedieh, wurde es möglich, den Rahmen zu erweitern und fremde Kräfte heranzuziehen. Mit der Hilfe eines rheinischen Großindustriellen wurde eine Waggonfabrik gebaut, an deren Entstehen sich die Gründung einer Radsatzfabrik schloß, der Bau einer elektrischen Vorortbahn, die den Arbeitern einen schnellen und billigen Verkehr zwischen Wohnung und Werkstätte gewähren soll, wurde in Angriff genommen und bis zum Jahre 1898 waren in den neuen industriellen Unternehmungen schon sechs Millionen Mark angelegt. Das ist nach westdeutschen Begriffen recht wenig, für das Weichselland aber, in dessen Gewerbe die Kapitalisten lange nicht eine Mark investiren mochten, sehr viel. Um mehr zu erreichen und die großen Unternehmer des Westens für das östliche Kolonialwerk zu erwärmen, reiste der Oberpräsident mit seinem Vertrauensmann ins rheinisch-westfälische Industriegebiet, wo er wichtige Helfer warb und mißtrauische Konkurrenten für die Förderung seines Planes gewann. Das vermehrte Kapital gab die Möglichkeit, an die Schaffung einer Hüttenindustrie zu gehen, von der Regirung wurde eine Erweiterung der Werftanlagen und die Gründung einer Technischen Hochschule in Danzig zugesagt und die in der Diaspora der Ostprovinzen lebenden Unternehmer schlossen sich zu einem ostdeutschen Verband zusammen, dessen Aufgabe sein soll, die — vorwiegend für das Inland arbeitende — Industrie des preußischen Ostens zu heben. Und diese schnelle Entwickelung ist nach allgemeinem Urtheil der stetigen Energie des Herrn von Goßler zu verdanken.

Die Schornsteine, die jetzt zwischen dem Grünen Thor und dem Leuchtthurm von Neufahrwasser aufragen, stören dem Betrachter das schöne Bild; und es fehlt nicht an Stimmen, die das schwarz aus den Schloten steigende Gewölk als ein schlimmes Zeichen deuten. Die Industrialisirung, so rufen sie, werde übereilt und müsse mit einem Provinzialkrach enden, dessen Folgen unübersehbar seien. Je ne juge pas: je constate. Wer das alte Preußen einem lockenden Luftgebilde opfert, Der muß doch mindestens entschlossen sein, dem neuen Preußen, so weit ers vermag, den Weg ins Leben zu ebnen. Dem neuen wird der patriarchalische Reiz des alten Preußens fehlen; es wird nicht mehr konservative Grundbesitzer in die Parlamente schicken, dem Heer

nicht mehr die strammsten Unteroffiziere liefern, nicht mehr das angestammte Erbgut der Hohenzollern sein. Da es anders aber vor Slavisirung und Nothstand nicht zu bewahren scheint, wird man auf dem einmal betretenen Weg ohne Zaudern fortschreiten müssen. Die im Osten thätigsten Männer können kein Werk von nützlicher Dauerbarkeit schaffen, wenn ihr Wille sich stets an dem zähen Widerstande der berlinischen Bureaukratie bricht und sie nicht durchsetzen können, daß zur Besserung ungewöhnlicher Zustände ungewöhnliche Mittel angewandt werden. Seit Jahren wird in offiziellen Reden und Schriftstücken von der „Hebung des Ostens" gesprochen; bisher ist von Berlin noch keine ernsthafte Hilfe gekommen und in der Thronrede, mit der am neunten Januar der preußische Landtag begrüßt worden ist, wird außer der Weichselregulirung und einer in Richtung und Ziel nicht deutlich erkennbaren „Vervollständigung des Staatseisenbahnnetzes" den schwer bedrängten Provinzen nicht das Geringste in Aussicht gestellt.

Die Steuerleute des Neuen Kurses sollten endlich erkennen, daß sie keine Zeit mehr verlieren dürfen, wenn sie die Ostmarken dem Deutschthum erhalten wollen, und daß diese Erhaltung für Staat und Reich sehr viel wichtiger ist als der Besitz Kiautschous und der Marianen. Auch Preußen hat Kolonialpolitik großen Stils zu treiben; seine Kolonien liegen in den Gebieten der Oder, der Weichsel, der Warthe. Die Möglichkeit einer Bodenpolitik, die den Ackerbau auch in schlechten Jahren wieder zu einem auskömmlichen Gewerbe macht, wird von den maßgebenden Mandarinen bestritten; wollen sie nicht wenigstens den Versuch einer Rettung der Städte wagen? Dadurch, daß man geschniegelte Herren von tüchtiger Gesinnung in die Präsidien und Landrathsämter schickt und die genugsam Belasteten und mit Enqueten und Ukasen Gequälten obendrein noch mit den Geschäften der Flottenevangelisten bepackt, wird nichts erreicht. Die Maßgebenden müssen sich gefälligst höchstselbst recht häufig in den Osten begeben und da, statt nur zu frühstücken, zu diniren und etliche den Eingeweihten lachlustig stimmende „Besichtigungen" zu leisten, Land und Leute gründlich kennen lernen. Haben sie dazu keine Zeit, dann müssen sie die Machtbefugnisse der Provinzialvorstände erweitern und ihnen ein heute noch unbekanntes Maß von Selbständigkeit gewähren. Neulich las man in den Zeitungen, es gebe in Preußen ungefähr anderthalb Dutzend Hohenzollernprinzen; warum residirt nicht Einer von ihnen, der Reichste, in den Ostprovinzen? Und wenn es an einer geeigneten Persönlichkeit fehlt: warum setzt man nicht für Ost-, Westpreußen und Posen eine Statthalterschaft ein, als eine den Oberpräsidien leicht erreichbare In-

stanz, deren Leiter im Staatsministerium Sitz und Stimme hätte? Die großen Unternehmer des Westens wissen ihre Wünsche zur Geltung zu bringen; die Bewohner des Ostens jammern seit einem Jahrzehnt vergebens über die erbärmlichen Eisenbahnverbindungen, über die Wohnungnoth, die Geldknappheit und die veralteten Formen des Kreditwesens. Gewiß kann die Regirung die Kapitalisten nicht zwingen, ihr Geld über die Elbe zu tragen; aber sie hat Orden und Titel zu verleihen und mit solchem spottbilligen Köder ward schon mancher Millionär für „patriotische Werke" eingefangen. Und ist das Bemühen, jenseits der Elbe eine neue Gentry zu schaffen, die, mag das Proletariat auch immer mehr entdeutscht werden, wirthschaftlich stark genug ist, um der drohenden Verslavung einen Wall entgegenzuthürmen, etwa nicht eine eben so patriotische That wie eine Spende für den löblichen Flottenverein? Es wäre einfach die Pflicht der Regirung, keinen Staatsauftrag, der im Osten ausgeführt werden kann, in einen anderen Industriebezirk zu vergeben und keine Verkehrsbesserung in günstiger gestellten Landestheilen vorzunehmen, ehe nicht die wichtigsten Bedürfnisse des Ostens einigermaßen befriedigt sind. Wo ein zu ernsten Krisen drängender Nothstand zu beseitigen ist, kommt man mit Schema und Aktenzeichen nicht aus. Mag Deutschlands Zukunft, wie jetzt fast täglich irgendwo verkündet wird, „auf dem Wasser liegen": Preußens nächste Zukunft wird davon abhängen, ob es gelingt, den Osten aus der Erstarrung zu reißen und die Lebensbedingungen für ein wohlhabendes deutsches Bürgerthum zu sichern. Das wird erst möglich sein, wenn man, ohne nach der Parteien Gunst oder Haß zu fragen, sich entschließt, die Ostprovinzen als ein Kolonialgebiet zu betrachten, das nur unter Aufwendung aller verfügbaren Mittel der deutschen Kultur zu gewinnen ist. Ausnahmegesetze helfen gegen fremde Volkssplitter eben so wenig wie gegen die Sozialdemokratie, die, nach der neuesten Ansicht des Kaisers, „sich austoben muß". Das neue Preußen wird lebensfähig sein und deutsch bleiben, wenn es Bürgern und Bauern die Gewähr bietet, unter Bedingungen, die annähernd den in anderen Provinzen geltenden gleichen, sich selbst und den Kindern ein sorgenloses Dasein erarbeiten zu können.

Chamberlain und der englische Imperialismus.

„Und Das muß England entweder thun oder es muß untergehen: so schnell wie möglich und so weit seine Macht reicht, immer mehr Kolonien gründen, aufgebaut von seinen energischesten und ausgebaut von seinen würdigsten Männern; es muß jede fruchtbare brach liegende Scholle, worauf es Fuß fassen kann, in Besitz nehmen und dort seinen Kolonisten als erste Tugend Treue zum Mutterlande lehren, damit sie vor Allem trachten, die Macht Englands zu Wasser und zu Lande zu mehren, und sich, trotzdem sie auf entferntester Erdscholle leben, eben so wenig der freiheitlichen Vorrechte des Mutterlandes beraubt dünken wie die Matrosen einer Flotte, obgleich sie auf fernen Gewässern schwimmen."

Ich wette, daß kaum Einer der geneigten Leser nicht zu wissen meint, wer diese Worte geschrieben habe: natürlich Joseph Chamberlain, der verrufene Frevler Joe Chamberlain, den ein anständiger Deutscher nur noch mit moralischem Widerwillen nennen darf, dieser Parvenu unter den Jingoes, diese Ministerkreatur von der Börse Gnaden. Er hat ja auch einmal seine pathetische, seine demokratische Periode gehabt, zu der Zeit, wo ihm die Geschäftsgewohnheiten der Nettlefolds & Co. in Birmingham geläufiger waren als die feineren diplomatischen Gepflogenheiten von Downingstreet und er sich mühte, unter Gladstones Schatten groß zu werden und dem gelehrten, aber dummehrlichen John Morley Freundschaft zu heucheln. Und es ist nur zu bewundern — auch Einer, der etwa einige Reden des klugen Händlers in alten Jahrgängen des Annual Register aufgestöbert hätte, würde sich diesem Gefühl nicht entziehen können —, wie der noch um die Gunst des großstädtischen Massenpöbels Buhlende leise tastend die von der imperialistischen Flagge gedeckte Länder- und Goldgier in eine politisch wirksame Sprache umzusetzen verstand, ohne sich seiner kleindemokratischen Umgebung zu verrathen.

Aber ich darf den Leser nicht länger mystifiziren. Die angeführten Worte wurden vor gerade einem Menschenalter von John Ruskin gesprochen; und dieser große Träumer und Menschenbesserer, der mit erschütternder Beredsamkeit der Händlerkultur seiner Heimath zu Leibe ging, ist über jeden Verdacht erhaben, anderen als lautersten Bestrebungen Gehör geschenkt zu haben. Ich wollte, als ich seine Worte voranstellte, zeigen, wie früh schon und in welcher guten Gesellschaft imperialistische Gedanken Wurzel gefaßt hatten; wie früh schon der Gedanke, England müsse Weltmacht werden oder untergehen, rege war und wie thöricht es ist, eine durch mächtige nationalwirthschaftliche Bewegungen erzeugte Politik dem üblen Genius eines einzigen Mannes zur Last zu legen.

Aeußerlich wird der Imperialismus in der englischen Politik etwa seit

1870 ein Faktor und tritt in dem Gegensatz zwischen Gladstone und d'Israeli hervor. Daraus hat man schließen zu dürfen geglaubt, der Ruf „Größer-Britannien" sei konservativen Ursprunges, die kleindemokratische Bescheidung bei Groß-Britannien habe die Staatsmänner der liberalen und radikalen Parteien beherrscht. Ein solcher Schluß hat aber nur den Schein der Wahrheit für sich; immerhin ist dieser Schein stark genug, um die Auffassung in Deutschland zu bestimmen, gerade in dem Augenblick, wo es sich anschickt, Größer-Deutschland zu werden. Die Glanzzeit d'Israelis fällt in die Jahre 1874 bis 1880 und in ihnen wird allerdings der Imperialismus zum Aktionprinzip in auswärtigen Angelegenheiten. Aber im Jahre 1868, als noch die Erregung über die von d'Israeli durchgesetzte zweite große Parlamentsreform im Lande nachzitterte, erschien ein Buch mit dem Titel: „Greater Britain: a record of travel in English speaking countries during 1866—1867"; und dieses Buch hat den wohlbekannten radikal-republikanischen Franzosenfreund Sir Charles Dilke zum Verfasser. Wenn Etwas, so beweist doch der Umstand, daß der Grundgedanke des Imperialismus — Groß-Britannien und seine Kolonien: ein Reich, eine wirthschaft und nationalpolitische Gemeinschaft — von einem ausgesprochenen Demokraten in ein lebensfähiges Schlagwort zusammengefaßt worden ist, wie tief in den allgemeinen Verhältnissen er wurzelte. Ja, er ist, noch bevor er den Politikmachern des Tages zum Bewußtsein kommt, am Werke, die nach ganz anderen Gegensätzen gezogenen Parteischranken zu verrücken. Man pflegt zu sagen, die liberale Partei sei in Folge von Gladstones Homerule für Irland auseinandergeborsten und diese Politik habe die Hartington (Devonshire), Goschen, Chamberlain den Konservativen zugetrieben. Aber erstens ist das Motiv ihrer Abschwenkung, schon was Irland betrifft, die Sorge um die Erhaltung der Reichseinheit, dann aber — und Das ganz besonders — hatte bereits die egyptische Zauderpolitik Gladstones (81 bis 85, endigend mit dem Fall Chartums, der Preisgabe Gordons, dem Verzicht auf den Sudan) nebst seinem muthigen Zurückweichen vor Rußland in Afghanistan, angefangen, den Keil unter die liberale Gefolgschaft zu treiben. Nur so viel kann man sagen: Unter den sogenannten Liberalen und Radikalen im Lande gab und giebt es eine nicht unbeträchtliche Zahl von Klein-England-Demokraten, zu denen vorzugsweise die puritanisch gesinnten Sektirer (Nonkonformisten) à la John Bright — der wegen der Beschießung von Alexandrien 1882 aus Gladstones Kabinet trat — und die politischen Moralisten à la John Morley gehören. Aber Beide, John Bright und John Morley, der Quäker und der Philosoph, sind zugleich Freihändler aus Prinzip. Beide halten Freihandel für einen immer und überall giltigen ökonomischen Grundsatz. Das heißt: sie verstehen die Situation nicht. Ich werde Das zu beweisen suchen, möchte zuvor

aber daran erinnern, daß die liberale Partei nach Gladstones Abtreten von der politischen Bühne nur dadurch regirungfähig blieb, daß sie einen Imperialisten wie Rosebery, den Biographen der Patrioten Burke und Pitt, auf den Schild erhob: der Klein-England-Demokrat Harcourt wird übergangen, John Morley, der doch unbestreitbar ein sittlicher Faktor des nationalen Lebens ist, für die Führerschaft kaum in Betracht gezogen.

Wer also den Imperialismus verstehen will, muß vor Allem beachten, daß in Bezug auf ihn das Wählerheer bewunderte und verehrte Führer verleugnet; der Rumpf empört sich gegen den Kopf. Und im Bekenntniß zu ihm liegt das Geheimniß der Erfolge Beaconsfields. Er träumte von einem Weltreich, das aber nicht, wie das napoleonische, erst noch zu schaffen, sondern nur abzurunden, zu befestigen und innerlich zu organisiren sei. Er macht die Königin von England zur Kaiserin von Indien (76), er sichert seinem Lande den Seeweg dorthin durch Ankauf der Suezkanalaktien, er schützt vor und auf dem Berliner Kongreß die Türkei davor, von Rußland verschlungen zu werden, er waffnet sich dem selben Riesen gegenüber in Centralasien zum Widerstand und er gewinnt mit den großen Kontinentalmächten, besonders mit Deutschland, bessere Fühlung. Die Isolirungpolitik, die seit Palmerstons Tagen aus begreiflichen, aber nicht immer begriffenen, Gründen Tradition geworden war, wird im Prinzip aufgegeben. Und nun komme ich zur Hauptsache: den wirthschaftlichen Bedingungen des Imperialismus.

Zwischen 1850 und 1870 beherrschen demokratische Klein-England-Ideale das öffentliche Leben, einerlei, welche Partei am Ruder ist. Wirthschaftlich beruhen sie auf dem Freihandel. 1846 waren die Kornzölle gefallen, Cobden oder die Politik der guten Bilanzen hatte gesiegt. Agrikulturinteressen giebts nun nicht mehr, Kulturinteressen als Bestimmungsgrund des öffentlichen Lebens giebt es längst nicht mehr, das Kaufmannsinteresse steht im Vordergrunde und hat, um die Gesetzgebung in seine Gewalt zu bekommen, die Demokratisirung der politischen Organisation in die Wege geleitet (Kämpfe um Erweiterung des Wahlrechts zwischen 50 und 70). Der Besitz aller werthvollsten Rohprodukte aus den Kolonien, die um diese Zeit noch ökonomisch und intellektuell in den Kinderschuhen steckten und in beiden Beziehungen, dazu noch in der Hauptsache: dem Menschenmaterial, von der Mutterinsel abhängig waren; die bereits hohe Entwickelungstufe der seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Epoche machende Erfindungen geförderten Waarenproduktiontechnik; das Rassenerbtheil des Wagemuthes, des Unternehmungsgeistes, der Reise- und Abenteuerlust: Das sind die Quellen, aus denen der sprichwörtlich gewordene halbhundertjährige Vorsprung Großbritanniens in Handel und Industrie hervorgegangen ist. Als Marx 1859 die erste Darstellung des späteren ersten Abschnittes seines „Kapitals“ veröffentlichte, durfte er

für seine Analyse kapitalistischer Wirthschaftformen England bereits als corpus vile behandeln; und diese Analyse bietet fast Alles, was zum Verständniß der heutigen Lage nöthig ist. Englands Industriemonopol war fast unbeschränkt, ganz Europa, Amerika und das eigene — schon ungeheure — Kolonialreich gehörten zu seinen Kunden. Die Bedürfnisse des Weltmarkts leiteten seine heimische Produktion. Produziren, exportiren und verkaufen: Das war seine Devise; Werth war mit Tauschwerth, Gut mit Waare eins geworden. Der Welthandel war also schon längst da, noch ehe mit Bewußtsein die Weltmachtpolitik als die Ergänzung, die er am letzten Ende nothwendig machen würde, erkannt war. Auch die Erkenntniß haben wir England zu verdanken, daß Welthandel und Weltmachtpolitik wie Ei und Schale nothwendig zu einander gehören. Aber der Mangel dieser Erkenntniß, die Blindheit der vom kurzsichtigsten Kaufmannsinstinkt geleiteten Tagespolitik für die Entwickelungtendenz einer lediglich auf Waarenproduktion für den Weltmarkt beruhenden Nationalwirthschaft brauchte so lange das anglosächsische Gemüth nicht zu beunruhigen, als die Kontinentalmächte, allen voran Deutschland, Frankreich, Rußland und die nordamerikanischen Unionstaaten noch keine Miene machten und nicht in der Lage waren, sich durch Großindustrie und Großhandel vom großbritannischem Monopol zu emanzipiren, und ihre Entwickelung zu unbequemen Kolonialmächten noch im Schoße der Zukunft lag. Den Cobdeniten fehlte diese Einsicht, wie John Morleys Darstellung vom Leben und Wirken des klassischen Freihändlers überzeugend darthut; sie dachten sich, wie überhaupt die Manchesterleute, selbst die Theoretiker unter ihnen, die Weltmarkt- und Absatzverhältnisse stationär oder höchstens zu Gunsten Großbritanniens veränderlich; an die mögliche industrielle Emanzipation der eigenen Kolonien dachten sie so wenig, daß sie kaum noch die ihretwegen dem Mutterlande auferlegten Opfer für Heer und Marine als gerechtfertigt und lohnend ansahen und ganz ruhig von ihrer politischen Verselbständigung sprachen, — so zum Beispiel Cobden selbst. Sie glaubten, für alle Ewigkeit in ihnen sichere Absatzmärkte für ihre Massenproduktion zu besitzen. Auch die Gruppe unter den heutigen englischen Politikern, die gegen den Transvaalkrieg energisch, aber leider vergeblich protestirte — von Labouchere, dem vorlauten Besserwisser und prinzipiellen Neinsager, der im „Truth“ auf der selben Linie kämpft, will ich schweigen: er ist ein singulärer Fall —: auch diese Gruppe der Harcourt und Morley hält den wirthschaftlich gerechtfertigten kolonialen Ehrgeiz Englands längst für gesättigt, seine unbändige Expansiongier für frevelhaft und anormal, aber sie hält am Freihandel, überhaupt an der manchesterlichen Handels- und Gewerbepolitik fest, obgleich die großen englischen Kolonien nicht nur politisch durch die Selbstregirung, die ihnen hatte gewährt werden müssen, sondern vor Allem wirthschaftlich in bedrohlicher Weise selbständig geworden sind; so

selbständig, daß sie sich gegen die Mutterinsel durch Schutzzölle absperren. Diese Gruppe vergißt, während sie an der traditionellen Handelspolitik festhält, was Alles seit etwa dreißig Jahren geschehen ist. Im Glauben, die allein seligmachende ökonomische Theorie zu besitzen, hat sie sich nicht einmal durch die scharfe antimerkantilistische Opposition beeinflussen lassen, die seit den sechziger Jahren von Carlyle, Ruskin und deren Gesinnungsgenossen höchst wirksam, mit allen Mitteln des Wissens und Gewissens, freilich und leider nur auf dem Papier, gemacht wurde. Und doch sind die Thatsachen, die sie übersieht, handgreiflich. Großhandel und Großindustrie waren, begünstigt durch den erwähnten halbhundertjährigen Vorsprung, extraktiv geworden, Das heißt: sie hatten über die bloße Bedarfsdeckung hinaus zu einem Betrieb sich entwickelt, der sich außer Verhältniß zum Bedarf vergrößert, der an einer wahren Produktiongier leidet und daher nothgedrungen zu immer größerer Ausdehnung seines Absatzgebietes drängt. Unter dem Druck dieses Strebens ist England eine große Fabrik und ein großes Kontor, sind die Engländer eine Nation von Fabrikanten, Spekulanten, Kaufleuten, Händlern, Kommis, Krämern und Vermittlern geworden. Das Land ist entvölkert und liegt zum großen Theile brach da: was nicht durch einen Fabrikschornstein verunziert ist, dient der Jagd und idyllischen Landaufenthaltsvergnügungen reicher Leute aus der Stadt. Beinahe alle Menschen sind Stadtbewohner oder Industriearbeiter geworden. Die langen Jahre konkurrenzloser nationaler Existenz haben in der Nation die großartigen Tugenden und Untugenden von Welthandelsleuten zur Blüthe gebracht, die wir ruhig bewundern durften, weil sie das Wesen des kommerziellen Typus so vollkommen zum Ausdruck brachten. Die private Initiative fand nach der Lage der Dinge unbeschränkte Bethätigungmöglichkeiten, das Individuum durfte sich ungeberdig recken: nicht an dem Stachelzaun polizeilicher Bevormundungen spürte es die Schranken, sondern würdiger und wirksamer empfand es sie in den Rücksichtlosigkeiten von gleichem Energieüberschwang beherrschter Mitstreber. Für die grobe Ignoranz dieser nun herrschenden Kaste, für ihre willensstarke Brutalität, für ihr völliges Unverständniß allen nichtsinnlichen Werthen gegenüber, für ihre Materialisirung von Kunst und Wissenschaft, die sich schließlich doch in jeder menschlichen Gemeinschaft, selbst in der von Händlern, einfindet: dafür konnte die frische Animalität und naive Lebensfreude dieser Menschen entschädigen; und von kontinentalen Zunftbrüdern unterschieden sie sich obendrein noch durch ihren weltweiten Sinn, der dem mit unermeßlichen Quantitäten und ungeheuren Entfernungen rechnenden Großspekulanten eigenthümlich ist und ihn vor dem klebrigen Kleinkrämer vortheilhaft auszeichnet. Und Jeder von uns ist Mensch genug, um zeitweilig vor der Ganzheit dieser Menschen und den Annehmlichkeiten ihrer materiellen Kultur, falls er sie nur am rechten Ort kennen lernt und genießt, die Waffen der Kritik zu strecken.

Aber —: das Paradies einer konkurrenzlosen nationalen Existenz ist Großbritannien zwar lange, jedoch nicht dauernd beschieden gewesen. Ueber die inneren sozialen Schwierigkeiten, die in England, als dem ersten großen modernen Industrie- und Handelsstaat, zuerst entstanden (schon vor der Mitte des Jahrhunderts: die Chartistenunruhen) und den Staatsorganismus allmählich zur Anpassung an die Bedürfnisse der Industriearbeiter und des Großstadtproletariates zwangen, kam man noch leicht genug hinweg, so lange die erhöhten Produktionbedingungen durch Vermehrung des Absatzes auf dem Weltmarkt oder wenigstens durch konkurrenzlose Beherrschung des bisherigen, jedoch nur intensiver zum Bedarf aufzustachelnden Marktes ausgeglichen werden konnten. Man achtete nicht der Abhängigkeit von der Kaufkraft und Kauflust der zahllosen Kunden jenseits der Meere, in die man gerathen war. Die vor die nie rastende Maschine gespannte „nationale Arbeit“ produzirte einen solchen Ueberfluß an Waaren (Textil- und Metallwaaren, Steinkohlen, Baumwollwaaren u. s. w.), daß die Nation hätte verhungern können, wenn sie auf die Abnehmer in sich angewiesen gewesen wäre. So lange dieses System klappt, kennt der wirthschaftliche Optimismus keine Grenzen; aber versagt es auch nur die kürzeste Zeitspanne, so ist die Krisis da. Und in dieses System beginnen seit Anfang der siebenziger Jahre die ausländische Konkurrenz und die wirthschaftliche Verselbständigung der Kolonien störend einzugreifen. Gleichzeitig erhebt sich der Ruf nach Größer-Britannien, nach einer strafferen, staatsrechtlich und handelspolitisch einheitlich organisirten Beziehung zwischen der Centralstelle und den Filialen. Das kraftvolle Wort vom Imperium Britannicum, die glanzvolle imperialistische Politik d'Israelis wurden fälschlich als Zeichen von Kraft und Macht bewundert; es waren im Grunde Symptome der Schwäche: das Centrum war von der Peripherie abhängig geworden.

Nichts ist begreiflicher, als daß eine Nation von Exporteuren der eigenen, mündig gewordenen Brut einzureden sucht, sie habe die Erzeuger nöthig, um existiren zu können. Der Imperialismus bedeutet den seit dem Anfang der achtziger Jahre systematisch unternommenen und durch Gründung der Imperial Federation League und des Imperial Institute (im Jubiläumsjahr 1887) systematisch gekennzeichneten Versuch, die autonomen Kolonien (Kanada, Australien, Neuseeland, die Kapkolonie) davon zu überzeugen, welchen Vortheil sie hätten, wenn sie mit Großbritannien einen Zollverein bildeten oder ihn durch Vorzugszölle für England und ähnliche Vergünstigungen wenigstens anzubahnen strebten. Der Großindustrialismus und Großhandel in den großen Kontinentalstaaten ist aber inzwischen eine Thatsache geworden, die deutsche Konkurrenz auf internationalen Märkten, ja, in den eigenen Kolonien wird zum bedrohlichen Memento. Man muß die wachsende Besorgniß vor der Verengerung des Absatzgebietes an Ort und Stelle miterlebt haben,

um zu begreifen, wie der Imperialismus als Politik der Nothwehr immer tiefere Wurzeln in der englischen Handelswelt hat schlagen und über den Gang der äußeren Politik Gewalt hat gewinnen können. Die im letzten Jahre fieberhaft betriebsame Schulreformbewegung — die das viel erörterte Problem der „technischen Erziehung" in den Vordergrund stellt und das Studium der neueren Sprachen systematisiren will — ist allein von diesem Gesichtspunkte aus zu verstehen. Den idealen Nimbus, den edlere Geister, wie Carlyle, Ruskin und neuerdings J. A. Froude in der herrlich geschriebenen „Oceana", um den Imperialismus gewoben haben, den ideologischen Flitter, mit dem politische Phantasten diese Politik der Nothwehr behängt haben, ließen sich die praktischen Staatsmänner gern gefallen, wenn er nur mehr werbende Kraft übte. Aber der Gedanke war bisher nur nach der Richtung ausführbar, daß England selbst seinen Kolonialbesitz immer weiter ausdehnte, wodurch aber zunächst der Reichszusammenhang eher gelockert als befestigt wurde. Der größerbritannische Zoll- und Parlamentsverband ist aber durch das massenhaft produzirte Schreib- und Redewerk, durch die patriotischen Festreden im Imperial Institute, durch die Nachtischberedsamkeit der Politikmacher seiner Verwirklichung noch um keinen Schritt näher gerückt. Weder Kanada, selber erst 1867 „föderirt", noch die australischen Kolonien, deren Entwickelung zum einheitlichen Bundesstaat noch immer auf unüberwindliche Hindernisse stößt, weil jede Kolonie an ihren wirthschaftlichen Sonderinteressen zäh festhält, können im Aufgehen in den größerbritannischen Reichsbund (Imperial Federation) ihren Vortheil sehen; den versprochenen Schutz durch die Reichswehrmacht für den Fall, daß irgend welche andere Weltmacht ihre staatliche Selbständigkeit bedrohen sollte, scheinen sie als eine durchaus werthlose Gegenleistung für ihr zollpolitisches Entgegenkommen anzusehen. Es wäre allerdings auch ein schweres Opfer, die Entwickelung der heimischen Industrie zu Gunsten der birminghamer und londoner Fabrik- und Handelsherren aufzuhalten oder billigeren und nicht schlechteren deutschen Import abzulehnen, um dem Lord-Schatzkanzler in London die Freude an der Bilanz nicht zu verderben. Auf der anderen Seite kann sich Großbritannien bei seinem starken Export nach dem europäischen Kontinent und den nordamerikanischen Unionstaaten nicht entschließen, sein Freihandelssystem aufzugeben, ohne das sein Kapitalreichthum unter den bisherigen Verhältnissen thatsächlich nicht dauernd denkbar ist. Und was Südafrika betrifft, so ist es noch gar nicht so lange her, seit Cecil Rhodes den Traum eines Anglo-African-Empire träumte; wie man annahm: mit Ausschluß Englands. Das sind nur einige der Schwierigkeiten, die dem imperialistischen Gedanken entgegenstehen, aber sie zeigen deutlich, daß er der natürlichen Entwickelung der großen Kolonien widerspricht.

Der Herzog von Devonshire hat aus Anlaß des sechzigjährigen Re-

girungjubiläums der Königin die kolonialen Premierminister versichert, „daß er und seine Gesinnungsgenossen innerhalb und außerhalb der Regirung gewiß Alles aufbieten würden, um eine kommerzielle Annäherung zwischen den Kolonien und dem Mutterland zu Stande zu bringen, daß für jetzt (!) aber jeder Versuch, irgend eine politische oder organische Veränderung in dem Verhältniß Englands zu seinen sich selbst verwaltenden Kolonien anzubahnen, vollständig ausgeschlossen sei." Ja, aber wozu dann der ganze Lärm? Wozu das imperialistische Getöse, zumal der Ländergier der Exporteure durch die Kolonialbestrebungen der anderen immer selbstbewußter auftretenden und immer heftiger in die Expansionpolitik getriebenen Weltmächte ein Riegel vorgeschoben ist? Die Versicherung, daß Größer-Britannien das demokratische Prinzip und die Freiheit in den Kolonien nicht gefährden solle, ist aber überflüssige Verlegenheitphrase, weil es längst nicht mehr in der Mutter Gewalt steht, den erwachsenen Töchtern die Selbstbestimmung zu versagen.

All dieses Wortemachen kann also keinem Sehenden verbergen, wo England der Schuh drückt, noch weniger freilich die Bündnißsucht, in die das stolze Albion verfallen ist. Der britische Kaufmannsinstinkt, der sonst seiner selbst so sichere, ist irre geworden und sucht sogar das offenbare Ziel seiner Wünsche durch sentimentales Gerede zu bemänteln. Erst war es die angelsächsische Verbrüderung, mit der Chamberlain die Welt in die Schranken forderte; Balfour zielt auf ein Bündniß mit Deutschland, das mit Großbritannien in Ostasien so „durchaus gleiche Interessen" habe; wieder Andere, wie Dilke, sind für Annäherung an Frankreich: scheinbar nach Laune und Geschmack, im Grunde aus Bedürfniß und Verlegenheit. England fühlt sich heute mehr denn je als Kolonialmacht, aber es ist seiner Kolonien, wenigstens zu Zwecken kaufmännischer Ausnützung, nicht mehr sicher. England hat seine staatliche Zukunft auf Großindustrie, Export und Kolonisation gestellt und es ist des internationalen Absatzmarktes nicht mehr sicher: das imperialistische Ideal, von dem Chamberlain kürzlich mit überflüssigem Bedauern sagte, es habe nicht immer englischen Staatskünstlern vorgeschwebt, machts nicht allein, denn man hat es konstruirt, um eine früher nicht vorhandene Gefahr für Englands Weltmachtstellung zu überwinden. Im Uebrigen mag — was zu entscheiden augenblicklich die Wenigsten berufen sind — dieser Mann die Hauptschuld daran tragen, daß man zuerst am unrechten Ort, mit unrechten Mitteln und im falschen Moment jenes Ideal zu verwirklichen versucht hat: daß aber die Politik der Nothwehr, die es ideologisch verbrämt, unter den geschilderten Umständen die dem Händlerstaat allein angemessene ist, behaupte ich den moralisch Entrüsteten gegenüber entschieden.

Dr. Samuel Saenger.

Barbarische Kulturformen.

Altperu und Altchina.

Zuweilen findet man in der Entwickelungsgeschichte der Kultur scheinbare Wiederholungen, so daß den oberflächlichen Betrachter ihr Verlauf ein kreisförmiger dünken mag, der nach gewissen Zeiten wieder zum Ausgangspunkt zurückkehrt. Auf den untersten Stufen der Kultur sehen wir einen Gesellschaftzustand, der dem unsrigen in einigen Zügen ähnlich ist. Jeder Einzelne ist beinahe unbeschränkter Herr seiner selbst, das Recht des Eigenthumes ist individualistisch, der Kampf ums Dasein ist ein Kampf Aller gegen Alle, der Gemeinsinn ist gering, der Egoismus dominirt. Verfolgt man den Kulturverlauf weiter, so zeigt es sich, daß der Gesellschaftzustand allmählich höhere Formen annimmt, daß diese Aehnlichkeiten aber verschwinden. Soziale Verbände entstanden, die anfänglich nur Verwandtschaftkreise, später Alle umfaßten, die die selben Oertlichkeiten bewohnten. Die Wirthschaftform dieser Verbände war kommunistisch; an die Stelle der individuellen Ungebundenheit, des Kampfes gegen Alle, trat der Zwang gleicher Rechte und gleicher Pflichten. Aber die Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten erzeugte Gemeinsinn, der Altruismus unter den Genossen kam in die Welt und wurde der Lebensnerv der sozialen Verbände, nicht, weil die Menschen sich geändert hatten, sondern, weil der Egoismus nur noch außerhalb des eigenen Verbandes freie Bahn hatte.

Dieser Gesellschaftzustand heißt in einer Klassifizirung, die namentlich bei amerikanischen Forschern gebräuchlich ist, die Periode der Barbarei. In der Weiterentwickelung überlebten sich jedoch die Prinzipien der gleichen Rechte und der gleichen Pflichten und gegen das Ende der Periode war im Allgemeinen die demokratische Verfassung der sozialen Verbände in herrschaftlichen Organisationformen erstickt. Ein Theil des Volkes diente dem anderen als Knechte, Hörige, Leibeigene oder Sklaven. Schließlich schwand auch der gemeinsame Besitz dahin mit seiner genossenschaftlichen Solidarität und mit dem Altruismus. Einzeleigen wurde wieder die herrschende Form des Eigenthumes; und damit war die erste Stufe der Civilisation erreicht. Der Civilisation des Alterthumes folgte das christliche Mittelalter, beschränkt zwar auf das kleine Europa, aber wichtiger als alle anderen Kulturen, da in ihm die Ansätze neuzeitlicher Civilisation entwickelt wurden, die universell zu werden strebt, wie nur die erste Kulturperiode es gewesen war.

Damit scheint der Kreislauf der Entwickelung abgeschlossen. Wie in den Urzeiten, ist jeder Einzelne wieder nahezu unbeschränkter Herr seiner selbst, der Besitz individualistisch, der Kampf ums Dasein ein Kampf Aller gegen Alle und der Gemeinsinn ist so selten geworden, daß er mit dem Kommerzienrathstitel belohnt zu werden pflegt. Wäre die Kulturbewegung in der That ein Kreislauf, so käme jetzt das Prinzip der Interessengemeinschaft, wie einst in der Periode der Barbarei, wieder an die Reihe. Den Weg nun, den die weitere Entwickelung einschlagen wird, kann man allerdings nicht voraussehen; daß aber das Streben weiter Volkskreise auf einen solidarischen Schutz im Kampf ums Dasein gerichtet ist, ergiebt sich aus der großen Verbreitung sozialistischer Ideen. Aehnliche Ursachen bringen zu allen Zeiten ähnliche Wirkungen hervor. Aus der Freiheit sehnt man sich nach der Gebundenheit interessengemeinschaftlicher Eigenthums- und Wirthschaftformen.

Und doch ist von einem Kreislauf keine Rede; denn wenn der Sozialismus sein Ziel erreichte, so würde die neue Interessengemeinschaft der alten, längst vergangenen doch eben so wenig gleichen, wie etwa unsere Epoche der Civilisation jener der vorbarbarischen Wildheit vergleichbar ist.

In Bezug auf Das, was die Zukunft bringen kann, stehen sich Hoffnungen hochgespannter Art und schwärzeste Befürchtungen unvermittelt gegenüber. Daran kann auch keine Betrachtung der Einrichtungen früherer Epochen Etwas ändern; trotzdem dürfte aber ein Rückblick auf vergangene, eigenartige Formen der wirthschaftlichen Interessengemeinschaft nicht ohne Werth sein.

Die Hauptform wirthschaftlicher Interessengemeinschaft war von je der gemeinsame Bodenbesitz. Die Interessenten bilden kleine Gemeinwesen, die, wie jeder Verein, jede Aktiengesellschaft, nach außen streng abgeschlossen sind. Auf die eigenen, meist unbedeutenden Kräfte und Mittel angewiesen, waren sie nur in Ausnahmefällen im Stande, umfangreiche Unternehmungen zu wirthschaftlichen Zwecken auf größeren Landstrichen auszuführen und damit ihre Lage kulturell erheblich zu verbessern. Ihre Isolirtheit und Unfähigkeit, der Natur zu gebieten, bewirkten, daß sie kaum vor Mangel geschützt waren. Dagegen gelangten sie zu wirkungvollerer Beherrschung der Natur, wo eine starke öffentliche Gewalt ihre Wirthschaftpolitik einheitlich leitete; und je energischer Das geschah, desto ausgiebiger wurden die Erfolge. Abgesehen von dem aus anderen Gründen verschrienen Jesuitenstaat in Paraguay, der ein künstlich angelegtes Unternehmen war, bieten sowohl das altchinesische Reich wie das Inkareich des alten Peru Beispiele dafür. Das Reich der Inkas, obgleich der Zeit nach jünger als das altchinesische, repräsentirt den kulturälteren und niedrigeren Typus der barbarischen Kulturepoche. Ich stelle es daher in der Betrachtung voran.

Das Inkareich erstreckte sich im Jahre 1532, als die Europäer eindrangen, über 39 Breitegrade, hatte also eine gewaltige Ausdehnung. Es war, dem römischen Reich ähnlich, aus kleinsten Anfängen zu dieser Größe gelangt; und wie dieses in Italien alte Kulturbildungen aufgesaugt hat, so hatte auch das Inkareich ältere Kulturreiche in sich aufgenommen. Es umfaßte aber auch Völker, die noch der Wildheit angehörten. Was unter diesen Umständen der Antheil der Inkas an der peruanischen Kultur, was Kulturübertragung ist, läßt sich nicht feststellen.

Die Gesellschaftordnung beruhte auf dem Verwandtschaftsystem, das alle Fremdgeborenen ausschließt und unter dessen Herrschaft auch Führer und Häuptlinge aus dem Blut der Sippe sein müssen. Da unter solchen Umständen keine Vermischung oder Ausgleichung der Stämme möglich war, so konnte sich das Inkareich nicht zum National- oder Einheitstaat entwickeln. Die Inkas bildeten wie alle anderen Stämme im Reich ein abgeschlossenes Volksthum, aber sie waren der herrschende Stamm und unterschieden sich durch politische, wirthschaftliche und religiöse Vorrechte als Adelsklasse von der übrigen Bevölkerung. Jeder Stamm und jede zu einem Volk vereinigte Gruppe von Stämmen verwalteten ihr Gebiet und ihre inneren Angelegenheiten selbst, zum Theil unter gewählten, zum Theil unter erblichen Häuptlingen und Fürsten. Ueber ihnen standen die Inkas, die die Häuptlinge und Fürsten in ihrer Verwaltung kontrolirten und die Reichsangelegenheiten als ausschließlich eigene verwalteten. Der oberste Inka war erblicher Herrscher und von angeblich göttlicher Abkunft; als oberster Verwaltung-

beamter, oberster Feldherr und oberster Richter war er der Theorie nach unbeschränkter Gebieter, so weit die Macht der Inkas reichte. Das prunkvolle priesterlich-höfische Ceremoniell, das ihn umgab, zeugte von der Verfeinerung der Lebensweise.

Ein eigener Priesterstand im Inkastamm, mit einem Oberpriester an der Spitze, leitete den Kultus einheitlich und war für die Verbreitung des Gestirndienstes unter den anderen peruanischen Völkern thätig, deren religiöse Vorstellungen übrigens eben so wie ihre Gesittungstufen verschieden waren. Menschenopfer wurden dargebracht, doch nicht in dem Umfang wie an anderen Orten Amerikas.

Obgleich die Inka-Peruaner in der Verarbeitung von Metallen geschickt waren, hatten sie die Steinzeit noch nicht ganz hinter sich. Bronze wußten sie herzustellen; aber die Eisengewinnung war unbekannt und bis zur Erfindung der Schrift waren sie noch nicht vorgeschritten.

Die Geschichte des alten China geht bis gegen 2200 vor Christus zurück, doch sind die Nachrichten aus der ältesten Zeit spärlich. Im Jahre 1122 gelangte die dritte Dynastie zur Herrschaft und von da an fließen die Quellen reichlicher. China umfaßte damals schon 800 000 Quadratkilometer, etwa ein Viertel seines heutigen Umfanges. Die Bewohner gehörten alle einem Volk an; selbst die unter ihnen, besonders im Gebirge, lebenden Ureingeborenen waren allmählich durch friedliche Amalgamirung im Chinesenthum aufgegangen. Hier herrschte nicht das Verwandtschaftsystem, sondern eine territoriale Organisation, die Uebergangsform zu dem höheren Typus späterer Kultur, zur Staatenbildung. In diesen Uebergangsformen trägt die Gesellschaft in der Regel feudale Züge; in China waren sie besonders stark ausgeprägt. Das Reich setzte sich aus Lehensgütern verschiedener Ordnung zusammen, die von Grafen, Herzogen und Fürsten erblich regirt wurden. Der Kaiser stand zum Himmel — der vermeintlich höchsten Autorität — in dem selben Verhältniß, in dem die Belehnten zum Kaiser standen; in seinem Namen übte er die öffentliche Gewalt im Reiche aus. Er war der oberste Priester, Gesetzgeber und Verwaltungbeamte, ihm stand die Investitur der Territorialherren zu und er kontrolirte ihre Verwaltung, — wenigstens, so lange sie sich seiner Kontrole fügten: denn häufig blieben seine Anordnungen unbeachtet; er besaß zwar eine hohe moralische Autorität, aber nur geringe politische Macht. Die Familie hatte die Form patriarchalischer Hausgenossenschaft. Der Vater war, so lange er lebte, Eigenthümer seiner Angehörigen, für die er der Regirung sowohl als auch, dem Volksglauben nach, den Seelen der abgeschiedenen Vorfahren verantwortlich war, gegen die das Familienhaupt eine große Zahl religiöser Formalitäten zu erfüllen hatte. Diese priesterliche Funktion der Laien verhinderte im alten China die Bildung eines Priesterstandes. In Literatur, Wissenschaft und Kunst hatte China unter der dritten Dynastie bereits eine ansehnliche Höhe erreicht. Es stand insofern in der Bronzezeit, als Bronze vielfach angewandt wurde. Als Charakteristikum eines Zeitalters, wie es für Europa angenommen wird, kann Das für China aber nicht gelten, weil schon um tausend Jahre ältere Berichte des Eisens, ja selbst der Stahlgewinnung gedenken.*) Während sich die Inka-Peruaner auf der Mittelstufe der Barbarei befanden, näherten sich die Chinesen deren Ende. Daher waren sie politisch und kulturell höher entwickelt als die primi-

*) Legge, Chinese Classics, Vol. III, Part III, ch. 69.

tiveren Peruaner. Die wirthschaftliche Verfassung dagegen war, dem gemeinsamen Grundbesitz entsprechend, auf beiden Seiten eine ähnliche. Doch waren auch hier die peruanischen Verhältnisse kräftig und jugendfrisch, während die chinesischen alt und abgelebt erscheinen.

Seit ältester Zeit war das Land in China Gemeinland aller Bewohner. Es gab nur einen Grundbesitzer: den Staat, so daß, trotz allen politischen Zerklüftungen, China wirthschaftlich stets eine Einheit dargestellt hat. In Peru dagegen, mit seinen isolirten, nur durch die Oberherrschaft der Inkas zusammengehaltenen Völkerstämmen, konnte der Grundbesitz nicht durch das ganze Reich gemeinsam werden; die Gemeinschaft erstreckte sich wahrscheinlich nicht einmal über einen ganzen Stamm, sondern beschränkte sich auf Stammesunterabtheilungen oder Dorfschaften,*) die decentralisirte Genossenschaften bildeten. Daher gab es in Peru so viele Grundeigenthümer, wie es selbständige territoriale Genossenschaften gab. Bei einigen peruanischen Völkern soll vor der Inkaherrschaft privater Grundbesitz bestanden haben; die Eroberung durch die Inkas führte aber überall die kommunistische Agrarverfassung ein.

In Peru hatten alle fünfundzwanzigjährigen Männer, in China die Familienhäupter Anrecht auf den gemeinsamen Grundbesitz. Hier wie dort umfaßte das Grundrecht die Haus- oder Hofstelle, ein Stück Gartenland und Felder zum Ackerbau. Für jedes Kind erhielt der Peruaner einen Mehrantheil an Feld; daher wurden die Ackerlose jährlich aufgetheilt und dem wechselnden Familienstand angepaßt. Das chinesische System kannte für große und kleine Familien nur dieselben Lose.**) Daher versetzte man ab und zu größere Familien auf besseren, die kleinen auf schlechteren Boden.

In beiden Reichen erhob die öffentliche Gewalt einen Naturalzehnten. Da es keinen privaten Grundbesitz gab, so konnte er auch nicht von den Grundrechtsinhabern, sondern nur von der territorialen Genossenschaft gefordert werden. Seine Erhebung, im Grunde in beiden Reichen gleich, fiel in der Praxis dadurch verschieden aus, daß die Ansiedelungweise hier und dort verschieden war. In Peru war Siedelung in Dörfern gebräuchlich, in China waren es Einzelhöfe, von denen jeder inmitten des dazu gehörigen Feldes lag. Die Peruaner entrichteten ihren Zehnten daher dorfweise, denn das Dorf war der kleinste Grundbesitzer; in China aber wurden zum Zwecke der Entrichtung kleine territoriale Genossenschaften auf administrativem Weg geschaffen. Die chinesische Genossenschaft zählte neun gleiche Antheile; davon waren acht mit je einer Familie besetzt, der neunte Antheil (kong tien) lieferte den Zehnten für die öffentliche Gewalt. An allen Landgenossenschaften in beiden Reichen war also die öffentliche Gewalt direkt, sozusagen als Genosse, betheiligt, da sie die Nutznießung von Grundantheilen hatte, wie sie außerdem nur die wirklichen Genossen besaßen.

Wie viel der Zehnte in Peru betrug, ist den späteren spanischen Beamten, die nach der Vernichtung des Inkareiches darüber Erhebungen anstellten, nicht ganz klar geworden. Er schien, je nach dem Vorhandensein anbaufähigen Landes, verschieden. In China sollte er gesetzlich, wie sich aus der Größe des kong tien ergiebt, $12^1/_2$ Prozent des eigenen Ertrages ausmachen; allein durch Will-

*) Cunow, die soziale Verfassung des Inkareiches. Stuttgart 1896. S. 73.
**) Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China. S. 7.

für der Lehensherren wurde er zeitweise so sehr erhöht, daß die Bauern vorzogen, Haus und Hof zu verlassen und vom Raube zu leben.

Jeder Antheilgenosse in beiden Reichen bearbeitete das ihm zugewiesene Grundstück allein mit seiner Familie. Alle Felder dagegen, die für den Zehnten bestimmt waren, wurden gemeinschaftlich von der Gesammtheit der Genossen und Familien bestellt. Die Peruaner entrichteten außerdem zur Bestreitung des religiösen Aufwandes einen Zehnten an die Priesterschaft und dieser wurde in der selben Weise aufgebracht. Da sie während der Arbeit auf dem Zehntenland von den Inkas sowohl wie von den Priestern freigebig gespeist und mit Maisbier bewirthet wurden und die Zehnten wohl mäßig waren, so sahen sie diese Verrichtungen, ganz im Gegensatz zu den mitunter hart geplagten chinesischen Genossen, als festliche Unterbrechung ihrer sonstigen Arbeiten an, zu der sie in Feiertagskleidung und bei dem Schall fröhlicher Lieder ausrückten. Gleichfalls gemeinsam, aber ohne Bewirthung, wurden die Felder der Häuptlinge und sonstigen Großen bestellt. Das Selbe geschah nach einem — auch von den Spaniern hochgepriesenen — Gesetz der Inkas mit den Feldern der Wittwen und Waisen, der im Krieg oder im Dienst Abwesenden und der über fünfzig Jahre Alten.

Außer den Zehnten forderte die öffentliche Gewalt hier und dort die Leistung von Militär- und Frohndiensten und religiöse Verrichtungen. Zu diesem Zweck waren Alle, denen Grundrechte zukamen, in Gruppen organisirt. Aehnliche Organisationen finden wir, eben so wie den gemeinsamen Bodenbesitz, über die ganze Erde verstreut; und zwar reichen sie bis in die Periode der Wildheit zurück. In China überzog die Organisation anscheinend das ganze Reich; die kleinste Gruppe bestand aus ursprünglich fünf (Pi)*), späterhin und noch bis heute aus zehn Genossen (Lien). In Peru bildete die kleinste Gruppe eine Zehnerschaft und die Organisation endete innerhalb eines jeden Stammes. Für die administrative Reichseintheilung der Inkas bildete der Stamm die Einheit und je vier Stämme bildeten den Verwaltungbezirk eines Inkabeamten.

Alle Beamte der Gruppenorganisation hier und dort waren ortsangesessene Genossen, die meist, und so weit die Aemter nicht erblich waren, durch die Genossen gewählt wurden. Die peruanischen sowohl wie die chinesischen Genossen waren in jeder Gruppe — in China sind sie es noch jetzt — zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichtet, aber auch zu gegenseitiger Anzeige von Gesetzesverletzungen. Im Tschöu-Li, dem altchinesischen Gesetzbuch, wird den Genossen vorgeschrieben, „einander beizustehen, einander aufzunehmen, Strafen und Züchtigungen, Lob und Belohnungen mit einander zu theilen, die offiziellen Befehle entgegenzunehmen, die Dienste, die der Staat verlangte, zu leisten und ihre Toten zusammen zu bestatten."

In ähnlicher Weise wie in dieser Verordnung ist die genossenschaftliche Solidarität schon in den primitiven Gruppenwesen, die sich auf dem Verwandtschaftsystem aufbauen, vorhanden. Die damit verbundene gegenseitige Ueberwachung schließt überall persönliche Freiheit aus und geht häufig, besonders dort, wo eine öffentliche Gewalt die gegenseitige Ueberwachung kontrolirt, in widerwärtiger Weise bis zur erzwungenen Spionage. Wells Williams betont

*) Plath, Gesetz und Recht im alten China, S. 704 und 705.

Das ausdrücklich von den in China noch heute bestehenden Dekurien, Centurien und Clans. Von Peru ist das Selbe bekannt.

Die Verpflichtung zur gegenseitigen Unterstützung brachte es freilich von selbst mit sich, daß Aufsicht darüber geführt wurde, ob der Genosse seinen Verpflichtungen nachkam und ob er nicht aus Trägheit den Anderen zur Last fiel. In beiden Reichen wurden daher die Säumigen öffentlich getadelt, die Fleißigen gelobt. Diese Aufsicht bewirkte, daß der Feldbau eine hohe Stufe der Vollendung erreichte und hohe Erträge abwarf, so sehr er auch, wenn man unsere modernen Hilfsmittel vergleichend heranziehen will, auf primitivster Bodenbearbeitung beruhte.

Die selbe Verpflichtung zur Hilfe wie die Gruppen unter sich hatte in beiden Reichen die öffentliche Gewalt gegenüber den Gruppen. Da sie für die Erhebung des Zehnten in jeder Gruppe das Grundrecht in Anspruch nahm wie ein Territorialgenosse, hatte sie ganz logisch auch die Pflichten eines solchen. Abgesehen von Schutz in Kriegsgefahr, Sicherung der Grenzen durch Befestigungen und Garnisonen, mußten sie auch in jedem Fall der Noth eingreifen.

Zu diesem Zweck war ein Theil des Zehnten in großen Magazinen aufgestapelt, deren Vorräthe, wie Ondegardo*) berichtet, „mit nimmer fehlender Schnelligkeit und Genauigkeit" je nach Bedürfniß an die Stämme oder Stammesgruppen vertheilt wurden. In den peruanischen Hochländern, die so oft von Mißernten heimgesucht werden, war Das eine unschätzbare Wohlthat. Eben so in China, wo außerdem wegen der häufigen großen Ueberschwemmungen manchmal ganze Bevölkerungen in andere Bezirke versetzt wurden, — ein Verfahren, das noch heute vorkommt und in Peru ebenfalls, zum Theil auch aus politischen Gründen, gebräuchlich war.

Alle öffentlichen Arbeiten für die Verwaltung wurden als Frohndienste verrichtet. Hierher gehörte in Peru auch die Bedienung in den Häusern der Inkas und Häuptlinge und in den Unterkunft- und Gasthäusern an den Straßen. In diesen Unterkunfthäusern wurden alle mit Ausweisen versehenen Ankömmlinge auf Kosten der Inkaverwaltung beherbergt und beköstigt. Diese unentgeltliche Verpflegung bestand noch lange Zeit nach der spanischen Eroberung fort und lieferte, wie der Licentiat Gasca 1547 an den Rath von Indien berichtete,**) zahlreichen Spaniern, die mit ganzen Harems von Indianerinnen das Land durchzogen, die Mittel zu einer angenehmen und billigen Existenz.

Auf der Kulturstufe beider Reiche konnte von einem Arbeiterstand in neuzeitlichem Sinne keine Rede sein. Es waren gildenartige Anfänge zu Handwerkerschaften vorhanden, die ebenfalls eine Organisation nach Fünfer- oder Zehnerschaften besaßen. Als Altersgrenze für alle Verpflichtungen war in Peru das fünfzigste, in China das sechzigste Lebensjahr festgesetzt. Von da an war man von Kriegsdiensten, Frohnden und auch von allen Arbeiten befreit. In China übergab der Vater seinem ältesten Sohn das Grundrecht und dieser

---

*) Narrative of the Rites and Laws of the Yncas, Report by Polo de Ondegardo S. 156.

**) Band 50, Seite 28 der Documentos inéditos para la historia de España.

mußte künftig für ihn sorgen, blieb aber bis zum Tode des Vaters unter dessen Vormundschaft. Die Regulirung der Arbeit — angeblich auch der gesammten Produktion und Konsumtion — soll nach dem schon genannten Tschöu-Li in China strengen Vorschriften unterworfen gewesen sein; doch sind nur wenige Einzelheiten darüber bekannt.

Die peruanische Hausindustrie, die zum Theil noch heute Spezialitäten einzelner Gegenden kennt, wurde von der Inkaverwaltung mit den Rohprodukten versorgt, die die Führer der Zehnerschaften an ihre Genossen zur Verarbeitung vertheilten. Diese nahmen auch die fertigen Gegenstände, Schuhe, Waffen, Gewebe, gestickte und andere Gewänder u. s. w. in Empfang, um sie an die Inkas abzuliefern. Was nicht sofortige Verwendung fand, wurde in Magazinen aufgespeichert „die, als die Spanier kamen, bis obenan gefüllt waren mit Allem, was im Lande erzeugt und zum Leben und für den Krieg nothwendig war." (Ondegardo). Diese Vorräthe erneuerte man von Zeit zu Zeit; nach Las Casas*) und Anderen wurden die Magazine alle drei Jahre geräumt und der Inhalt an die Bevölkerung vertheilt. Durch solche Gaben angelockt, unterwarfen sich viele Völker freiwillig den Inkas, die mehr zu geben als zu fordern schienen. Das Selbe geschah in China; häufig und bis in die neueste Zeit kündeten Völker ihre Unterwerfung an, weil sie erwarteten, sich werthvolle Vortheile durch die Tributleistung zu sichern**)

Ueber alle Zehnten, Frohndienste und andere Leistungen, die die öffentliche Gewalt in Anspruch nahm, und über die entsprechenden Gegenleistungen führte man in beiden Reichen genaue Rechnung. Die Exaktheit des peruanischen Verwaltungsapparates wird von den ersten Spaniern geradezu überschwänglich gepriesen. Unabläßige und eingehende statistische Erhebungen trugen die Kenntniß aller Hilfsquellen und Bedürfnisse an den Sitz der beiden Reichsverwaltungen. Hier wurde nach einheitlichen Plänen verfügt, in China allerdings nur bei freundschaftlichen Beziehungen zwischen Kaiser und Fürsten. Aus dieser einheitlichen Verfügung über die Hilfekräfte aller Gemeinwesen im Reich erklärt es sich, daß man in Altperu und in Altchina in so hohem Maße die Natur der Befriedigung aller Lebensbedürfnisse dienstbar machte, während anderswo Gemeinwesen auf der selben wirthschaftlichen Grundlage, die isolirt blieben, wie zum Beispiel die deutschen Dorf- und Markgenossenschaften, nicht dahin gelangt sind. Mit verhältnißmäßig rohen Arbeitleistungen der Massen wurden erstaunliche Unternehmungen zu Stande gebracht. Zahlreiche Angaben europäischer Augenzeugen bestätigen für Peru unter Anderem das Vorhandensein von mehrere tausend Kilometer langen Straßen, die mitten durch die Wüste und über das Hochgebirge führten und mit reichlich versorgten großen Unterkunfthäusern längs des Weges versehen waren. Häufig terrassirte man die Bergabhänge zur Vermehrung des anbaufähigen Landes. Besondere Ausdehnung aber hatten die Bewässerung- und Entwässerunganlagen, die dem Ackerbau dienten. Die längste künstliche Wasser-

*) Las Casas, De las antiguas gentes del Péru, Seite 48.

**) Für Peru: Relacion aus dem Chinchathal, Documentos inéditos, Band L, Seite 207. Für China: von Richthofen, China, erster Band, Seite 431, Anmerkung 2.

leitung war sechshundert Kilometer lang und hatte eine Tiefe von zehn Fuß bei zwölf Fuß Breite. Alle Bauten wurden — auch hierin zeichnete sich die Inkaverwaltung aus — sorgfältig in gutem Stand gehalten.

Muß man also anerkennen, daß die Einrichtungen in beiden Reichen ihrer Zeit vollauf Genüge leisteten, so wäre es doch übertrieben, sich diese Zustände als ein Goldenes Zeitalter auszumalen. Die Schilderungen, die von dem peruanischen Reich existiren, unterscheiden sich kaum von Utopien und die Chinesen haben nie aufgehört, jene Epoche der Vergangenheit zu bewundern; noch heute beklagen sie, daß die früheren Einrichtungen durch die fortschreitende Entwickelung verdrängt worden sind. Auch hat es bei ihnen an Versuchen nicht gefehlt, sie wieder herzustellen*). Man hat den psychologischen Einfluß jener Einrichtungen vielfach erörtert. In beiden Reichen wären damals Vergehen selten gewesen. Aeltere europäische Schriftsteller haben die Peruaner der Inkazeit für sittlicher, für besser als die Europäer erklärt. Im Gegensatz hierzu haben Andere wiederum die Einrichtungen der Inkas unmoralisch und der menschlichen Natur widerstreitend genannt. Solche Urtheile waren freilich nur möglich, so lange man noch nicht wußte, daß die gepriesenen oder getadelten Zustände einer allgemein verbreiteten Kulturstufe angehört haben. Der praktische Sinn der Chinesen ließ sie von je her erkennen, daß Verbrechen und Vergehen mit der besseren oder schlechteren Allgemeinlage des Volkes zu- und abnehmen; ein Zufriedener würde kein Verbrechen begehen, selbst wenn man ihn dazu dingen würde; aber „ohne ein festes Auskommen einen beständigen Sinn zu haben, Das vermag nur der Gebildete nicht das Volk. Ohne solches überläßt es sich allen Zügellosigkeiten, Ausschweifungen und Verkehrtheiten und ist Alles zu thun fähig", sagt Mencius, der bekannte chinesische Gelehrte aus dem vierten Jahrhundert.

Die peruanischen Einrichtungen im Inkareich sind nur ein Glied in der Entwickelung einer wirthschaftlichen Kulturform, die auf der Interessengemeinschaft beruht. In der viertausendjährigen Geschichte Chinas vereinigen sich viele solcher Glieder zu einer ganzen Kette. Die Chinesen hatten Gelegenheit genug, durch öfteren Wechsel zwischen altruistischer Interessengemeinschaft und egoistischer Sonderwirthschaft die Wirkungen beider Formen am eigenen Leibe zu studiren. Unabhängig von einander bestanden in beiden Reichen diese Institutionen des tief in der Urzeit, in den Verwandschaftsystemen wurzelnden Kollektivismus. Er hinderte sie nicht, Fortschritte zu machen, die nicht weniger weit vorwärts führten als die späterer Kulturepochen der Civilisation mit individualistischen Einrichtungen. Jene Institutionen gehören Kulturformen an, zu denen wir niemals wieder hinuntersteigen werden; aber ihre Betrachtung lehrt doch, daß der Mensch auch auf einem wirthschaftlichen Boden, der nach der Meinung Vieler nur giftige, lebentötende Miasmen aushauchen soll, nicht nur gut gedeihen kann, sondern Institutionen sich herausbilden, die den Kampf ums Dasein in einem erstaunlichen Verhältniß zu der umgebenden Unkultur zu erleichtern im Stande waren. Daraus läßt sich eine Lehre ziehen, die den wirthschaftlichen Kämpfen der Gegenwart einen großen Theil ihrer heutigen Erbitterung nehmen könnte.

Nürnberg. Konrad Hörmann.

*) Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China, S. 39.

Rebellion.

Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch. Nach meiner Ansicht ist es das Beste, wenn man im hergebrachten Gleise bleibt, etwas Rechtschaffenes wird, heirathet und Kinder groß zieht. Daran habe ich mich auch gehalten. Mein Vater war Landwirth, ich wurde das Selbe, erlernte unter seiner Leitung die Wirthschaft und übernahm nach seinem Tode das Gut. Meine Frau war ein Mädchen aus wohlhabendem Hause, wir hatten uns lieb und behielten uns lieb, hatten Geduld mit einander, wenn es noththat, und leben nun schon seit zwanzig Jahren in glücklicher und friedlicher Ehe. Unsere Kinder — wir haben zwei Söhne und zwei Töchter — machen uns viel Freude. Die Wirthschaft gedeiht, wir sind versorgt und mit Gott und der Welt zufrieden. Manchem mag alles Das recht philiströs erscheinen. Aber auf das Wort kommt es nicht an, wenn man sich wohl dabei fühlt, und auf Das, was Andere sagen und denken, erst recht nicht.

* * *

Ich war der Erstgeborene; dann kamen zwei Schwestern, die heute längst brave Hausfrauen sind, und zum Schluß, als ich fast zehn Jahre zählte, ein Brüderchen. Des Vaters Liebling war ich, war groß, kräftig und gesund wie er; mein Bruder Fritz, der Abgott der Mutter, sah auch genau aus wie sie: klein, zart, zierlich. Sie hatte einen Hang zur Unzufriedenheit, die Mama, und hätte ihrem Mann, wenn sie um fünfzig Jahre später auf die Welt gekommen wäre, wohl zu schaffen gegeben. Aber damals, in Vaters Jugendzeit, kriegte man die Weiber noch unter. Und so bliebs bei kleinen Reibereien, die gewöhnlich damit endigten, daß meine Mutter weinte und nachgab. Der Junge aber, der Fritz, war ihre Schwäche. Auch Das hatte er von ihr: er mochte das Landleben nicht leiden, wollte nach der Stadt, nach Wien. Den Wunsch meines Vaters, ihn Landwirth werden zu sehen, schlug er rundweg ab. Und meine Mutter unterstützte den Sohn. Fritz sollte und mußte etwas Besonderes werden! Na, er kam nach Wien und studirte da; amusirte sich wohl mehr und trieb es recht bunt; brauchte viel Geld . . . und schließlich bekam er das Studiren satt und ging unter die Komoedianten.

Das war ein harter Schlag für uns. Nur für die Mutter nicht. Im Gegentheil: Die strahlte. Sie wäre ja selbst zur Bühne gegangen, wenn sie nur gedurft hätte, sagte sie. Der Junge hätte Das von ihr geerbt.

Er brachte es lange zu nichts, schlug sich auf Provinzbühnen herum, galt für eine Art verlorenen Sohn, . . . bis er plötzlich obenauf stand. Irgend wer „entdeckte“ ihn, er kam nach Wien, gefiel, wurde engagirt und ward binnen Kurzem zum Liebling des Publikums. Der Vater hat den Umschwung leider nicht mehr erlebt. Die Mutter aber sah den Sohn in Wien spielen, sonnte sich in seinem Glanz und war glücklich. Bald darauf starb sie . . . und ich kam selten mit dem Bruder zusammen. Dann und wann, wenn er recht müde war, fand er sich für ein paar Tage bei uns ein, um auszuruhen. Meine Frau hatte ihn sehr lieb; er war ja auch ein netter Kerl, und ein Schauspieler übt schließlich auf alle Weiber einen gewissen Reiz aus; sogar auf die solidesten Hausfrauen.

Was meiner Frau jedoch nicht an ihm gefiel, waren seine ewigen Weibergeschichten. Immer hatte er irgend eine Liebschaft, und eine fremde Ehe zu

stören, war ihm ein reiner Spaß. „Wenn er nur heirathen wollte!“ meinte meine Frau oft und oft. „So kann es doch nicht fortgehen. Es ist ja eine Schande!“

Dazu schüttelte ich zweifelnd den Kopf: „So Einer taugt nicht zur Ehe. Er betrügt seine Frau oder wird von ihr betrogen.“

Ich überzeugte sie nicht. Die Ehe war für sie der Abschluß, das Allheilmittel gegen alle Thorheiten und Verirrungen. Und sie redete ihm, nach Frauenart, immer wieder zu, zu heirathen, suchte unter den ihr bekannten jungen Mädchen nach einer Braut für ihn . . .

Aber Fritz biß nicht an. Er sei für die Ehe nicht gemacht, sagte er. Und ich sagte es auch. So gab denn meine gute Frau allmählich ihre Hoffnung auf, . . . als uns Fritz plötzlich und völlig unerwartet aus Wien eine Depesche sandte mit der Nachricht, daß er sich verlobt habe und demnächst zu uns kommen werde, um uns seine Braut vorzustellen.

Er brachte sie uns, seine Ada, und sie gefiel uns sehr. Bei der ersten Begegnung, heißt Das. Merkwürdig jung sah sie aus für ihre sechsundzwanzig Jahre. Meine Frau wollte im Anfang gar nicht glauben, daß sie schon so alt sei. Und unschuldig that sie, als wenn sie nicht ein Wässerchen trüben könnte. Man hatte förmlich den Wunsch, sie zu beschützen, zu ermutigen, ein Bischen sicherer zu machen, so still war sie. Und hübsch! Sehr hübsch; schlank, biegsam, mit einem feinen Gesichtchen, in dem unter blondem Kraushaar ein paar große, helle Kinderaugen ganz bezaubernd wirkten. Mein Bruder war sehr verliebt in sie. Geld hatte sie nicht; keinen Pfennig Mitgift. Ihr Vater war ein verkrachter Komponist, der sich als Musiklehrer mehr schlecht als recht durchs Leben schlug, die Mutter schon lange tot. Meine Frau hielt das Mädchen für häuslich erzogen, wirthschaftlich und bescheiden. Aber diese Eigenschaften hätten meinen Bruder gewiß nicht gefesselt; und sie fehlten auch ganz und gar. Ada verstand absolut nichts von der Wirthschaft (meine Frau fühlte ihr sofort auf den Zahn, wie man sagt) und sie gab ohne Weiteres ihre völlige Unkenntniß in solchen Dingen zu. Sie hatte überhaupt eine ganz eigene Art. „Ja, ich bin seiner Liebe unwerth,“ sagte sie zum Beispiel, „ich verstehe nichts, ich bin faul, ich habe viele Fehler. Er hätte nicht schlechter wählen können.“ Und solche Geständnisse wurden mit der süßesten Stimme und dem arglosesten Lächeln, dem Lächeln eines Kindes, abgelegt, so daß man sie unmöglich für Ernst nehmen konnte. Und doch waren sie sehr ernsthaft gemeint.

Auch Anderes kam nach und nach heraus. Sie schien so still, daß man sie für die Bescheidenheit und Unerfahrenheit in Person hätte halten können. Aber sie war keine Unerfahrene. Vielmehr eine Enttäuschte. Man hatte ihr eingeredet, sie hätte eine wundervolle Stimme und würde als Sängerin eine großartige Karriere machen. Jahre lang hatte sie sich in diesen Träumen gewiegt und sich im Geist schon als Berühmtheit gesehen. Und dann war Alles in nichts zerronnen, die Stimme entweder nie dagewesen oder aber verloren gegangen, . . . und Ada bekannte uns, daß sie damals, wo ihre Hoffnungen endgiltig zusammengebrochen waren, oft und ernsthaft an den Selbstmord gedacht hatte. Wie weit sie sich im Laufe der Jahre mit Männern eingelassen hatte, vermag ich nicht zu entscheiden. Thatsache ist, daß sie im Leben viele Freunde

gefunden und sich völlig unbewacht in verschiedenen Städten herumgetrieben hatte. Ich glaube aber, daß sie vorsichtig war, da sie doch immer nur die Ehe im Auge gehabt hatte. Jedenfalls war sie durch viele Hände gegangen, so oder so, und eine wirklich Unberührte bekam mein Bruder nicht an ihr. Eben auch so eine Demi-vierge à la Fräulein Maud. Meinen Bruder nahm sie, weil sie sich keinen besseren Ausweg wußte als die Ehe. Vielleicht war sie auch verliebt in ihn, . . . ich weiß es nicht. Man wurde in diesem Punkt nicht recht klug aus ihr. Und bezeichnend ist, daß er sehr eifersüchtig war, während sie, die doch mehr Anlaß dazu gehabt hätte — mein Bruder war ein beliebter, von den wiener Damen stark umschwärmter Schauspieler —, nicht einen Schatten von Eifersucht oder Unruhe zeigte. Sie fühlte sich sicher und hatte, im Grunde genommen, Recht.

* * *

Ich muß nun sagen, daß Fritz ein Egoist war. Uns war er niemals sonderlich anhänglich gewesen, hatte immer nur für sich gelebt, nur an sich gedacht. Opfer brachte er keinem Menschen, und seine Freunde waren nur so lang seine Freunde, wie sie ihn in keiner Weise in Anspruch nahmen. Nur diese Frau war und blieb seine Schwäche. Sie hatten ein reizendes Nest und lebten gesellig. Ada liebte viel Verkehr und Fritz fügte sich. Wenn sie uns besuchten oder wir sie, bemerkten wir, daß er ihretwegen in steter Sorge war, Irgend Etwas war nicht in der Ordnung, wollte nicht stimmen. Ada beklagte sich wohl auch: „Fritz hat so viel zu thun, geht zu den Proben, spielt am Abend, und wenn er nach Hause kommt, ist er müde und abgespannt."

Meine Frau machte große Augen. Das wäre nun einmal so, sagte sie. Alle Männer wären so. Und um so mehr sei es Pflicht und Aufgabe der Frau, den Mann aufzuheitern, wenn er müde von der Arbeit nach Hause kommt.

Ada schüttelte den Kopf. „Ich langweile mich so!" sagte sie klagend. „So viele Stunden bin ich oft allein! Was soll ich denn thun?"

Meine Frau verwies sie auf ihre Hausfrauenpflichten.

„Das besorgen die Dienstboten", meinte Ada. „Und mich freuen diese Sachen auch nicht."

„Wenn sie nur ein Kind hätte," sagte meine Frau zu mir. Aber von einem Kinde wollte Ada erst recht nichts wissen. Sie hatte eine heilige Scheu vor der Schwangerschaft, der Entbindung und den tausend Plackereien, die ein Säugling mit sich bringt.

„Mir fehlt das Organ dazu", sagte sie mit ihrem holden Kinderlächeln. „Zur Mutterliebe, meine ich. Ich bin überhaupt nicht gut . . . Ich sag' es ja selbst."

„Ich will nicht blos die Frau meines Mannes sein", sagte sie ein ander Mal zum hellen Entsetzen meiner Frau. „Ich möchte selbst eine Rolle spielen."

Einmal — sie waren beiläufig drei Jahre verheirathet — kam Fritz ganz bestürzt zu uns: Ada habe sich in den Kopf gesetzt, Schauspielerin zu werden. Irgend Jemand habe ihr eingeredet, sie besitze ein erstaunliches Talent dazu. Das sei aber nicht wahr; und überhaupt: er wolle nicht, daß seine Frau

von der Bühne träume. Wir möchten versuchen, ihr diesen Unsinn auszutreiben.

Wir versuchten es und es gelang uns auch bald. Ernst war es ihr ja nicht damit. Sie fühlte sich eben nur unausgefüllt und unbefriedigt und suchte nach irgend einer Zerstreuung ... Meine Frau hielt ihr eine Strafpredigt. „Du machst Deinem Mann das Leben recht sauer," sagte sie vorwurfsvoll.

„Ach ja!" Ada gab es mit ihrem holden Lächeln zu. „Das thue ich, ich weiß es."

„Dann mußt Du versuchen, Dich zu bessern."

Sie lächelte noch kindlicher, noch holdsäliger. „Ich sollte, aber ich kann nicht. Ich bin eben kein guter Mensch. Und wenn man nicht gut ist, bessert man sich auch nicht."

Sie hielt ihn dennoch fest, und zwar durch das allergewöhnlichste und zugleich unfehlbarste Mittel: durch die Sinnlichkeit. Er war hilf- und machtlos vor dieser Frau ... und wir überließen ihn seinem Schicksal. Was hätte man denn auch thun können!

Ein einziges Mal versuchte ich, ihn aufzurütteln. „Sei doch ein Mann!" sagte ich zu ihm. „Zeig ihr ein Bischen Festigkeit und Strenge. Eine Frau wird doch zu erziehen sein, ums Himmels willen! Aber wenn Du allen ihren Launen nachgiebst und Dir Alles von ihr gefallen läßt, wächst sie Dir natürlich über den Kopf."

Darauf schwieg er eine Weile, bedachte sich und sprach am Ende: „Du kennst sie nicht. Mit Strenge erreicht man nichts bei ihr. Sie ist unglaublich starrköpfig. Und wenn ich ihr, wie Du es wohl meinst, den Herrn zeigte: sie wäre im Stande, mich zu verlassen. Und Das wäre mir entsetzlich."

So also stand es. Na, schön. Ich sagte kein Wort mehr. Aber Das weiß ich: Wenn ich eine Frau hätte, von der ich auch nur vermuthen würde, sie wäre im Stande, mich aus irgend einem Grund zu verlassen: in der selben Stunde noch jagte ich sie zum Hause hinaus. Und daß ich meinen Bruder in dem Augenblick, wo er mir dieses klägliche Geständniß ablegte, nicht sonderlich geachtet habe, brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

* *
*

Im vierten Jahre ihrer Ehe muß es Etwas gegeben haben zwischen ihnen. Was es gewesen, haben wir nicht recht herausbringen können. Aber wir argwöhnten, daß es sich um eine kleine Untreue der Frau gehandelt hat. Fritz war furchtbar verstimmt und wie beschämt ... und Ada fuhr mitten im Winter allein nach Graz, wo ihr Vater lebte. Nach vier oder sechs Wochen holte mein Bruder sie zurück in sein Haus, verzieh ihr Alles, was etwa vorgefallen sein mochte, und war schwächer gegen sie als je ... Und sie ließ sich seine Schwäche mit einem matten Dulderlächeln gefallen und benahm sich wie eine kaum Genesene, die geschont und zart behandelt werden muß.

„Ich bin mit Deinem Bruder fertig!" sagte meine Frau ganz ärgerlich. „Was ist denn Das für ein Mann! Und Deine Schwägerin könnte sich für Geld sehen lassen, wahrhaftig! Oder giebt es in den großen Städten viele solche Frauen und viele solche Männer und viele solche Ehen? Ganz verrückt kommt mir das Alles vor."

Das sagte ich auch. Im Stillen aber begann ich, den Gründen dieser verdrehten Zustände nachzusinnen, und ich kam zu dem Schluß, daß wohl die Frauen, daß der neue Geist, der in die Frauen gefahren ist, die Hauptschuld tragen mochte an diesen vertrakten Verhältnissen. Der Mann imponirt ihnen nicht mehr! Daran liegt es. Und wenn man Schwächlinge wie meinen Bruder in Betracht zieht — und er ist durchaus keine vereinzelte Erscheinung —, dann kann man den Weibern nicht einmal so sehr Unrecht geben.

Ach, — diese Narren, die die Gefahr an einer Stelle suchen, wo sie gar nicht ist! Da ereifern sich diese Thoren über die sogenannte Frauen-Emanzipation, wettern gegen die Frauenarbeit und meinen wirklich, daß von dieser Seite den Männern eine ernstliche Gefahr drohe. Seien Sie doch ruhig, meine Herren! Wenn Sie tüchtige Kerle sind, werden Sie die Konkurrenz der Frau nicht zu fürchten haben. Und auf die Untüchtigkeit kann nicht ängstlich Rücksicht genommen werden. Die Frauen, die selbständig sein und sich durch eigene Arbeit erhalten wollen oder müssen, schrecken nur den untüchtigen Mann, der für das Allgemeine eben so belanglos ist wie die untüchtige Frau. Ob nun ein Er oder eine Sie im Kampf ums Dasein zu Grunde geht, ist ziemlich gleichgiltig. Jedenfalls aber müssen Beide das gleiche Recht haben, sich ihrer Haut zu wehren. Und wenn die arbeitenden Frauen sich, wie sie wenigstens behaupten, ohne den Mann behelfen können, weder Geliebte noch Gattin noch Mutter sein wollen, sich selbst ihr Brot suchen und finden und zufrieden sind dabei, — nun: dann laßt sie ihren Weg gehen und Gott sei mit ihnen. Sie sind, nach meinem Dafürhalten, für das soziale und, mehr noch, das Familienleben nicht gefährlich. Bedenklich finde ich eine andere Gattung: die Frauen nämlich, die zwar vom neuen Geist der Unruhe und Rebellion erfaßt sind, ohne aber den Mann loslassen zu wollen.

Besonders in den Kreisen, zu denen mein Bruder gehört und in denen er verkehrt, in der Künstler- und Finanzwelt, macht sich diese neue Spielart breit. Es klingt gewöhnlich lächerlich, wenn man nach der entschwundenen „guten alten Zeit" seufzt. Doch ich kann mir nicht helfen: ich finde, daß unsere Großmütter und Mütter von der heutigen Damenwelt grundverschieden waren. Wenn damals Eine einen Mann und Kinder hatte, gab sie meistens Ruhe. In meiner Kindheit und Jugend habe ich nicht annähernd so viel von Ehescheidungen gehört wie heute. Man vertrug sich; oder man blieb doch wenigstens zusammen, — der Kinder wegen. Die Frauen waren lenksamer. Sie wollten auch nicht ewig jung bleiben. Heute wollen und wollen sie nicht alt werden. Immer noch, auch mit grauen Haaren, wollen sie gefallen, sich hervorthun, eine Rolle spielen; sich ausleben. Das ist das Schlagwort: ausleben wollen sie sich. Als junge Mädchen wagen sie es nicht, aus Furcht, keinen Mann zu bekommen. Und so fangen sie erst in der Ehe an, sich „auszuleben". Früher war die Ehe das Endziel; mit der Verlobung schon fiel gewöhnlich der Vorhang, wie in einem Lustspiel von Benedix. Jetzt ist die Ehe für Viele der bloße Anfang. Die moderne Frau hat Freiheitgelüste, eine unstillbare Gier nach Abwechselung, das Bedürfniß, Etwas zu erleben. Immer der selbe Mann? Pfui Teufel! Und die Kinder? Ist sie denn eine Amme? . . . Und so gehts ans Rebelliren. Und von diesen Weibern, die auch in der Ehe noch keine Ruhe geben wollen, geht das Unheil aus. Mütter wollen sie gewöhnlich nicht sein, haben kein

Verlangen nach Kindern, und wenn sie Kinder kriegen, gelten sie ihnen auch nicht viel. Der Mann — Das heißt: der rein geschlechtliche Verkehr mit dem Manne — ist ihnen das einzig Wichtige. Und wenn sie ihren brutalen und nicht selten perversen, an Dirnen mahnenden Instinkten mit Behagen und ohne eine Spur von Kampf sich überlassen, dann nennen sie es beschönigend das Recht ihrer Individualität und rufen, daß es ihnen so gut wie dem Manne gestattet sein müsse, sich „auszuleben“.

Na, gut. Meine liebe Schwägerin gehörte eben auch zu dieser Gattung Weiber. Freilich: wenn mein Bruder ein ganzer Kerl gewesen wäre und die Ehe als Das aufgefaßt hätte, was sie sein soll: als die gefestigte Ordnung im Verkehr der Geschlechter und einen auf Achtung und Neigung gegründeten Bund zweier Menschen, der die rechte Weihe erst durch die Kinder erhält: er würde anders gewählt oder doch wenigstens einen gewissen Einfluß auf seine Frau genommen haben. Aber Kinder waren ihm ein Gräuel wie ihr; und die Ehe war ihm kein ernster und ehrlicher Bund. Gott behüte! Sinnenrausch wars, Erregung, Getändel, Blödsinn. Was Wunder, daß am Ende kam, was nicht ausbleiben konnte! Eine Ehe, die sich nur ums Schlafzimmer dreht, ist nun einmal keine Ehe.

Nach Adas kleiner Untreue — oder was es sonst gewesen sein mochte — wollte die Sache nicht mehr klappen. Bei aller seiner Schwachheit gegen seine Frau konnte Fritz doch nicht heraus aus seiner Haut. Er war geblieben, was er schon als Kind gewesen: egoistisch, verzärtelt und wehleidig. Wollte immer bedauert, beachtet, gestreichelt werden. Sein Beruf und sein häusliches Leben machten ihn überdies sehr nervös. Alles griff ihn an, er war unlustig, überreizt, schwer zu behandeln. So viel ich sehen konnte, zankten die Beiden oft, und wenn man unerwartet zu ihnen kam, merkte man leicht, daß sie gegen einander verstimmt waren und wahrscheinlich eben erst auf einander losgefahren sein mochten. Wenn ich den Bruder fragte: „Nun, wie gehts?“, gab er mir ausweichende Antwort. Er schämte sich ein Bischen vor mir ... Und Ada rückte auch nicht mit der Sprache heraus. Sie klagte nur im Allgemeinen über das Leben, und daß es trostlos langweilig sei, und daß es sich nicht verlohne, zu leben ... und so weiter. Ich ließ sie schwatzen und hoffte immer noch, die Sache würde, wenn auch nicht viel besser, doch auch nicht wesentlich schlechter werden und die Beiden würden sich mit einander abfinden, so gut oder so mißlich es eben gehen wollte, ... als es unerwartet schnell zu einer Katastrophe, einem großen Krach kam und meine bescheidenen Hoffnungen mit einem Schlag in Nichts zerfielen.

* * *

Ich war dabei. Und mir scheint, meiner Schwägerin war es durchaus nicht unlieb, einen Zeugen zu haben; sonst hätte sie mich ja wegschicken können. Aber vermuthlich wollte sie einen „Eclat“ herbeiführen und einen Zeugen dabei haben, um — nicht sich selbst: was sie wollte, wußte sie ja, wohl aber — ihrem Schwächling von Mann jeden Rückzug abzuschneiden.

Ich hatte ihn besuchen wollen und er war gerade von der Probe nach Hause gekommen. Sie hatte besonders, ungewöhnlich lange gedauert und Fritz fühlte sich übermüdet, war auch hungrig. Das Essen hätte sofort aufgetragen werden können, die Köchin war mit Allem fertig. Aber die Gnädige hatte für

gut befunden, am Vormittag auszugehen und über Gebühr lange auszubleiben; und ohne seine Frau wollte Fritz sich nicht zu Tisch setzen. Er getraute sichs wohl nicht recht, wie ich argwöhnte. Natürlich war er übler Laune, zerstreut und namentlich unruhig, ging hin und her, trat ans Fenster, setzte sich, stand wieder auf . . . Man sah förmlich, wie seine Nervosität von Minute zu Minute sich steigerte.

Wo sie denn sei? fragte ich am Ende.

Er wisse es nicht. Sie gehe jetzt so häufig aus und bleibe immer so lange fort. Und er habe ihr doch gesagt, daß er es nicht leiden könne, und sie erst heute morgens, bevor er wegging, gebeten, zu Hause zu bleiben.

„Hat sie es Dir versprochen?"

„Gott bewahre!" versetzte er mit ärgerlichem Lachen. „Du kennst ja ihre Art und Weise. Sie gab mir Recht, sagte, daß sie selbst wisse, wie unverläßlich sie sei, und daß es vergebliche Mühe wäre, ein Geschöpf wie sie zur Ordnung erziehen zu wollen . . . Unmöglich, ihr beizukommen! Sie stimmt mir ja in Allem und Jedem zu!"

„Ja, die Taktik ist bequem," sagte ich.

Endlich, nach mehr als einstündigem Warten auf sie, hörten wir sie kommen. Und Alles, was wahr ist: sie sah reizend aus in ihrer thaufrischen Frühlingstoilette, so reizend, daß sogar ich mich milder werden fühlte. Sie haben es ja so leicht, diese Racker, wenn sie hübsch sind. Man sieht sie an und wird schwach, Fritz wurde es ebenfalls, und zwar ausgiebig. Nicht einen einzigen Vorwurf machte er ihr, sah sie nur zärtlich an . . . Ich wollte mich drücken. Ada jedoch forderte mich so dringend auf, zu bleiben, daß ich nachgab und an dem Mittagsmahl theilnahm.

Während wir aßen, raffte sich Fritz doch zu ein paar schüchternen Vorwürfen auf. Ada lächelte sanft wie immer: „Ja, Du hast Recht. Ich sehe ein, daß es abscheulich war, auf mich warten zu lassen. Aber so bin ich nun einmal."

„Wo warst Du denn?" fragte er.

„Das erzähle ich Dir nach Tisch."

Als wir schwarzen Kaffee tranken und dazu rauchten, begann Ada: „Ich hätte Dir Etwas zu sagen."

Ich wollte mich erheben. Sie aber winkte mir zu: „Nein, bleib, Arnold. Es ist mir leichter, wenn Du dabei bist."

Ein gewisses Unbehagen beschlich mich. Doch was sollte ich thun? Ich setzte mich wieder.

Sie saß mir gegenüber, in einem Schaukelstuhl, wiegte sich sachte hin und her und sah aufmerksam auf den Teppich herab. Fritz betrachtete sie mit sichtbarer Unruhe.

„Was hast Du mir denn zu sagen?" fragte er und seine Stimme klang nicht ganz rein.

„Glaubst Du, daß ich mich an Deiner Seite glücklich fühle?" entgegnete sie leise, langsam, jede Silbe betonend und ohne die Augen zu ihm zu erheben.

Er und ich starrten sie an. Darauf, auf solche Frage, waren wir nicht vorbereitet gewesen.

„Glaubst Du es?“ fügte sie hinzu und heftete die Augen auf mich.

„Mein Gott!“ erwiderte ich ziemlich barsch, „nach meiner Ansicht könntest Du wenigstens zufrieden sein. Was geht Dir denn ab?“

„Nichts!“ versetzte sie sanft. „Das ist es ja eben: ich bin ein undankbares, nichtswürdiges Geschöpf“ . . .

Ich fiel ihr ins Wort. „Meine liebe Ada, laß das Phrasendreschen. Du kokettirst mit Deinen Fehlern und Das wird am Ende etwas abgeschmackt. Wo willst Du denn eigentlich hinaus?“

Sie schwieg ein Weilchen, strich mit nachdenklicher Miene die Falten ihres Kleides glatt; endlich sagte sie leise, ganz leise: „Fort möchte ich!“

„Wieso fort? Wohin?“ fragte Fritz verwirrt.

Sie senkte das Gesicht: „Fort von Dir.“ Und so holdsälig sprach sie das grausame Wort, als wenn es sich um eine unschuldige, leicht zu erfüllende Bitte handelte . . .

Abermals wollte ich mich entfernen; und wieder hinderte sie mich daran.

„Ich bitte Dich, bleib,“ sagte sie.

Fritz war aufgesprungen; und fast sah es aus, als wollte er sich auf sie stürzen. Sie blickte ihn ruhig an; und er bezwang sich, wandte sich, leichenblaß im Gesicht, von ihr ab und murmelte mit erstickter Stimme: „Das hättest Du mir wenigstens unter vier Augen sagen können.“

„Nein, nein: so ist es besser,“ entgegnete sie bestimmt.

Er ging mehrmals im Zimmer auf und ab und kehrte dann zu ihr zurück.

„Was heißt Das: Du willst fort von mir? weshalb?“ fragte er zwischen den Zähnen.

„Weil wir nicht zusammen passen. Lange schon hatte ichs dunkel gefühlt. Nun aber weiß ichs.“

„So!“ sagte er mit verbissenem Ingrimm. „Das ist ja reizend.“ Er kehrte sich mir zu: „Was sagst Du dazu, Arnold? Was würdest Du Deiner Frau antworten, wenn sie Dir eine so schmeichelhafte Eröffnung machte?“

„Ihr weit die Thür öffnen und höflich zu ihr sagen: Bitte!“ versetzte ich, ohne mich auch nur für einen Augenblick zu besinnen. „Wenn eine Frau mir Das sagt, ist es aus.“

Er murmelte etwas Unverständliches . . . und rannte aufs Neue hin und her. Endlich ließ er sich, völlig entnervt, in einen Stuhl fallen.

„Ich war doch immer gut zu Dir, nicht wahr?“ fragte er und ich fürchtete, er würde in Thränen ausbrechen. Aber dieses erbärmliche Schauspiel hat er mir — Gottlob! — erspart.

„O ja!“ sagte Ada; und wieder lächelte sie ihr verwünschtes holdsäliges Kinderlächeln. „Aber ich bin nicht dankbar. Für nichts bin ich Dir dankbar. Das kann ich nicht, . . . es liegt nicht in meiner Natur, dankbar zu sein. Ich nehme Alles so hin . . . Was fesselt Dich denn noch an mich? Sei doch froh, daß ich gehen will!“

Er sah sie düster an.

„Wenn Du mich schon nicht mehr liebst: ein Wenig Rücksicht, ein Bischen... Anhänglichkeit oder so Etwas könntest Du doch für mich haben,“ sagte er mit nervös bebenden Lippen.

„Natürlich sollte ich," gab sie bereitwillig zu. „Daß ichs nicht kann, ... ist nicht meine Schuld. Soll ich Dir die volle Wahrheit sagen?" Sie stand auf, stützte sich auf die Lehne ihres Stuhles und sah ihm mit merkwürdig glänzenden Augen ins Gesicht.

Erschreckt blickte er sie an und neigte blos stumm den Kopf.

„Ich habe mich verliebt," flüsterte sie wie verschämt und neigte das Blondhaupt zur Seite.

Jetzt schrie er sie an: „Was hast Du?"

„Mich verliebt. Mein Gott! Brülle doch nicht so! Kann ich dafür? Ich bin eben noch jung!"

Beinahe hätte ich laut aufgelacht. Die Geschichte fing an, possenhaft zu werden.

„In wen?" Er kreischte förmlich, packte sie bei den Handgelenken und schüttelte sie. „Und Du wagst es ... Du hast die Stirn, mir Das zu sagen, wie ein anderer Mensch Guten Tag sagt! Wer bürgt Dir denn dafür, daß ich Dich nicht erwürge, Dich und Deinen Galan!"

Ich trat zwischen Beide, befreite sie aus seinen Händen und zog ihn am Arm von ihr weg.

„Komm doch zu Dir!" raunte ich ihm zu.

Sie hatte sich nicht gewehrt, war aber auch nicht erschrocken.

„Du bist ungerecht. Ja: ungerecht," wiederholte sie lauter, da er einen höhnischen Ausruf gethan hatte. „Ich betrüge Dich nicht hinter Deinem Rücken, wie andere Frauen an meiner Stelle zu thun pflegen, ich sage Dir offen und ehrlich, daß ich einen Anderen liebe und mich deshalb von Dir trennen will. Was wirfst Du mir vor? Kann ich mich zur Liebe zu Dir zwingen? Eben so wenig, wie ich mich zwingen kann, den Anderen nicht zu lieben. Und entsagen? Ich bin nicht fürs Entsagen. Es thut sehr weh."

„Na, dann entsage nicht und geh!" schrie er, vollkommen heiser, verließ das Zimmer und warf die Thür hinter sich zu, daß alle Möbel zitterten.

Sie fuhr nervös zusammen und faltete unmuthig die feinen Brauen ... Dann wendete sie sich zu mir, der sich erhoben hatte: „Lieber Arnold, Du bist der Vernünftigere. Du wirst ihn beruhigen. Ich kann es nicht: mich macht sein Toben ganz krank. Ich kann ihm ja auch nicht helfen, nicht wahr? Siehst Du: Ihr Männer lebt Euch in der ersten Jugend aus. Wir Mädchen dürfen Das nicht oder wagen es nicht, man erzieht uns zur Feigheit ... Ich war feig wie die Anderen und habe mich als Mädchen nicht ausgelebt oder doch nur sehr wenig ..."

„Ein Wenig also doch!" dachte ich bei mir.

„Und die Ehe hat mich enttäuscht," fuhr sie fort. „Man kann eben nicht Jahre und Jahre lang an demselben Menschen Gefallen finden, — ich wenigstens kann es nicht ... Und ich sehe nicht ein, weshalb ich mein ganzes Leben opfern sollte ... Dem Papa habe ich bereits Alles geschrieben. Er erwartet mich und bei ihm werde ich wohnen, bis die Scheidung ausgesprochen ist. Du siehst, daß ich korrekt vorgehe. Und nun sei so gut und mache Deinem Bruder begreiflich, daß er sich ruhig in Alles finden müsse, daß es zwecklos wäre, mir Schwierigkeiten in den Weg zu legen ... Es war ganz gut, daß Du dabei

warst: vor Dir wird er sich schämen, einen Versuch zu machen, mich zu halten. Ohne Deine Mitwisserschaft hätte er es wohl gethan. Und nun grüße Deine Frau von mir" — sie setzte vor dem Spiegel ihr Hütchen auf und zog ihre Jacke an — „und bewahre mir kein allzu schlimmes Andenken. Für seine Natur kann nun einmal Niemand."

„Selbstverständlich!" sagte ich ironisch. „Du gehst also directement nach dem Bahnhofe? So wie Du hier stehst? Ohne Gepäck?"

Sie lächelte sanft: „Ist Alles schon vorausgeschickt und ich finde es in Graz, bei Papa."

„Ach so."

Sie gab mir die Hand, die ich aber nicht ergriff.

„Wie Du willst," sagte sie ergeben. „Leb denn wohl."

„Eben so viel," sagte ich und sie ging.

„Bestie!" murmelte ich hinter ihr her.

* * *

Wir haben bald erfahren, um wen es sich gehandelt, in was für einen Menschen sie sich „verliebt" hatte. Ein strammer preußischer Landjunker wars, der keine Nerven hatte und seinen Mann stellte, was die „Liebe" anbelangt. Und solchen Kerl brauchte sie. Sie hatte, trotz ihrem Kinderlächeln und ihren sanften Mädchenaugen, brutale Instinkte und Fritz war für sie nicht robust genug gewesen. An nervösem Raffinement hatte sie sich übersättigt: und so war ihr der stramme Junker gerade recht.

* * *

Fritz benahm sich, wie ein Mensch seines Charakters sich in einer so fatalen Situation benimmt: ohne Fassung, ohne Würde, ohne Stolz. Er hätte ihr Alles verziehen, . . . wenn er nur sein Weibchen wieder hätte haben können. Wie ein maulendes Kind, dem man sein Lieblingsspielzeug genommen hat, betrug er sich. Aber in die Scheidung willigte er doch, . . . vielleicht in der vagen Hoffnung, daß seine Fügsamkeit Ada rühren würde. Sie aber zog mit ihrem Junker nach Pommern, heirathete ihn und ergab sich ganz dem Sport. Radeln, Reiten, Turnen, Rudern und Jagen: Alles betrieb sie und Alles mit Leidenschaft. Vielleicht aber hätte sie auch das neue Leben und den gesunden Mann satt bekommen und wieder nach anderer, raffinirterer Kost begehrt. Wer kann es wissen! Nach kaum dreijähriger Ehe stürzte sie vom Pferd und brach das Genick. Ihr Mann soll über ihren Tod untröstlich gewesen sein . . .

Mein Bruder aber athmete auf bei dieser Kunde. Er, der eine sanfte, gute, liebevolle Frau gewiß betrogen und jedenfalls bald satt gekriegt hätte, hatte diese Frau nicht vergessen können. Und unerträglich war ihm die Vorstellung gewesen, daß sie lebte, liebte . . . und einem Anderen lebte, einen Anderen liebte. Erst, als er von ihrem Tod erfuhr, wurde er ruhig. Nun hatte sie Keiner mehr!

Ich habe so manches böse Wort über meine ehemalige Schwägerin gesagt. Vielleicht mit Unrecht. Denn jetzt, wo ich gelassen über Alles nachdenke, drängt sich mir unwillkürlich die Schlußfolgerung auf: daß die Männer eben immer die Frauen haben werden, die sie verdienen.

Wien Emil Marriot.

Bismarcks Vorfahren.

Wenn es dem profanen Sinn erlaubt ist, das Wort „Lasset die Toten ihre Toten begraben“ zu deuten, möchte er das Positive dieser Weisheit darin erkennen, daß wir als die lebenden Träger von Gedanken und Thaten nationaler Helden die Pflicht haben, uns stets ihr Bild, den Weg von ihrem Werden und Wachsen bis zum Ende vor die Seele zu stellen, um im Besitz ihrer Erbschaft, so viel an uns liegt, Fortsetzer und vielleicht auch Vollender zu werden.

Unter den zahlreichen Veröffentlichungen, die der dreißigste Juli 1898 anregte, unter den Erinnerungen von Freunden und Feinden, Staatsmännern und Gelehrten, befand sich, scheinbar aus dem Rahmen der übrigen Schriften herausfallend — denn es erzählte nicht unmittelbar und allein von dem großen Verstorbenen —, ein Buch: „Schönhausen und die Familie von Bismarck.“ Es war im Auftrage der Familie geschrieben und erschien nun in zweiter Auflage. Sein Verfasser ist Dr. Georg Schmidt, der bekannte Erforscher und Darsteller genealogischer Adelshistorie. Auf hundertsechsundneunzig Seiten bringt es eine Fülle historischer und biographischer Notizen, Bilder von Städten und Ortschaften, in denen die Bismarcks seßhaft gewesen sind, Abbildungen von alten Siegeln und einige heraldische Zeichnungen vom Professor Ad. M. Hildebrandt, Ahnenbilder des Geschlechtes und Portraits des Fürsten Otto und seiner Familie. Briefe und Tagebuchblätter, allerlei Notizen, die im Text verstreut und ganz oder in Bruchstücken veröffentlicht sind, lassen den Reichthum des schönhauser Archives ahnen und noch auf eine reiche Ernte für spätere Publikationen hoffen.

„Wie ich von meinem Sohn höre, sind Sie geneigt, sich mit einer Arbeit über Schönhausen zu befassen; ich freue mich darüber und begleite Ihr Unternehmen mit den besten Wünschen“, so schrieb von Varzin aus der Fürst an den Dr. Schmidt am zwölften Dezember 1894; und dieses Interesse, das Bismarck selbst an dem entstehenden Buche nahm, ist mir der Leitfaden. Nicht mit dem Gesammtinhalt, der bei der Neuheit des Stoffes und einem gewissen Mangel an Vorarbeiten die Lust zu mancher Exkursion weckt, will ich mich beschäftigen, sondern damit, wie die Mark und Schönhausen, die Geschichte Brandenburgs, die Familiengeschichte und vor Allem Eltern und Voreltern auf den Fürsten gewirkt haben.

Sagenhaft ist die Kunde, daß zu den Geschlechtern, die Karl der Große in die neuen Kolonisationgebiete verpflanzte, auch die Familie Bismarck gehört habe. Aus Böhmen gebürtig, sei sie nach der Altmark gekommen und habe hier das Städtchen Bismarck erbaut. Anders berichtet die Geschichte über Ursprung und Anfang der Familie. Von Westen kommend, sind die Ahnen nach

der Mark gezogen, wo die Billunger das Werk der Eroberung und Besiedelung begonnen hatten und die Askanier es fortsetzten. Hier haben sie wohl von dem Ort, der ihre Heimath wurde, auch den Namen angenommen. Rasch haben sie sich dann ausgebreitet, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sitzen Angehörige an verschiedenen Stellen der Mark, ein genealogischer Zusammenhang unter ihnen läßt sich aber nicht mehr feststellen: in Stendal ein Herbord Bismarck als Aldermann der Gewandschneidergilde, Andere als Patrizier und Rathsmitglieder in Prenzlau, als Ritter in der Priegnitz, als Bürger in Lübeck. Noch fehlte der feste Besitz von Grund und Boden, der das Geschlecht konsolidiren sollte. Da übertrug 1345 der Markgraf zu Brandenburg Ludwig von Wittelsbach, zum Lohn für treue Dienste, seinem Anhänger Nikolaus Bismarck aus Stendal das Schloß Burgstall als erbliches Manneslehen. Die Familie trat damit in unmittelbaren Zusammenhang mit den adeligen Geschlechtern der Altmark und später durch Heirathen auch in Verwandtschaft. Den vollen Uebergang zum Landadel vollzogen sie bald darauf, als sie in einer Parteiung der prenzlauer Bürgerschaft die Stadt verließen und sich auf Burgstall ständig einrichteten: Prenzlau rief sie vergeblich zurück. Der Bund mit den ritterlichen Familien der Mark wurde geschlossen und das Geschlecht kam in ununterbrochene, unmittelbare Verbindung mit dem Landesherrn. Diese Beziehungen seiner Altvordern zu den Wittelsbachern, den damaligen Markgrafen zu Brandenburg, hat der Fürst gut gekannt: im Briefwechsel mit König Ludwig dem Zweiten von Bayern erinnert er an die Zeiten, wo vor vielen hundert Jahren die Bismarck treue Dienstmannen des Markgrafen waren, und an das Wohlwollen, das die bayerische Dynastie damals während mehr als einer Generation seinen Vorfahren zeigte.

Als später in Zeiten schrecklicher Verwirrung der Hohenzoller Friedrich in die Mark kam, um Ordnung und Gesetz herzustellen, traten die Bismarck in Gegensatz zu den wilden Kämpfern für adlige Sonderrechte, zu den Quitzow und Anderen, mit denen sie blutsverwandt waren. Und die neuen Herren wurden ihnen gnädige Fürsten.

Da schien es, als sollte dies schöne Verhältniß zwischen Unterthan und Herr gestört werden. Der Kurprinz Johann Georg — auch die Hohenzollern pflegten in diesen Tagen des sechzehnten Jahrhunderts, wo an den Fürstenhöfen das Vergnügen der Jagd und die Freuden des Bechers wechselten, eifrig das Waidwerk — strebte danach, seinen Jagdgrund abzurunden, und wurde als Besitzer von Letzlingen ein unbequemer Nachbar. Mehr als zweihundert Jahre hatten die Bismarck auf Burgstall gesessen; als tüchtige Landleute waren sie des Lebens in Feld und Wald froh gewesen, unberührt von der Verfeinerung des Hoflebens, aber treu ihrem Markgrafen. Jetzt fühlten sie die starke Hand des jungen Kurprinzen, den Uebermuth des mächtig gewordenen Herrn,

dessen „gefaßter Ungnade“ sie sich schließlich fügen mußten. Nach langen Unterhandlungen und endlosen Zänkereien kam im Dezember des Jahres 1562 ein Tauschvertrag zu Stande: Schönhausen und Fischbeck für Burgstall, statt des lieben alten Sitzes ein neues Besitzthum jenseits der Elbe. Grollend räumten die Brüder Jobst und Georg Bismarck mit ihren Familien noch gegen Ende des Winters 1562 auf 63 ihr altes Heim und siedelten nach Schönhausen über. Ein gutes Stück Kulturarbeit mußte hier, im öden Lande und im Kampfe mit den Elementen, dem Wasser vornehmlich, von Neuem begonnen werden. Der Nachtheil der jungen Erwerbung kam allen Familienmitgliedern schmerzlich zum Bewußtsein; nur langsam wurde er überwunden und erst in unseren Tagen durch die 1866 und 1871 dem Grafen und Fürsten Bismarck verliehenen Dotationen, wie der Fürst 1871 schreibt, wettgemacht. Bismarck knüpft an diese Erinnerung den Wunsch, daß „Gott diesen Besitz in unserer Familie erhalten und meine Erben lehren möge, ihn weise und barmherzig zu verwalten, mir aber in jener Welt so gnädig sei wie in dieser.“

Es schien zunächst, als wollte der aus seinem alten Boden in neues Erdreich verpflanzte Baum nicht recht gedeihen: beide Brüder, Jobst und Georg, starben, ohne leibliche Erben zu hinterlassen. Der Besitz ging auf die ältere Linie über und Friedrich Bismarck vereinigte alle Besitzungen des Geschlechtes in seiner Hand. Dem jüngeren Stamm, den Ludolf begründete, fiel Schönhausen zu. Zum Unglück starben Vater und Sohn in blühendem Alter und hinterließen das Erbe an Wittwe und unmündige Kinder. Alle Schrecken, die wir in die zwei Worte „Dreißigjähriger Krieg“ zusammenfassen können, brachen über die Wittfrau herein, die sich mit ihren fünf kleinen Kindern tapfer durchschlug und zeitweise durch ihrer Hände Arbeit für das tägliche Brot sorgte. Frau Bertha von der Asseburg gebührt der Ruhm, wie ein Mann in den Tagen des Elends und Jammers ausgehalten zu haben. Die Erinnerung an die bösen Jahre ist in der Familie wach geblieben: noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts fand man auf dem gutsherrlichen Grund und Boden Menschenknochen und Menschenschädel, die Ueberreste Solcher, die damals mit ihren Leibern den Boden gedüngt haben. August Bismarck, in der Kriegszeit aufgewachsen und durch sie gestählt, wurde Wiederhersteller des väterlichen Gutes. Er baute auf, sammelte. Aus seiner dritten Ehe folgte ihm sein erstgeborener Sohn Ludolf, dann dessen Bruder, der nach dem Vater genannt war.

Von da an treten die Vorfahren in ihrer persönlicher Anlage, ihrem Wollen und ihrer Lebensarbeit klarer hervor. August errichtete auf der Stätte, die im Jahre 1642 von den Schweden gebrandschatzt worden war, ein neues Herrenhaus. Im Jahre 1700 war es vollendet. Als guter Wirth und sorgsamer Hausvater verbesserte er die finanzielle Lage der Familie. Der erste preußische König ernannte ihn zum Landrath der Altmark und Friedrich Wil-

helm der Erste fand bei ihm, früher als bei den anderen Adligen, mit der Regulirung der altmärkischen Lehenseinrichtungen Verständniß und Entgegenkommen. August starb in gesegnetem Alter, von Kindern und Enkeln umgeben. Mit seiner Gemahlin, einer geborenen Katte, verband ihn treue Liebe; das gemeinsame Grabmal der Ehegatten zeigt den Spruch: „Auch der Tod trennt uns nicht".

Der älteste Sohn, August Friedrich, der Urgroßvater des Fürsten, erbte Kniephof, Jarchelin und Külz, während Schönhausen und Fischbeck laut Testamentsbestimmung an die jüngeren Brüder fielen. Er war Soldat. Von mütterlicher Seite kam ihm wohl die besondere Befähigung, die er entwickelte. Unter seinem Onkel, dem nachmaligen Generalfeldmarschall Grafen Katte, diente er als junger Kornet. In den Niederlanden erfocht er die ersten Lorbern; bei Mollwitz verdiente er sich das Wohlwollen des neuen Königs, der ihn mit dem Orden Pour le mérite auszeichnete und zum Obersten ernannte. In der Schlacht bei Czaslau starb er den Reitertod. Das Maß seines Leibes ging über die Größe gewöhnlicher Menschenkinder hinaus. Den reckenhaften Gliederbau und eine gewisse Aehnlichkeit der äußeren Gestalt hat der Urenkel wohl von ihm überkommen. Die erste Gemahlin, Stephanie Charlotte von Dewitz, vererbte das Blut Derfflingers und Moerners, der bei Fehrbellin fiel, auf Kinder und Kindeskinder.

Friedrich des Großen Gunst, die der Vater besessen hatte, ging auf den Sohn über. Der König machte aus dem jungen Diplomaten einen Krieger: „Ein Offizier wie sein Vater ist mir lieber als alle Federfuchser der Welt." An den Schlachten des Siebenjährigen Krieges nahm Karl Alexander Theil, bis ihn eine Verwundung nöthigte, den Abschied zu erbitten. Dann lebte er der Bestellung seiner Güter. Das Landleben brachte in ihm die Keime einer „schönen Seele" zur Entfaltung. Es war die Zeit Werthers. Hinter dem rauhen Aeußeren des Mannes barg sich eine Welt von Empfindungen in jubelndem Glück und in trauerndem Schmerz. Als „eine aufblühende Rose" fand Karl Alexander seine Braut Christiane Charlotte Gottliebe von Schönfeld, eine Schwesterkind seiner Mutter. Der Ehe entsprossen sieben Kinder, die rasch nach einander geboren wurden.

Sein jüngster Sohn war Ferdinand Bismarck, der Vater des Fürsten. Früh trat er in die Armee und der alternde Friedrich wies ihn auf seinen Großvater als einen „ganzen Kerl" hin, dem er nacheifern und gleich werden sollte. Nach dem Feldzug in der Champagne zog er sich nach Schönhausen zurück, dessen Anfall an die Familie noch sein Vater erlebt hatte. Dem glänzenden Kreise der gebildeten Hofgesellschaft in der Hauptstadt trat er nah; hier lernte er auch seine spätere Gemahlin kennen, Wilhelmine Mencken. Deren Vorfahren waren einst wackere Kaufleute in Oldenburg gewesen, dann tüchtige Juristen in Leipzig, geistreiche Gelehrte in der Goldenen Aue. Wilhelmine

war die Tochter des Kabinetsrathes Friedrich Wilhelms des Zweiten, der, noch thätig unter dem folgenden König, von Stein geschätzt und in seiner Bedeutung gewürdigt wurde. In Berlin war das junge Fräulein umschwärmt; ihre Schönheit blendete, ihre Anmuth bezauberte. Sie wählte unter vielen stürmischen Freiern schließlich den Landjunker. Das Kriegsjahr 1806 war ihr Hochzeitjahr. Drei Monate nach der Vermählung mußten die jungen Eheleute vor den Bajonetten der verfolgenden Franzosen flüchten. Haus und Hof wurde geplündert. Nochmals begann der Aufbau. An der Erhebung des Vaterlandes betheiligten sich Beide. Der König kannte ihre Treue. In Schönhausen sammelte sich Lützows wilde Jagd; der so oft zertretene Boden erlebte die schönste Auferstehung eines jubelnden Patriotismus. Nach dieser Zeit wurde als viertes Kind der kleine Otto geboren. Zwei Geschwister folgten noch. In den späteren Jahren kränkelte die Mutter. Der Gatte überlebte sie um wenig mehr als ein Lustrum. Dem dreiundsiebenzigjährigen Greis brachte die Ueberschwemmung der Elbe 1845 die Todesahnung, als die Wasser durch die Dämme brachen und den Park von Schönhausen überflutheten. „Die Linden sind eingegangen, nun werde ich wohl bald ihnen folgen."

Der junge Otto hatte zu Hause beten und arbeiten gelernt. Die strenge Art seines Vaters hat den jugendlichen Sinn des Knaben recht gelenkt, tüchtig gezogen. Ihm dankte der Sohn mehr als der Mutter, der er eine weniger sympathische Erinnerung bewahrte. Was ernste Arbeit hieß, sah er an der Scholle des väterlichen Gutes. Daher erkannte er auch den Grund jeden Wohlstandes, aller Größe: Pflichterfüllung und Gottvertrauen.

Von Beruf war Otto von Bismarck nicht in erster Linie Soldat. Wohl hatte ihm der Blick auf die lange Reihe seiner Vorfahren, die in der brandenburg-preußischen Armee Tüchtiges geleistet hatten, militärische Neigung eingepflanzt und er fand oft Gelegenheit, zu zeigen, daß er persönlichen Muth und Selbstvertrauen in hohem Grade besaß. Als Jüngling rettete er mit eigener Lebensgefahr einen Menschen vom Tode des Ertrinkens und erwarb für diese Heldenthat die wohlverdiente Rettungmedaille; in reifen Jahren bewährte sich der Deichhauptmann in der Noth des Landes; mit wenigen Anderen behielt er in den Wirren der Märztage 1848 den Kopf unverrückt, den Blick ungetrübt auf die Zukunft des Vaterlandes gerichtet. Im Granatenfeuer der Feldschlacht hat er seinen König dem Bereich drohender Kugeln entzogen und in den Parlamentskämpfen klingt durch seine Reden ein soldatischer Ton. Wie sehr er wußte und beurtheilen konnte, was militärisches Wesen ist, hat er in allen Jahren seines Verkehres mit Kaiser Wilhelm gezeigt. Ihn faßte er „am Porteépée", wenn den geborenen Führer auf Augenblicke die Zuversicht auf den Erfolg zu verlassen drohte. Ihn kräftigte er, wenn er ihn in gefahrvollen Lagen des politischen Lebens als Sol-

daten ansprach und an den Kampf vor der Front mahnte. Nicht vergeblich sprach er dann zu seinem König. Noch bewundern wir die unvergleichliche Art der Behandlung, die er dem alten Herrn zu Theil werden ließ und die der Erfolg krönte. Und dabei ließ er sich seine Stellung als ersten Ministers und Berathers von den Militärs, die Wilhelm den Ersten umgaben, nicht verkümmern. War auch zu verschiedenen Zeiten sein Verhältniß zu diesen Halbgöttern schwierig: das Vertrauen seines Herrn blieb ihm sicher. Daran haben die Intriguen der Hofclique wie der laute Aerger der Offiziere nichts zu ändern vermocht.

Von mütterlicher Seite stammte Vieles, was ihn zu seinem Beruf als Staatsmann und Politiker befähigt hat: die Liebe zu der Geschichte, die er seit jungen Jahren aus umfassender Lecture gewonnen hatte und die er fortwährend nährte, die nüchterne Anschauung der realen Welt, die ihm durch keine gelehrte Schreiberei und keine Parlamentsdebatte verdunkelt oder verdorben wurde, ein gesunder Sinn für das Praktische und Erreichbare, das er maßvoll, ohne Phantasterei und Uebereilung, durchzusetzen verstand.

Er war ein geborener Diplomat und doch hat er vor Fürsten und Abgeordneten niemals den Landmann verleugnet, der, ohne zu deuteln, redet und gesprochenes Wort wahr sein läßt. Denn wenn seine Ehre verletzt war oder an seinem Worte gezweifelt wurde, brach der gewaltige Zorn des Germanen, der in ihm lebte, mit verherender Leidenschaft hervor. Da wuchs die grimme Art des Norddeutschen, die nur durch die Gewohnheit langer Kultur gemäßigt ist, urplötzlich vor dem erschrockenen Zuhörer oder Urheber zu imponirender Größe.

In allem Thun, Reden und Schreiben blieb er einfach und natürlich. Jede Gespreiztheit des Wesens war ihm fremd. Seine Worte wirken so gewaltig, weil er von Herzen sprach, wie die Natur den sinnenden Knaben da draußen auf dem Gut des Vaters gelehrt hatte. In dem Ton, in dem Eichen und Buchen, Tannen und Sträucher im Walde, Blumen des Feldes ihm zugeraunt hatten auf seinen Wanderungen durch die Gottesnatur, in dem Ton sprach er zu uns. Aus dem ländlichen Leben, dem frischen Hauch von Blüthe und Blatt nahm er die Bilder seiner Rede: sie kamen ihm ungesucht, daher sind sie auch von dauernder, großer Wirkung.

Er konnte hassen, aber er verstand auch, zu lieben. An seinem Königshaus hing er fest und treu wie seine Vorfahren, tiefer und innerlicher als sie, denn er blieb Vorkämpfer der monarchischen Gewalt in einem republikanischen Zeitalter, er wurde der Begründer neuer Macht und Herrlichkeit für das alte Fürstengeschlecht. Wie hoch ihn sein König erhob, er blieb der treue Diener seines Herrn. Alle Bewunderung der Welt, die ganze Liebe seines Volkes lenkte er als fürsorgender Rath auf das regirende Haus, die

bestehenden Dynastien, als einen Pfeiler des Reiches, auf das große Vaterland, dessen Baumeister er war. Er trat hinter sein Werk zurück. Vollendung und Krönung des eigenen Lebens sah er im Bestand und Ausbau des Reiches.

Bis auf ihn ist kein Märker erstanden, der Gewaltigeres vollbrachte. Denn auch der große Kurfürst und der große König haben anderen Einflüssen als heimathlichen Erinnerungen Anlage und Entwickelung zu danken gehabt. In Bismarck erscheinen alle Merkmale des niederdeutschen Wesens, das sich in der Mark erhalten hat, gesammelt und verdichtet, in ihm kehren die Charakterzüge wieder, die uns die Geschichte dieses schwer erkämpften, dreifach besiedelten Bodens lieb und theuer machen.

Das Geheimniß des Helden zeigt Aufgang und Niedergang. An den Polen der Geburt und des Todes wird Vergangenheit erinnerlich und Zukunft ahnbar. 1815 wurde Bismarck geboren, nach den Stürmen nationalen Niederganges hat er in den Tagen, die der wonnevollen Erhebung norddeutschen Wesens folgten, die Weihe des Lebens empfangen. Die Sonne jener Tage strahlte dem werdenden Menschen entgegen, ihr Abglanz lag auf den ersten Jahren seiner Kindheit. Der Mann in der Blüthe des Lebens schuf uns das Reich. Sein Wesen lebt noch im Stoff, auch wenn er ihn nicht mehr modelt. Der sterbende Greis hat die Zeit der Bewährung auf großem Gebiet, die Hoffnung künftiger Menschenalter, nicht mehr gesehen.

Walter Graebner.

Selbstanzeige.

Früh- und Abendroth. Gedichte. Dresden. Kochs Verlag, 1899.

Philosophiren kann und mag nicht Jeder, sagte ich zu mir, als ich das Ob oder Ob Nicht meiner Gedichte jüngst bei mir erwog, und man versammelt schließlich doch meistens nur eine kleine Gemeinde um sich; aber ein Früh- und Abendroth ist Jedem beschieden und Jeder läßt sich gern Etwas davon aus Dichtermund berichten. Hier zupfte michs am Ohrläppchen. „Ist Dein Mund ein Dichtermund, taugen Deine Verse was? Haben selbst große Männer — geschweige denn kleine — sich nicht gerade oft darin geirrt, daß ihre Lieblings-

schwächen zugleich ihre Lieblingskinder waren, die sie hegten und pflegten? Hat nicht Rückert sein ungeheuerliches, wenn auch an poetischen Schönheiten reiches Drama ‚Saul und David‘ besonders geliebt und es schwer verwunden, als Tieck es gänzlich unbeachtet ließ? Hat nicht Feuerbach ‚Reimverse auf den Tod‘ geleistet, die selbst ich, sein Getreuer, nicht verdauen konnte? Und sollte man nicht Anderen dadurch ein gutes Beispiel geben, daß man den Tugenden großer Männer nacheifert, aber nicht ihren Schwächen?‘ Sonst versündigt man sich." Freilich, freilich, ja, gewiß, aber — wie Anzengruber in den „Kreuzelschreibern" sagt — das Gute-Beispielgeben „geht nur in der Sünd allmal viel leichter." Und also: sündigen wir nur einmal frisch darauf los. . . . Als eine Probe aus meinem neuen Band darf ich vielleicht das folgende Gedicht anführen:

Gesetz der Welt.

Das ward als härtestes Gebot gegeben,
Als unumstößliches Gesetz der Welt,
Daß, weil die Lebenslust erzeugt das Leben,
Der, dem die Lust erlischt, dem Tod verfällt.

Die Lust, versteh' mich recht, nicht Gluthenschwüle,
Des Sinnenlebens einzig ist gemeint,
Der des Gesetzes unnahbare Kühle,
Die Pflicht, die Sittlichkeit sich streng verneint.

Nicht dieser Trieb, dem Jene widerstreiten,
Nicht Ehre, Gunst, der Schönheit holdes Bild,
Nicht Einzelnes kann uns die Lust bereiten,
Das Ganze ists, aus dem das Höchste quillt.

Es giebt nur ein, ein wirkliches Genießen,
Ein Pfand nur von des Schicksals höchster Gunst:
Der Lebenswelle ungehemmtes Fließen,
Nur Das ist Lust und alles Andre Dunst.

Das ist das Ganze. Ist es je zu finden?
Ja, einmal stehts dem Sterblichen bereit,
Um ihn mit tausend Wonnen zu umwinden —:
Die Menschen nennen es die Liebeszeit.

Das macht der Liebe Thun so auserlesen,
So weltenweit dem Irdischen entrückt,
Daß in ihr pulst des Menschen ganzes Wesen,
Den sie mit trunkenem Entzücken schmückt.

Doch wie sie Unersetzliches uns leistet,
So ist auch unersetzlich, was uns fehlt.
Wenn sie uns fehlt, — sei noch so hoch begeistet,
Du mißt die Liebe und Du bist entseelt.

Und mit ihr schwindet weinend auch der Friede
Und nimmer kehrt er ein in Deine Brust.
Und ob Dein Sinn sich stolz von Allem schiede·
Der Friede wohnet einzig in der Lust.

Und ward sie Dir gebrochen und verdorben,
Was immer Du auf Erden noch erwirbst,
Es tönet hohl, denn Du, Du bist gestorben,
Noch eh' Du auf dem Totenbette stirbst.

Das ward als härtestes Gebot gegeben,
Als unumstößliches Gesetz der Welt,
Daß, weil die Lebenslust erzeugt das Leben,
Der, dem die Lust erlischt, dem Tod verfällt.

Wohl leuchtet dem Entsagenden Verklärung,
Auch der gebrochne Wille findet Ruh',
Doch ists die Ruh' des Todes, der Verherung,
Der Wüste Stille deckt die Oede zu.

Die Sinnenlust glaubst Du, o Thor, zu dämpfen
Was in Dir Lust verlanget, ist der Geist,
Du kannst entsagend keinen Sieg erkämpfen,
Wenn Du den Geist nicht erst in Stücke reißt.

Wie einst die Nonne Himmelskost ersehnet,
So müht vergebens sich, wer, lustberaubt,
Erlösung in der Pflicht zu finden wähnet,
An Frieden, der von oben komme, glaubt.

Nein, höchste Lustgewähr allein ist Friede,
Der einzig wahre, der von oben stammt,
Doch ob er auch von unserem Weg sich schiede,
Ein Etwas bleibt, in dem die Gottheit flammt.

Sie flammt in jedem ehrlichen Verzichten,
Das voll bewährt der Seele edle Kraft,
Nur daß wir Kraft sind, kann empor uns richten,
Sie ists allein, die alle Freiheit schafft.

Den Schmerz bestehn und sich dem Schicksal fügen,
Wie tief es auch an unserem Marke zehrt,
Statt sich mit schmeichelndem Ersatz betrügen,
Sei unser Adel, der sich selber ehrt.

Dresden-Plauen. Julius Duboc.

Jahrhundertouverture.

Im Jahre 1752 hatte die Krone Preußen wegen Aufbringung einer größeren Anzahl preußischer Schiffe und Ladungen während des Seekrieges von 1744 bis 1748 Veranlassung zu einer merkwürdigen Denkschrift über das Verhalten der großbritannischen Regirung. Darin werden die Prisenentscheidungen der englischen Gerichte in einer mit dem übrigen verschnörkelten Kurialstil stark kontrastirenden Ausdrucksweise als „Räubereien und Insolenzien“ bezeichnet und Repressalien angedroht. Der Konflikt wurde 1756 erledigt und England bewilligte zwei Millionen Pfund Sterling als Entschädigung. Aehnliche Dinge scheinen sich jetzt in Afrika vorzubereiten, wo bereits das dritte deutsche Schiff wegen Verdachtes der Kriegscontrebande angehalten worden ist. In solchen Zeiten sollten sich die heimischen Rhedereien ganz besonders ihrer Solidarität bewußt werden; leider aber sind gerade jetzt unsere beiden ersten deutschen Dampfschiffahrtgesellschaften, die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktiengesellschaft und der Norddeutsche Lloyd, in heftige Fehde mit einander gerathen. Beide Gesellschaften sind gleich tüchtig und erfreuen sich in gleichem Maße der Gunst des Publikums und der Reichsregirung. Innere Gründe zur Feindschaft liegen eigentlich auch nicht vor, aber trotzdem herrscht eine große Gereiztheit und man ist offenbar nicht mehr weit davon entfernt, durch gegenseitige Unterbietung der Passagier- und Frachtenpreise den Tarifkampf zu eröffnen. Bisher hatte Hammonia zweifellos das Prestige; die Hamburger Packetfahrt A.-G. sieht aber mit banger Sorge, daß der Norddeutsche Lloyd sein Aktienkapital wieder um ein Bedeutendes erhöhen will, und fürchtet, von ihm überflügelt zu werden. Dem soll nun durch einige Verdächtigungen des Schwesterunternehmens vorgebeugt werden, wie sie unter zärtlichen Verwandten nicht selten sind. Unsere großen Schiffahrtgesellschaften kommen bei der fortwährenden Verstärkung der Betriebsmittel so wie so nicht zur Ruhe und daher ist auch die Stimmung der Börsen ihnen gegenüber durchaus keine rosige. Uebrigens mißtrauen die Hauptaktionäre des Norddeutschen Lloyds mit Recht dem Dementi, das die Kapitalserweiterung bestritt, und entäußern sich ihres Besitzes in erheblichem Umfang, da sie von der Ausgabe der neuen Aktien eine erhebliche Schmälerung der zukünftigen Dividenden befürchten. Sollte also die schöne Einigkeit, die die beiden Gesellschaften bis vor Kurzem gezeigt haben, gänzlich in die Brüche gehen, so wird das Publikum eine Weile zu gewinnen scheinen; das Ende würde aber auch hier — wie immer — sein, daß zur radikalen Beseitigung aller Konkurrenz beide Unternehmungen sich vereinigten. Die Vorbereitungen zu einer solchen Fusionirung dürften schon weiter fortgeschritten sein, als man in den Kreisen der nicht Eingeweihten ahnt, und das Mißtrauen, das jetzt gesät wird, hat vielleicht nur den Zweck, auf den Kurs der Aktien zu drücken und damit den zu zahlenden Kaufpreis später möglichst herabzusetzen.

Welches Gebiet der wirthschaftlichen Thätigkeit man auch betrachten mag: überall stößt man auf die selbe Geldnoth. Daran kann es auch nicht viel ändern, wenn die Reichsbank nach Verstärkung ihres Goldbestandes demnächst ihren abnorm hohen Diskontsatz ein Wenig heruntersetzt; und selbst die Erwerbsklassen, die bisher am Hartnäckigsten den Bewegungen des Geldmarktes zu folgen ablehnten, müssen sich zu einem Schritt entschließen, der nicht mehr und nicht

weniger als eine völlige Verleugnung ihrer leidenschaftlich vertheidigten Doktrin bedeutet. Die Vertreter der Landwirthschaft sehen sich genöthigt, ihre vor einigen Jahren nach dem Vorgang des preußischen Staates auf drei Prozent konvertirten landschaftlichen Pfandbriefe in vierprozentige zurückzuverwandeln, und erkennen damit an, daß ihre oft wiederholte Behauptung, den heutigen wirthschaftlichen Verhältnissen entspreche allein eine dreiprozentige Verzinsung, auf irrigen Voraussetzungen beruhte. Vielleicht werden die agrarischen Herren nun auch einsehen, weshalb die oft gescholtene Reichsbank mit einem dreiprozentigen Diskont nicht auskommen kann, und gewisse abgestandene Tiraden in Parlamenten und Presse endlich unterdrücken. Wo irgend noch die Konzession zur Ausgabe von drei- oder dreieinhalbprozentigen Papieren unausgenützt ist, verzichtet man heute gern darauf und gewährt höhere Zinsen, um nur überhaupt Geld zu bekommen. Wie ich höre, beabsichtigen einige unserer Hypothekenbanken, die sich von jeher gut auf die Zeichen der Zeit verstanden und die Führung haben, sogar viereinhalbprozentige Hypothekenpfandbriefe auszugeben. So außergewöhnlich ein solcher Schritt wäre: am Erfolge ist nicht zu zweifeln; und ist er einmal gethan, so wird sich eine ganze Schaar gelehriger Nachfolger finden, die sich heute nur scheuen, als Erste den neuen Weg zu beschreiten. Ein frankfurter Hypothekeninstitut hat im März 1899 eine Serie von dreißig Millionen und ein halbes Jahr später weitere zehn Millionen Mark vierprozentiger Hypothekenpfandbriefe ausgegeben und dafür auch die Genehmigung zum Börsenhandel erlangt; jetzt scheint es den Rest dieser Emissionen, mehrere Millionen, nicht unterbringen zu können. Um sich zu helfen, schreibt es wieder zwei Serien ebenfalls vierprozentiger Pfandbriefe im Betrage von je zehn Millionen Mark aus und schiebt, um den Abnehmern entgegenzukommen, die Unkündbarkeit bedenklich weit hinaus. Würde das Institut, statt sich bei den jetzigen hohen Verkaufsprovisionen hierbei der Gefahr eines Disagios auszusetzen, nicht viel klüger thun, frisch und frei den viereinhalbprozentigen Typus zu proklamiren? Dieser würde einen verhältnißmäßig hohen Kurs rechtfertigen und voraussichtlich einen Agiogewinn bringen, der im Interesse seiner Konsolidirung dem Institute nur erwünscht sein könnte.

Selbst ein so großes und angesehenes Unternehmen wie die Berliner Elektrizitätwerke hat sich entschließen müssen, viereinhalbprozentige Obligationen auszugeben, und wenn das Publikum gern nach diesen Papieren gegriffen hat, so ist Das doch das beste Zeichen, daß sie einem Bedürfniß entsprechen. Dreieinhalbprozentige Obligationen finden kaum noch einen Markt; und so hat sich die Dortmund-Gronau-Entscheder Bahn entschließen müssen, ihre dreieinhalbprozentigen Prioritäten vom Jahre 1896 unbegeben zu lassen und dafür neue Aktien zu emittiren. Zur Deckung des Bedarfes für rollendes Material, Gleis- und Bahnhofs-Erweiterungen sollen im Ganzen gleich gegen sechs Millionen Mark aufgebracht werden; die neuen Stücke werden den alten Aktionären zu Pari angeboten, während der jetzige Kurs der Aktien etwa 188 Prozent beträgt. Natürlich würde man zu einem so heroischen Mittel nicht greifen, wenn nicht die Schwierigkeit, Geld zu erhalten, heute gar groß wäre.

Ist es schon bedenklich, daß Solches bei einem Unternehmen vorkommen kann, das sich in voller Blüthe befindet und befriedigende Ergebnisse abwirft, so war es noch bedenklicher, daß die Geschäftsstille der Börsen kurz nach

Neujahr von einem wüsten Getümmel zwischen den führenden Spekulationparteien abgelöst wurde. Das alte Spiel: eine Gruppe starker Baissiers wirft den Markt, um dann wieder Deckungkäufe von großem Umfang vorzunehmen. Bemerkenswerth war immerhin, daß das Publikum den Spekulanten nicht folgte; und als die Urheber der spekulativen Machenschaften sich von dieser Seite im Stich gelassen sahen, mußten sie sich schleunigst zur Umkehr entschließen.

Die Hauptspielpapiere waren also vorübergehend starken Kursschwankungen ausgesetzt; dagegen wechseln die guten Anlagepapiere, die in den Händen des großen Publikums und der vorsichtig disponirenden Banken sind, wie es scheint, dauernd unter mäßigen Kurseinbußen ihre Besitzer. Im Allgemeinen scheint man darauf zu zählen, sie stets zu ungefähr den selben Kursen zurückerwerben zu können, rechnet also mit einer starken Stabilität der Verhältnisse. Auch wegen der von London gemeldeten Verkäufe gangbarer amerikanischer Papiere durch deutsche Firmen braucht man nicht ängstlich zu sein; es handelt sich da um Differenzen auf andere Effekten, und um sich die nöthige Deckung zu verschaffen, sind die Firmen genöthigt, gangbare Papiere, wie die Amerikaner, abzugeben. Auch ist Berlin der City stark verschuldet und kann sich auf andere Weise die Mittel zur Rimesse nach London kaum beschaffen. Die londoner Börse hat trotzdem keineswegs Anlaß, sich zu brüsten: was sie für den europäischen Kontinent bedeutet, bedeutet ihr gegenüber Amerika. Sie geräth in immer größere Abhängigkeit von den amerikanischen Versendern und muß sich, wie aus der jüngsten londoner Emissionstatistik hervorgeht, schon gewisse Einschränkungen auferlegen. Zwar wird das Finanzjahr 1899/1900 noch einen erheblichen Ueberschuß für Großbritannien ergeben, dieses Ergebniß ist aber, abgesehen von der Preissteigerung der wichtigsten Materialien, doch auch wesentlich den billigen Geldsätzen zu danken, die bis zum Sommer in London bestanden. Seit dem Herbst ist ein vollständiger Umschwung eingetreten und die Bank von England ist heute eben so wie die Banken der kontinentalen Länder um den Schutz ihres Metallbestandes besorgt. Gerade das Jahr 1899 weist gegenüber dem Vorjahre einen Mehrumlauf von elf Millionen Pfund Sterling auf; und dabei sind die umfangreichen Ansprüche, die der Krieg an die Goldbestände der Bank von England stellt, noch nicht berücksichtigt, während ihr bekanntlich auf Monate hinaus die Goldquelle der Transvaal-Republik verschlossen bleibt. Natürlich erklärt man es in London für unpatriotisch, daß die Minen ihre Goldproduktion an die Burenregirung abführen, und in Ermangelung anderer Zwangsmittel ergeht sich die Regirung in der Drohung, den Gesellschaften, die so Schmähliches thun, die ihnen bisher gewährten Privilegien zu entziehen. Das hätte aber doch erst dann irgend welche Bedeutung, wenn England thatsächlich die Minengebiete beherrschte. Schließlich ist es den Gesellschaften nicht übelzunehmen, wenn sie sich nach den thatsächlichen Verhältnissen einrichten und die Interessen ihrer Aktionäre bestens wahrzunehmen suchen. Bedauerlich mag es übrigens für die Aktionäre sein, daß die Transvaal-Republik den von den Schutzvereinigungen genährten Glauben zerstört, sie könne aus besonderer Liebe zu den Unternehmungen, denen sie Gold und Wohlstand, aber auch den Krieg verdankt, darauf verzichten, sie mit Kriegssteuern zu belasten.

Lynkeus.

Notizbuch.

Die deutschen Parlamente sind wieder versammelt und ihre Berathungen können diesmal recht lebhaft werden. Es handelt sich um den Mittellandkanal und um die Vergrößerung der Flotte; und im Hintergrunde tauchen bereits die Handelsverträge auf. Den drei im buchstäblichsten Wortsinn als pièces de résistance zu bezeichnenden Gegenständen ist Eins gemeinsam: sie stellen die Parteien vor die Frage, ob die Interessen der großen, zum wesentlichen Theil für den Export arbeitenden Industrie künftig als die für die Richtunglinie der deutschen Politik entscheidenden betrachtet werden sollen oder ob es nützlicher ist, zu der Wirthschaftpolitik zurückzukehren, die Bismarck die nationale nannte und deren Ziel das Schlagwort „Kräftigung des inneren Marktes" bezeichnet. Die Antwort auf diese Frage wird für die Gestaltung der deutschen Zukunft von äußerster Wichtigkeit sein. Wird der Kanal gebaut und die Flotte in dem jetzt geforderten Umfang vergrößert, dann wandeln wir, in ungünstig veränderter Zeit, Englands Bahn und können, viel früher vielleicht als das Inselreich, erfahren, wie bedenklich es ist, wenn ein großer Staat von jeder an der Peripherie eintretenden Schwankung abhängig wird. Das Deutsche Reich wird dann genöthigt sein, mit den jetzt bei uns so heftig geschmähten Mitteln des skrupellos vordringenden Imperialismus den Kundenkreis der heimischen Industrie zu erweitern, um einer wirthschaftlichen Katastrophe vorzubeugen. Nach menschlicher Voraussicht wird es so kommen. Die konservative Partei ist zwar durch die Maßregelung der Präsidenten und Landräthe, in der sie mit Recht eine schwere Gefährdung der Beamtenautorität sieht, geärgert und es ist kaum abzusehen, wie sie, ohne sich selbst im Lande zu entwurzeln, den Kampf gegen den Kanalplan aufgeben soll. Aber sie ist durch Traditionen, durch gesellschaftliche und persönliche Rücksichten beengt; und die Masse ihrer Mitglieder weiß vielleicht nicht einmal, was für sie auf dem Spiel steht. Im Ganzen scheint die parlamentarische Lage für die Regirung nicht so schlimm, wie mans in den Zeitungen liest. Ihr sind die herrschenden Mächte verbündet, der große Handel und die große Industrie, die ihre Flotte haben wollen und haben müssen, — nicht etwa zum Schutz gegen einen von außen drohenden Feind, sondern, um vor der für den nächsten Winter gefürchteten Krisis bewahrt zu bleiben. Warten wirs ab. Der Publizist kann nur dafür zu sorgen versuchen, daß nicht wieder, wie bei den caprivischen Handelsverträgen, zu spät erkannt wird, worüber eigentlich die Entscheidung zu treffen war. Das Uebrige wird die Börse thun; sie war „auf Thronrede fest".

* * *

Herr Karl Jentsch bittet um Aufnahme der folgenden Zeilen:

Ihering erklärt es für die ernste Pflicht jedes Staatsbürgers, sein Recht, wenn es ihm verkürzt oder streitig gemacht wird, zu verfolgen bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit. Ich halte es mehr mit jenem elsässischen Rechtsanwalt, der vor etwa einem Vierteljahrhundert einem Irrenhaus 100 000 Mark vermacht hat mit der Begründung: Narren haben mich reich gemacht, so sollen denn auch Narren Etwas von meinem Reichthum kriegen! Aber ich bin tolerant und einem Juristen nehme ich es am Wenigsten übel, wenn er lieber der Fahne eines großen Meisters seines Handwerks folgt. Nur sollte ein Meister eigentlich wissen — Juristen wissen ja sonst Alles, was es im Himmel und auf Erden giebt —, daß ein Mensch, der sein

Recht gegen Behörden verfolgt, unfehlbar als Querulant behandelt und je nach Landesbrauch auf die eine oder die andere Weise unschädlich gemacht wird; im Schwabenländle liebt man es, solche Leute ins Irrenhaus zu sperren. Daß der Querulant, wenn er Beamter ist, abgesetzt wird, versteht sich von selbst. Zu den Pechvögeln, die bei engem Gewissen und starkem Rechtsgefühl in die unangenehme Lage versetzt wurden, das Recht gegen die obersten amtlichen Hüter des Rechtes wahren zu sollen, gehört der frühere Amtsrichter Seidler, der jetzt als Rechtsanwalt in Landsberg a. d. W. lebt. Nicht etwa sein persönliches Recht, sondern das Recht in abstracto; auch nicht etwa das Recht, das mit uns geboren ward, das aber in den Gerichtshöfen niemals viel gegolten hat, sondern ein Stück von jenem Recht, das zum Allerheiligsten des Rechtsstaates gehört: einen Paragraphen der Prozeßordnung. Auch ist er nicht etwa ein Mann von „schlechter", Das heißt: demokratischer, ultramontaner, polnischer oder sonst „vaterlandloser" Gesinnung, sondern er hat sich durch tapfere Ausführung der Maigesetze und Einsperrung von katholischen Geistlichen sogar in Lebensgefahr begeben. Wie man aus seiner Vertheidigung vor der Oeffentlichkeit*) ersieht, hat das Unglück damit angefangen, daß er sich als Amtsrichter in Kottbus weigerte, eine Strafhaft zu vollstrecken, weil Das nach Paragraph X der Strafprozeßordnung nicht Sache des Amtsrichters, sondern des Staatsanwaltes sei. Der Streit darüber zog sich lange hin und zum ersten Streitpunkt kamen dann, wie sichs bei Pechvögeln zu schicken pflegt, noch mehrere andere, aber sämmtlich nicht etwa schnödem Interesse entsprungen, sondern nicht minder idealer Natur. Das Ende war die Absetzung Wenn ich mich in den Streit von Juristen über die Auslegung eines Paragraphen mischen wollte, so wäre Das die frevelhafteste aller Anmaßungen und Kompetenzüberschreitungen. Aber ich habe, wahrhaftig nicht zu meinem Vergnügen, sondern nur, weil ich nicht leicht eine Bitte abschlagen kann, Seidlers Schrift wenigstens durchgelesen und die darin vorkommenden Entscheidungen der hohen Senate zwar nicht verstanden — welcher deutsche Laie wäre im Stande, das Juristendeutsch auch nur grammatisch zu verstehen! —, aber doch in dem allgemeinen Dunkel eine verhältnißmäßig lichte Stelle bemerkt, die Thatsache nämlich, daß dem unbequemen Manne keine Gesetzesübertretung, sondern immer nur Insubordination vorgeworfen wird. Und Das scheint mir eine Thatsache zu sein, die auch die Gesammtheit angeht. Subordination als vornehmste Pflicht des preußischen Richters: Das hat meinem ohnehin wackeligen Vertrauen in die Unabhängigkeit des Richterstandes einen weiteren starken Stoß versetzt und ich schließe nun die Dame mit den kluger Weise verbundenen Augen und der überflüssigen Wage noch inbrünstiger als bisher in die siebente Bitte ein.

* * *

Sehr drollig sind zuweilen die Ergießungen, die in einem größeren westdeutschen Blatt ein „alter preußischer Offizier" sich über die Engländer im Burenkriege leistet. Augenscheinlich ein wackerer, wissenschaftlich wie praktisch wohlbeschlagener Herr, der seinen Felddienst und Clausewitzens Buch vom Kriege gut im Kopf

---

*) Die gesetzlich unmöglichen Verurtheilungen des Amtsgerichtsraths Seidler durch die Disziplinarsenate des königlichen Kammergerichtes. Aktengetreu dargestellt und kritisch beleuchtet vom Verurtheilten. Zweite, vervollständigte Auflage. Berlin, Kommissionverlag von Imberg und Lesson, 1899.

hat, aber die Bewegungen der Briten mit einem so hellen Aerger verfolgt, als ob er seine eigenen „Kerls" auf dem Exerzirplatz zu kuranzen hätte. Der Preuße wird seine rothröckigen Kollegen am Ende so lange über den Nutzen aufklärender Patrouillen und die Verwerflichkeit roher Frontalangriffe belehren, bis selbst die sonst Unbelehrbaren Etwas profitirt und sich — zum großen Schaden nicht blos der beiden Republiken — geändert haben. Denn mögen die Buren uns Deutsche nun bevorzugen oder auch ferner sämmtliche Uitlanders in beleidigender Rechtlosigkeit halten wollen, Eins ist sicher: sie haben uns den bohrenden englischen Ellbogen aus unserer braun und blau gepufften Flanke gezogen; ihnen allein verdanken wir Samoa. Außerdem haben sie so vortreffliche soldatische wie allgemein menschliche Züge gezeigt, daß es eine Schande und ein Jammer wäre, wenn diese Handvoll Gentlemen wirklich doch zuletzt noch von einer gemietheten Soldateska brutalisirt würde. Diese Soldateska anzuhetzen, sie klug zu machen, ihr zu zeigen, wie man sich besser anschleicht und seine Kräfte aufspart, nur damit mehr Buren als bisher totgeschossen werden, die lieben Engländer aber wieder ein Bischen frecher werden könnten, dazu schreibt und ereifert sich „ein alter preußischer Offizier". Er fühlt sich gekränkt, wenn man immer noch nicht genug auf ihn hört, und ist ungemein befriedigt, wenn seine Anregungen für Verbesserung der englischen Feldartillerie oder geschlossenere Führung auf fruchtbaren Boden fielen. Möchte der Triumph seinen Bemühungen fehlen: Das ist Alles, was man wünschen kann ... Diesem Wunsch eines Lesers der „Zukunft" scheint die Erfüllung zu winken. Es geht den Engländern schlecht, was Chamberlain eine „Polizeimaßregel" nannte, ist längst zu einem ernsten Krieg gegen einen mindestens ebenbürtigen Gegner geworden, und wenn die neuen Führer, Roberts und Kitchener, nicht Hilfe bringen, wird es um das britische Prestige bald übel bestellt sein. Die Belästigung fremder Schiffe, über die man ohne genaue Kenntniß des Thatbestandes und der völkerrechtlichen Bräuche nicht reden sollte und die ein recht ungenügendes Argument für die Vermehrung der deutschen Schlachtflotte bildet, könnte vielleicht den Zweck haben, eine Intervention der festländischen Großmächte herbeizuführen, die dem englischen Ministerium den Vorwand böte, sagen zu können, es sei nicht vor dem „kleinen Farmervolk" in Südafrika zurückgewichen, sondern von neidischen Kontinentalstaaten mitten auf dem Weg zum Siege gehemmt worden.

* * *

Vor einiger Zeit hat Frau Réjane auf Wunsch des Deutschen Kaisers im berliner Hoftheater gespielt. Nach der Vorstellung wurde sie vom Kaiser und dessen Gattin empfangen. Darüber hat Frau Réjane jetzt im Figaro das Folgende berichtet: „Am Ende des dritten Aktes von ‚Madame Sans-Gêne' kam ein Kammerherr zu mir und fragte mich, ob ich Ihre Majestäten vor meiner Abfahrt begrüßen wolle; auf mein etwas verwirrt gestammeltes ‚Ja' geht er weg. Der Vorhang fällt nach dem vierten Akt, die Hervorrufe werden immer stürmischer und ich sehe den Kaiser mitten in seiner Loge stehen und kräftig applaudiren. Der Kammerherr von vorhin erscheint wieder, reicht mir den Arm und führt mich fort. Ich glaubte, ein Stockwerk emporsteigen und um die eine Hälfte der Balconlogen herumgehen zu müssen. Aber mein Kavalier bleibt plötzlich im Erdgeschoß nah bei der Bühne stehen und führt mich in eine Art Salon, wo sich bereits eine Dame mit fast weißen Haaren befindet, die außerordentlich vornehm aussieht und mich wie Jemanden begrüßt, der

erwartet wird. Es war die Kaiserin. Man hat wohl geglaubt, dadurch, daß man mich zuerst einer Frau, mag sie auch Kaiserin sein, gegenüberzustellen geruhte, das erste Zusammentreffen mit einem Manne, der eine Französin so verwirren muß wie der Deutsche Kaiser, zu mildern. Ich fand Das sehr ‚chic', sehr französisch. Und ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich sehr gerührt fühlte. Fünf Minuten verstrichen, während deren ich unzählige Liebenswürdigkeiten zu hören bekomme. Ich höre sie entzückt an und denke: ‚Jetzt kommt er!' Aber ich sage mir: ‚Schließlich hat er ja nicht den Krieg geführt' und tausend ähnliche Dinge, als der Kaiser plötzlich auf der Schwelle des kleinen Salons erscheint. Die Kaiserin wies mich an ihn mit den Worten: ‚Da ist der Kaiser, der besser als ich die Freude zum Ausdruck bringen kann, die wir heute Abend empfunden haben.' Er ist in eine dunkle und sehr diskret gehaltene Uniform gekleidet. Er sieht genau so aus wie auf den Photographien. Er trat an mich heran und ließ sich in reinem Französisch über die Schönheit der Kostüme, über den Geist und die Feinheit des Stückes und über die unausgesetzt elastisch emporschnellende Handlung aus. ‚Herr Sardou ist in der That ein äußerst geschickter Bühnendichter!' sagte er. Als er von dem intimen Napoleon sprach, den Sardou aus dem historischen herausdestillirt hat, erlaubte ich mir die Bemerkung: ‚Dieser Napoleon in Pantoffeln hat unseren Sardou verführt und das Publikum sehr belustigt, denn wir wissen, er ist so groß, daß es uns gestattet ist, ihn etwas zu verkleinern.' ‚Ich liebte das Stück bereits sehr, als ich es in deutscher Sprache aufführen sah,' erwiderte der Kaiser galant, ‚aber ich würdige und kenne es erst seit heute Abend recht.' Indem er mir eine glückliche Reise wünschte, fügte er hinzu: ‚Ich danke Ihnen für die ausgezeichneten Lektionen, die Sie unseren deutschen Künstlern gegeben haben.' Ich gestattete mir das Vergnügen, den Statisten, die das Theater gestellt hat, ein berechtigtes Lob zu spenden, und sagte: ‚Majestät, ich habe heute meine Kameraden darauf aufmerksam gemacht, mit welcher Disziplin und welcher Intelligenz die Statisten sich in den Rahmen der Darstellung einfügten.' Diese Bemerkung schien dem Kaiser zu gefallen. ‚Dann müssen Sie mir danken,' sagte er, ‚denn ich hatte Befehl gegeben, daß in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig bliebe.' Er fügte dann noch einmal höflich hinzu: ‚Glückliche Reise!' und entfernte sich mit seiner Umgebung, nachdem er dem Marquis de Noailles gesagt hatte: ‚Ihnen kommt das Vergnügen zu, Madame heimzugeleiten.'"

Deutsche Leser werden von dieser Schilderung einigermaßen befremdet sein. Frau Réjane ist eine außerordentlich begabte Spielerin, die in dem jämmerlichen Napoleonstück Sardous ihre feinsten und stärksten Künste dem Kaiser nicht zeigen konnte; aber daß sie berufen sein sollte, ihren deutschen Kollegen, etwa Matkowsky oder der Sorma, „Lektionen zu geben", hat bisher kein Sachkenner geglaubt. In seinem eigenen Hause konnte der Kaiser die kinderleichte Rolle der Madame Sans-Gêne von Hedwig Niemann so kräftig und wirksam gespielt sehen, wie es Frau Réjane selbst in jüngeren Tagen nicht vermochte. Neues konnte diese Leistung uns nicht lehren. Neu ist nur die Häufung der Höflichkeiten, die vom Kaiser und von dessen Frau einer Schauspielerin erwiesen wurden. Wenn die kecke kleine Dame wirklich dem Enkel der Königin Luise die unermeßliche Größe Bonapartes gepriesen hat, dann hat sie einen in Sardous Anekdotensinn historischen Moment erlebt, — freilich einen, an den Deutsche nur mit unerfreulich gemischten Empfindungen zurückdenken werden.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Januar 1900.

Britanniens Demüthigung.*)

Das alte Jahr schloß für uns in einer düsteren Stimmung, von der man, so paradox es klingt, sagen kann, daß sie dem Weltreich größeren Segen brachte als die glänzendsten Erfolge, die ein Sanguiniker träumen konnte. Als wir uns in den südafrikanischen Krieg, den wir so leicht hätten vermeiden können, einließen oder vielmehr stürzten, da schien es möglich, unserem Verbrechen würde nicht gleich eine schleunige und exemplarische Strafe folgen. Diese Gefahr ist gnädig abgewendet worden. Wenn der Geist, in dem wir den Krieg mit den südafrikanischen Republiken begannen, mit leichten und glänzenden Erfolgen belohnt worden wäre, dann — auch ohne Prophet zu sein, konnte man es voraussagen — hätte der Uebermuth unserer Volksstimmung uns binnen wenigen Jahren, ja, vielleicht binnen wenigen Monaten, in einen Krieg mit viel furchtbareren Gegnern verwickelt als die Bauern von Südafrika es sind. Wenn wir auf den Beginn des Krieges zurückblicken und uns den Hochmuth, den Uebermuth und die anmaßende Unverschämtheit ins Gedächtniß zurückrufen, die unser Volk beherrschten und die ungezügelten Ausdrücke in den Zeitungen fanden, deren

*) William T. Stead, Englands berühmtester politischer Publizist, hat seinem Volk häufig in schwerer Zeit bittere Wahrheiten gesagt. Er war von Anfang an auch ein entschiedener Gegner des südafrikanischen Abenteuers. Seine Diagnose und Prognose — die zugleich in erweiterter Form in Steads ausgezeichneter Review of Reviews erscheint — wird auch Deutsche interessiren und vielleicht beim Lesen dieser nationalen Selbstkritik zu der Frage anregen, ob es bei uns in Zeiten schwerster Heimsuchung einem Publizisten möglich wäre, so freimüthig und rücksichtlos zu reden.

Eifer zum Krieg gehetzt hatte, dann erst erkennen wir, wie heilsam die Züchtigung war, der wir unterworfen wurden. Kein Volk — und am Allerwenigsten das englische, das durch eine ununterbrochene Reihe von Glücksfällen verwöhnt worden ist — hat Lust, besiegt zu werden. Der prahlerische Uebermuth des Jingo Goliath hat einen schrecklichen Fall erlitten. Die Massen unseres Volkes waren so aufgebläht von dem Gedanken ihrer Wichtigkeit, ihrer Macht und ihres Werthes, daß es ihnen fast wie Gotteslästerung erschien, wenn kleine Bauernstaaten es wagten, mit „Nein" zu antworten, selbst auf Fragen, die das unabhängige nationale Bestehen ihrer Republik betrafen. Goliath, der morgens und abends prahlerisch hinaustrat, um die Heere Israels zu höhnen und zum Kampf herauszufordern, schien das Ideal des herrschenden Theiles unseres Volkes geworden zu sein. Unsere Tingeltangel waren die Schauplätze des lärmenden Jubels einer siegessicheren Plebs. Die Zeitungen, die den Krieg erzeugt hatten, sagten ihren Lesern morgens und abends, daß unsere unbesiegbaren Legionen zu Weihnachten in Praetoria sein würden und daß die Armee des Generals Buller die frechen Buren zermalmen werde, die es gewagt hatten, auch nur ein Wort zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit zu sagen. Die Leute von der Straße berechneten vertrauensvoll, daß der Krieg zu Neujahr beendet sein werde, und selbst Jene, die wußten, daß Buller seinen Vormarsch erst für Weihnachten plante, hofften, zu Ostern werde Alles vorüber sein. Auf Kanzeln und Rednertribünen wurde mit unserer Tapferkeit geprahlt und viele Leute redeten den lieben langen Tag nichts als Unsinn von den „herrlichen Tugenden der herrschenden Rasse" und beschimpften und verhöhnten das Volk, dessen nationale Existenz zu zerstören wir uns anschickten. Heute ist der Schwadronirgeist noch nicht gänzlich ausgetrieben, aber sein Uebermuth hat sich etwas gelegt und er prahlt nicht mehr mit Siegen, die er nicht errungen, und vertheilt nicht das Fell des Bären, den er noch nicht erlegt hat.

Es ist sehr traurig, es gestehen zu müssen, aber es ist nur die Wahrheit, daß alles Predigen, Lehren und Beten weniger dazu beigetragen hat, die Furcht Gottes in die Köpfe unserer großsprecherischen Landsleute zu pflanzen, als die Kugeln der Buren. Tausend Predigten lassen den britischen Jingo ungerührt und die überzeugendsten Beweise für die Eitelkeit und Sträflichkeit dieses selbstmörderischen Krieges machen einen viel geringeren Eindruck auf die Massen unseres Volkes als ein einziger Mißerfolg.

David vom Veldt hat Goliath niedergeworfen, nicht mit einem Kieselstein, sondern mit seiner Mauserkugel und nun windet der Riese sich auf dem Boden und denkt mit bitterem Bedauern an die sinnlose Thorheit, die ihn bewog, sich so viel auf seine Uebermacht über den winzigen Gegner einzubilden. In dem berühmten alttestamentarischen Zweikampf beutete David

seinen Sieg aus, indem er den Kopf des Riesen von den Schultern trennte. Die Buren haben bisher nicht die selbe Lebhaftigkeit in der Ausnützung ihrer Vortheile gezeigt. Sie kämpfen nur zur Vertheidigung ihres Landes. Zwar haben sie es naturgemäß vorgezogen, den Kampf auf anderem als ihrem eigenen Gebiet auszufechten; bestehen bleibt aber die Thatsache, daß ihre Operationen von Anfang an nur darauf gerichtet waren, ihr Gebiet vor der drohenden Invasion zu schützen. Daher standen sie in fast allen Fällen in der Defensive und gaben sich damit zufrieden, unsere Angriffe zurückzuwerfen.

Das Gewicht der drei Niederlagen — als die Generale Gatacre, Methuen und Buller die Buren angriffen und mit so schweren Verlusten zurückgetrieben wurden, daß die offensive Streitmacht der britischen Armee völlig lahmgelegt war — wurde noch verstärkt durch das thörichte Prahlen, mit dem viele unserer Zeitungen die früheren Gefechte und Scharmützel als ruhmvolle Siege verkündet hatten. Das genaue Ergebniß aller unserer ruhmvollen Siege auf dem Papier und wirklichen Niederlagen ist, daß wir an Toten, Verwundeten und Gefangenen beinahe 7000 Mann verloren haben, während der Verlust der Buren von ihnen selbst auf weniger als 1000 und von Winston Churchill auf weniger als 2000 Mann geschätzt wird. An Geschützen und Kriegsmaterial haben unsere Verluste die ihrigen weitaus übertroffen.

Dies Ergebniß ist sehr bemerkenswerth, besonders wenn man die feierliche Herausforderung in Betracht zieht, mit der der Krieg eröffnet wurde. Niemals haben zwei Ritter, die dazu ausersehen waren, ihre Schuld oder Unschuld durch ein Gottesgericht zu erweisen, das Urtheil des Kriegsgottes feierlicher erfleht, als die Buren es bei Beginn dieses Feldzuges thaten. Und man wird sich erinnern, daß Herr Chamberlain seine Rede im Unterhause mit den Worten schloß, er nehme die Herausforderung, an den Schlachtengott zu appelliren, feierlich und ehrerbietig an und glaube, daß unser Streit ein gerechter sei. Als er so sprach, dachte er wahrscheinlich mehr an unsere überlegenen Hilfsquellen und die Gewißheit, die Buren durch unsere Ueberzahl überwältigen zu können als an die Möglichkeit, daß der Arm Gottes in diesem Streit entblößt werden würde. Doch was immer seine innersten Gedanken gewesen sein mögen: öffentlich rief er den Kriegsgott an, den Streit zu entscheiden. Wir rühmten uns, alle Vortheile zu besitzen, die es uns ermöglichten, die Buren windelweich zu schlagen. Wir hatten geschulte Truppen ins Feld zu stellen gegen einen Haufen von Bauern, von denen die meisten noch nie einen ernsten Schuß hatten abfeuern sehen und die niemals in Reihe und Glied gestanden hatten, — nicht einmal auf dem Exerzirplatz. Wir hatten Generale, die die Kriegskunst in schweren Feldzügen in Afrika und Asien erlernt hatten. Wir hatten unsere Lydditgranaten und wir hatten vor allen Dingen die Riesenbörse John Bulls, mit der wir Alles kaufen

konnten, was wir brauchten. Wir kämpften auf unserem eigenen Gebiet und unsere Truppen waren entflammt von Rachewünschen und Weltreichübermuth. Trotzdem sind wir nach einem dreimonatigen Feldzug auf der ganzen Linie geschlagen worden. Unsere Truppen haben die Tapferkeit gezeigt, die wir von Briten erwarteten. Aber Alles war umsonst und das Reinergebniß des Ganzen ist, daß Herr Winston Churchill, der die Frage in unserem Lager sowohl als im feindlichen genau studirt hat, zu der Ueberzeugung gekommen ist, der Brite sei dem Buren in dessen eigenem Lande nicht nur nicht gewachsen, sondern wir müßten jedem Buren drei bis fünf britische Soldaten gegenüberstellen, um auf einen Sieg hoffen zu können.

Das ist leider nicht der einzige Punkt, wo die Buren sich überlegen gezeigt haben. Sie haben in der Behandlung von Gefangenen eine Höflichkeit, Ritterlichkeit und Menschenfreundlichkeit an den Tag gelegt, die wir in unserer Kriegsgeschichte vergebens suchen. Eine der wichtigsten Fragen betraf auf dem Friedenskongreß im Haag die menschlichere Behandlung von Kriegsgefangenen. Im Alterthum gab es diese Frage nicht, denn alle Kriegsgefangenen wurden einfach niedergemetzelt. Als die Civilisation einige Fortschritte machte, wurden die Gefangenen zu Sklaven gemacht und in unserer Zeit wird allgemein anerkannt, daß der Kriegsgefangene berechtigt ist, menschliche Behandlung zu beanspruchen und, daß ihm so viel Freiheit vergönnt werde, wie sich mit der Landessicherheit verträgt. Wenn wir die Behandlung von Gefangenen als Maßstab der Civilisation betrachten, so ist der Bur ein viel civilisirterer Mensch als der Brite. Er hat beinahe dreitausend Gefangene gemacht, und obwohl deren Beaufsichtigung, Verpflegung und Einquartirung keine geringen Anforderungen an die ohnehin übermäßig in Anspruch genommenen Hilfsquellen der Republik bedeuten, ist er seinen Verpflichtungen doch in einer Weise nachgekommen, die den Gefangenen selbst begeisterte Anerkennung abgerungen hat. Alles war geschehen, um die Härte ihres Loses zu mildern und das unbehagliche Gefühl zu lindern, daß sie Gefangene in einem fremden Lande seien. Bezeichnend war der Empfang des ersten größeren Transportes britischer Gefangenen in Praetoria. Sie wurden von der Menge, die sich bei ihrer Ankunft versammelt hatte, mit achtungvollem Schweigen empfangen, wurden durch die Straßen geführt, ohne daß auch nur ein Wort des Hasses oder Vorwurfes laut ward; und als sie am Haus des Präsidenten vorbeikamen, erhob sich Herr Krüger und entblößte, als echter Gentleman, sein Haupt, um die Tapferkeit der unglücklichen Gefangenen zu ehren.

Wie abscheulich ist dagegen das Bild, das unsere Behandlung der Gefangenen bietet! Als die erste kleine Abtheilung gefangener Buren in Ladysmith eintraf, wurden sie von den Eingeborenen mit Geheul und Beschimpfungen begrüßt, die von Berichterstattern mit kichernder Bewunderung

wiedergegeben und, so scheint es, weder unterdrückt noch bestraft wurden. Die Buren, darunter viele Verwundete, wurden auf einen Dampfer gepackt und nach Kapstadt geschickt. Dort wurden sie nicht, wie es dem Kriegsbrauch entspräche, irgendwo untergebracht, wo sie ein bescheidend Maß von Freiheit genießen konnten, sondern auf einem alten Hulk — der Penelope — zusammengepfercht, wo sie noch jetzt sind. Sie wurden nicht als ehrenwerthe Kriegsgefangene behandelt, sondern wie gewöhnliche Strafgefangene; bis heute noch hat man ihnen nicht gestattet, ihr schwimmendes Gefängniß zu verlassen und einmal ans Land zu gehen. Ungefähr eben so erging es den Gefangenen, die Lord Methuen gemacht hatte. Die bei Nicholsons Nek gefangenen Briten wurden auf der Eisenbahn in Personenwagen nach Praetoria überführt, die Offiziere in Coupés erster Klasse. Die handvoll Buren, die Lord Methuen gefangen nahm, wurden auf offenen Frachtwagen über Land geschickt, ohne Schutz vor den brennenden Strahlen der afrikanischen Sonne bei Tag und vor der bitteren Kälte der Kapnächte. Als sie in Kapstadt ankamen, wurden sie von johlenden Briten und Eingeborenen empfangen, die ihr Unglück beschimpften und sich ihres Elendes freuten. Es ist für einen Engländer nicht leicht, Das zu gestehen; aber es ist muthiger und ehrenwerther für uns, die Wahrheit zuzugeben als uns selbst zu täuschen.

Und bei Alledem wagt es unsere Tagespresse, statt diese Thatsachen anzuerkennen, unaufhörlich Anklagen gegen die Buren zu schleudern wegen des angeblichen Mißbrauches der weißen Fahne und wegen des Feuerns auf Ambulanzen. Thatsächlich ist es bei der modernen Kriegsführung keiner Armee möglich, das Schießen auf die Ambulanzen zu verhindern, wenn sie in die Feuerzone kommen; und was den Verwundetentransport während des Gefechtes betrifft, so haben die ersten Fachmänner anerkannt, daß die Träger die Verwundeten nicht fortschaffen können, ohne den selben Theil der Gefahr auf sich zu nehmen wie die Kämpfenden. Wenn ein Schlachtfeld mit einem Hagel von Geschossen überschüttet wird, kann jeder aufrecht Stehende getroffen werden, ob er nun das rothe Kreuz trägt oder nicht. Es ist auch ganz unmöglich, auf eine Entfernung von tausend Metern den Rothenkreuzmann von einem gewöhnlichen Soldaten zu unterscheiden. Und die weiße Fahne! Der Präsident Steyn hat sich in aller Form bei den Vertretern der europäischen Mächte über einen Brauch beschwert, der, wie er behauptet, die Bewegungen der britischen Truppen decken soll. Es mag ja vielleicht kein wahres Wort an diesen Beschuldigungen sein; aber er hat doch wenigstens die Untersuchung seiner Anklagen durch die fremden Mächte gefordert. Wir wissen übrigens von unseren eigenen Berichterstattern, daß bei Nicholsons Nek unsere Soldaten noch lange zu schießen fortfuhren, als die weiße Fahne schon gehißt worden war, und daß in der Schlacht am Tugela, als sich drei Buren mit

einer weißen Fahne näherten, um die Bedienungmannschaft der Geschütze zur Uebergabe aufzufordern, zwei von ihnen, trotz der weißen Fahne, von unseren Soldaten sofort niedergeschossen wurden. Es ist also wenig Grund vorhanden, sich über den Mißbrauch der weißen Fahne zu erregen. Es ist entsetzlich, wann immer es geschieht; aber solche Mißbräuche werden stets so prompt und hart gerächt, daß der ärgste und gewissenloseste Kämpfer sehr bald lernt, wie gefährlich es ist, die Heiligkeit der Waffenstillstandsfahne zu verletzen. Einige der von der englischen Presse am Häufigsten erhobenen Beschwerden sind obendrein einfach lächerlich. So zum Beispiel die oft wiederholte Geschichte von einem Buren, der, eine weiße Fahne in einer und einen Revolver in der anderen Hand haltend, gegen unsere Truppen vordrang und bei jedem Schritt (?) seinen Revolver abfeuerte. Der Mann muß entweder wahnsinnig gewesen sein oder die Fahne, die er trug, war nicht weiß, sondern die Fahne des Oranje-Freistaates, deren Farbe hell ist und die daher in der Hitze des Gefechtes leicht für weiß gehalten werden konnte. Doch was immer man auch über das Betragen dieses armen Teufels sonst sagen wollte: man kann nicht behaupten, er habe die weiße Fahne mißbraucht, um seine feindlichen Absichten zu verbergen.

Unsere eigenen Soldaten haben berichtet, daß sie sich weigerten, den Männern Pardon zu geben, die ihre Waffen zu Boden geworfen hatten, weil sie — so schreibt ein Soldat — den von ihrem kommandirenden Offizier erhaltenen Befehl, „das Ungeziefer auszurotten", genau befolgen wollten. Die auf der „Penelope" gefangen gehaltenen Buren erklären, daß sie von Soldaten beraubt worden seien, trotzdem doch in den Regeln des Krieges nichts klarer ist als das Recht des Gefangenen auf sein persönliches Eigenthum. Die britischen Gefangenen haben bezeugt, daß die Buren sie im Besitz ihrer Uhren und ihres Geldes ließen, zur großen Ueberraschung unseres Tommy Atkins,*) der gefürchtet hatte, seine Taschen würden unbarmherzig geplündert werden. Es ist unangenehm, diese Thatsachen zugeben zu müssen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß die britische Armee fast ausschließlich in Kriegen mit Wilden beschäftigt war und die Gebräuche des Krieges mit Wilden leicht haften bleiben. Ich hoffe, daß manche Beschuldigungen übertrieben sind und daß das Betragen unserer Truppen nicht so schlecht war, wie es dargestellt wird; aber die Leute haben einen seltsamen Begriff von britischer Ehre, die da glauben, man diene ihr am Besten durch das Totschweigen aller Anschuldigungen, statt darauf zu bestehen, daß diese Dinge untersucht werden, — sei es auch nur, um unseren guten Ruf in den Augen der Welt zu rechtfertigen. Nach der Unsumme von Beschimpfungen, die unsere Presse vor dem Beginn

*) Spottname für den gewöhnlichen Soldaten.

des Krieges gegen die Buren veröffentlichte, ist es übrigens ganz begreiflich, daß Tommy Atkins glaubte, er habe es mit einer Art wilder Bestien zu thun. Daher auch der Ausdruck des Staunens in den Briefen unserer Soldaten, wenn sie erkannt hatten, der Bur sei ein Mensch, und noch dazu ein tapferer und gesitteter Mensch. So schrieb ein bei Nicholsons Nek gefangener Lieutenant der irischen Füsiliere nach Hause: „Alles, was Ihr in England über die Buren lest, ist absolut unwahr.“ Dieses Staunen wurde nur übertroffen von dem Ekel bei Erkenntniß des wahren Charakters vieler Uitlanders, von denen manche in Kapstadt herumlungern, während andere thatsächlich mit den Buren gegen uns kämpfen.

Die Beweisführung, die wir jetzt von Vielen hören — sogar von Solchen, die bisher als Morallehrer galten —, lautet etwa so: Wenn wir den Krieg abbrechen und zugeben, daß wir kein Recht hatten, die Republiken zu vernichten, so ist das britische Weltreich keinen Heller mehr werth. Doch das britische Weltreich, Das geben wir Alle zu, thut im Großen und Ganzen manches Gute in der Welt; und selbst unsere Feinde würden zugeben, daß sein Verschwinden ein schwerer Schlag für Civilisation und Freiheit wäre. Deshalb müssen wir, um das britische Weltreich zu erhalten, fortgesetzt Unrecht thun, müssen einen ungerechten Krieg gegen ein Volk führen, das nichts Anderes wünscht als Ruhe, denn — so geht die Beweisführung weiter — wenn wir die Buren nicht besiegen, werden wir nicht länger als eine Großmacht angesehen werden. Es ist eigentlich recht traurig, zugeben zu müssen, daß der Bur uns nicht nur in der Kriegskunst, sondern auch in der christlichen Religion Unterricht geben kann. Das Sprichwort der Transvaalburen: „England ist mächtig, doch Gott ist allmächtig“ scheint unserem Volk nicht bekannt zu sein. Es glaubt, daß der Allmächtige ein Uitlander in seinem eigenen Weltall ist, eine Art abwesenden Großgrundbesitzers, der keine Theilnahme für die Angelegenheiten seiner Pächter empfindet, und daß wir als praktische Menschen uns deshalb nicht um ihn zu kümmern brauchen, wenn es sich um Fragen internationaler Politik handelt. Aber diese Theorie genügt wohl kaum, um unser Handeln verläßlich zu regeln. Die Thatsache, daß die Buren uns bisher geschlagen haben, macht es freilich schwieriger, uns vor dem Sieger zu demüthigen. Aber wenn die Demüthigung verdient ist, sollten wir lieber nicht erst warten, bis wir noch Uebleres erfahren.

Jedes Argument, das jetzt gebraucht wird, um unser Volk zur Fortführung des Kampfes zu veranlassen, hätte mit dem selben Recht von den Spaniern im sechzehnten Jahrhundert gebraucht werden können, als sie den vernichtenden Kampf gegen die holländische Republik begannen. Die Nachtheile für die holländische Republik waren eben so groß wie jetzt für die Buren, ja noch viel größer. Trotzdem giebt heute Jedermann zu, daß es

für das spanische Weltreich unendlich vortheilhafter gewesen wäre, wenn seine Herrscher, statt den Rathschlägen des Weltreichstolzes zu lauschen, die Holländer gerecht behandelt und ihnen ihre Unabhängigkeit gelassen hätten Der Hochmuth der spanischen Dons lehnte sich gegen einen solchen Vorschlag auf; sie hofften gar zu sicher, die Angelegenheit irgendwie durchführen zu können. Trotzdem wurde das Urtheil der Weltgeschichte — oder des Schicksals, oder wie immer man es zu nennen beliebt — gegen sie gefällt. Warum sollten wir nicht aus den Lehren der Erfahrung Nutzen ziehen? Die Gefahr ist zweifellos ungeheuer; doch giebt es nicht auch Gefahren auf der anderen Seite?

Das Ziel, nach dem wir streben, könnten wir übrigens nicht durch den Sieg erreichen. Die Oberhoheit Britanniens in Südafrika beruht zum geringsten Theil auf dem Triumph unserer Waffen. Die Möglichkeit, Südafrika zu einem loyalen Bestandtheil des britischen Weltreiches zu machen, hängt von den Gefühlen ab, die die Mehrheit der weißen Bewohner Südafrikas beherrschen. Wenn wir die Holländer auszurotten, ihre Fruchtbarkeit zu beschränken oder das Land mit einer Fluth britischer Ansiedler zu überschwemmen vermöchten, dann könnte der endliche Erfolg vielleicht erreichbar sein. Doch Jeder weiß genau, daß wir die Holländer weder ausrotten, noch die Schnelligkeit beschränken können, mit der ihre Wiegen gefüllt und wieder gefüllt werden. Die Geburtenrate bestimmt die Zukunft der Völker. Pharao versuchte es in längst vergangenen Tagen, die Zahl der Israeliten mit Willkürmitteln zu beschränken, die heute anzuwenden selbst Herr Chamberlain sich scheuen würde; aber der Versuch war nicht besonders erfolgreich. Die andere Alternative — das Ueberschwemmen Südafrikas mit britischen Einwanderern — ist eine jener Vorspiegelungen, mit der man keinen Kenner des Landes täuschen kann. „Vom landwirthschaftlichen Standpunkt bieten Australien, Neuseeland und Kanada den Einwanderern bessere Aussichten; auch ist die Landwirthschaft keine so verlockende Beschäftigung für den Briten, daß er sich ihr in Südafrika widmen sollte, nachdem er sie in England mehr oder weniger aufgegeben hat. Und was die Industriebevölkerung betrifft, so sind die in den südafrikanischen Minen beschäftigten Arbeiter meist Schwarze. Die Kapitalisten, denen wir diesen Krieg verdanken, erwarten von der Zukunft nicht etwa eine zahlreiche Einwanderung von Briten, sondern die Ausnützung der Schwarzen Afrikas und der Farbigen Indiens. Eine der Verlockungen, mit der man die Aktienbesitzer der Goldminen köderte, ist die Aussicht auf Herabsetzung der Arbeitlöhne, wenn erst die Buren beseitigt sind; diese Aussicht wird gewiß nicht viele Arbeiter nach Südafrika locken. Und von den Briten, die als Leiter der eingeborenen Arbeiter dorthin gehen, haben nur Wenige die Absicht, im Lande zu bleiben. Einige freilich werden dort bleiben, aber ihre Zahl genügt nicht, um der stetig wachsenden holländischen Bevölkerung ein ausreichendes Gegengewicht zu schaffen.

Der holländische Bauer ist eben der dauernde und herrschende Faktor in Südafrika. Hätten wir eine verständige und christliche Politik in diesem Lande getrieben, dann wäre es leichter zu einer loyalen, blühenden und zufriedenen Provinz des britischen Weltreiches zu machen gewesen als etwa das französische Kanada. Die Beherrscher des britischen Weltreiches sollten vollständig farbenblind sein für Rassenunterschiede, wenigstens so weit es sich um Weiße handelt. Ein holländischer oder französischer Unterthan der Königin ist so gut ein Bürger des Weltreiches wie irgend ein Engländer, Schotte oder Ire. Da die Mehrheit der Bevölkerung in Südafrika holländisch ist und da das einzige Ergebniß selbst der glänzendsten Siege und der vollständigsten Vernichtung der holländischen Republiken nur eine gesteigerte Verbitterung der holländischen Herzen sein kann, so können wir durch Fortführung des Krieges nichts gewinnen als neues Unheil. Der Tod jedes Buren vergrößert die Bitterkeit und vermehrt die Schwierigkeiten, die holländischen Afrikander zu dem glücklichen Glauben an die Gerechtigkeit und Vorzüglichkeit der britischen Herrschaft zu belehren. Je mehr Buren wir also töten, je mehr Siege wir erringen, je vollständiger wir die Pläne der Hochfliegenden ausführen, desto gründlicher zerstören wir das einzige Element, auf das sich das Weltreich in Südafrika dauernd stützen kann. General Roberts und General Kitchener mögen den bewaffneten Widerstand der Holländer niederwerfen; aber je gründlicher sie Das thun, desto tiefer werden sie in die Herzen der Holländer die bittere Abneigung — oder gar den Haß — einpflanzen, die wir früher oder später theuer zu bezahlen haben werden.

Die Gefahr, mißverstanden, und während wir gerecht sein wollen, für feig oder schwach gehalten zu werden, ist freilich vorhanden. Aber sind denn die Gefahren geringer, die uns drohen, wenn wir die Angelegenheit durchführen? Haben die Leute, die für Vernichtung der Buren um jeden Preis eintraten, sich auch die Mühe genommen, diesen Preis zu berechnen? Haben sie auch nur versucht, sich die Gefahren auszumalen, die uns dieser Krieg bringen kann? Ich möchte mich nicht auf diese Gedankenreihe stützen; ich habe von Anfang an den Appell an meine Landsleute auf das Gerechtigkeitgefühl begründet. Doch sind die Gefahren, die unsere tolle und eigensinnige Entschlossenheit heraufbeschwören könnte, der Erwägung aller weitdenkenden Männer werth. Ich habe ein optimistisches Temperament und frohes Vertrauen in die Fähigkeit der Engländer, sich gegen alle ihre Feinde erfolgreich zu vertheidigen, wenn der Engländer im innersten Herzen glaubt, daß sein Streit ein gerechter ist. Ich habe jedoch kein Vertrauen, sondern das äußerste Mißtrauen in den Triumph Englands, falls unser Gewissen durch Ungerechtigkeit korrumpirt ist.

Wenn der böse Feind einen Feldzugsplan zur Zerstörung des britischen

Weltreiches ersinnen wollte, so könnte er nichts für seine Pläne Wirksameres finden als die jetzigen Ereignisse. Nach und nach alle geschulten Soldaten aus Großbritannien zu entfernen, sie sechstausend Meilen weit wegzuführen, sie so völlig in die Maschen eines Krieges zu verwickeln, daß es unmöglich würde, sie in sechs und unwahrscheinlich in zwölf Monaten daraus zu befreien —: Das wäre augenscheinlich ein Meisterstück satanischer Schlauheit. Das Ziel wäre jeder Mühe werth. Doch der Teufel selbst hätte sich kaum zu dem Gedanken verstiegen, England könne seine Garnisonen entblößen, um ein Ziel zu erreichen, dessen Verfolgung den leidenschaftlichen Haß aller europäischen Völker gegen uns erwecken und die wachsenden Sympathien der amerikanischen Republik erheblich abkühlen müßte. Der nächste Zug des teuflischen Spieles würde dann darin bestehen, immer kunstvoller geplante Kämpfe zu veranstalten, die unsere Feinde überzeugen müßten, daß uns alle Elemente einer Militärmacht fehlen, mit alleiniger Ausnahme der Bulldogtapferkeit des einzelnen Soldaten. Es würde der Welt gezeigt werden, daß unsere Armee ungenügend mit Artillerie ausgerüstet ist und daß nur die improvisirte Verwandlung von Schiffsgeschützen in Feldgeschütze uns vor Vernichtung bewahren konnte. Kläglich schwach an Kavallerie, mit veralteten Revolvern ausgerüstet und gedeckt durch nicht weit genug tragende Geschütze, ohne ausreichenden Vorpostendienst und unter der Führung eines zufällig anwesenden Landpolizisten: so würden unsere Truppen dann blindlings in tötliche Mausefallen geführt werden, um uneinnehmbare Stellungen in Frontattacken zu erstürmen. Nach einer Reihe „glänzender Siege“, gefolgt von in tadelloser Ordnung ausgeführten strategischen Rückwärtsbewegungen, nach dem Verlust mehrerer Geschütze, der Gefangennahme von Regimentern und der Umzingelung einer ganzen Armee würde die öffentliche Stimmung zu einer Höhe beleidigten Stolzes emporgestiegen sein, daß alle Welt für die falsche Bedeutung des nächsten Schrittes blind wäre. Bevor jedoch dieser Schritt gethan wäre, würde der böse Feind es für angebracht halten, Vorkehrungen zu treffen, die erstens unseren Rückzug unmöglich machen, zweitens den wüthenden Haß, mit dem wir von unseren kontinentalen Nachbarn betrachtet werden, noch mehr entflammen und drittens bewirken würden, die britische Flotte so weit wie möglich von dem Ort zu entfernen, wo der coup de grâce erfolgen muß. Das Erste ist schon durch unseren Appell an die Kolonien gesichert worden, die wir beschworen, ihre Söhne dem Weltreich als Helfer zu schicken, damit „die Sache ausgefochten werde“. Das Zweite ist nicht weniger wirksam erreicht worden durch eine „Nachfrühstückrede“ des Herrn Chamberlain, in der er erstens Frankreich mit Krieg bedrohte, weil einige Künstler-Gamins des Rinnsteines in Paris gemeine Bilder gezeichnet haben, und zweitens mit einem Bündniß mit Deutschland und den Vereinigten Staaten

geprahlt hat, das von beiden Mächten sofort zurückgewiesen wurde. Das dritte Ziel wurde gesichert durch Verbreitung dunkler Geschichten über russisch-französische Absichten auf Ceuta, die unsere Kanalflotte sofort nach der Meerenge von Gibraltar trieben. Wenn das Alles erfolgreich zu Stande gebracht wäre, würde es sich darum handeln, den Weg für den vorletzten Zug zur Vernichtung unseres Weltreiches zu ebnen. Ist erst die Volksleidenschaft künstlich geschürt, der Presse buchstäblich der Mund gestopft und die Opposition bis zum Schweigen eingeschüchtert: was würde leichter sein, als die Minister zu bewegen, die vollständige Entblößung des Landes von allen militärischen Hilfsquellen als eine Demonstration unserer Thatkraft anzuordnen? So lange unsere Flotte auf dem Meere überlegen ist, kann kein Plan ausgeheckt werden, England durch eine Landung zu erobern. Aber wir leben in einer Zeit der Ueberrumpelungen. Die Möglichkeit einer kühnen Ueberrumpelung Londons durch eine französische Armee wird von unserem Kriegsministerium für so wahrscheinlich erachtet, daß es — nachdem die Angelegenheit acht oder mehr Jahre diskutirt worden war — zur Entscheidung gekommen ist: es sei gebieterisch nothwendig, zur Vertheidigung der reichsten und zur vertheidigungunfähigsten Hauptstadt der Welt eine Reihe von befestigten Lagern zu schaffen, in denen unsere reguläre Armee mit Hilfe der Miliz und Freiwilligen die fremden Eindringlinge im Schach halten könnte. Es ist zehn Jahre her, seit diese Nothwendigkeit vom Kriegsminister im Parlament zugegeben wurde. Es ist drei Jahre her, seit Lord Lansdowne beantragte, die nöthigen Vorkehrungen für die Vertheidigung Londons zu treffen. Doch bis jetzt ist wenig oder nichts geschehen, um diese Absichten auszuführen. Die Besetzung dieser nur theilweise bestehenden befestigten Lager sollte zum größten Theil den Freiwilligen anvertraut werden. Sie sollten mit allem nöthigen Material versorgt und die Freiwilligen sollten alljährlich in deren Vertheidigung eingeübt werden. Wie viel von Alledem ist ausgeführt worden? Niemand weiß es besser als das französische Kriegsministerium.

Militärische Fachmänner bezweifeln, daß — selbst wenn unsere gesammte reguläre Armee zu Hause wäre — unsere Milizen und Freiwilligen fähig wären, diese befestigten Stellungen auch nur auf dem Papier gegen eine überrumpelnde Macht von hunderttausend Mann zu halten. Daß ein derartiger Einfall, aber in größerem Maßstabe, von den Franzosen versucht worden wäre, falls wir wegen Faschoda Krieg geführt hätten, wurde im vergangenen Jahre freimüthig zugestanden. Nachdem das Kriegsfieber sich gelegt hatte, veröffentlichte eine so ernste Zeitschrift wie die Revue des Deux Mondes einen sorgsam ausgearbeiteten Aufsatz, in dem der Verfasser seine Befriedigung darüber aussprach, daß es sehr leicht sei, hundertfünfzigtausend Mann an einem einzigen Tage an unserer Südküste zu landen. Ihre Ver-

bindungen mit der Basis auf der anderen Seite des Kanals wären naturgemäß in dem Augenblick abgeschnitten, wo unsere Flotte einträfe; und wenn unsere Armee zu Hause wäre, würde sie auch ohne Schnellfeuergeschütze sich doch gegen die Ueberrumpler tapfer gehalten haben. Um eine solche Ueberrumpelung gegen jede Möglichkeit des Fehlschlagens zu versichern, war es nothwendig, erstens die reguläre Armee zu beseitigen, dann die Miliz zu schwächen und endlich die Freiwilligen unbrauchbar zu machen, indem man die kräftigsten Mitglieder jeder Abtheilung verlockte, sich zum Dienst in der Fremde anzubieten. Das Alles hat sich vor unseren Augen abgespielt. Um ein Alpdrücken in Südafrika zu beseitigen, wird das Herz des Weltreiches seinen Feinden entblößt. Alle unsere Reserven sind zu den Fahnen berufen. Unsere indische Besatzung, schon fünfzehntausend Mann unter ihrer Sollstärke, wird noch weiter vermindert. Die Blüthe unserer regulären Armee ist in Afrika eingeschlossen und zu Hause sind nur noch schwächliche Knaben und ungedrillte Rekruten. Und die Krönung des Werkes war der Aufruf an die Freiwilligen, ihrer eigentlichen Pflicht als Vertheidiger unserer Küsten abtrünnig zu werden, damit auch sie helfen könnten, vierzigtausend Bauern in Südafrika darüber zu belehren, wie die Macht und Majestät des überragenden Volkes zu verehren sei.

Wenn nun der Urheber allen Uebels einen Plan entworfen hätte, um unseren Feinden zu ermöglichen, dem Herzen des britischen Weltreiches einen tötlichen Dolchstoß zu versetzen: hätte er zu diesem Zweck etwas wunderbar Wirksameres ersinnen können als Das, was thatsächlich geschieht? Frankreich, das mit fieberischer Ungeduld die Vervollständigung von Albions Entwaffnung beobachtet, würde hunderttausend Mann als ein geringes Opfer für die ungeheure Rache ansehen, die es ihm ermöglichen würde, London — und sei es auch nur einen Tag lang — von seiner Gnade abhängig zu machen. Die Uebergabe à la Jameson der ganzen Einfallarmee wäre unbedeutend im Vergleich zu dem Vortheil der Zerstörung unseres einzigen Arsenals und der Plünderung Londons. Deutschland würde Das niemals erlauben, sagen Sie? Wer weiß? Das deutsche Volk würde über eine solche Demüthigung Britanniens frohlocken und die deutsche Regirung würde vielleicht berechnen, daß die unvermeidliche Zerstörung der französischen Flotte es werth sei, Frankreich zu erlauben, sich für Faschoda durch die Einnahme Londons zu rächen. Außerdem wäre, falls Deutschland sich einmischte, Rußland gezwungen, den Krieg zu erklären — und Das wäre viel ernster für Deutschland als der vorübergehende Erfolg einer französischen Ueberrumpelung Londons. Man sagt, dieser Gedankengang sei „unsinnig"? Die französische Regirung würde es nicht gutheißen?" Vielleicht nicht. Aber wenn ein solcher Zug auf dem Völkerschachbrett gemacht würde, so hätten wir es nicht mit der jetzigen fran=

zösischen Regirung zu thun, sondern mit einer Regirung ganz anderer Art. Vielleicht mit einer aus den Führern der Armee zusammengesetzten Regirung, den selben Führern, über die unsere tugendhafte Presse vor einigen Monaten die Schaale ihres Zornes zu ergießen liebte. Und, was den Anlaß zum Krieg betrifft, so hat ein englischer Premier vor einigen Jahren die vollkommen zutreffende Bemerkung gemacht — eine Bemerkung, die heute sogar noch treffender ist als damals —, daß die Schwierigkeit nicht darin besteht, einen Anlaß zum Krieg zwischen England und Frankreich zu finden, sondern darin, zu vermeiden, daß man bei jeder Wendung über einen Anlaß stolpere. Deshalb wage ich ehrfurchtvoll, unsere Lenker und Herrscher und ihre Bärenführer von der Pfennig- und Halbpfennigpresse anzuflehen, wenigstens zehn Minuten zum Nachdenken darüber zu verwenden: ob nicht ihre leidenschaftliche Entschlossenheit, die englische Flagge über Praetoria zu hissen, dazu führen könnte, daß wir im nächsten Jahre die Trikolore, wenn auch nur vorübergehend, auf dem Westminsterpark flattern sehen.

Ich hoffe zuversichtlich, daß dieses äußerste Unheil nicht über uns hereinbrechen wird. Aber eine solche Katastrophe liegt wenigstens eben so im Bereich der Möglichkeit wie die Einnahme von Paris, als die Legionen des zweiten Kaiserreiches sich zu dem berühmten Marsch nach Berlin in Bewegung setzten, der in Sedan sein Ende fand. Die Niederlage Frankreichs hatte, wenn sie auch direkt durch die überlegene Geschicklichkeit und Zahl der Deutschen bewirkt war, ihre Wurzeln doch in der moralischen Entartung des Volkes. Kann irgend Jemand, der die londoner Presse in den letzten drei Monaten verfolgt hat, daran zweifeln, daß die meisten Elemente, die zur Niederlage Frankreichs im Jahre 1870 führten, heute in unserer Mitte zu finden sind? In Herrn Chamberlain haben wir einen zweiten und geschwätzigeren Emile Olivier; und nach den augenscheinlichen Ergebnissen in Südafrika zu urtheilen, ist Lord Landsdowne nicht besser auf eine große internationale Messung der Kräfte vorbereitet, als Napoleon der Dritte es war. Vielleicht fügt uns ein gnädiges Geschick in Südafrika so viele Niederlagen zu, daß unser Volk gezwungen wird, den Thatsachen ernstlich ins Auge zu sehen. Wenn aber die Warnung, die bisher in flammenden Buchstaben an die Mauern unseres afrikanischen Weltreiches geschrieben war, verbleichen und verschwinden, wenn ein Siegesmarsch nach Praetoria ihre Spur verwischen sollte, dann ist zu fürchten, daß auch wir unser Sedan finden und unsere Stellung als Großmacht unter den Völkern der Erde aufgeben müssen.

London. William T. Stead.

Der Lyriker unserer Tage.

Wer in kunst- und literargeschichtlicher Forschung nach Ordnung und Urtheil strebt und deshalb den Gesetzen des bildenden und dichtenden Schaffens nachzuspüren trachtet, wird, meine ich, immer dazu gelangen, zwei Formen, zwei Richtungen von einander zu scheiden: Stoffkunst und Formenkunst. Nicht, als ob die eine der Form entbehrte und die andere des Stoffes, aber in dem Sinne, daß es der einen Gruppe von Kunstschulen oder Poetengenerationen auf die Wiedergabe der Wirklichkeit vornehmlich ankommt, der anderen aber auf die Freiheit der Formengebung. Und eben deshalb wird die Stoffkunst danach streben, die ganze Fülle der Welt und der Dinge wiederzugeben, die Formenkunst aber wird unter den Stoffen wählen, um die zu finden, an denen sie ihrem Formentrieb Ausdruck geben kann. Die Stoffkunst wird sich keine Skrupel darüber machen, wenn sie von den Tausenden und Millionen Einzelfällen und Wiederholungen, mit denen uns die Wirklichkeit überschüttet und, ach, so oft ermüdet, nicht wenige reproduzirt, die Formenkunst aber wird nach dem Seltenen oder doch Typischen suchen, um es allein wirken zu lassen. Die Stoffkunst wird sich auch in der Einzelwiedergabe nicht leicht in Treue und Genauigkeit genug thun können. Die Formenkunst wird ihren Stolz darin suchen, die Menge der gleichgiltigen und nebensächlichen Züge zu übergehen und das Charakteristische allein hervortreten zu lassen. Alle Stoffkunst ist Erinnerungskunst: sie will erzählen, beschreiben, berichten, reproduziren; alle Formenkunst aber ist Phantasiekunst, denn sie kann sich nur mit Hilfe der Einbildungskraft von dem Vorbilde der Wirklichkeit frei machen, dem jene huldigt. Der Stoffkunst ist das Kleine und das Unbedeutende eben so willkommen, wenn nicht erfreulicher, als das Wichtige und Bedeutende; der Formenkunst aber liegt die Vorliebe für große und allgemeine Stoffe im Blut, denn sie kann an großen Gegenständen die große Form am Ehesten pflegen, allgemeine Vorwürfe aber lassen ihrem phantastischen Formentrieb den freiesten Spielraum und beide Gattungen fordern dazu auf, überflüssiges und hinderliches Beiwerk fortzulassen.

Diese beiden Kunstrichtungen stufen sich in zahlreichen Unterarten ab: die Stoffkunst kann von einem hohen Drang nach dem innersten Kern der Dinge beseelt sein, sie kann, wie am Königlichsten Donatello oder Velazquez oder der Shakespeare der Komoedien gethan haben, zwar der Wirklichkeit getreu bleiben, aber doch ihr nur das Wichtigste, Wesentlichste ablauschen wollen; und wieder liebt sie es zuweilen, in die dumpfen Kellerstuben der Armuth hinabzusteigen, ja, sie hat sich schon bis zum Schmutz der Gasse und seiner Abschilderung hinabgelassen. Formenkunst aber hat sich sehr oft in allzu blasse, allzu unkörperliche Schemen verflüchtigt, sei es einer Idee zu Liebe,

sei es verführt durch irgend eine ungreifbare Neigung der Phantasie. Und, noch schlimmer, ihr droht immer von Neuem die Gefahr nachahmenden, verflachenden Epigonenthumes; denn da sie nicht, wie alle Stoffkunst, über das reiche Reservoir von Gestalten und Bildern verfügen kann, das Natur und Wirklichkeit darbieten, so ist sie in unselbständigen Händen von vorn herein auf die Nachahmung älterer großer — zuweilen wohl auch kleiner — Meister der Form angewiesen. Die Zahl dieser Variationen und Schattirungen scheint unerschöpflich, aber sie wird noch vermehrt durch die unabsehbare Fülle der Möglichkeiten, die durch die Mischung beider Strömungen und jeder ihrer Wellenzüge mit jedem anderen entstehen kann und oft genug entstanden ist.

Alle Kunst- und Poesiegeschichte bietet für die einzelnen Stufen dieser unendlich langen Skala immer neue, immer wieder variirte und individuell gefärbte Beispiele dar; aber der suchende Blick braucht nicht allzu weit zu schweifen, um eine sehr reiche Sammlung fleischgewordener Belege für diese Theorie aufzufinden. Wer nicht allzu genau prüft, könnte meinen, das nun scheidende Jahrhundert böte, für sich allein betrachtet, eine zureichende Summe historischer Fälle für den Gesammtbereich aller Kunstrichtung dar. Ja, wer mancher der eiligen Federn Glauben schenken wollte, die heute nur allzu schnell bereit sind, über Ziel und Ertrag all unserer Kulturbewegung ein — für heute und die nächsten vier Monate — endgiltiges Urtheil abzugeben, sollte meinen, unser eigenes, engstes Zeitalter, die letzten drei bis vier Jahrzehnte, repräsentirten einen Mikrokosmus jeder denkbaren Kunstübung. Denn man verkündigt sehr laut, daß unsere schnelllebende Zeit ungefähr alle drei, spätestens alle fünf Jahre eine neue Wendung des künstlerischen und poetischen Schaffens herbeiführe. Und man kann zuweilen aus dieser Thorheit noch thörichtere Konsequenzen ziehen sehen: in einer der Zeitschriften, die löblicher Weise der Wiedergeburt dekorativer Kunst, die uns Glücklichen zu Theil wird, literarisch Hilfsdienste leisten, waren vor Kurzem bewegliche Klagen zu hören, wie jämmerlich hippokratische Züge diese neue Kunst trage; früher — Das heißt: buchstäblich ganze drei Jahre lang — sei sie vorwärts gegangen, jetzt aber erschöpfe sich „schon" ihre produktive Kraft. Mir scheint, die Hastigen und Ungeduldigen sind hier nicht die Schaffenden, sondern die Zuschauer, — die Gaffenden, so unhöflich es klingt.

In Wahrheit vollzieht sich allerdings eine große Wandlung vor unseren Augen, aber sie nimmt sich durchaus Zeit, wie noch jede gesunde Revolution im geistigen oder staatlichen Leben. Was man im Uebrigen für neue Strömungen hält, Das ist das Wellengekräusel der Oberfläche. Wieder nämlich, doch freilich nicht seit gestern oder vorgestern, sondern seit mehr als dreißig Jahren, ist der alte Kampf zwischen Stoff- und Formenkunst entbrannt, der Allen, die ihn ausfechten viel persönliches Leid bringt und der doch nothwendig ist für

die stete Erneuerung künstlerischer Ziele und künstlerischer Leistung. Denn Kampf allein ist Leben, Bewegung, Fortschritt, Schaffen.

Er ist auf der ganzen Linie entbrannt, er ist viel früher in der bildenden Kunst als in der dichtenden, früher in der fremden als in der deutschen Poesie aufgenommen worden und er gewährt dem aufmerksamen Beobachter der Kulturentwickelung unserer wahrlich nicht armen Zeit ein unsäglich reizvolles Schauspiel. Denn so viele ähnliche Gegensätze man auch in allen früheren Zeitaltern aufspüren mag, von dem — zeitlich umgekehrten — Kontrast zwischen Praxiteles und Lysipp bis zum Todeskampf des niederländischen Realismus gegen die eindringende Barockmalerei, von dem viel unrühmlicheren Erliegen der deutschen Wirklichkeitkunst vor der italienischen Invasion im sechzehnten Jahrhundert bis zu dem Siegeszug des Klassizismus durch das Europa des ausgehenden Rokoko: dieser Kampf ist, wie jede kraftvolle historische Erscheinung, doch ganz unvergleichlich. Denn so folgerichtig und bewußt war noch keine Stoffkunst aufgetreten wie die, die seit den Tagen Walter Scotts und Delacroix', des Kleists der Novellen und der Düsseldorfer, Alessandro Manzonis und der Schule von Fontainebleau in immer neuen, immer radikaleren Vorstößen sich bis zu dem Naturalismus Flauberts und Zolas, Millets und Manets und aller seiner außerfranzösischen Seitenbewegungen und Nachahmungen gesteigert hatte.

Doch noch lange, ehe diese große Bewegung sich ausgelebt, ja, noch ehe sie ihren Höhepunkt erreicht, ehe sie ihre letzten von Logik und zuweilen auch von Schmutz starrenden Konsequenzen zu ziehen angefangen hatte, hat sich die Gegenströmung geltend gemacht. Es giebt nichts Reizvolleres für den Betrachter des Laufes der Zeiten als dieses fast geologisch anmuthende Schieben und Drängen der immer von Neuem sich hebenden und versinkenden Schichten der Erd-Geschichte des Geistes. Unendlich selten wird in starken und reichen Zeiten der einzelnen Bewegung verstattet, sich ganz auszuwirken; ein oder zwei große Anreger und starke Könner machen ihr durch heftige Angriffe und Vorstöße Platz, sie gelangen auch wohl, falls ihnen langes Leben gegönnt ist, zu Ruhm und Anerkennung, aber schon ihren nächsten Trägern, Nachfolgern, Epigonen, wenn nicht schon ihnen selbst, wird der Besitz der eben erst eingenommenen Position streitig gemacht und eine neue Generation stürmt auf den Plan. Dieser Kampf muß immer wieder gekämpft werden; und seine Schlachtfelder sind auf den Feldern der Wissenschaft, der religiösen Geschichte eben so zu suchen wie auf denen des künstlerischen und poetischen Schaffens. Er bringt viel Bitterniß in das Leben der geistig Thätigen: der oft brutale Widerstand der Alten, die, im Besitz der Macht, des Ruhmes, der autoritativen Stellungen, oft genug rücksichtlos jede Neuerung zu Boden schlagen, erschwert den Jungen, Stre-

benden die Anfänge ihres Wachsthumes; den Besitzern aller jener guten Dinge aber verdüstert die oft eben so einseitige, oft pietätlose Jugend mit ihren Angriffen, mehr noch die eigene Sorge zuweilen den Lebensabend. Manche schleichen sich aus diesem Kampf, indem sie, vorsichtig nach links und rechts sich biegend und beugend, jedem Konflikt auszuweichen suchen und dabei dann auch freilich nichts Eigenes erringen. Manche — die Besten — sind über ihn erhaben, die ewig Jungen, die auch am Abend noch vom Baum ihres Lebens Früchte zu pflücken wissen. Manche, die Renegaten ihrer Generation, wechseln die Front und werden hitzige und meist gehässige Verfechter einer Parteisache. Den Allermeisten endlich werden alle diese Fragen und Entscheidungen nie vorgelegt, denn sie bilden die behaglich nachtrottende Heerde, der bei einem gedankenlosen Epigonenthum am Wohlsten zu Muthe ist und die auf diese Weise der Kultur in der That auch die besten von den ihnen überhaupt möglichen Diensten leisten.

In der Malerei hat der Kampf einer neuen Formkunst gegen eine noch keineswegs gealterte, noch in voller, reifer Kraft dastehende Stoffkunst zuerst begonnen. Nach Millet freilich, aber noch vor Manets ersten neuen Würfen haben die beiden großen Vertreter einer ganz unwirklichen, phantasie- und formentrunkenen Kunstübung in der Stille ihr Werk begonnen: Moreau, dessen berauschend phantastische Traumbilder man nie vergißt, und der viel größere Puvis de Chavannes, der dem Schein nach als ein Spätling des Klassizismus auftrat und der in Wahrheit dem Trecento und dem größten seiner Meister wahlverwandt war, der antike Vornehmheit und archaisch-herbe Wahrhaftigkeit, der die plastische Schönheit des Leibes mit der wunderbaren Unbestimmtheit nur andeutend umrissener Gesichtskonturen und schwimmender grau-grüner Schleierfarben verband. Aber er, der seinem Volke und der Menschheit das größte Kunstwerk des neunzehnten Jahrhunderts hinterließ, blieb lange unbeachtet; seine Stunde war noch nicht da. Die englischen Präraffaeliten, die sich an das Quattrocento viel abhängiger anlehnten als Puvis an Giotto, haben gegen eine weit minder stark entwickelte Wirklichkeitkunst viel rascher gesiegt. Unser Böcklin aber hat am Härtesten kämpfen müssen. Er, dessen erste Anfänge noch durchaus an die letzten Nachklänge des Klassizismus, an Rottmanns heroische Landschaften etwa, erinnern, mußte Jahrzehnte lang abseits stehen, bis der deutsche Realismus vorübergerauscht war, der in der Malerei vor lauter Stoffhunger mit Ausnahme Menzels und des spätgeborenen Leibl so oft zu übler Seichtigkeit hinabsank, der auch in seinen naturalistischen Ausgängen nur den einen großen Könner Liebermann hervorbrachte und der doch ein halbes Jahrhundert lang unseren Geschmack vollkommen beherrschte. Die literarischen Vertreter des alten Klassizismus, die in Böcklin, so sollte man meinen, einen Erneuerer

ihrer alten Ideale hätten willkommen heißen sollen, haben ihm keinerlei Beistand geleistet: ihren durch Cornelius' gänzlich unkoloristische Kunstweise befangenen Augen war des großen Meisters strahlende Farbenpracht viel zu hell und neu, als daß sie den Weg zu ihm hätten finden können. Auch er ist erst dann zu Ruhm und Autorität gelangt, als die Zeit erfüllet ward, — nicht durch das Verdienst seines Volkes, das ihn auf der Höhe seines Wirkens würde haben sterben lassen, ohne ihn auch nur erkannt zu haben.

Am Anziehendsten aber gestaltete sich das Ringen der beiden Kunstformen doch dort, wo der Naturalismus selbst den Weg zu den neuen Zielen einschlug. Denn auch diese Form des Ueberganges hat unser reiches Zeitalter gefunden. An einer Stelle nämlich läßt sich verfolgen, wie der Naturalismus bei folgerechter Verfolgung seiner eigenen Bahn in sein Gegentheil, in eine reine Phantasiekunst umgeschlagen ist. Tritt man in der Galerie des Luxembourg in das kleine Zimmer, das eine einsichtige Verwaltung für die neueste Phase des französischen Realismus unter dem Wuthgebrüll der akademischen und der gerade herrschenden gemäßigt-realistischen Schule erübrigt hat, so findet man einige Bilder Monets und des ihm verwandten, doch weit hinter ihm zurückbleibenden Sisley, an denen man wie mit einem Blick den Umwandlungprozeß erfassen kann. Dieser Vorgang bietet eins der merkwürdigsten Dokumente zur Psychologie der Kunst dar: denn Monet, der seinem älteren Freund Manet sich aufs Engste angeschlossen hatte, gedachte sicherlich, da er seine Bilder, die ersten Erzeugnisse der sehr treffend als impressionistisch bezeichneten Kunstrichtung, wagte, den höchsten Triumph realistischer Wirklichkeitkunst auszuspielen. Manet hatte den Kampf gegen die unwirklichen dunklen Farben der alten Staffelei-Malerei, gegen die altmeisterlich braune „Atelier-Sauce“ aufgenommen; er hatte auf seine — an sich nicht eben künstlerisch gedachten — Bilder stärker helles Licht gegossen, er hatte begonnen, um das neue Problem der Luft zu ringen, und hatte sich bei allen diesen radikalen Neuerungen nur auf einen Führer, auf sein Auge, verlassen. Claude Monet, unzweifelhaft der größere Artist von Beiden, gedachte, ihm nachzuahmen und sein Prinzip noch zu steigern, indem er nicht nur ein Bild wiedergab, das er in freier Luft empfing, sondern es auch im Einzelnen nach dem Eindruck seines Auges modifizirte. Wo Manet allzu objektiv die starre, klar umrissene Licht- und Farbenwirklichkeit sah und wiedergab, sah er viel feinere, durch Wetter, Jahres- und Tageszeit bestimmte Nuancen. Indem er diese koloristisch viel schwerer definirbaren, aber darum auch zarteren Schattirungen nachbilden wollte, gedachte er also im Grunde, noch objektiver, noch exakter, noch realistischer zu sein. Aber da er sie mit Künstleraugen sah, nicht mit denen des Gelehrten wie Jener, so gab er den zarten Schmelz der Wirklichkeit wieder, wo Manet oft nur allzu plump und roh ihre Nackt-

heit abgeschrieben hatte. Und indem er sich auf die — sehr flüchtigen — Impressionen des Augenblickes verließ, gab er sich dem unkontrolirbaren Wirken seiner Phantasie viel mehr hin, als es der strenge Kodex konsequenter Wirklichkeitkunst zuläßt. Und so malte er seine Frühlingsgärten, die eher mit einem Rosenblatt oder mit einer Apfelblüthe als mit einem Pinsel auf die Leinwand übertragen scheinen; so wurde er unvermerkt zum Ueberläufer, da er sich erst recht in der Sache des Naturalismus zu bestärken dachte. Seine Bilder haben immer mehr den Charakter schöner Träume nach der Wirklichkeit angenommen und auch der Grundzug aller Formenkunst hat sich seinen späteren Werken aufgeprägt: als Schöpfer der pointillistischen Farbentechnik hat er das Arsenal der Malerei um ein neues Werkzeug formender, in diesem Falle färbender Kunst bereichert.

Und wunderbar: die selbe merkwürdige Art des Ueberganges von einem Extrem in das andere hat sich auch in der Dichtung abgespielt, in der sich im Uebrigen der Umschwung viel langsamer als in der Malerei vorbereitet hat. Zwar der erste Vorläufer, Baudelaire, ist früh genug aufgetreten; die Einheit der gesammtkünstlerischen Bewegung hat den Präraffaeliten Rossetti zum lyrischen Vorkämpfer seines ästhetischen Glaubensbekenntnisses werden lassen; aber nachher hat es lange gedauert, ehe die reine Form auch unter den Poeten wieder zur Geltung kam.

Am Oeftesten aber geschah es in ähnlichen Mischformen wie in dem Falle Monets, denn das klassizistische Epigonenthum, das weder in Frankreich noch in Deutschland ausstarb, hat nirgends recht die Kraft zu einer inneren Erneuerung gefunden; es wird noch manches Jahrzehnt sein Leben fristen und schließlich eines lautlosen, aber anständigen Todes sterben.

Ibsen zunächst steht eben so sehr am Ende der realistischen Bewegung, wie er ein Erwecker neuer phantastischer Kunstgedanken ist. Wer um 1890, vor Maeterlincks Auftreten, der dramatischen Kunst Europas eine Prognose hätte stellen wollen, hätte aus Ibsens Hinneigung zum Symbol, die nicht nur seinen Realismus, sondern — was mehr sagen will — seine etwas nüchterne Lehrhaftigkeit überwindet, auf das Wiederaufleben einer der Wirklichkeit abgewandten Poesie schließen können. In Aufzeichnungen, die ich mir in etwas späterer Zeit, im Jahre 1895, doch auch noch vor dem Bekanntwerden Maeterlincks in Deutschland, machte, finde ich eine solche Deutung der Zeichen der Zeit vertreten. Aber noch viel klarer tritt der selbe Zusammenhang hervor bei zwei Jüngeren, dem Dänen Jacobsen und dem freilich noch um ein Jahrzehnt später aufgetretenen Gabriele d'Annunzio.

Mit Jacobsen ist in die europäische Prosa eine Fülle von der Klang- und Farbenschönheit gegossen worden, die sie lange — vielleicht seit Jean Paul — entbehrt hatte, und sie ist, verwunderlich genug, zuerst der unkünst-

lerischsten Gattung des Realismus, dem Roman, zu Theil geworden. Eine unerhörte Kunst der Wortfügung, der Auffindung gewählter und edler Satzgebilde verband sich hier mit einer wahrhaft schöpferischen, fast mehr bildenden, koloristischen als dichtenden Phantasie. Hier sollten Rosen stehen: die Worte, die Jacobsen über eins der wundervollsten Werke seiner Kunst gesetzt hat, sie klingen wie ein Symbol all seines Schaffens. Und doch hat dieser malende Poet, dem die Bildkraft seines Hirnes die schönsten Gaben schenkte, die ihm wurden, sich noch für einen Realisten gehalten. In seinem Briefwechsel mit den Brüdern Brandes liest man, nicht ohne Rührung über seinen frommen Irrthum, wie er sich so bezeichnet. Denn auch die andere große Errungenschaft seiner Kunst, die Seelenmalerei seiner Romane und Erzählungen, die in die tiefsten Tiefen des Herzens taucht, ist weit weniger ein Vermächtniß der älteren Wirklichkeitkunst, als man vermuthen sollte. Sie mag sich an ihr geschult haben, aber sie ist ihr nicht gleich. Dazu ist sie zu divinatorisch, zu sehr gefühlt; sie ist nicht die nüchterne Psychologie, die die Naturalisten, diese Anatomen des Herzens, ausgebildet hatten, sondern ein sanftes, mitfühlendes Sichversenken. Sie rührt auch an die Wunden der Seele mit weicher, leiser Hand, da Jene doch nur mit der kalten Stahlsonde umzugehen wissen. Eben deshalb aber sind die schönsten Blumen unserer neuen Kunst auf dem Erdreich des Realismus gewachsen, aber sie hat sich über ihn erhoben und streckt alle ihre zarten Blüthen dem Licht der reinen Form zu.

Noch deutlicher aber tritt der selbe Zusammenhang ans Tageslicht in dem Werke des jungen Meisters, der sich in unseren Tagen anschickt, den alten, ach, nur allzu sehr verblaßten Ruhm der italienischen Kunst in neuen Farben wieder aufleuchten zu lassen. Gabriele d'Annunzios Abhängigkeit von den letzten Ausläufern des französischen Naturalismus ist so unverkennbar, daß Manche der Ansicht sind, sie allein gebe ihm in der Geschichte des italienischen Romanes die ihm eigenthümliche Note. Und doch kann davon nicht die Rede sein. Zunächst ist wichtig, zu bemerken, daß der Romanschreiber, an den er sich unzweifelhaft am Engsten angeschlossen hat, Paul Bourget, unter den radikalen französischen Realisten der letzten Jahrzehnte schon die Stellung eines halb Abtrünnigen einnimmt. Wenn er zu den Modernen gehört, die, zu des alten Zola unaussprechlichem Aerger, sei es aus innerem Bedürfniß, sei es um der Mode willen, mit einem neuromantischen und selbstverständlich katholischen Christenthum liebäugeln, so ist Das, literargeschichtlich betrachtet, nur ein äußeres Symbol innerer künstlerischer Abwendung. Paul Bourget hat als ein anderer Monet, ein literarischer Impressionist, dem reinen Naturalismus abgeschworen, indem er das Auge von der Umwelt ab- und dem eigenen Herzen zuwandte. Kein Zweifel: Maler und Dichter haben die Abkehr vom alten Wege in ganz verschiedener Richtung vollzogen. Der Eine

hat weiter beobachtet und nur das Resultat seines Schauens subjektiver gefaßt, der Andere hat den Blick vollends von außen nach innen gekehrt und hat so auch das Objekt gewechselt. Und trotzdem ist von den Beiden Monet sicherlich der Ichbewußtere, der Phantastischere, der Artistischere, denn sein Wirklichkeitbild ist das traumhaftere, das zartere, das sublimirtere.

Gabriele d'Annunzio aber ist nicht nur auf Paul Bourgets Schultern viel höher gestiegen: er hat auch zu diesem von ihm angetretenen Vermächtniß ein Neues gefügt. Einmal nämlich ist seine Psychologie noch sehr viel schärfer geworden als die Bourgets. Auch Bourget war ein Entdecker; Daudet, der die Kunstweise Dickens' in jedem Betracht auf sein Volk und seine Zeit übertragen und ihr, ähnlich wie Gustav Freytag, ein Vertreter des stilisirenden Realismus, einige nicht immer glückliche Lichter aufgesetzt hatte, hat in seiner Sappho (1884) einmal einen Vorstoß nach dieser Richtung gemacht, hat ihn aber später nicht weiter verfolgt. Bourget aber, dessen erster Roman im selben Jahre erschien, ist auf dem gleichen Wege weit fortgeschritten. Aber er sagt uns heute nicht so viel Merkwürdiges, daß wir dem Poeten Bourget vergeben könnten, was uns der Psychologe Bourget zuweilen etwas lehrhaft vorträgt: und, was noch schlimmer ist, der Poet Bourget giebt sich nicht allzu viel Mühe, uns diese kleinen Pedanterien vergessen zu lassen.

Gabriele d'Annunzio vermag Beides. Seine Stoffwahl schmeckt noch sehr, nach meinem Geschmack allzu sehr, nach dem naturalistischen Ursprung seines Dichtens: das Geschlechtsleben ist sicherlich der interessantesten Probleme voll, aber ob es das für den Poeten ersprießlichste Feld der Seelenforschung ist, scheint mir mehr als zweifelhaft. Man braucht nicht prüde zu sein und kann doch Nietzsches strafendes Wort von den ekken Geheimnissen des Sexuellen billigen. Annunzio erwürgt uns fast mit seinen Offenbarungen aus dieser trüben, dunklen Untersphäre; und auch in anderen, ästhetisch vielleicht wichtigeren Stücken ermüdet er uns in seinen Romanen als allzu getreuer Schüler des Naturalismus, wenn auch auf ganz unzolaische Weise, mehr als zulässig durch maßlose Weitläufigkeiten und Wiederholungen. Der „Unschuldige“ würde zehnmal schöner sein, wenn er auf ein Zehntel seines Umfanges eingeschränkt wäre. Und wie häßlich gewaltsam, wie gröblich sensationell ist die Katastrophe, die das Drama Gioconda gänzlich verunstaltet hat! Aber trotz allen diesen Einschränkungen bleibt des Italieners doppelter Ruhm unerschüttert: er sagt über das innerste Leben des Herzens Dinge, die uns fast starr machen vor Erschrecken, daß er sie hat sehen, daß er sie in Worte hat fassen können. Die Dichtung unserer Väter hat weder das Bedürfniß noch das Vermögen gehabt, von ihnen zu reden, unserer Generation aber nimmt er wieder und wieder das Wort von den Lippen. Die Selbst-

zerfaserung, die Beobachtung der eigenen Psyche, die eben die Stärke — Manche meinen, die Schwäche — der Scharfsinnigsten unter den heute Reifenden ist, wird hier bis zur letzten — oder doch uns als letzte erscheinenden — Konsequenz getrieben. Wie tief gesehen ist im „Triumph des Todes" nicht zu Beginn die Betrachtung über die innere Wendung, nicht Erkaltung, einer Liebe, die doch erst ein Jahr alt wurde! Und zu diesem einen hundert andere Beispiele zu fügen, wäre ein Leichtes und Lust und Belehrung zugleich.

Doch damit ist nur eine von den beiden größeren Leistungen genannt, die Annunzios Laufbahn schon heute nach wenigen Jahren aufzuweisen hat. Er hat für seine Psychologie Formen gefunden, deren in den Linien einfache, in den Farben unerhört reiche Schönheit Bourget und allen Gleichgerichteten völlig unerreichbar geblieben war. Den Garten von Villa Lila hätte von ihnen Keiner malen können und dem Sprechen und Handeln seiner Gestalten hat Annunzio in den glücklichsten Momenten seines Schaffens eine so klare Plastik geben können, daß auf sie Etwas von dem Geist Puvis de Chavannes' und den Formen seiner edlen Frauen- und Jünglingsleiber übergegangen scheint. Seine Prosa mag sich an der Nietzsches, seine Phantasie an der Jacobsens geschult haben; aber was er geschaffen hat, ist sein Eigen. Und wieder ist das von allen guten Göttern scheinbar so ganz verlassene Stiefkind der modernen Poesie von einem großen Koloristen mit einer Anmuth der Aktion, einer Pracht der Bilder überschüttet worden, die in dem langen Zeitalter zwischen Jean Paul und Jacobsen vielleicht allein bei dem stillen, zarten Stifter zu finden war.

Die gleiche Verknüpfung naturalistischer Ursprünge und formender Phantasiekunst ist endlich in dem dritten der großen Anreger unserer Tage mächtig geworden, in Maeterlinck. Auch er wieder ein Jünger der alten Wirklichkeitpoeten und doch einem Ziel zuwandernd, das weit ab liegt von ihren Idealen. Er hat, ganz anders als Gabriele d'Annunzio, die Milieuschilderung nicht im Mindesten aufgegeben — im Gegentheil: er hat sie vertieft —, aber sie ist ihm nur noch Mittel, nicht mehr Zweck. Er wünscht auch gar nicht, daß Leben unserer Seele anatomisch zu zergliedern, und doch liegt ihm Alles an den Eindrücken des Gemüthes. So wird ihm die Realität bei aller Peinlichkeit der Schilderung nur zum Wahrzeichen, zur Maske des eigentlichen inneren Waltens und Wollens; er macht weit eher die leblosen Dinge als die Menschen selbst zu Trägern seiner ganz intensiven Psychologie. Er ist Meister in der Kunst, durch eine Häufung von Einzelbeschreibungen, die er so trocken und pastos hält wie nur irgend ein naturalistischer Maler, einen ganz phantastischen, halb irrealen Eindruck hervorzurufen. Und er wäre sicher einer der größten Poeten, wenn seine Gabe nicht so ganz einseitig auf ein einziges Sujet gerichtet wäre: auf die

Wiedergabe eines düsteren, unaufhaltsamen Schicksals, das einen Unglücklichen oder Verblendeten zwischen seinen brutalen Fäusten zermalmt. Daß er aus unserer nüchternen Zeit sehr oft zum Mittelalter geflüchtet ist, entspricht nur dieser seiner Stoffwahl und er harmonirt darin mit dem einen bildenden Meister, in dessen großer Kunst fast alle charakteristischen Züge des Zeitalters vorbildlich vereinigt sind, mit Puvis de Chavannes. Dessen absichtlich archaisch-großzügige Gesichtskonturen und der wunderbare graugrüne Schleier, den er über sein gewaltigstes Freskogemälde gebreitet hat, athmen vielleicht noch mehr als die Stoffe seines Genovefa-Werkes den selben Geist der unbestimmten und deshalb um so mächtigeren Wirkung. Aber eben die ganz anders gearteten Kräfte heller, klarer, marmorner Schönheit, über die Puvis als der Meister aller dieser Meister souverain verfügt, sie sind Maeterlinck ganz versagt geblieben. Zuletzt hat man das drückende Empfinden, als würde hier auf einer schönen Geige wohl sehr zart und wehmüthig gespielt, aber als sei die Saite, die der Bogen immerdar streicht, auch die einzige. Vielleicht greift ihr Ton uns gerade deshalb so nah ans Herz, vielleicht verstärkt der trauernde Gedanke, daß sie die einzige, die letzte ist, unser Mitempfinden. Jedenfalls ist hier gezeigt, wie tief eine Verinnerlichung der alten Wirklichkeitkunst überhaupt führen kann.

Was aber hat nun deutsche Kunst an Leistungen aufzuweisen, die den Werken dieser Ausländer an die Seite gestellt werden dürften? Unsere Malerei ist wahrlich nicht zurückgeblieben; um Böcklins hohe Führergestalt hat sich schon eine kleine Schaar von guten Talenten gestellt. Klingers Gedankenreichthum, der seiner Radirung einen nie gesehenen Inhalt und ganz neue Gestalten gegeben, der seine Malerei ein Wenig angekränkelt und der in seiner Plastik vielleicht seinen künstlerisch stärksten und rundesten Ausdruck gefunden hat, Stucks sinnlicher, aber auch sinnenstarker Symbolismus, Ludwig von Hofmanns in den Linien oft unkorrekte, in den Farben um so schöpferischere Phantasiekunst, deren Koloristik oft so kühn experimentirt und dabei doch ganz einfache, traumschöne Gebilde konzipirt, Leistikows herb stilisirende Landschaftmalerei, die zu Märchenlinien Märchenfarben gesellt und bei aller ihrer köstlichen, wählerischen Phantastik doch den Charakter des norddeutschen Waldes und des nordischen Hügellandes in seinem Kern wiedergegeben hat, Peter Behrens' farben- und linienstrenge und doch so empfindungreiche Kunst, — wahrlich, es ist doch nicht Geringes, das wir aufzuweisen haben. Es mag ein Zeichen etwas historischer Kunstübung sein, aber es ist doch etwas Großes, daß dem Deutschen, der in der kleinen Chorkapelle von St. Bavo vor dem größten Werke des deutschen Trecento Schauer der Andacht empfindet, unwillkürlich Thomas Namen auf die Lippen tritt. Denn was an diesem einzigen Bilde der Anbetung des Lammes nächst dem feierlichen Schreiten

der nahenden Pilgerzüge das Auge des Formendurstigen am Stärksten anzieht, Das ist doch die wunderbar tief in den Charakter deutscher Landschaft eindringende Lagerung der Hügelwellen, aus denen sich jene wallenden Schaaren herausentwickeln. Sie sind von oben geschaut und sind auch so wiedergegeben, wie von einer hohen Warte, aber eben dadurch allein ist es möglich, die schlichte und uns doch so alt vertraute Einfachheit der mitteldeutschen Landschaft nachzubilden, und die Brüder Eyck, deren Größe nur der des einzigen Giotto zu vergleichen ist, haben gerade Dies vermocht, um Jahrhunderte früher, als es in deutschen Landen und in ihrer engeren Heimath selbst zu einer Landschaftmalerei großen Stiles gekommen ist. Hans Thoma aber steht auf der selben hohen Warte und schaut ins deutsche Land mit dem selben warmen Herzen und dem selben den Grat der Berge liebevoll abtastenden Blick. Und noch von mehr als einem anderen ähnlichen Wetterzeichen wäre zu melden: nicht zuletzt davon, daß unter den tausend deutschen Frauen, die seit vielen Jahren Pinsel und Palette führen, endlich zwei Künstlerinnen aufgestanden sind, Frau Cornelia Paczka und Frau Sabine Lepsius.

Viel langsamer rafft sich unsere Bildhauerei aus dem alten Schlummer des Klassizismus und einer halbwahren Wirklichkeitkunst auf. Doch es wäre ungerecht, deshalb allzu sehr auf Deutschland zu schelten, denn wenn Berlin auch in und außerhalb der Siegesallee mit einer Fluth oft mittelmäßiger Denkmäler überschwemmt wird, so sollte man sich doch billiger Weise des einen, nicht ganz unwichtigen, Umstandes erinnern, daß es auch in Paris viele Beispiele von Dutzenddenkmälern giebt und daß zum Beispiel in Antwerpen die unglücklichen vlämischen Maler, die man dort mit je einem Denkmal bedacht hat, sich über diese nach dem Prinzip der Massenfabrikation angefertigten Monumente noch aus dem Grabe heraus zu beschweren alle Ursache hätten. Freilich ertappt man sich zuweilen auf Reisen dabei, daß man in deutschen Provinzial- oder Landeshauptstädten an den üblichen Königs- oder Herzogs-Monumenten unseres Jahrhunderts unwillkürlich vorübergeht, ohne auf den Gedanken zu kommen, auch nur den Blick zu ihnen aufzuheben. Das aber ist kein deutsches, sondern ein europäisches Manko und man sollte in solchen Fällen gegen die nebenher immer auch etwas mäcenatisch gesinnten Spender dieser Kunstfabrikate nicht ungerecht sein. Selbst freie Korporationen wählen um kein Haar besser: der Ausschuß für das Helmholtz-Monument hat es für angebracht gehalten, den Vorgarten unserer Universität für immer durch ein Werk von harmlosester Mittelmäßigkeit in dem selben Jahre einnehmen zu lassen, in dem Hildebrand eine meisterhafte Helmholtz-Büste, ein chef-d'oeuvre, um menzelisch zu reden, in Berlin öffentlich ausstellte.

Hildebrands Name allein läßt aber schon erkennen, daß auch an diesem dunkleren Theil unseres Kunsthorizontes neue Sterne über uns zu leuchten

beginnen. Seine Kunstweise ist zwar im Grunde mehr ein Realismus großen Stiles, seine Genrewerke erinnern in Etwas an die legere Weise des Lysippos, des einzigen griechischen Meisters der großen Zeit, der sich der Wirklichkeit entschieden zuwandte. Und durch sie, wie durch des jüngeren Tuaillon Amazone, wird man an die hohe Herrlichkeit der Schule Donatellos erinnert, ganz wie das edle Reliefportrait in Erz, das Stoeving vor Kurzem ausstellte, einen Hauch giottesker Großzügigkeit ausströmt. Aber hier ist offenbar der Punkt erreicht, wo die Kunst, ohne die Sorgfalt des Wirklichkeitstudiums missen zu lassen, schon die Flügel zu regen und von der hemmenden Erde fort aufwärts zu streben beginnt. Das Ausland hat nicht allzu viel mehr aufzuweisen: Rodins nervös komplizirte Seelenmalerei, Meuniers — wiederum aus naturalistischen und phantastischen Elementen herrlich gemischt — breit stilisirende und freilich großartige Wiedergabe des schwersten Alltagslebens und endlich des jüngeren Belgiers Fernand Khnopff Phantasiekunst, die trotz einigen präraffaelitischen Elementen in ihrer Formensicherheit, der lauteren Quelle aller starken Kraft, der heute aufstrebenden Künstlergeneration Ehre macht und die in ihrer kühnen Bizarrerie sich von dem Vorbild löst, um sich unabhängig zu regen.

Ist nun die deutsche Dichtung unserer Tage von den beiden bildenden Künsten und ihrer neuen Rivalin, der Dekoration, die vor unseren erstaunten Augen plötzlich in herrlich starkem Wachsthum emporschießt, gänzlich überflügelt? Man wird die Frage nicht ohne Weiteres bejahen wollen, aber auch nicht mit gutem Gewissen verneinen dürfen. Es giebt eine ganze Anzahl von Versuchen neuer und in irgend einem Sinne stilisirender Lyrik. Literarhistorisch weit weniger bedeutsam, aber kulturgeschichtlich merkwürdig ist, daß in den allerletzten Jahren das Theater, das seiner Natur nach viel gröber geartet ist und zudem erst eben von dem radikalen Realismus erobert worden war, diesen von auswärts kommenden Anregungen nachgab. Aber der einzige nennenswerthe Versuch, eben von dem Führer dieser Stürmer und Dränger der Wirklichkeitkunst unternommen, mißglückte doch gänzlich. Die „Versunkene Glocke“ ist das Stück eines virtuosen Naturalisten, der sich vorgenommen hat, sich einmal als Phantasten zu maskiren. Nach deutscher Art geschieht es etwas gelehrt, und deshalb etwas absichtlich, auf historistischem Wege: durch Wiederanknüpfung an die Romantik. Kein Zweifel: diese Quelle ist, geistesgeschichtlich betrachtet, ganz richtig gewählt, die romantische Schule ist die letzte ganz auf Formen- und Phantasiekunst bedachte Richtung, die unsere Literatur beherrschte. Aber — daß doch immer wieder Gelehrte es Poeten sagen müssen — die Wissenschaft ist keinem Künstler eine gute Rathgeberin und der Historismus im Besonderen hat noch nie eine ganz starke Kraft großgezogen. Dieses Drama ist jedoch nicht daran, sondern, abgesehen von seiner Ueberladung mit Grundgedanken, an den beiden Krankheiten alles Natura-

lismus gestorben: Mangel an Phantasie und Mangel an Form. Der Kampf zwischen Christenthum und modernem Unglauben, dessen Ankündigung man im ersten Akte mit klopfendem Herzen vernimmt, wird nicht ausgetragen, weil die Erfindungskraft des Dichters versagt und die sprachliche Form, in die dies Stück gekleidet ist, das bestimmt ist, das Schicksal des sterbenden und erlahmenden Künstlers symbolisch darzustellen, auch sie ist doch so gar nicht künstlerisch. Ich finde, daß selbst die szenischen Anweisungen, die Gabriele d'Annunzio zwischen die einzelnen Auftritte seiner Gioconda geschrieben hat, mehr Klang und quellende Schönheit haben als alle Verse der „Versunkenen Glocke". Ich möchte mich nicht zu Denen gesellen, die auf Gerhart Hauptmann als geistige Persönlichkeit schelten, dazu ist er ein viel zu großer Könner, ein Liebermann der Bühne, vor dem man Respekt haben kann; aber sein Ritt ins romantische Land hat ihm keinen Gewinn eingetragen. Und man kann doch zuletzt auch nicht allzu sehr beklagen, daß es einem bedeutenden Mann nicht gegeben ist, seine innerste Natur von heute auf morgen wie einen Domino zu wechseln.

Damit neben der Tragoedie das Satyrspiel nicht fehle, wurde diese literarische Diversion auf der Höhe des deutschen und französischen Parnasses in den Niederungen getreulich kopirt. Wer zu Ostern 1897 im Théatre de la Renaissance des damals noch ganz unberühmten Rostand etwas blutleeres Bibeldrama von der Samariterin hatte aufführen sehen, hatte nach wenigen Monaten das Vergnügen, in der Zeitung zu lesen, der berühmte Dramatiker X. arbeite jetzt für das Y.-Theater ein neutestamentliches Trauerspiel (oder vielmehr Schauspiel, denn jedes Stück, auch mit dem tragischsten Ausgang, wird heute charakteristischer Weise mit dieser neutralen Bezeichnung belegt, um den guten Leuten doch den Eintritt ins Theater nicht durch allzu melancholische Nebengedanken unnütz schwer zu machen). Dicht danach erschien denn auch eins der bewährtesten Possenfabrikantenpaare mit einem der üblichen Backfischdramen, aber in Versen und in altitalienischem Kostüm, — ein anmuthloser Scherz, über den man aber nicht bitter zu werden brauchte, wenn der Titel des Stückes nicht den hehren Namen einer großen Zeit entweiht hätte.

Unvergleichlich viel bedeutender und ernster sind die Versuche, die deutsche Lyriker gemacht haben, um zu einer neuen, formenreineren Kunst zu gelangen. Sie haben das große Verdienst, unserer Generation, die unter dem Eindruck von Bismarcks übermächtiger Persönlichkeit allzu politisch aufwuchs, überhaupt das Ohr wieder für Rhythmus und klingende Sprachschönheit geöffnet zu haben. Der weitaus bedeutendste Versuch ging freilich von einem Mann aus, der mit der Sängerzunft gar nichts zu schaffen hatte, von Friedrich Nietzsche. Denn die wundervolle Klarheit, die edel gegliederte Einfachheit seiner Prosa hat Nietzsche doch auch seinen Versen mitzutheilen gewußt und

ich bedaure, R. M. Meyer, der Nietzsches Lyrik mit einer kleinen Handbewegung bei Seite schiebt, in diesem Punkte nicht zustimmen zu können. Welchen deutschen Dichter giebt es denn, der das Lied vom Wanderer hätte schreiben können?

Der gute Vogel schwieg und sann:
„Was that mein Flötenlied ihm an?
Was steht er noch? —
Der arme, arme Wandersmann."

Und vorher:

Was gehts Dich an? Denn Du sollst gehn
Und nimmer, nimmer stille stehn.

Vibrirt nicht die ganze Tragik eines einzig großen Lebens durch diese wenigen, so schlichten, so schönen Zeilen? Und der Gesang, den die schwermüthige Schönheit venetianischer Zaubernächte durchbebt:

Meine Seele, ein Saitenspiel,
Sang sich unsichtbar berührt
Heimlich ein Gondellied dazu,
Zitternd vor lauter Seligkeit,
— Hörte Jemand ihr zu?

Wie weltweit ist der Abstand, der sich zwischen diesem Meister, auch der gebundenen Sprache, und dem abgestandenen Klassizismus aufthat, der bis dahin und bis heute noch als Buchlyrik, Buchdramatik, ja zuweilen selbst auf der Bühne herrschte! Gleichviel, ob er mit bescheidener Hirtenflöte und dünner Süßigkeit uns seine uralten Weisen spielt, ob er durch banale Waldhornlieder im Epos den Pöbel lockt oder ob er mit Trompete und Bombardon im Drama die Ohren beleidigt: er war schon längst zum Sterben reif.

Aber was der Dichter Nietzsche uns auch geschenkt hat, es waren nur die Brosamen, die von des Denkers Nietzsche Tische fielen. Es war die Frage, ob ein Dichter aufstehen würde, der die Verheißungen des Philosophen-Poeten wahrzumachen, der seine Kraft mit neuer Schönheit zu verbinden, der die alte Reinheit der Formen zu erneuern aber sie auch mit farbensatten Bildern und mit inhaltschweren Gedanken zu erfüllen, der wirklich ungehörte Lieder zu singen wußte. Und ich denke, diese gute Stunde ist jetzt gekommen und wer sie hat schlagen hören, soll von dieser frohen Kunde auch erzählen. Ich meine, daß den Formempfänglichen unter den Deutschen in Stefan George ein Künstler der Rede und des Rhythmus geworden ist, den sie den großen zeitgenössischen Poeten der Fremde an die Seite stellen mögen und um Dessen willen heute das deutsche Lied nicht mehr, wie schon so lange, sich vor deutschem Bildwerk und Gemälde zu schämen braucht.

Wilmersdorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Hugo Wolf.

Wenn man später einmal in Versuchung sein wird, unser Zeitalter mit einem bitteren Wort zu charakterisiren, so wird sich keins besser empfehlen als: die Zeit, in der geschwatzt wurde. Ob in Zeitungen oder Büchern, in Parlamenten oder auf der Gasse: es wird geschwatzt; hastig, eilig, nervös, gleichsam, als ob die Leute sich fürchteten, auf die Stimme in ihrem Innern zu hören, und sich beeilten, diese Stimme durch Reden zu betäuben. .... Was unserer Zeit am Meisten fehlt, ist die Fähigkeit, sich in die Stille zurückzuziehen, sich zu sammeln und zu konzentriren, nach Goethes Wort: sich vor der gemeinen Empirie zu verschließen. Da müssen wir denn um so mehr auf die Wenigen hören, die die Kraft haben, dem Lärm und Gedränge des Tages zu entfliehen und ihr Auge nach innen zu wenden, um nur der leisen Sprache der Seele zu lauschen, die sonst durch das Geschwätz des Marktes übertönt wird. Ein solcher Mensch war Hugo Wolf. Die Cyklen: Eichendorff, Mörike, Goethe, Keller, Spanisches und Italienisches Liederbuch, im Ganzen etwa zweihundertundfünfzig Lieder, sind die reifen Früchte Jahre langer Einsamkeit und Selbsteinkehr. Seine Begabung schuf mit längeren Unterbrechungen, gleichsam stoßweise, nnter dem Zwange einer periodischen gewaltigen Inspiration, die die Werke frei von Schlacken ans Licht förderte. Nicht ein Takt, nicht eine Note waren dann mehr zu ändern oder zu feilen. Wie er darin an Friedrich Nietzsche, den Dichter-Philosophen von Sils-Maria, erinnert, der gleich ihm in geistiger Umnachtung geendet hat, so sind auch im Gange der Entwickelung Beider unverkennbare Aehnlichkeiten vorhanden. Beider Entwickelungsgang führte nicht nach außen — gleichsam wie bei einem Baume, der Jahresring um Jahresring anlegt und so sacht wächst —, sondern nach innen, immer tiefer in das eigene Selbst. Ihre Wege führten vom Einfachen zum Komplizirten, vom Komplizirten zum Subtilen, vom Subtilen zum Abenteuerlichen, von der Oberfläche der Seele weit hinab bis in die dunkelsten Schluchten und Winkel, bis in die ewige Nacht. Von Wolf gilt auch, was Nietzsche in seinem „Ecce homo“ von sich gesungen hat:

„Ja! Ich weiß, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich,
Licht wird Alles, was ich fasse,
Kohle Alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich.“

Es ist schwer, die wunderbare Begabung Wolfs ganz zutreffend zu charakterisiren. Er ist in jeder einzelnen Phase seines Schaffens anders und selbst in den einzelnen Werken verwirrend reich und mannichfach. Schlagen

wir zum Beispiel das Mörike-Liederalbum auf, so finden wir neben einfachen, volksthümlichen Dingen („Der Tambour", „Das verlassene Mägdlein") psychologisch verwickelte, weit verästelte Lieder („Der Genesene an die Hoffnung"), neben schauerlich kräftigen Balladen („Der Feuerreiter") zarte christliche Mystik („Auf ein altes Bild", „Charwoche"), neben breitem, kernigem Humor („Storchenbotschaft") glitzernde Phantastik („Elfenlied"), neben niederstem und rohem Studentenulk („Zur Warnung") Töne der innerlichsten Reinheit („Gebet"). Alles Das ist mit einer ungeheuren Sicherheit erfunden, von äußerster Kraft im Gefühlsausdruck, gleich in den ersten Takten von der jeweiligen Stimmung ganz gesättigt, mit den Wurzeln bis in die Abgründe der Seele gebettet, von feinster und eindringlichster Melodik und dabei von einem ganz reifen artistischen Stilgefühl. Diese Universalität und absolute Virtuosität lassen Wolf bei der ersten Bekanntschaft leicht als einen faszinirenden Alleskönner, als einen Kopf erscheinen, der mehr geistreich und blendend als tief wäre. Erst ein weiteres Vordringen in sein Künstlerreich belehrt darüber, daß man einer musikalischen Seele gegenübersteht, die in ihrem Reichthum an innerer Harmonie allen dichterischen Stimmungen die tönende Resonanz bietet.

Einer so komplexen Natur ist es nicht leicht, sich neue Gebiete der Schaffensthätigkeit zu erobern, ihr ursprüngliches Schöpfervermögen zu steigern. Ein Wachsen, ein Größerwerden ist bei einer solchen Fülle und Reife kaum möglich. Das mag erklären, daß Hugo Wolf — wie eben erwähnt — nicht an Krone und Blüthe zunahm, sondern in den Wurzeln wuchs, die sich tief in das Erdreich streckten, um daraus ihre musikalischen Säfte zu bereiten. Da ich das wahrste Wesen des Künstlers in der Freiheit, dem Ueberströmen des Lebens, im inneren Reichthum, der nach außen strömt, erblicke, muß ich freilich Wolf für eine Abweichung von der Norm halten.

Nehmen wir das Italienische Liederbuch zur Hand, das in die späteste Phase wolfischer Lyrik fällt, wie das Mörike-Album seine erste Phase war. Hier findet man Lied um Lied von einer inneren Ergriffenheit, Tiefe und Sensitivität, die nur den empfindlichsten Seelen überhaupt zugänglich sein dürfte. Dabei herrscht eine Gedämpftheit und Zartheit der musikalischen Phrasirung, eine Zurückhaltung und Keuschheit des technischen Ausdruckes, wie sie nur Einer übt, der die innerlichsten Seelendinge Gleichgestimmten zu offenbaren sucht. Halbtonfortschreitungen sind den meisten Melodien eigenthümlich, — Zeichen einer überempfindlichen und überzarten musikalischen Reizbarkeit . . . Hat man sich einmal in diese eigenartige Welt eingesponnen, so wird man von ihrer Sonderart, Schönheit und Kraft auf das Mächtigste ergriffen. Ein musikalischer Geist redet hier, der Melodien schöpft, wo selbst gewaltigere Musiker früher nur Dissonanzen und Wehelaute fanden.

Und nun, nachdem ich flüchtig den Weg angedeutet habe, den Hugo Wolf in den zehn Jahren seines Kunstschaffens gegangen ist, will ich nur eben so kurz noch auf jene Momente hindeuten, die Hugo Wolfs Lyrik von der großen deutschen Lyrik der Schubert, Schumann und Brahms für unser Gefühl scheidet: nicht ihre komplizirtere Technik, nicht ihre revolutionäre Art, nicht ihre Neuheit und alle die Aeußerlichkeiten, durch die man sie zu charakterisiren versucht hat. Selbst ihr Fonds an musikalischer Kraft mag kleiner sein als der der großen Künstler, die ich zum Vergleich herangezogen habe. Aber hier ist eine Seele tönend geworden, die mit den Höhen und Tiefen, mit den Kräften und Krankheiten, mit den Hoffnungen, der Sehnsucht und den Wunden unserer Seele verwandt ist: Blut von unserem Blut, Fleisch von unserem Fleisch. Mit dieser komplizirten Natur verbinden uns seelische Zusammenhänge, die aus Starkem und Schwachem, aus Gesundem und Krankem, aus Kraft und Reizbarkeit unzerreißbar gewoben sind. Solche innerlichen Zusammenhänge sind stärker als alle kritischen Maßstäbe. Kein Zweifel: Mozart ist göttlicher, heiliger, edler als Wagner; aber fünf Takte Tristan treiben uns Thränen in das Auge. Schubert ist inkommensurabler, reiner, unschuldiger als Hugo Wolf; aber ein paar Töne von Wolf genügen, um die zartesten Saiten unserer Seele zu bewegen und unsere Fundamente zu unterminiren. Es sind psychische Wirkungen, unsichtbare Wahlverwandtschaften, stärker als die ästhetischen Werthschätzungen, die uns einen Künstler als „modernen“ empfinden lassen. Und auf solchen seelischen Nähen und Gemeinschaften, Zusammenhängen und Blutsneigungen beruht die starke Wirkung der Lyrik Hugo Wolfs auf die jetzige Generation.

Wien. Dr. Max Graf.

Endlich!

Schon ein Jahr war Nora verheirathet. Noch immer wurde ihre Ehe eine glückliche genannt; und — was das Schlimmste war — mit Recht. Sie selbst konnte nichts finden, was ihre Ehe zu einer zeitgemäß unglücklichen gestempelt hätte. Sie hatte ihren Eduard „aus Liebe“ genommen, kein elterlicher Zwang hatte ihr das Joch auferlegt. Dergleichen kam in ihrer Generation ja überhaupt nicht mehr vor. Aber es war auch keine himmelstürmende Leidenschaft dabei im Spiel gewesen; so lieb sie ihren Eduard gehabt hatte: sie hätte auch

einen Anderen genommen, um Frau zu werden. Sie konnte sich Das nachträglich nicht verzeihen. So altmodisch, so entsetzlich altmodisch!

Ja, wenn sie damals schon Mitglied des Frauenklubs gewesen wäre! Auch dann hätte sie nicht etwa vorgezogen, ledig zu bleiben; im Grunde war es doch sehr bequem, sich von einem legitimen Mann erhalten zu lassen. Aber sie wäre sich doch anderer Gründe fürs Heirathen bewußt gewesen. Zum Beispiel galt die Sehnsucht, ein Kind zu besitzen, im Klub als ein sehr schönes Motiv. Nora hatte viel Pflichtgefühl. Seit sie Mitglied des Frauenklubs war, hatte sie auch viel über Stellung, Rechte und Pflichten der Frau nachgedacht. So wie sie es bis dahin für ihre Pflicht gehalten hatte, wenn die Mode es vorschrieb, Schleppen zu tragen oder Schinkenärmel, die ihr so abscheulich standen, erkannte sie es jetzt als eine vom Geschick den Frauen auferlegte Pflicht an, dem Fortschritte der Zeit zu folgen, modern zu sein und „sich auszuleben“. Sie schämte sich vor ihren Freundinnen im Klub. Was hatten Die doch Alles erlebt! Da war die Präsidentin; sie war schon vom zweiten Mann geschieden, hatte mit einem Dritten ein Verhältniß und suchte einen Vierten. Vom Ersten hatte sie sich nur ein Kind gewünscht, den Zweiten hatte sie ihrer Schwester weggenommen; dann brauchte sie einen ideal gesinnten Freund und jetzt genügte ihr Der auch nicht mehr. Verhältnisse hatten sie fast Alle oder thaten wenigstens so; nur die Ehe- und Männerfeindlichen nicht, — und Die waren erst recht chic mit ihren fulminanten Reden gegen das andere Geschlecht. Nora fühlte, daß sie in diesem Klub nur geduldet war. Einmal hatte ihr eine Genossin gesagt: „Nun ja, Sie haben es gut, Sie sind eine glückliche Frau!“ Wie geringschätzig hatte Das geklungen! Wenn sie wenigstens ein Kind gehabt hätte, um dessen willen sie bei ihrem Mann hätte bleiben können. Doch so? ... Ihre Ehe war unsittlich; sicher! Sie wußte noch nichts von wahrer Liebe, sie mußte sich ausleben: Das wurde ihr immer klarer. Aber wie? Ihr Mann war gut, liebte sie und behandelte sie als ebenbürtige Gefährtin. Ungleich ihrer berühmten Namensschwester durfte sie in allen geschäftlichen Angelegenheiten mitreden, er sprach sogar gern mit ihr darüber, aber sie interessirte sich nicht dafür. Er hatte viel gelernt, stand geistig nicht unter ihr und legte ihrem Lieblingsstreben kein Hinderniß in den Weg. Als sie den Kursus über „Frauengehirn“ hören wollte, war es zu keiner Szene gekommen, wie sie gehofft hatte, sondern er redete ihr sogar zu, sich als Hörerin einschreiben zu lassen. Dadurch brachte er sie um die ersehnte Märtyrerrolle und sie langweilte sich in den Vorträgen.

Wie wäre es, wenn sie ihn aus „unüberwindlicher Abneigung“ verließe? Aber sie fühlte keine „unüberwindliche Abneigung“; und doch war sie überzeugt, daß sie im Alter bereuen würde, sich nicht ausgelebt zu haben. Alle sagten Das. Und wenn sie trotz dieser Ueberzeugung mit ihrem Mann weiter lebte, so war Das unmoralisch, einer „Frau der Gegenwart“ unwürdig. Wäre nur ein anderer Mann in ihr Leben getreten, der ihr gefallen hätte! Den hätte sie sich „genommen“, wie der Kunstausdruck im Klub hieß. Ihr gefiel aber kein Anderer. Es war rein zum Verzweifeln!

Sollte sie in dieser „glücklichen Ehe“ alt und unmodern werden? Sie begann, schlecht auszusehen und viel zu weinen. Im Klub sagte man, sie habe

sich überarbeitet und müsse ausspannen. Eduard war unermüdlich für sie besorgt. Wenn sie ihn, was sie oft that, angstvoll forschend fragte: „Liebst Du mich denn noch?“ hörte er nicht auf, sie zu versichern, daß er sie liebe und immer lieben werde.

Auch die Mitglieder des Klubs nahmen sich ihrer leidenden Kollegin an; sie veranstalteten Versammlungen und Vorträge in ihrer Wohnung und das Haus wurde immer ungemüthlicher. Selbst dem geduldigen, liebevoll besorgten Ehemann wurde es schließlich zu arg; er zog sich mehr und mehr zurück und machte in langen Briefen an eine vertraute Lieblingsschwester seinem bekümmerten Herzen Luft.

Nora begann, sich als Schriftstellerin zu bethätigen. Sie versuchte, ihren Seelenzustand zu schildern, und hoffte im Stillen, durch Entgegnungen Anderer Fingerzeige zu erhalten. Ihr Thema war die Sehnsucht und das vergebliche Bemühen eines jungen Herzens, sich auszuleben. Als Antwort auf ihre Artikel erhielt sie zwei Briefe von jungen Männern, die sie um Geld baten. Sie verzweifelte. Theilnahme und Verständniß zu suchen und um Geld angegangen zu werden: Das schien ihr hart. Ueber ihren Mann konnte sie sich noch immer nicht beklagen; daß sie die Wirthschaft vernachlässigte, blieb eben so erfolglos wie ihre gereizte Stimmung. Er blieb freundlich und geduldig und nahm sich ihr Leiden offenbar sehr zu Herzen; nur schrieb er immer häufiger an seine Schwester.

Eines Morgens wurde er plötzlich ins Geschäft gerufen und stürzte eilig fort. Eine Stunde später fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ein angefangener Brief an die Schwester sei auf dem Schreibtisch liegen geblieben. Noch nie hatte er so geschrieben! Wenn seine Frau den Brief las, die arme kranke Frau, die so viel Liebe und Schonung brauchte! .... Er jagte fort; blaß, mit angsterfülltem Gesicht, kam er im Hause an und eilte durch den Vorraum, von wo eine Glasthür in sein Arbeitzimmer führte. Der Vorhang war zurückgeschlagen und ... er kam zu spät! Da stand seine Frau vor dem Schreibtisch, mit seinem Brief in der Hand. Wie versteinert blieb er stehen. Jetzt, gerade jetzt mußte sie die verhängnißvolle Stelle lesen ... Er fühlte mit ihr diese grausamen Worte: „So ist es denn gekommen, liebe Bertha, daß sich die Kluft zwischen Nora und mir immer mehr und mehr erweitert hat. Du weißt, ich habe sie geliebt; aber sie ist nicht mehr Die, die sie war: ich verstehe sie nicht mehr. Ich weiß: sie ist krank, sie leidet. Das muß ich mir ständig vor Augen halten. Sie soll es wenigstens nie fühlen, daß ich sie nicht mehr liebe.“

„Daß ich sie nicht mehr liebe ... die arme, unglückliche Frau.“ Sie, die immer so angstvoll gefragt hatte: „Liebst Du mich noch?“ Er hätte sich erwürgen können ob seiner Unvorsichtigkeit. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Er hatte ihr Leben zerstört! ... Jetzt mußte sie aufschreien, hinstürzen, — es konnte ihr Tod sein!

Da wandte sie sich, daß er ihr Gesicht sehen konnte. Sie bemerkte ihn nicht. Strahlend, siegesgewiß, glücklich wie in den Tagen ihrer Brautzeit stand sie da. Dann streckte sie die Arme aus wie eine Erlöste und rief so laut, daß Eduard es durch die Glasthür hören konnte: „Endlich!“

Wien. Helene Migerka.

Selbstanzeigen.

Oesterreich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Erste Folge. Leipzig, Karl Minde. Preis: 1 Mark.

Oesterreich ist ein interessanter Staat. In seiner gegenwärtigen Gestalt wird seine Existenzberechtigung von allen österreichischen Parteien mit Ausnahme einer Handvoll klerikaler Adeligen und der Arbeiterpartei bestritten. Die Sozialdemokratie, die in anderen Ländern sich als vaterlandlos beschimpfen lassen muß, wird deshalb hier „k. k. Sozialdemokratie" geschimpft, obwohl eigentlich auch sie mit der territorialen Gliederung des Landes nicht einverstanden ist. So ist Oesterreich — nach der treffenden Bezeichnung eines Sozialistenführers — ein Staat, der keinen anderen Anwalt findet als den Staatsanwalt. Täglich werden durchschnittlich fünfundzwanzig Blätter konfiszirt und die Aussprache revolutionärer Ideen kann doch nicht gehindert werden. Trotzdem glaube ich, daß Oesterreich noch lange bestehen wird. Bismarck, der doch auch Etwas von nationalem Deutschthum verstand, hat schon 1866 und später bei zahlreichen Gelegenheiten die Nothwendigkeit der heutigen territorialen Abgrenzung Oesterreichs hervorgehoben und die Deutschösterreicher thäten gut, die Wichtigkeit Jahrhunderte lang bestehender Zollgrenzen für eine geschlossene Volkswirthschaft mit aufkeimender Industrie nicht zu unterschätzen. Als ich an meine Arbeit ging, wollte ich darthun, daß die Ueberhitzung des Nichts-als-Nationalen uns Alle zu Grunde richtet, und, weil ein Versöhnungprogramm hier eine Utopie ist, wenigstens die Nothwendigkeit eines wirthschaftlichen Zusammenschlusses gegenüber den durch die nationalen Bezirksgerichtskämpfe übermächtigen Kartellen und Bahnen darlegen; aber unter der Hand war aus der beabsichtigten Versöhnungschrift ein Pamphlet auf die Regirerei geworden, die allen politischen, nationalen und ökonomischen Fragen hilflos gegenüber steht. Wir Oesterreicher erhalten unsere Ministerpräsidenten gewöhnlich aus Klattau, einem kleinen böhmischen Dragoner-Landstädtchen, und aus anderen mehr oder weniger feudalen Garnisonen. Wenn die Herrschaften anderthalb oder zwei Jahre zum Vergnügen der revolutionärsten Parteien, die mit jeder Wahl stärker werden, „regirt" haben, dann verschwinden sie, verlacht von der Minorität und verleugnet von der Majorität. Offenbar reicht der Lehrplan unserer Kadettenschulen nicht aus, die Dragonermajore auf eine angemessene Civilversorgung vorzubereiten; ich habe deshalb schon einem prager Blatte vorgeschlagen, in Klattau einen Abendkursus für künftige Staatsmänner zu errichten.

Meine Brochure ist das Einleitungheft zu einer größeren Artikelsammlung, die ein umfassendes Bild des heutigen Oesterreich in Zeitungartikeln — auch aus gegnerischen Lagern — bringen soll.

Schlackenwerth-Prag. Rudolf Kohn.

Sexualethik, Sexualjustiz und Sexualpolizei. Wien, Verlag der Wochenschrift „Die Zeit", 1899.

Es war, wenn ich nicht irre, ein nationalliberaler Abgeordneter, der bei der letzten Berathung der lex Heinze — welchen tiefen Blick läßt schon dieser

Name in unsere Justizzustände thun! — entrüstet ausrief, es sei eine Schande, daß sich der Reichstag schon so viele Jahre mit dem Dinge herumquäle, diesmal müsse endlich Etwas zu Stande kommen! Es wird aber auch diesmal nichts zu Stande kommen; warum nicht, Das lege ich in dem hier angezeigten Schriftchen dar; zugleich versuche ich, die Grundlagen einer vernünftigen Sexualethik nachzuweisen, auf die dann auch eine gerechte und zweckmäßige Sexualjustiz gebaut werden könnte.

Neisse. Karl Jentsch.

Der Schotte Home, ein physiopsychischer Zeuge des Transszendenten im neunzehnten Jahrhundert. Mit einem Bildniß Homes. Leipzig 1899, Osw. Mutze. Preis: 2 Mark.

Ohne voreingenommenem Standpunkt habe ich versucht, das umfangreiche Material von Schriften und Zeugnissen über einen der außerordentlichsten Menschen des Jahrhunderts dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Personen aller Lebensstellungen haben für Home und die Thatsächlichkeit der bei ihm beobachteten, unglaublich scheinenden Phänomene ihre Stimme erhoben. Nicht nur mächtige Herrscher wandten ihm ihre Gunst zu; auch ernste Forscher wurden nach gründlicher Prüfung bekehrt, so: W. Crookes, A. R. Wallace, Al. Butlerow, Cromw. Varley, Huggins, Rob. Hare, de Morgan, Lord Lindsay — keine geringen Namen! — und außer ihnen noch viele Andere, Naturforscher, Aerzte, Mathematiker, Astronomen, Ingenieure; auch Juristen von Ruf, wie Edmonds, Edw. Cox, Wilkinson, Schriftsteller wie Rob. Chambers, Bulwer, Thackeray, der sicher nicht wundergläubige Thomas Buckle u. s. w. Alle diese Namen sind beglaubigt. Mad. Dunglas Home, geb. Aksakow, seine zweite Gattin, gab als Wittwe die in Briefen und Abhandlungen niedergelegten Zeugnisse über ihren Mann in zwei Büchern heraus und überdies haben die von der englischen Society for Psychical Research abgesandten Herren Barret und Meyers die Echtheit jener Dokumente geprüft. Home war vielleicht das stärkste aller bisher geprüften Medien. Aber nicht nur diese seine mediale Kraft, sondern zugleich mit ihr die gesammte Beschaffenheit seiner Bildung und seines Charakters in ihrem Einflusse auf Zuverlässigkeit und Art, Mächtigkeit und Inhalt der Phänomene sollte hier geschildert werden. Home war ein menschenfreundlicher und wohlthätiger, durch und durch lauterer Mensch, der, obgleich er keineswegs wohlhabend war, sich durch keine Anerbietungen bestimmen ließ, für seine Sitzungen Geld zu nehmen. Der dokumentarische Beweis liegt vor, daß er eine Summe von 50 000 Francs — für eine einzige Sitzung — zurückwies. Er faßte sein Wirken als eine ernste Mission auf. Er hat eine Selbstbiographie in zwei Bänden, „Incidents of my Life," verfaßt und in den „Shadows and Lights of Spiritualism" kritisch Schaden und Nutzen der von ihm vertretenen Sache abgewogen. Er wurde sich der durch ihn hervorgerufenen Erscheinungen als spiritistische bewußt; und so habe ich, wo ich auf ihn als Quelle zurückging, diese Darstellungform beibehalten, sowohl der Kürze halber als auch, um von dem Farbenschmelz einer einheitlichen psychischen Stimmung nichts zu verwischen. Ohne daß ich in jedem Punkt

den selben Standpunkt einnehme, wollte ich doch das Werthvollste, was sein Buch widerspiegelt, in nichts beeinträchtigen: die starke Individualität des Mannes.

Dr. Walter Bormann.

Morgenlieder. Mit Buchschmuck von Wilhelm Lefèbre. Leipzig 1898. Bei Eugen Diederichs.

Als im vergangenen Winter in München mein dramatisches Erstlingwerk aufgeführt worden war, fand ich unter den Tageskritiken einige, denen daran gelegen war, sachlich zu sein. So sehr auch hier die Meinungen auseinandergingen: fast alle stimmten in dem Vorwurf überein, das Stück sei zu lyrisch. Vielleicht gelingt es mir, diesen Vorwurf durch die Veröffentlichung meines Gedichtbüchleins wieder wett zu machen. Ich wählte zweiunddreißig Gedichte, hauptsächlich mit Berücksichtigung des für das Buch vorgesehenen künstlerischen Schmuckes, aus. Jede Seite wurde durch eine Federzeichnung Wilhelm Lefèbres in ein selbständiges Kunstblatt verwandelt. Mir sei gestattet, hier dem Verlag meinen Dank dafür auszusprechen, daß er den Gedichten diese reiche Ausstattung angedeihen ließ.

München. Otto Falckenberg.

Christus. Eine epische Dichtung. Berlin 1899. J. Harrwitz Nchflg. (K. Th. Kehrbach.)

Ich setze mich mit dieser Dichtung in Widerspruch mit dem ganzen „modernen" Literatenthum, vor Allem mit den „modernen" Dichtern, die aus der Tiefe ihrer eigenen, unergründlichen Individualität ein neues goldenes Zeitalter heraufbeschwören wollen. Noch immer leuchten die Sterne wahrer Größe aus vergangenen Epochen tröstend und begeisternd in unser kleines Zeitalter hinein. Bis der kommende Genius uns erscheint, werde ich fortfahren, im Purpurmantel einer strengen und allem Tagesgezeter abholden Kunst die alten Größen wieder und wieder in unsere prosaische Zeit hineinzurufen, um ihr zu zeigen, was wahres Uebermenschenthum sei.

Paul Friedrich.

Der Gast. Ein deutsches Schauspiel in drei Aufzügen. München 1900. Verlag von Carl Schimon und Louis Burger.

Das Drama ist von der „Münchner Literarischen Gesellschaft" zur Aufführung angenommen. Aber nicht alle Ideen und Stimmungen, die ich in dem Werke auszudrücken strebte, werden auf der Bühne sichtbar werden können. Ich rechne daher auch auf Leser.

München. Wilhelm von Scholz.

Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken. Zwei Bände. Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). Oldenburg.

In den beiden Theilen dieses Werkes, von denen der erste das deutsche, der zweite Theil das ausländische Theater behandelt, hat der Verfasser versucht,

Bühneneindrücke zusammenzustellen, die er als Freund der dramatischen Kunst und Kritiker der „Nationalzeitung" während einer längeren Reihe von Jahren vorzugsweise in Berlin empfangen hat. Autoren und Schauspieler werden darin ohne Rücksicht auf Schulen und Parteiströmungen so dargestellt, wie sie unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen und Gehörten erschienen. Es sind daher im Grunde Augenblicksbilder, die einem späteren Geschichtschreiber des modernen Theaters vielleicht Material liefern können. Größere Aufsätze wurden den neuesten Dramen von Sudermann und Hauptmann, Wildenbruch und Fulda gewidmet. Doch werden auch die Beziehungen, die Auerbach zum Theater hatte, die großen dramaturgischen Verdienste Karl Werders, die Lustspielthätigkeit Mosers und die Bedeutung Wilbrandts näher beleuchtet. Die österreichischen Dichter von Raimund und Nestroy bis auf unsere Tage kommen zu Wort; und Charakteristiken von Charlotte Wolter, Mitterwurzer, Sonnenthal, Haase, Barnay, Engels und Vollmer, Matkowsky und Kainz beschließen den ersten Band. Der zweite Band behandelt die französische Bühne von Scribe bis auf Augier, Dumas, Labiche und Sardou. Eugen Zabel.

Das Künstlerbuch. Eine kleine Reihe illustrirter Künstlermonographien. Elegant gebunden, je 3 Mark. Deckelzeichnung von Thoma. Band IV: Hans Thoma. Verlag von Schuster und Loeffler, Berlin 99.

Der frankfurter Meister bietet insofern eins der interessantesten Probleme, als sich in seinem vierzigjährigen Schaffen alle wechselnden Kunstrichtungen erschöpfend gespiegelt haben. Von etwa 1860 bis 70 Naturalist und in vollem Sinne „modern", ehe es bei uns „Moderne" gab, war er von 1870 bis etwa 88 Realist in der Art Leibls und Viktors Müller und ist seitdem Neuromantiker geworden. In dieser Periode hat er auch einen neuen bedeutenden Stil für den Steindruck geschaffen. Die starken Wandlungen seiner Entwickelung sind in dem vorliegendem Buch innerlich und äußerlich charakterisirt und durch Abbildungen aller seiner Hauptwerke anschaulich gemacht.

Franz Hermann Meißner.

Chinesische Charakterzüge von Arthur H. Smith. Deutsch bearbeitet. A. Stubers Verlag, Würzburg.

Der englische Verfasser, der durch eine zweiundzwanzigjährige Thätigkeit als Missionar im Innern des Landes mit der gelben Rasse vielleicht in engere Beziehungen trat als irgend ein Europäer vor ihm, berichtet in kurzen, leicht verständlichen Einzelbetrachtungen über die Charakterzüge der Chinesen; und sein Buch gilt bei allen Kennern als das beste, das je über die bezopfte Rasse geschrieben wurde. Dies und mein eigenes Urtheil haben mich bestimmt, das Werk zu verdeutschen. Freilich theile ich nicht alle von Smith ausgesprochenen

Ansichten. Ich habe mir daher erlaubt, da und dort in Randbemerkungen und in einer kurzen Nachschrift selbst das Wort zu nehmen.

Davos-Platz. F. C. Dürbig.

Die Griechen und ihre Sprache seit der Zeit Konstantins des Großen. Nebst einem Vorwort von D. N. Botassi und dem Bildniß des Brander-führers Konstantin Kanaris. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Als ich vor Jahren begann, mich mit der heute gesprochenen und geschriebenen griechischen Sprache vertraut zu machen, sie im täglichen Umgang mit in New-York lebenden Griechen verstehen und sprechen zu lernen, als ich bei dieser Gelegenheit Tausende von Griechen persönlich kennen lernte, und nachdem ich griechische Geschichte von da an studirt, wo wir in der Schule stehen geblieben waren, nämlich von der Zeit Alexanders des Großen an, erkannte ich, wie Irrthum und Feindsäligkeit sich verschworen haben, über die heutigen Griechen Entstellungen zu verbreiten und zu überliefern. Ueberall, so weit ich herum kam, urtheilte man über die heutigen Griechen und ihre Sprache gehässig, ohne sie anders als von Hörensagen zu kennen. In der am Meisten kosmopolitischen Stadt der Welt, in New-York, bietet sich aber mehr als irgendwo Gelegenheit, zu beobachten, welche verschrobenen Ansichten über Nationen durch Hörensagen sich entwickeln können. Durch Wort und Schrift gelang es mir, hier in Amerika, wo man fair play liebt, wo Gehässigkeiten gegen das eine oder andere Volk nicht, wie in anderen Ländern, einen Theil des Patriotismus bilden müssen, in weiten Kreisen, besonders unter meinen Kollegen, den Aerzten, landläufige Mythen über die heutigen Griechen und ihre Sprache auf Das zurückzuführen, was sie werth sind. Meine Vorträge und kleinen Schriften sammelte ich, ergänzte sie während eines Aufenthaltes in Griechenland und gab das Ganze in englischer Sprache heraus. Nun habe ich es ins Deutsche übertragen. Es würde mich sehr freuen, wenn diese Uebersetzung in Deutschland Beachtung fände, weil es mir bisher so wenig wie anderen Philhellenen gelang, ein Wort der Wahrheit über die heutigen Griechen bei deutschen Tageblättern anzubringen. Die politischen Zeitungen wollen von Wahrheit nichts wissen, sobald man den falschen Berichten über die heutigen Griechen entgegentritt.

New-York. Dr. Achilles Rose.

Zwei Novellen. Verlag von Gebrüder Paetel. Berlin 1899.

Bei der Selbstanzeige eines theoretischen Werkes kann der Autor sagen, was er versucht, von welchen Gesichtspunkten er ausgegangen, was er zu erreichen geglaubt hat, — bei einem tendenzlosen Kunstwerk, in dem er nur erzählen wollte, was sich vom Leben in ihm gespiegelt hat und im lebendigen Spiegel neue Gestaltung gewann, bleibt dem Autor nichts übrig als zu sagen: Dies habe ich erzählt ... aus meiner Stadt und meinem Milieu.

Wien. Karl Federn.

Inquisitoren, Märtyrer und Düsterdieck.

Dante
(am Rande eines, tiefen trichterförmigen Thales mit zwei Schatten):

Virgil, he, Virgil! Hörst Du nicht? Antworte doch! Oder bist Du wieder mal durch langes Schweigen heiser geworden? Nimm mir diese Beiden ab!

Virgil (kommt):

Woher?

Dante:

Von Hannover.

Virgil:

Saubere Gesellschaft dort! Du, nimm Dich vor Thomas von Aquino in Acht und vor Peter Arbuez! Sie sind fuchsteufelswild auf Dich!

Dante:

Warum denn? Was hab' ich ihnen gethan? Ich verstehe Dich nicht, muß doch selbst hinunter kommen, um zu sehen, was los ist. (Steigt mit den beiden Schatten hinunter.)

Peter Arbuez:

Höre, Dante, ich bin sehr unzufrieden mit Dir! Was für Volk jetzt dort oben in Inquisition macht, Das spottet aller Beschreibung. Man schämt sich nachgerade seines Berufes. Laß doch die Finger von solchen Leuten! Laß sie nur ruhig dort oben, uns nützen sie doch nichts.

Dante:

Ich verstehe Dich nicht, was soll Das?

Peter Arbuez:

Kennst Du nicht einen gewissen Düsterdieck?

Dante:

Ist mir gänzlich unbekannt.

Peter Arbuez:

Er ist General-Superintendent und Doctor theologiae in der königlich preußischen Provinz Hannover. Der Mann parodirt uns in einer haarsträubenden Weise und meint noch dazu, er kopire uns wirklich.

Dante:

Woher weißt Du Das?

Peter Arbuez:

Gestern stand ich zur Erholung mit Konrad von Marburg unter dem langen Rauchfang, der zur Erde emporsteigt und in dem sich, wie Du weißt, alle Gespräche, die dort oben in unserem Sinne geführt werden, wie in einem Sprachrohr sammeln. Plötzlich hören wir denn auch eine Stimme, die in einer gewissen Nachahmung der Sprache, die ex cathedra beim Verfluchen üblich ist, ruft: „Anathema sit, anathema sit!“ Das interessirte uns, und da auch der hohe Fistelton uns belustigte, lauschten wir weiter. Es war die Unterhaltung jenes Düsterdieck mit einem seiner Amtsbrüder; Beide glaubten, durch ein von ihnen neu eingeleitetes Ketzergericht sich um Hannover sehr verdient gemacht zu haben. Solche lutherische Diminutiv-Inquisitoren, der reine Hohn auf uns und unsere Kraft!

Dante:

Ich bin erstaunt. Und wenn er Chef des Heiligen Synods in Rußland wäre: er soll mir her mit seinem Kumpan! Es ist just Schlafenszeit; da kann ich leicht die Seelen für einen Augenblick durch jenen Schornstein hindurch aus den Leibern holen und hierher bringen.

Cand. theol. (eben gestorben):

O, so werde ich Glücklicher wenigstens hier noch einmal den theuren Mann sehen!

(Düsterdiecks Schatten in Schlafrock, Pantoffeln und Ordensbändern; neben ihm Uhlhorn, angezogen.)

Peter Arbuez:

Alle Wetter, Uhlhorn, daß Du mir noch mal in die Hände kämest, hätte ich nicht gedacht! Darüber freue ich mich mehr als damals, wo in Spanien die Viertausend brannten. Sei gegrüßt!

Uhlhorn:

Was soll Das? Wo sind wir?

Konrad von Marburg:

Einst gab ich Dich für uns verloren, als Du Deine „Christliche Liebesthätigkeit" geschrieben hattest. Aber Euer letztes Verfahren rehabilitirt Dich bei uns.

Uhlhorn:

Ich habe keine Gemeinschaft mit Euch. Ich stehe unentwegt auf dem Boden der reinen lutherischen Lehre. Die vergeht nimmermehr. Wer seid Ihr denn?

Konrad von Marburg:

Ich bin Konrad von Marburg. Der dort ist Peter Arbuez. Wir sind verdrossen über Euch weg'n der jämmerlichen Art, wie Ihr uns kopirt!

Uhlhorn:

Ja, wo bin ich denn? Dante hat mich doch über den dunklen Strom an Stelle des alten Hermes . . .

Peter Arbuez (unterbrechend):

Der war längst vor Dir hier. Er steht dort hinten und streitet mit einigen Dominikanern über die beste Art, die preußische Landeskirche von der Ketzerei zu reinigen.

Uhlhorn:

Aber wir fuhren doch, bevor wir in den langen Trichter gesteckt wurden, mit der seelenrettenden Bark . . . .

Konrad von Marburg (einfallend):

Ueber Den bin ich mir noch unklar; manchmal meine ich, er wird doch nichts für uns sein. Zu weich!

Uhlhorn:

Aber von Hermann . . .

Peter Arbuez (ärgerlich dazwischenfahrend):

Ach laß mich mit der ganzen Nation zufrieden! Von Hermann dem Cherusker an haben wir wenig Freude daran gehabt. Haben immer wieder Alles versucht, mit Feuer und Schwert sie Rom zu unterwerfen. Aber im letzten Augenblick entwischten sie uns doch immer wieder. Hermann, Heinrich der Dritte und nachher jener . . infame wittenberger Mönch, nun dieser nordische Ketzerstaat, es ist

zu nichtswürdig! Aber freilich, wenn sich dann noch gar Kerle wie Ihr unserer Sache annehmen, da muß man wirklich rufen: Satan, schütze uns vor unseren Freunden!

Uhlhorn:

Ja, wo befinden wir uns denn? Ist denn Das nicht der Himmel?

Konrad von Marburg (ein Gelächter anschlagend):

Aber Uhlhorn, bei uns der Himmel?! Selbstverständlich seid Ihr in der Hölle! Hast ja die räumliche Existenz des Himmels, entgegen derjenigen Ueberlieferung, die für Euch die höchste Autorität hat, selbst geleugnet! Und daneben betheiligst Du Dich an einem Ketzergericht über Jemand, dessen Ketzerei sich doch nur im Gegenstande der Lehre von Deiner eigenen Ketzerei unterscheidet. Bist Du also nicht einer der Unseren?

Düsterdieck (der bisher im Hintergrunde gestanden, hervortretend):

Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Ich in der Hölle? Meine Rechtgläubigkeit ist über allen Zweifel erhaben!

Thomas von Aquino (hinzukommend):

Eure ganze Rechtgläubigkeit! Selbst an den Lehren Eurer eigenen Ketzerfürsten gemessen, macht sie kläglich Fiasko, geschweige denn an meinem richtigen Weltsystem. Du selbst hast den Sündenfall geleugnet, Inquisitor! Entweder — oder. Entweder geht es in Gott und Welt so her, wie mein System endgiltig festgestellt hat, oder das sogenannte moderne Weltbild, dieses verfluchte Erzeugniß eines vielhundertjährigen Abfalles vom Glauben, hat Recht. Nun aber lehrt die Kirche, daß mein System das allein richtige ist und daß jede andere Meinung als ein Glaubensirrthum der schwersten Strafe für Leib und Seele verfällt, wie es noch zuletzt unser trefflicher Pius der Neunte mit unfehlbarer Hand durch den Syllabus diesem Jahrhundert ins Angesicht geschleudert hat. Also ist mein System das richtige. Ihr aber seid lauter halbe Menschen. Wollt zu uns gehören und seid doch sammt und sonders durchfressen vom modernen Denken. Falls ein echtes Wunder auf der Straße geschähe, so schriet Ihr Alle nach dem Schutzmann.

Konrad von Marburg:

Oder allenfalls nach dem Kreis-Physikus.

Thomas von Aquino:

Summa summae, Ihr blamirt Euch und schwächt, ohne es zu wollen, den Nimbus der Kirche, indem Ihr meint, unseres Gleichen zu sein. Wenn ich dürfte, wie ich wollte, ließ ich Euch Alle brennen.

Düsterdieck (erschrocken):

Mich aber doch nicht?

Thomas von Aquino:

Dich erst recht. Du bist wie alle Anderen, auf ein Bischen mehr oder weniger Ketzerei kommts nicht an!

Jakob van Hogstraten:

Gieb ihn mir, mit Wonne möcht ich ihm ans Fell. Ich verstehe ihm ein Bad zu rüsten, an dem er sich freuen soll. Was ich auf Erden versäumt habe, möchte ich nachholen: Das war mein Schmerz im Sterben, daß ich nicht noch mehr Unheil auf der Erde angerichtet hatte!

Peter Arbuez:

Ich habe doch auch wieder meine Freude an diesen Gesellen, so weit man die überhaupt an einem Lutherischen haben kann. Freilich, Düsterdieck, Euch fehlt der Großbetrieb, weil Eure Sekte zu klein ist. Aber für Eure Verhältnisse seid Ihr doch recht rührig bei der Arbeit gewesen: Sulze, Werner, Klapp, Portig, Beesenmeyer, von Lüpke, Werckshagen, Baumgarten . . .

Düsterdieck (einfallend):

Von Dem haben die Brüder in Mecklenburg die Kirche gereinigt, Das ist nicht unser Verdienst.

Peter Arbuez:

Ich versprach mich: Weingart! Eine ganz nette Leporello-Liste in Eurer Art! Wahrlich, hättet Ihr mehr Macht und wäre der berliner Papst-Kandidat wirklich Primas aller Deutschen geworden: wir hätten von Euch eine bedenkliche Konkurrenz fürchten müssen. Dann hätte er die Scheiterhaufen nicht nur von Papier angezündet. In Euch steckt doch noch ein Schuß guten alten Inquisitorenblutes!

Gregor der Neunte (hinzutretend):

Ach was, sie machen sich mit ihren romantischen Rokoko-Inquisitiönchen nur lächerlich! Bevor sie den weltlichen Arm wieder zu ihrer Verfügung haben, kommen sie nicht vorwärts.

Innocenz der Sechste (der das Letzte gehört hat, schwärmerisch-wehmüthig):

Des Verderbens Höhepunkt ist dieser ketzerische „moderne" Staat. Ecclesia non sitit sanguinem. O selige Zeiten des frommen Kaisers Karl des Vierten!

Thomas von Aquino:

Man muß doch auf diese Umkehr hoffen. Schon mancher Staatsanwalt ist unserem Interesse neuerdings gefällig gewesen.

Torquemada:

Und der vorletzte Kultusminister lenkte doch schon in gute Bahnen ein; erinnert Euch seiner Stellung zu den Dissidentenkindern: so reklamirte auch zu unseren besten Zeiten die Mutter Kirche der Kinder Seelen von ihren fleischlichen Eltern. Der hätte noch werden können. Ce n'est que le premier pas qui coûte.

Konrad von Marburg:

Ach, der Mann war viel zu schwach! Er wäre ja vor den Konsequenzen zurückgeschreckt. Erinnere Dich doch nur seiner beiden Hau-Erlasse. Mit dem einen hob er den anderen auf, weil er kein Blut sehen kann; selbst das Berliner Tageblatt mußte ihn einmal loben.

Thomas von Aquino:

Quod licet Mossi, non licet Bossi.

Konrad von Marburg:

An Zeiten und Staaten liegts nicht, sondern lediglich an Euch selbst! Ihr seid ein Geschlecht der Inkonsequenz, Düsterdieck, und der Waschlappigkeit geworden! Habt nicht mehr, wie ich einst, den Muth, Brandfackeln Deutschlands zu werden; fürchtet Euch, auch nur ein Streichholz anzustecken. Warum kriegt Ihr nicht Eure Fürsten mit harter Faust in Euern Zwang, wie ich einst die Heilige Elisabeth? Müßtet sie um den Fingern wickeln können! Euer Fanatismus ist künstlich gezüchtet, unecht, im Blut verdorben, ein bloßer revenant! Wollt unfehlbar sein und pocht auf Verfassungen und Paragraphen!

Torquemada:

In diesem Düsterdieck ist trotzdem Etwas, dem ich persönlich mich wahlverwandt fühle. Nimmt mit jedem Athemzug, mit jedem Gedanken die Wohlthaten seiner modernen Welt in sich auf, die ihn trägt, schützt, nährt, selbst mit Gewissensfreiheit, Forschungrecht und sogar mit (zögernd, knirschend) ... Menschenliebe ... und gerirt sich dabei doch wie Unsereiner! Kerl, Du gefällst mir! Ich werde mir die Erlaubniß auswirken, Dich in der fünften Region des achten Kreises beim Treibjagen als Treiber anzustellen.

Düsterdieck:

Was, ich Säule der Rechtgläubigkeit Treiberjunge in der Hölle?! Fluch, Fluch Euch Allen ...

(unterbrochen von schallendem Gelächter Aller).

Peter Arbuez:

Hört, hört, ein lutherisches Anathema!

Innocenz der Sechste:

Das soll unsere Kopie sein!

Konrad von Marburg:

Gegenüber dem Donnerrollen Roms wie Gepolter einer Kegelkugel!

Torquemada:

Halber Kerl! Liebe kennt er nicht, fluchen kann er auch nicht!

Alle:

Hinaus mit ihm!

Thomas von Aquino:

Summa ummae, der Kesselheizer Strauß soll kommen und ihm mit seiner Brunnenröhre einen Guß Wasser übern Kopf geben.

(D. F. Strauß kommt und thut es.)

Düsterdieck (aufwachend):

Was ist denn Das? Habe ich mich herumgeworfen und dabei die Wasserflasche vom Nachttisch mir selbst über den Kopf gegossen! Was träumte ich nur?

Prospektbefreiungen.

Es giebt eine Anzahl von Kreditinstituten, die sich der besonderen Fürsorge der Regirungen erfreuen und denen daher auch die Gesetzgebung, nicht nur in Preußen, sondern auch im übrigen Deutschland zu Hilfe gekommen ist, um

ihnen eine Reihe von Vorrechten zu gewähren, die anderen, nicht minder zuverlässigen und gut situirten Anstalten dennoch versagt geblieben sind. Es sind Das in Preußen die landschaftlichen Kreditinstitute, in den meisten anderen Bundesstaaten private Hypothekenbanken; und zu den Vorrechten, die ich meine, gehört unter Anderem die Mündelsicherheit ihrer Obligationen. Das Publikum ist nun aber doch nicht so naiv oder so autoritätgläubig, um diesen staatlich begünstigten Papieren den Vorzug vor anderen zu geben, die bei der selben Sicherheit höhere Gewinne versprechen, und deshalb glaubte die preußische Ministerweisheit zu einem besonderen Mittel greifen zu sollen, um ihren Lieblingen einen weiteren Vortheil vor den Instituten, deren Konkurrenz ihnen verhaßt ist, zu sichern. „Wer will, ist Dem nicht Alles möglich?“ sagt Alcest in Goethes Mitschuldigen; und so erinnerte man sich der Prospektbestimmungen des Börsengesetzes, die seit einigen Jahren für das ganze Reich in Kraft sind. Nach § 36 des Gesetzes hat die Zulassungstelle die Aufgabe und die Pflicht dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurtheilung der zu emittirenden Werthpapiere nothwendigen thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse so weit wie möglich informirt wird, und bei Unvollständigkeit der Angaben die Emission nicht zuzulassen. Und nach § 38 ist vor der Zulassung, so fern es sich nicht um deutsche Reichs- oder Staatsanleihen handelt, ein Prospekt zu veröffentlichen, der die für die Beurtheilung des Werthes der einzuführenden Papiere wesentlichen Angaben enthält. Die Landesregirungen dürfen aber für Schuldverschreibungen, die sie oder das Reich garantiren, und für Obligationen kommunaler Körperschaften, kommunalständischer Kreditinstitute und unter staatlicher Aufsicht stehender Pfandbriefanstalten von der Einreichung eines Prospektes entbinden. Das kam bisher den Hypothekenbanken bei der Ausgabe ihrer Pfandbriefe fast allgemein zu Gute; und in der That hätte sich auch kein Grund finden lassen, heute für die fünfzehnte Serie einer Pfandbriefausgabe und drei Monate später für die sechzehnte Serie jedesmal eine genaue Darlegung und Veröffentlichung der Verhältnisse der ein für allemal konzessionirten Bank zu verlangen. Es mußten, wenn von dieser Regel — im Falle der Stettiner National-Hypotheken-Kredit-Gesellschaft — abgewichen wurde, schon Verhältnisse vorliegen, die der Aufsichtbehörde selbst Anlaß zum Eingreifen boten.

Nun dekretirt man aber plötzlich, daß die Befreiung von der Einreichung eines Prospektes bei den Zulassungstellen der Börsen im Allgemeinen nur noch für mündelsichere Werthpapiere gewährt werden soll. Dieser Mündelsicherheit erfreuen sich die preußischen Hypothekenbanken für ihre Obligationen nicht, wohl aber die im Allgemeinen mit geringeren Garantien ausgestatteten landschaftlichen Institute: und Das sagt Alles! Außerhalb Preußens besitzt, wie bereits gesagt, eine große Anzahl von Hypothekenbanken das Privilegium der Mündelsicherheit; die zuständigen Landesregirungen werden nicht säumen, dem preußischen Beispiel zu folgen, und dann wird den von einem preußischen landschaftlichen Kreditinstitut oder von einer nichtpreußischen Hypothekenbank ausgegebenen Pfandbriefen das Kapital der deutschen Sparer ohne Weiteres zur Verfügung stehen, während selbst für die besser fundirten Pfandbriefe der größten preußischen Hypothekenbanken der Prospektzwang fortdauert! Nun hat zwar die preußische Regirung die Einschränkung gemacht, daß „dem für die Emissionbörse vorzugsweise in Betracht kommenden Publikum die erforderlichen Informationen über das zu

emittirende Werthpapier auch ohne Ausgabe eines Prospektes zu Gebote stehen müssen." Das ist nach dem Börsengesetz aber ja ganz selbstverständlich und eine Zulassungstelle, die ihre Pflicht erfüllt, ist so wie so regelmäßig in der Lage, sich auch ohne Prospekt das nöthige Material zusammenzustellen.

Die Zulassungstellen müssen sich übrigens oft von den Börsen selbst die bittersten Wahrheiten sagen lassen, nicht weil sie zu streng, sondern weil sie zu mild sind und dadurch das Niveau der ihnen anvertrauten Börsen herabdrücken. Es giebt eben überall laxe oder gutmüthige Leute, denen eigentlich kein Unternehmen so verrottet erscheint, als könnte es nicht doch dem Börsenhandel dienen. Dann pflegt allerdings der Prospekt ungeheuer wortreich zu sein, — um die Hauptsachen zu verschweigen. Immerhin könnte das Publikum doch aus den Prospektveröffentlichungen recht wohl Nutzen ziehen, wenn es sich nur Mühe geben möchte, besser zu lesen und mit Besonnenheit zu prüfen, was Alles nicht darin steht. Gab es da einst in Rostock eine Aktiengesellschaft für Schiff- und Maschinenbau, die nach vorübergehenden vielversprechenden Anfängen zusammenbrach. Auf den Ruinen baute sich eine neue Gesellschaft an, aber auch sie konnte acht Jahre lang auf keinen grünen Zweig kommen. Anfangs besaß sie noch 1300000 Mark Aktienkapital, schloß aber bald mit einem Verlust von 260000 Mark ab und mußte ihr Kapital um diese Summe vermindern. Der Versuch, für 260000 Mark neue Aktien auszugeben, schlug fehl und auch das Manöver, Vorzugsaktien — je eine gegen drei alte Aktien — abzusetzen, hatte nur mäßigen Erfolg. Schließlich wurde das Aktienkapital aber doch auf 1650000 Mark erhöht, wobei freilich die Gesellschaft stark verschuldet blieb, und es gelang der Verwaltung sogar, für ein Jahr vier Prozent Dividende herauszurechnen. Darauf stützte sie sich, um ihre Aktien an die Börse zu bringen. Die Zulassungstelle reicht ihr willfährig die Hand und die Aktiengesellschaft für Montanindustrie hat die Patronage übernommen. So weit das Publikum die Unvorsichtigkeit begangen hat, sich fangen zu lassen, wird ihm jetzt ein Emissionkurs über Pari vorgeschrieben. Der Prospekt enthielt eben nichts über die Höhe des Ausgabepreises! Daß die patronisirende Aktiengesellschaft besonderes Vertrauen einflößte, läßt sich übrigens nicht gerade behaupten. Das Bergwerkpapier, das sie zuletzt an die berliner Börse brachte, hat ununterbrochen Kurseinbußen erlitten und auch sonst scheinen nicht einmal ihre eigenen Unternehmungen zu prosperiren, geschweige die ihrer Schützlinge, die bereits anderswo vergeblich um Beistand angepocht haben.

Das Patronagesystem, das schon so manche Auswüchse gezeitigt hat, greift übrigens an den Börsen immer mehr um sich und geht mit einem Mißbrauch der Syndizirungbestrebungen Hand in Hand. Bei den elektrischen Gesellschaften sind wir schon längst daran gewöhnt, daß sie eine Bank oder eine Zweckgesellschaft vorschieben, um gewisse Aufträge zu erhalten oder um ihre Papiere einzuführen. Neuerdings greift aber sogar eine größere Bank zu etwas Aehnlichem, sei es, um die Provisionen in eine größere Zahl von Händen zu spielen, sei es, weil sie sich nicht mehr zutraut, den ganzen Umfang ihres Geschäftes zu übersehen, und dafür einer Sonderstelle zu bedürfen glaubt. Den Vortheil bietet jedenfalls eine solche Zweckgesellschaft, daß man die Verantwortlichkeit für schwierige und bedenkliche Geschäfte leicht auf sie abwälzen kann.

Lynkeus.

Notizbuch.

Das preußische Staatsministerium hat in seiner schlappenreichen Geschichte eine neue Niederlage zu verzeichnen. Es hat — wie glaubwürdig erzählt wird, auf den Rath des inzwischen geadelten Herrn Thielen — die politischen Beamten weggejagt, die nicht für den Mittellandkanal stimmen wollten, für einen Plan, den bekanntlich nicht nur die ob ihrer blinden Begehrlichkeit berüchtigten Agrarier bekämpfen, sondern der auch bei namhaften Aquariern, bei großen Handelskammern, bei Nationalökonomen wie Max Sering und Gustav Cohn auf Widerstand stößt. Durch seine That hat das preußische Staatsministerium bewiesen, daß es von den politischen Beamten nicht nur das rückhaltlose Bekenntniß zu den Grundanschauungen der offiziellen Politik verlangt, sondern ihnen auch zumuthet, für jedes einzelne, vielleicht noch ganz ungeklärte Projekt ohne Murren und Zaudern einzutreten. Eine sichtbarere Schwächung der Beamtenautorität konnte kein boshafter Demokrat ersinnen. Die Präsidenten und Landräthe sind in ihrem Wirken dadurch des letzten Scheines selbständiger Ueberzeugung entkleidet worden. Allgemein war und ist noch heute die Ansicht, durch dieses Vorgehen sei Sinn und Wortlaut der preußischen Verfassung, über deren freiheitlichen Aufputz jetzt jeden Abend im Deutschen Theater gelacht wird, verletzt worden; und wenn sich die Möglichkeit geboten hätte, das Ministerium in Anklagezustand zu versetzen, dann wäre es nach menschlichem Ermessen von jedem unbefangenen Gerichtshof des Verfassungbruches schuldig erkannt worden. Dieses Schicksal war ihm am elften Januar nun im preußischen Abgeordnetenhause beschieden. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der im Kronrath zuerst für die Auflösung des Abgeordnetenhauses und dann, als der König diesen Weg verwarf, für die disziplinarische Bestrafung der unbotmäßigen Beamten gestimmt hatte, verlas eine Erklärung, die das Ministerium von dem Vorwurf des Verfassungbruches reinigen sollte, — ungefähr so, wie eine von dem selben Herrn an erster Stelle unterzeichnete Erklärung einst den sehr ehrenwerthen Herrn von Boetticher gereinigt hatte. Der damals Gereinigte ist dankbaren Gemüthes: er hat noch neulich in einem Trinkspruch seinen Wohlthäter verherrlicht. Der Landtag hat zu Gefühlen der Dankbarkeit weniger Anlaß; und so lachten die Abgeordneten den Ministerpräsidenten höchst respektlos aus. Noch schlimmer würde es dem alten Herrn ergehen, wenn er die selbe oder eine ähnliche Erklärung im Herrenhause verlesen sollte, wo die Angelegenheit wohl auch erörtert werden wird. In keiner Partei erstand der Regirung ein Vertheidiger; und von den Herren von Köller, von Kardorff und von Zedlitz bekam sie Dinge zu hören, die keiner preußischen Regirung je bisher von konservativen Politikern gesagt worden sind und die, wie man meinen müßte, keine Regirung hinnehmen kann. Das wäre ein Irrthum. Die Minister wurden vor einer „Ueberspannung des monarchischen Gedankens" gewarnt; es wurde ihnen vorgeworfen, die Krone werde von ihnen „übel berathen" und sie forderten, statt altpreußischer Königtreue, byzantinische Sklavengefühle; sie wurden offen des Verfassungbruches angeklagt und dem Ministerium Polignac verglichen, das Karl den Zehnten von Frankreich ins Unglück stürzte, — einerlei: die Excellenzen nahmen Alles gelassen hin, packten, nach belanglosen Reden, ihre Akten zusammen und gingen, scheinbar ganz vergnügt, nach Hause. Man könnte nach diesem Vorgang fragen, wie viele Niederlagen wohl nöthig sind, um in Preußen heutzutage ein Ministerium unmöglich zu machen. Doch solche Fragestellung wäre

recht unfreundlich. Sagen wir lieber: Seit dem elften Januar 1900 kann nur noch ein ganz gewissenloser Nörgler und Hetzer daran zweifeln, daß wir in der preußischen Regirung starke Männer haben.

* * *

Nur in Preußen? Nein: auch im Reich, dem Himmel sei Dank. Oder ist der rhetorische Aufwand, den Graf Bülow bei einer Schiffstaufe neulich in Stettin getrieben hat, etwa nicht eine starke Leistung? Zweimal an einem Tage hat der Staatssekretär gesprochen, schön gesprochen, sehr fein nuancirt gesprochen; und es ist recht unartig von seinen bisherigen Freunden, daß sie diesmal mit seiner Oratorenthat nicht zufrieden sind. Mancherlei mag ja daran zu bekritteln sein — mein Gott: wer ist denn vollkommen? — und die Behauptung, ein Mann von annähernd bismärckischem Wuchs hätte sich nie zu solchen Gemeinplätzen erniedert, mag Einiges für sich haben. Aber das Ganze war doch wundervoll auf den Kindertheaterton gestimmt, der für solche Anlässe bei uns nun einmal üblich geworden ist und, wie es scheint, gern vernommen wird. Zuerst, bei der offiziellen Taufe des für die Hamburg-Amerika-Linie gebauten Riesenschnelldampfers „Deutschland", war der Kaiser anwesend und es zeigte sich, daß der Staatssekretär in wesentlichen Punkten ganz mit den Anschauungen des Monarchen übereinstimmt. Das ist, im Interesse einer gedeihlichen Förderung der Geschäfte, doch schon sehr erfreulich. Graf Bülow — er ist der Nächste zum Fürstentitel — sprach als ein im tiefsten Wesenskern frommer Mann, so innig und des Gottes voll, daß seine journalistischen Freunde vom Tageblatt und der Kölnerin ganz verblüfft gewesen sein müssen; er nannte den liebenswürdigen, gütigen, stillen, bescheidenen ersten Kaiser im neuen Reich wiederholt den „Großen", erwähnte bei seinem Rückblick auf deutsche Entwickelungen Bismarck nicht und sprach nur von den „unsterblichen Berathern des großen Kaisers", also von einem Kollektivum, das, weil es gewürdigt ward, einen Großen berathen zu dürfen, unsterblich geworden sei. Später, als das Schiff vom Stapel gelaufen war, gab es natürlich ein Festmahl. Der Kaiser war nicht anwesend; aber viele Hanseaten und andere Nationalliberale saßen am Tisch. Graf Bülow redete abermals; und nun zeigte sichs, daß er im Grunde ein echt nationalliberaler Politiker ist. Dem lieben Gott gönnte er diesmal Ruhe, aber Bismarck nannte er den größten Staatsmann aller Zeiten und sprach vom Tollen Jahr, von dem Einheitstreben und frühen Flottenglauben der deutschen Demokratie so liebevoll und zärtlich, wie es sonst höchstens Herr von Bennigsen an guten Tagen fertig bringt. Auch im Uebrigen enthalten beide Reden noch wunderschöne Sätze, die jeden Leitartikel zieren würden. Wie allerliebst ists zum Beispiel, wenn der Staatssekretär ausführlich und schwungvoll erzählt, die Hamburg-Amerika-Linie und der stettiner Vulkan hätten ursprünglich ein viel kleineres Aktienkapital gehabt, als sie es heute haben. Das trifft auch auf etliche Tausende anderer Firmen zu, — gewiß; aber es macht sich doch immer wieder gut und stärkt den Glauben an die erreichte Herrlichkeit. Und wie lieblich klingt die Geschichte von der deutschen Hansa, die elend zu Grunde gehen mußte, weil das Reich ihr keinen genügenden Schutz durch Kriegsschiffe bot! Zwar könnte man einwenden, die Hansa sei gar keine deutsche Institution gewesen, sondern eine internationale Unternehmergenossenschaft, die böse Buben damals vielleicht die

Goldene Internationale nannten und die unterging, weil die Bedingungen des Schifffahrtverkehres und der Ausbeutungmöglichkeiten sich änderten und weil die dynastischen Territorialherren, darunter auch die Hohenzollern, die Konkurrenz dieser ihrer Aufsicht und Leitung nicht zugänglichen internationalen Großmacht nicht länger dulden wollten. Im „Vorwärts“ ist ja daran erinnert worden, daß es gerade ein Hohenzollernfürst war, der die Auflösung des märkischen Hansabundes verfügte. Aber kommt es auf solche Kleinigkeiten wirklich an? Wie kann man nur so pedantisch und eigensinnig sein! Wir sind an diese Hansageschichten nun einmal gewöhnt, wollen sie nicht missen und sollten froh sein, wenn sie in so herzigem Feuilletonistenstil vorgetragen werden. Dann hat die Bosheit darüber gespottet, daß der excellente Tafelredner so viel von Theater, Rollen, Statisten, Bühne gesprochen habe, und gemeint, die ganze Sache sei theatralisch aufgeputzt. Ja, warum denn nicht? Wenn die Bretter die Welt bedeuten: warum soll ein hoch gesinnter Herr nicht auch einmal die Welt für eine Bretterbühne ansehen, auf der er agirt, Politik treibt, Kolonien erobert, Schiffe ausrüstet und den Weltlauf bestimmt? Das ist doch ein ganz harmloses Vergnügen, an dem sich kein billig Denkender ärgern darf. Wer sich auf diesem Brettergerüst bewegt, Der kann wohl zu dem Glauben gelangen, „daß hinsichtlich der Ziele unserer auswärtigen Politik und auch der Mittel, um diese Ziele zu erreichen, tiefere Divergenzen in der Nation nicht obwalten.“ Andere minder glückliche Leute finden freilich, es sei „hinsichtlich“ der Ziele und Mittel unserer auswärtigen Politik die äußerste Unklarheit vorhanden und es werde, wenn sie je der Klarheit wiche, zu recht unangenehmen Divergenzen kommen. Ists also nicht gut, daß wir noch nicht so weit sind? Bedenklich scheinen eigentlich nur zwei Sätze des stets begeisterten Redners. Erstens meint er, der Reichstag und die Flotte seien Geschwister und er hoffe, „Mutter Germania werde auch weiter an diesen beiden Kindern ihre helle Freude haben.“ Mutter Germania, diese wunderliche Dame, hat an dem Reichstag also bisher „ihre helle Freude gehabt“. Das ist schließlich Geschmackssache; über diesen selben Reichstag hat der Deutsche Kaiser sich, wie man noch nicht vergessen hat, mehrfach im Ton tiefster Entrüstung geäußert. Aber wie stehts mit der genealogischen Tafel? Wenn der Reichstag der Sohn der Frau Germania ist: in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß stehen zu der würdigen Dame dann Volk, Bundesfürsten, Bundesrath? Auch mit der Tochter Flotte — gemeint sind die vom Volk bezahlten und gebauten Schiffe, auf denen Söhne des Volkes als Befehlshaber und Bedienstete thätig sind — ists so'ne Sache, wie der Berliner sagt. Da der Reichstag ihr Bruder ist: wer ist ihr Vater? Leicht ists nicht, sich in diesen Wirren zurechtzufinden. Und fast noch schwerer ist es, den zweiten bedenklichen Satz zu verstehen. Der in Stettin getaufte Dampfer soll an Schnelligkeit alle anderen übertreffen. Darob spricht also Graf Bernard von Bülow: „Wie dieses Schiff den anderen über sein soll, so viele ihrer auch die Meere durchqueren, so möge immerdar für jeden Deutschen Deutschland, Deutschland über Alles sein, über Alles auf der Welt!“ Sehr schön, ganz wundervoll sogar. Nur . . . Das Schiff soll doch wirklich, nicht nur in der Vorstellung, alle anderen an Leistungfähigkeit übertreffen. Und Deutschland? Soll seine Weltpolitik darin bestehen, daß es im Erraffen und Erobern mehr leistet als alle anderen Staaten? Oder genügt es, wenn das Deutsche Reich, ob es nun groß oder klein, siegreich oder geschlagen sei, dem guten Deutschen im innersten Herzen mehr gilt als alles Andere auf der Welt? In beiden Fällen

stimmt der Satz nicht recht und es könnten sich über Ziel und Grenzen der Weltpolitik am Ende doch beträchtliche Divergenzen ergeben.... Das sind im Grunde aber auch nur geringfügige Bedenklichkeiten. Wenn Graf Bülow, wie manche rückständige Leute zu wünschen scheinen, nüchtern gesagt hätte, zu welchem Zweck, zur Erreichung welchen Zieles wir die Verdoppelung der Schlachtflotte dringend brauchen, dann wäre solche Darstellung furchtbar langweilig geworden. Darauf hat der kluge Staatssekretär sich nicht eingelassen; er hat den blühenden Stil lauffisch-levysohnischer Poesie vorgezogen. Und es klingt nicht unwahrscheinlich, wenn erzählt wird, Herr Ballin, der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, habe nach der Tauffeier seufzend gesagt, von all den Journalisten, die er im Lauf der Jahre umsonst über die Meere geführt und reichlich mit Speise und Trank geletzt habe, könne kein Einziger an Bilderreichthum und feuilletonistischer Begabung sich dem im Auswärtigen Amt waltenden Staatssekretär vergleichen.

* * *

In einer vom Rektor der Technischen Hochschule in Charlottenburg verlesenen Kundgebung hat der Deutsche Kaiser feierlich erklärt, er betrachte die Sozialdemokratie als eine vorübergehende Erscheinung, die sich austoben müsse. Dieses Wort, das wir sehr ernst nehmen müssen, schließt die lange Aera des „Kampfes gegen den Umsturz". Denn zum Kampf gegen eine vorübergehende Erscheinung bietet eine verständige Regirung nicht die gesammelte Macht eines großen Reiches auf, um eines so zwecklosen Kampfes willen zersplittert sie nicht die zur Erreichung lohnenderer Ziele nöthigen Kräfte der ohnehin schon allzu weit von einander geschiedenen Volksschichten. Und es kann nicht empfehlenswerth sein, einer Erscheinung, die sich austoben muß und austoben wird, durch Zwangsmaßregeln die unerläßliche Gelegenheit zum Austoben zu nehmen. Wenn, wie bis auf Weiteres vorauszusetzen ist, der Bundesrath der Ansicht des Kaisers nicht widerstrebt, dann muß dem Wort schleunigst die That folgen, muß der neue Weg ohne Säumen beschritten werden. Von Ausnahmegesetzen, Umsturz- und Zuchthausvorlagen darf dann nicht ferner mehr die Rede sein. Die sozialdemokratische Partei muß künftig genau wie alle anderen Parteien behandelt werden. Man gebe ihr die Erlaubniß, Berufsvereine zu gründen, befreie sie von allen Fesseln, die jetzt noch das Recht auf Koalition belasten, erschwere und hindere ihre Versammlungen nicht, erspare ihr alle Chicanen und Vexationen, gestatte ihren Mitgliedern die Annahme aller kommunalen Ehrenämter und enthalte sich aller unmodernen Umsturzredereien. Dann hat die Sozialdemokratie die Möglichkeit, sich nach Herzenslust auszutoben; und der bürgerlichen Gesellschaft bleibt dennoch das Recht und die Kraft, mit den vom Strafgesetzbuch zur Verfügung gestellten Mitteln alle Ausschreitungversuche zu unterdrücken. Wenn man sich entschließt, etwa fünf Jahre lang, was auch geschehen möge, auf diesem Weg zu verharren und um keinen Preis den sich Austobenden auch nur den geringsten für die Agitation brauchbaren Stoff zu liefern, dann wird es, nach Ablauf dieser treuga imperatoris, sich zeigen müssen, ob die in der Sozialdemokratie politisch organisirte Erhebung des Proletariates wirklich eine vorübergehende Erscheinung war.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Januar 1900.

Antike Humanität.

Unter Humanität verstehe ich, was das Wort besagt: echte Menschheit und Menschlichkeit, eine Beschaffenheit und ein Verhalten des Menschen, die der Idee des Menschen entsprechen. Ich behaupte nun, daß die Hellenen und die hellenisch gebildeten Römer als die Ersten und in der alten Welt die Einzigen in diesem Sinne human gewesen sind. Gegen diese Ansicht werden gegenwärtig vier Einwürfe erhoben: 1. Der Begriff der Humanität ist widersinnig, da es keinen Menschen an sich, sondern nur verschiedene bestimmte Menschen giebt: Männer, Weiber, Kinder, schlechte, gute, dumme, gescheite, Chinesen, Hottentotten, Deutsche, Franzosen u. s. w. 2. Die alten Griechen und gar die Römer sind nichts weniger als human gewesen. 3. Nur das Christenthum macht human. 4. Nur die moderne naturwissenschaftliche Bildung und der moderne Industrialismus machen human. Ich beschränke mich für heute auf die ersten beiden dieser vier Einwürfe.

Es ist nicht nöthig, auf den alten großen Prinzipienstreit zwischen Realismus und Nominalismus, Idealismus und Entwickelungtheorie einzugehen. Jedermann weiß, was ein schönes Pferd ist; ob es Gott oder der Züchter geschaffen hat, ob die in ihm verwirklichte Pferdheit eine ewige oder eine gewordene Idee ist, darauf kommt nichts an: wo immer das Idealpferd geschaut wird, da entsteht in den Köpfen der Beschauer die Idee der Pferdheit, die darunter nicht im Mindesten leidet, daß es plumpe Ackergäule, struppige Kosakenpferde und jammervolle Klepper giebt. Die Griechen haben, wie Houston Stewart Chamberlain richtig sagt, den Menschen, Das heißt: den Idealmenschen, entdeckt. Sie hätten ihn nicht entdecken können, wenn er nicht vor ihnen gestanden hätte. Buschweiber und Botokuden oder Mongolen=

jünglinge haben dem Phidias nicht Modell gestanden. Der Arier ist der Idealmensch von Natur, aber die volle Ausgestaltung des Ideals erforderte geistige und leibliche Arbeit; diese Arbeit haben die Hellenen zuerst von allen arischen Völkern geleistet und die Zeugnisse dieser Arbeit haben wir in den Werken ihrer Architektur, Plastik, Poesie und Wissenschaft vor Augen und in Händen. Daß das ästhetische Ideal, nachdem es die Griechen einmal an sich selber entdeckt hatten, den europäischen Völkern nicht mehr verloren gegangen ist, daß es überhaupt unveränderlich ist, wird gelegentlich bestritten; spätere Zeiten hätten anderen Idealen den Vorzug gegeben. „Die geschundenen Heiligen, die Statuen Christi, die wir heute noch zu Hunderten an den Wegen aufgerichtet sehen, sind nicht schöner als chinesische Fratzen und dennoch beherrschten und beherrschen sie das ästhetische und religiöse Denken einer Masse von Europäern." (?) Aber wo die Kirche das Häßliche protegirt, da thut sie es nicht, weil ihre europäischen Vertreter das Häßliche für schön halten, sondern weil sie im Schönen einen Fallstrick des Teufels fürchten; und die Heiligen Sebastiane, die büßenden Magdalenen der großen Maler, die Kruzifixe der tiroler Schnitzer sind keine häßlichen Fratzen, sondern schöne Jünglings-, Männer- und Frauengestalten; wenn an den Wegen katholischer Gegenden Fratzen stehen, so ist die Ursache davon weniger eine mangelhafte Aesthetik als der Umstand, daß unsere Bauern entweder zu arm, oder zu geizig sind, um Kunstwerke zu kaufen. Daß aber die christlichen Maler und Bildhauer nicht gleich nach der Völkerwanderung Buonarottis gewesen sind, daran war nicht ein falsches Ideal, sondern der Verlust der Technik schuld, die erst langsam wieder erworben werden mußte; es ging ihnen wie heute noch uns kunstverständigen Nichtkünstlern: wir wissen wohl, was schön ist, aber machen können wir's nicht. Da nun die Griechen im eigenen Volke das Idealmenschenthum entdeckt hatten, so verstand es sich von selbst, daß sie den Unterschied zwischen sich und den dem Ideal weniger entsprechenden Menschen bemerkten. Selbst die stammverwandten Römer den Barbaren beizuzählen, waren die Griechen berechtigt, so lange jenen die feinere geistige und ästhetische Bildung fehlte. Eratosthenes hatte die Eintheilung der Menschen in Griechen und Barbaren getadelt und die in Gebildete und Ungebildete für berechtigter erklärt, weil es auch unter den Barbaren gebildete und unter den Griechen rohe Menschen gebe; darauf erwiderte Strabo, eben ihrer höheren Bildung wegen hätten sich die Griechen von allen übrigen Völkern unterschieden; Ausnahmen bestätigten die Regel. Insofern allerdings hatte Eratosthenes gegen Strabo Recht, als vom dritten Jahrhundert ab, wo die Griechen entarteten, während sich ihre Bildung über den ganzen römischen orbis terrarum ausbreitete, die alte Eintheilung hinfällig wurde. Aber in ihrer Blüthezeit würden sie der Humanität einen schlechten Dienst erwiesen haben, wenn sie persische Satrapen eingeladen hätten,

ihre Städte zu regiren, wenn ihre Dichter syrische Wörter in die attische Sprache aufgenommen und wenn ihre Maler und Bildhauer Modelle aus Aethiopien bezogen hätten. Man soll auch dem Neger Gerechtigkeit und Wohlwollen erweisen, aber ihm und seiner Lebensauffassung nicht Gleichberechtigung in unseren Kulturstaaten einräumen; man soll auch den Rüpel menschlich behandeln, nicht aber statt des Heros aufs Postament stellen. So haben es die Griechen gehalten. Selbstverständlich sind nicht alle Griechen — sogar die meisten nicht — Idealmenschen gewesen und keiner konnte es in dem Sinne sein, daß er alle guten Eigenschaften im höchsten Grade in sich verkörpert hätte. Einen Idealmenschen in diesem Sinne giebt es schon aus dem Grunde nicht, weil sich die höchsten Grade entgegengesetzter Eigenschaften, zum Beispiel von Kraft und von Zartheit, nicht mit einander vertragen; das Ideal wird immer nur in einer Vielheit von Individuen verwirklicht, die seine verschiedenen Seiten darstellen. Eben Das aber geschah bei den Griechen und die verschiedenen Charaktere und Temperamente überschritten in der Kunst niemals, im Leben nur in erträglichem Maße, die Schönheitlinie; Karikaturen waren Ausnahmen. Uebrigens ist der selbe Strabo, der die Eintheilung der Menschen in Griechen und Barbaren rechtfertigt, einsichtig und billig genug, die Tugenden der einfach lebenden Scythen anzuerkennen und zu gestehen, daß die Verbreitung griechischer Verfeinerung unter den Barbaren bei diesen als Gift gewirkt habe.

Fragen wir nun, worin das echt Menschliche im Einzelnen besteht, so ist es wieder ein Grieche, der uns die Antwort darauf giebt. So lange gebildete Menschen denken werden, werden sie den Inhalt des echten Menschenthumes mit keinen anderen Worten bezeichnen als: das Schöne, das Wahre, das Gute. Aus dem hellenisch Anschaulichen ins Schuldeutsch übersetzt heißt Das, daß nur der ästhetisch und wissenschaftlich gebildete Mann von gutem Charakter, dessen leibliche Erscheinung zugleich befriedigt, ein Vollmensch ist. Mit dem Schönen brauchen wir uns nicht aufzuhalten, weil seinen Besitz den Griechen Jedermann zugesteht. Man kann wohl darüber streiten, in welchem Umfang das Häßliche, das Gemeine, das ästhetisch Gleichgiltige in der Kunst zulässig oder erwünscht oder unentbehrlich sei: aber daß die griechischen Bildwerke schön sind, hat noch Niemand bestritten. Wie weit der Vorwurf begründet ist, daß die bildende Kunst der Griechen nur das akademisch Schöne, aber nicht das charakteristisch Schöne und die Seelenschönheit, dargestellt habe, läßt sich bei der Geringfügigkeit der Reste ihrer Malerei, die auf uns gekommen sind, nicht sicher entscheiden. Sollte er begründet sein, so würde er nicht schwer wiegen, da man nicht verlangen kann, daß ein einzelnes Volk in wenigen Jahrhunderten Alles leiste, was auf einem weiten Gebiet zu leisten ist.

In Beziehung auf das Wahre, auf die Entfaltung der Intelligenz,

ist einfach zu sagen, daß sie die Wissenschaft, die wissenschaftliche Methode geschaffen haben. Einzelne Wissenschaften sind auch von den Orientalen gepflegt worden und die Griechen sind darin sogar ihre Schüler gewesen. Aber bei den Orientalen wurden die Astronomie, die Physik und namentlich die Mechanik nur so weit gepflegt, als man sie für praktische Zwecke brauchte, die Geisteswissenschaften standen ganz und gar im Bann der Theologie oder, was in den meisten Fällen das Selbe war, des Aberglaubens. Die sokratische Schule hat nun, unabhängig von aller Theologie, unbeeinflußt und unbevormundet von priesterlichen Autoritäten, die Logik, die rationelle Psychologie, Ethik, Aesthetik und Pädagogik begründet. Wissen wir etwa heute viel mehr von der Seele, als uns Xenophon und Plato lehren? Mehr Streitpunkte hat die neuere Forschung aufgedeckt, aber nicht viel mehr Positives geliefert. Und was uns diese hellenischen Lehrer der Geisteswissenschaften bieten, Das bieten sie auch zugleich in der vollendetsten Form; neben Plato nehmen sich Alle, die nach ihm wissenschaftliche Fragen dialogisch zu behandeln versucht haben, wie Stümper aus; so wie er vermag kein Anderer das Studium zum Genuß zu machen. Aristoteles aber und die übrigen Physiker haben die naturwissenschaftliche Methode begründet und sind in der Astronomie bis auf den Standpunkt des Kopernikus gelangt. Was kann der große Stagirite dafür, daß man ihn im Mittelalter zum Götzen machte und, statt seine empirische Methode nachzuahmen, Die als Ketzer verbrannte, die über seine Ergebnisse hinauswollten? Um übrigens diesen Ergebnissen, die selbstverständlich lückenhaft und zu einem großen Theil falsch sind, gerecht zu werden, muß man bedenken, daß bei des Aristoteles Geburt erst vierhundert Jahre seit der Zeit verflossen waren, wo die Griechen, aus ihrer mythischen Periode heraustraten und die ersten schriftlichen Aufzeichnungen zu machen begannen. Kein Mensch, der eine seiner naturwissenschaftlichen Abhandlungen gelesen hat, kann daran zweifeln, daß dieser Mann, wenn er mit den Hilfsmitteln unserer Zeit ausgerüstet gewesen wäre, auch jede der großen Entdeckungen und Erfindungen unserer Zeit zu machen fähig gewesen sein würde.

Gesteht man nun vielleicht auch dieses Zweite den Griechen zu, so bestreitet man ihnen desto heftiger das Dritte: das Gute. Daß sie es gekannt und allseitig dargestellt haben, beweise ich ausführlich in einem Buch, das ich nächstens herausgeben werde. Hier muß der Hinweis darauf genügen, daß in den Werken der drei großen athenischen Tragiker keines unserer sittlichen Einzelideale fehlt. Wir haben den standhaft und unschuldig leidenden Gerechten: Prometheus; den menschenfreundlichen Beschützer aller Bedrängten: Theseus im „König Oedipus", in den „Schutzflehenden" und im „rasenden Herakles"; die schöne Seele des unschuldigen, wahrhaftigen, einfältigen und barmherzigen Jünglings: Neoptolemus im „Philoktet"; den aufopfernden Freund:

Jolaus in den „Herakliden" und Pylades in der „Taurischen Iphigenie"; die Schwester, die das göttliche Gebot der Geschwisterliebe gegen einen tyrannischen Staatswillen erfüllt: Antigone; die aufopfernde Kinderliebe: Antigone und Ismene im „König Oedipus"; Kindesliebe: Herakles im „Rasenden Herakles" und Oedipus im „König Oedipus"; das ideale Gattenpaar: Admet und Alkestis in der „Alkestis"; und sogar die ideale Jünglingskeuschheit: Hippolyt im gleichnamigen Stück. Ich will den Stoff nicht erschöpfen; das Angeführte wird genügen. Woher sollten die Dichter diese Gestalten genommen haben, wenn nicht aus dem Leben? Der Dichter kann so wenig wie der Bildhauer ohne Modell schaffen. Beide müssen dem Modell nachhelfen, gewiß, oder auch ein Paar Modelle kombiniren, um die Idealgestalt herauszubekommen, aber so wenig Praxiteles aus Mongolenbeinen und Mongolennasen, und wären ihrer eine Million gewesen, seinen Hermes hätte zusammenlesen können, so wenig hätte Sophokles aus einer Mixtur von lauter Gaunern und Menschenschindern einen Neoptolemus brauen können. Wahrscheinlich sind in Althellas so wie heute bei uns die edlen und vollkommenen Menschen die Ausnahme, die Meisten mittelgut und ein gut Theil grundschlecht gewesen. Aber wenn man Jemand einen Begriff vom Christenthum geben will, so schickt man ihn doch weder zur spanischen Inquisition noch zu den Landsknechten des Dreißigjährigen Krieges noch zu den unbeschnittenen Gründern von Berlin-West noch zu Bauern und Handwerkern, die ihre Weiber prügeln, in die Lehre, sondern man giebt ihm das Neue Testament und die Lebensbeschreibung von Franziskus Seraphikus oder Salesius oder von August Hermann Francke in die Hand. Das wirkliche Leben der alten Griechen kommt für uns um so weniger in Betracht, als sie seit zweitausend Jahren tot sind und ihre möglichen Laster Niemand mehr anstecken können; nur mit dem Niederschlag ihres besseren Selbst in den Resten ihrer Literatur haben wir es zu thun.

Aber in dieser Literatur ist nun gerade Das, was man im engeren Sinne Humanität zu nennen pflegt, so deutlich ausgeprägt, daß wir schon darum annehmen müssen, es habe ihnen auch im Leben nicht gefehlt. Menschenfreundlichkeit ist der Grundzug aller Gestalten der Tragoedie, die das Gute vertreten. Ein Hymnus auf die Menschenfreundlichkeit ist des Xenophon Kyrupädie von Anfang bis zu Ende. Was kann es Menschenfreundlicheres geben als die Hauptpersonen der Odyssee? Wer, er sei Mann oder Weib, Knabe oder Greis, Schuhflicker oder Minister, kann, wenn er nicht ein Holzklotz ist, die Begrüßung des Telemach durch den göttlichen Sauhirten im sechzehnten und die Begrüßung des wiedergefundenen Gatten durch Penelope im dreiundzwanzigsten Gesange der Odyssee ohne Rührung und ohne innige Freude lesen? Wodurch nebenbei bezeugt wird, daß es ein allgemein Menschliches giebt und daß der Dichter dieses Gedichtes, der vor beinahe dreitausend Jahren

lebte, dieses allgemein Menschliche in seinem Innern gehegt und in seinen Versen ausgedrückt hat. Und wie mächtig muß dieses allgemein Menschliche sein, daß es gleichmäßig Menschen bewegt und verbindet, die äußerlich durch eine so ungeheure Kluft geschieden sind, wie die ist, die zwischen den modernen Deutschen und den Griechen des heroischen Zeitalters liegt! Es giebt einen Punkt, an dem dieses wahrhaft Menschliche ganz deutlich erkannt wird und sich scharf vom Barbarischen scheidet, Das ist die Behandlung des Menschenleibes im Kriege und im Strafprozeß. Bei allen alten Kulturvölkern, mit alleiniger Ausnahme der Griechen und Römer — vielleicht darf man von den Nichtariern noch die Egypter beifügen, die ein sanftes und heiteres Volk gewesen sind —, war das Martern der Kriegsgefangenen und der hinzurichtenden Verbrecher, politischen Gegner und Aufrührer üblich: Blenden, Pfählen, Lebendigbegraben, Schinden, Zermalmen der Kinnladen, Nasen- und Ohrenabschneiden, Abschneiden der Geschlechtstheile, Arme- und Beineabhacken, Bauchaufschlitzen, Lebendigverbrennen, das Alles war an der Tagesordnung. Diesen Prozeduren wird in den „Eumeniden“ des Aeschylus abgesagt. Fort, ruft Apoll den Ausgeburten der Urnacht zu:

Fort! Meiner Wohnung dürfet ihr nicht nah sein!
Nein, da wo mörderköpfendes, augauswühlendes
Gericht, wo Mordgemetzel, frevle Fehlgeburt,
Entmannung, Schändung, alles Jammers Uebermaß,
Wo Aufgespießte jammerlaut, Gesteinigte
Verröchelnd wimmern.

Also: wo barbarische Unthaten von barbarischen Richtern barbarisch gestraft werden, da gehören die Furien hin, nicht in das dem freundlichen Sonnengott geweihte Nationalheiligthum der Hellenen. In der Heroenzeit mögen die Griechen hie und da das schlechte Beispiel der Barbaren, unter denen sie lebten, nachgeahmt haben, wie man aus einzelnen Stellen der homerischen Gedichte, zum Beispiel aus dem achtzehnten Gesang der Odyssee, Vers 86 und 87, schließen kann. Aber in ihrer freundlichen Heimath befestigte sich ihr menschlich milder Sinn in dem Grade, daß die feierliche Absage des Aeschylus nicht Theorie geblieben ist. Obgleich sie unaufhörlich Krieg gegen Barbaren und unter einander führten und manches Blutgericht über eroberte Städte abhielten, haben sie sich doch stets mit einfacher Tötung begnügt, niemals die Kriegsgefangenen gemartert, wie es noch die Karthager in ihren Kriegen gegen die sizilischen Griechen thaten, niemals Kinder geschlachtet. Daß mordlustige Thraker in der eroberten Stadt Mykalessus die in der Schule versammelten Kinder abgeschlachtet hatten, meldet Thucydides im neunundzwanzigsten Kapitel des siebenten Buches als das größte Unglück, das die Bewohner getroffen habe, mit Schaudern. Und auch die bloße Tötung der Bewaffneten und die Zerstörung von Städten vollzogen sie, wenn es sich

um Griechen handelte, nicht leichten Herzens; man sieht zum Beispiel aus dem Bericht des Thukydides über den Untergang von Platää, wie die Thebaner, die Todfeinde der Platäer, ihre harte Forderung vor dem Gewissen zu rechtfertigen suchten und wie sich die Spartaner bemühten, Gerechtigkeit zu üben. Bei welchem anderen Volk würden wohl vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo die moderne Humanitätbewegung angefangen hat, Erwägungen angestellt worden sein, wie sie Thukydides im zweiundachtzigsten Kapitel des dritten Buches und Polybius im einundachtzigsten Kapitel des ersten Buches anstellen? Jener fragt, wie es denn zu solchen Gemetzeln habe kommen können, wie sie im Peleponnesischen Kriege vorgefallen seien, und findet: im Frieden und so lange es Allen wohlergehe, seien die Staaten und die Bürger wohlgesinnt gegen einander; der gewaltthätige Krieg aber, der Vieles zu thun zwingt, wozu von Natur eigentlich Niemand Lust habe, erwecke alle böse Leidenschaften, mache roh und grausam. Das werde wohl auch, so lange sich die Menschennatur nicht ändere, so bleiben. Wie wahr! Polybius aber meint bei der Betrachtung der Grausamkeiten, die im Kriege der Karthager gegen ihre Söldner von beiden Seiten verübt wurden: wie der Leib zuweilen von bösen Geschwüren befallen werde, die jeder Heilversuch nur verschlimmere, so ergehe es manchen Seelen. In diesem Zustand innerer Verderbniß verübe der Mensch Gräuelthaten, deren Bestrafung oder Rächung steigere nur die Bosheit, beide Theile suchten sich dann in Unthaten zu überbieten, zögen zuletzt gänzlich die Menschennatur aus und würden schlimmer als die wilden Thiere; den Keim zu solcher Seelenkrankheit pflanze eine schlechte Erziehung ein, entwickelt aber werde der Keim hauptsächlich aber durch den Uebermuth und die Habsucht der Regirenden. An den Rassenunterschied zu denken, hätte ihm, sollte man meinen, um so näher gelegen, da er, gleich den großen Geographen seines Zeitalters, den Einfluß der geographischen Verhältnisse auf Temperament und Charakter sehr genau kannte. Im zwanzigsten Kapitel des vierten Buches untersucht er, was wohl schuld sein möge am schlechten Charakter der Bewohner der arkadischen Stadt Kynaitha, von denen er Schlimmes berichtet hat, da sich doch die übrigen Arkadier durch edle Gesinnung, Gastfreundschaft und Menschenfreundlichkeit auszeichneten. Arkadien, führt er aus, sei ein rauhes Land und ein rauhes Klima erzeuge rohe Sitten. Das hätten die Arkadier schon vor Alters erkannt und der Verwilderung dadurch entgegengewirkt, daß sie Musik, Gesang und Tanz als wesentliche Bestandtheile der Jugenderziehung eingeführt hätten. Musikalische und orchestrische Unterhaltungen machten denn auch bis auf den heutigen Tag einen Hauptbestandtheil der Geselligkeit der Erwachsenen aus. Die Lage von Kynaitha sei nun die allerungünstigste, die Kynätheer würden also dieser musischen Erziehung am Meisten bedürfen, gerade sie aber hätten die weisen Anordnungen der Väter vernachlässigt und so seien sie denn wild und roh geworden.

Diese Humanität im engeren Sinne, die Menschenfreundlichkeit, ist das Gebiet, auf dem das Aesthetische am Innigsten mit dem Ethischen zusammenhängt. In dem Augenblick, wo dem ersten Hellenen der Sinn für die Schönheit des Menschenleibes aufging, war nicht allein die Möglichkeit gegeben, diese Schönheit abzubilden, also das Gebiet der schönen Künste erschlossen, für das die Barbaren nur technische Vorübungen geliefert hatten, sondern es war der ganze Mensch und damit auch die Norm des Verhaltens gegen den Menschen entdeckt. Dieses schöne Gebilde zu hegen und zu pflegen und gesund zu erhalten, erschien als höchste Pflicht; es zu verletzen, zu verstümmeln, zu zerstören als Frevel. Und hinter der Leibesschönheit entdeckte Sokrates die Schönheit der Seele und damit die Pflichten gegen die Seele und begründete so jenen Spiritualismus, der heutzutage für christlich und für das Wesen des Christenthumes gehalten wird.

Nehmen wir hinzu, daß sich die Hellenen, vor Allem die Athener, eines reinen Familienlebens erfreuten, daß ihre Staatsverfassung, wenn sie auch zuletzt den Untergang des Griechenthumes herbeiführte, die höchste Kraftentfaltung des Individuums und dadurch Leistungen ermöglichte, die in Anbetracht der Kleinheit des Volkes und des Ländchens wunderbar erscheinen, daß ihre Gesetzgebung alle Feinheiten moderner Gesetzestechnik aufweist, daß nichts unbestraft blieb, was bei uns ein zartes Gewissen für strafwürdig erachtet, und daß sie auch den Civilprozeß auf das Vollkommenste ausgebildet haben; daß sie Lebenskraft genug besaßen, ihre eigenthümlichen politischen und Kulturschöpfungen in unzähligen Kolonien an allen Küsten des Mittelmeeres nnd des Schwarzen Meeres zu wiederholen und selbst noch im Zustande tiefsten Verfalles mit ihrer Kultur den Sieger zu besiegen und das römische Weltreich zu einem griechisch-römischen zu machen, so werden wir nicht allein die griechische Humanität an sich, sondern auch ihre gewaltige Kraft anerkennen müssen. Gewiß, im strengsten Sinne des Wortes sind vielleicht nur die Athener, eine Bürgerschaft von zwanzigtausend Männern, human gewesen und auch unter dieser nur Wenige, die im vollen Sinne des Wortes als Idealgestalten gepriesen werden dürfen. Aber, daß mitten in einer Welt, wo Kriegsgefangene gemartert und dem Moloch Kinder geschlachtet wurden, daß mitten in einer solchen Welt das echt Menschliche dennoch durchbrechen konnte, Das erscheint als ein Wunder der Vorsehung und je kleiner das Volk war, das diese Leistung vollbrachte, um so größer ist sein Ruhm. Und wie intensiv, wie leidenschaftlich hat es die neugeborene Humanität gehegt! Man nenne uns doch eine heutige Stadt, wo die ganze Bürgerschaft, einschließlich des „Pöbels“ den Dramen eines Aeschylus, Sophokles und Euripides mit Entzücken lauschen würde!

Dreierlei hauptsächlich wird gegen die Humanität der Griechen eingewendet: ihre Selbstzerfleischung in unaufhörlichen Kriegen, die Stellung ihrer

Frauen und die Sklaverei. Die Kriege der griechischen Politien gegen einander waren unvermeidlich; ganz das selbe Schauspiel ewiger Fehden bietet das mittelalterliche Italien und überhaupt das Mittelalter dar. Nicht, weil wir humaner wären als die Griechen, sind heute die Kriege seltener, sondern unter Anderem, weil die Staaten groß, die Zerstörungwerkzeuge furchtbar, die Heere millionenstark sind, ein Krieg daher nicht allein ein äußerst schwieriges, sondern auch ein höchst gefährliches Unternehmen ist. Uebrigens war eine Schlacht im Alterthum weit weniger grausam und unmenschlich als heute, wo Arme und Beine abgerissen, Augen ausgeschossen, ganze Leiber zerrissen oder zermalmt werden. Es gab nur Fleischwunden, keine Knochenzertrümmerung und sehr selten Verstümmelungen. Als Philipp im zweiten mazedonischen Kriege mit den Römern nach einem Gefecht die Gefallenen bestatten ließ, erregte die Schrecklichkeit der Verletzungen: abgehauene Arme und Köpfe und bloß gelegte Eingeweide, die das spanische Schwert der Römer hervorgebracht hatte, solches Entsetzen, daß dem König und seinem Heer der Muth entfiel. Dergleichen hatten also die Griechen in ihrer Blüthezeit überhaupt nicht gekannt.

Daß unsere Frauenrechtlerinnen in dem häuslichen Leben der athenischen Matronen eine abscheuliche Sklaverei sehen, ist selbstverständlich; die emanzipationsüchtigen Athenerinnen waren der selben Ansicht, wie man aus den „Ekklesiazusen“ des Aristophanes weiß. Wie aber angesichts der langen Reihe hehrer und lieblicher Frauengestalten, die uns die Tragiker vorführen, und der aus dem Leben gegriffenen Gestalten des Aristophanes auch Historiker von Ruf diese Ansicht theilen können, verstehe ich nicht. Die Sklaverei sodann ist eine im Laufe der geschichtlichen Entwickelung zu Stande gekommene Arbeitverfassung und gleich allen anderen Arbeitverfassungen an sich weder moralisch noch unmoralisch, weder human noch inhuman. Moralisch oder unmoralisch, human oder inhuman ist das persönliche Verhalten des Herrn zu seinem Knecht, des Unternehmers zu seinem Lohnarbeiter, des Stärkeren der beiden Kontrahenten eines Arbeitvertrages zum Schwächeren. Thatsächlich haben die griechischen Sklaven es im Allgemeinen nicht schlecht und die athenischen, mit Ausnahme der Bergwerkssklaven, sehr gut gehabt. Uebrigens kann Diodor z. B. die Arbeit der Bergwerkssklaven in den äthiopischen Goldgruben und den spanischen Silberbergwerken — die attischen Minen waren zu seiner Zeit erschöpft — nicht beschreiben, ohne sein Mitleid mit den Bejammernswerthen auszudrücken. (In Aethiopien oder Oberegypten wurden auch Knaben zum Herausholen der kleineren Gesteinstücke verwendet; es ist Das das einzige mir bekannte Beispiel aus dem Alterthum, wo die Verwendung von Knaben zu schwerer Arbeit erwähnt wird, und Egypten ist nicht Griechenland. Uebrigens waren in Egypten, wie auch meistens in Griechenland und Rom, die Bergwerkssklaven Kriegsgefangene und verurtheilte Verbrecher.

Allerdings schickte der Egypterkönig mit dem eigentlich Schuldigen oder für schuldig Erklärten manchmal auch dessen Verwandte in die Bergwerke, um für deren Ausbeutung die nöthige Anzahl von Arbeitern zusammenzubringen, wenigstens die männlichen Verwandten. Daß Frauen zu dergleichen Arbeiten verwendet worden wären, scheint im Alterthum nicht einmal bei den Barbaren vorgekommen zu sein. Ich habe dieserhalb schon wiederholt öffentliche Fragen an die Gelehrten gerichtet, bis heute aber keine Antwort bekommen; da denke ich denn: qui tacet, consentire videtur. Dagegen sah man in meiner Jugendzeit in den Pfennigmagazinen Szenen aus dem englischen Grubenleben abgebildet; unter Anderem einen Knaben und ein Mädchen, die nackt in einem Förderkorbe hinuntergelassen wurden.)

Kann die Sklaverei an sich schon als eine für gewisse Gegenden und Zeiten unvermeidliche Einrichtung weder unmoralisch noch inhuman und darum auch nicht verwerflich sein, so trägt sie doch, gleich jeder anderen Arbeitordnung, eigenthümliche Gefahren für Moral und Humanität in ihrem Schoß: die unumschränkte Gewalt eines Menschen über den anderen legt den Mißbrauch der Gewalt nah. Und diese Unumschränktheit der Gewalt hat selbstverständlich nicht blos viele private Mißhandlungen von Sklaven zur Folge gehabt, sondern auch zwei öffentliche Mißbräuche erzeugt, die, damit es nichts Vollkommenes auf Erden gebe, an der antiken Kultur und Humanität als unauslöschliche Schandflecke haften bleiben: die philosophische Definition des Sklaven als eines beseelten Werkzeuges und seine juristische Behandlung als einer Sache*) und die Sklavenfolter: es war — leider auch in Athen — durch die Prozeßordnung vorgeschrieben, daß das Zeugniß des Sklaven nur Giltigkeit haben sollte, wenn es auf dem Folterrad erpreßt war, und die peinliche Befragung von Sklaven wurde nicht etwa blos im Kriminalprozeß, sondern auch im Civilprozeß angewandt, nicht allzu häufig freilich und nicht mit jener teuflischen Grausamkeit, die wir aus der Geschichte der Tortur in christlichen Zeiten kennen. In diesem Punkt hat Israel über Hellas den Sieg davongetragen; die mosaische Gesetzgebung kennt die Folter nicht, behandelt den Knecht als Menschen, schützt ihn vor Mißhandlung und sichert auch dem im Ausland gekauften Sklaven die Sabbatruhe in der Erinnerung daran, daß auch der Israelit das Joch der Knechtschaft in Egypten empfunden hatte.

Das ist der dunkle Fleck auf dem übrigens hellen Bild von Althellas. In meinen „Geschichtphilosophischen Gedanken“ habe ich hervorgehoben, daß

---

*) Die jedoch nicht konsequent durchgeführt ist, denn die Digesten handeln den Sklaven nicht unter den Sachen, sondern in dem Titel de statu hominum ab.

sich die Hellenen auch noch in ihren Verirrungen menschlicher und liebenswürdiger erwiesen haben als die weltverdammenden und nach dem Himmel trachtenden Christen, die gar oft Teufel geworden sind statt Engel. Ich will Das hier zum Schluß noch mit einigen Beispielen beleuchten. Zuerst eins von den glaubenseifrigsten aller Christen! In der Zeit der Hexenprozesse kam es vor, daß der Henker, nachdem er die ausgerenkten Glieder der Jungfrau wieder eingerenkt und ihren zerrissenen, zerfleischten, verbrannten und von den Augen geiler Richter in der Pein tausendfach geschändeten Leib auf das mit Blut, Eiter und Ungeziefer besudelte Pflaster des Kerkers geworfen hatte, über das arme Kind herfiel und es stuprirte. Die Allongenperücken trugen dann mit satanischem Grinsen ins Protokoll ein, der Teufel sei in Gestalt des Henkers in den Kerker gekommen und habe die Hexe dermaßen geschändet, daß sie beinahe daran gestorben sei. Die alten Griechen waren nicht nervenschwach und das Ohnmächtigwerden war bei ihnen nicht Mode, aber ich glaube, einen Athener der sophokleischen Zeit würde, wenn er so Grauenhaftes vernommen hätte, eine Ohnmacht angewandelt haben; verurtheilten doch die Athener einen Mann, der einen Widder lebendig geschunden hatte, zum Tode, weil sie einen so grausamen Menschen nicht unter sich dulden wollten. Und nun sehe man sich einen ihrer „Lasterhaften" an! Xenophon sah sich nach seinem glorreichen Rückzug veranlaßt — es ist Das einer der Züge der griechischen Geschichte, die traurig stimmen —, mit dem Rest seiner Schaar einem thrazischen Barbarenfürsten, dem Seuthes, Söldnerdienste zu leisten. Einer dieser Griechen, Episthenes, „sonst ein guter Mann", war ein großer Knabenliebhaber. Als nun einmal Seuthes die Bewohner einer okkupirten Ortschaft nach Barbarenart sämmtlich niedermetzelte, bat Episthenes den König, einen schönen Knaben, den er erblickt hatte, zu verschonen. Seuthes sprach: „Willst Du vielleicht statt seiner sterben?" Episthenes bot seinen Nacken dar und sprach: „Wenn es der Knabe Dich heißt, so schlag' zu!" Der Knabe bat, ihn nicht zu töten, und Seuthes schenkte Beiden lachend das Leben.

Es wäre nun noch von den Römern zu handeln, ich muß mich aber auf die Bemerkung beschränken, daß, wer in Ciceros Briefen keine Humanität findet, ja, wer nicht aus diesen Briefen Humanität gelernt zu haben bekennt, daß ein Solcher gar nicht weiß, was Humanität ist.

Neisse. Karl Jentsch.

Der Lyriker unserer Tage.*)

Das Schicksal legt den einzelnen Dichtergenerationen unendlich verschiedene Aufgaben auf die Schultern. Als die „Blätter für die Kunst“ im Herbst 1892 zu erscheinen begannen, mußten ihre Leser, gleichviel ob ihnen freundlich oder feindlich gesinnt, den einen Eindruck sicherlich davontragen, daß hier versucht werde, der Lyrik wieder Stil zu geben. Vier Menschenalter zuvor aber war der deutschen Poesie Noth gewesen, sich von den Ketten eines fremden, längst erfrorenen und erstarrten Klassizismus zu lösen und endlich einer Formenkunst abzusagen, deren verschnörkelte Arabesken und Ornamente man noch dazu diesseits des Rheines nie ganz korrekt, geschweige denn anmuthig, nachzuahmen verstanden hatte. Der Goethe von 1770, der Goethe von Straßburg, Das heißt, der schöpferischste von Allen, die dem Zwanziger in den sich an einander reihenden Jahrzehnten dieses überreichen Lebens gefolgt sind, hat mit den ersten Zeilen schon, die er für das beneidenswertheste aller deutschen Mädchen aufschrieb, diesen Bann gelöst. Denn er hat mit Münzen aus reinerem Gold gezahlt als alle seine „Vorgänger“. Dann sind mehrere Geschlechter deutscher Lyriker am Werk gewesen, dieses edle Metall immer von Neuem umzuschmelzen und mit ihrem Gepräge auszugeben. Im Anfang, als die Schrift noch Uhland oder Mörike hieß, war sie scharf und auch noch eigen, zuletzt aber, da die Reversseite den Kopf Geibels trug, waren die Umrisse süßlich, glatt und doch verschwommen und das Relief flach geworden: selbst wenn die Münzen noch klar vom Prägestock kamen, schienen sie abgegriffen zu sein. Der Realismus der sechziger und siebenziger so wenig wie der Naturalismus der achtziger Jahre vermochten aus dem eigenen Beutel zu zahlen. Wer den Trompetenton des Patriotismus der Gasse oder, noch schlimmer, das Pfeifen der Straßenjugend nachzuahmen sucht, mag in dem einen Fall ein Mann der löblichsten vaterländischen Gesinnung und im anderen ein vortrefflicher Beobachter des niederen Lebens sein, aber ihm vergeht die Kunst und selbst die Lust am Flötenblasen.

Ob der Goethe von Straßburg und Frankfurt wirklich nur als Befreier von stilistischen Banden aufgefaßt werden darf, mag dahingestellt bleiben; sicher ist, daß sich aus der Goethe-Nachahmung eine neue Konvention, ein neuer Zwang gebildet hat. Die jungen Dichter nun, die sich 1892 zur Herausgabe der zwanglosen Hefte vereinigt hatten, besonders ihr Führer Stefan George, haben von Anbeginn durchblicken lassen, daß sie sich von diesen Banden, die freilich allgemach unendlich locker und bequem geworden waren, gänzlich frei zu machen gedächten. Der zuletzt nur ganz gering ge-

---

*) S. „Zukunft“ vom zwanzigsten Januar 1900.

wordene Rest von Originalität, der hinter diesen erborgten Formen sich versteckte, konnte Ehrgeizige allerdings nicht mehr zur Nachfolge verlocken: immer die selben Rhythmen, immer die selbe Ausdrucksform und zuletzt auch fast immer die selben Vorstellungen: wahrlich wie diese Lyrik uns auf das Genießen Angewiesene entschuldigt, daß wir — im Zeitalter eines Gewaltigen der That und eines vom Ruhm umstrahlten alten Herrschers — uns von ihr sehr einseitig abwandten, so war ihre Süßlichkeit und inhaltleere Glätte unzweifelhaft für die Schaffenden, die da vorwärts strebten, eine Rechtfertigung nicht nur, sondern auch ein Ansporn, nach Neuem zu suchen. Freilich nur für Starke; denn die Schwachen und die Halbkönner lullt diese alte Melodie noch heute zu Dutzenden in Schlaf.

Dem ersten Heft seiner Blätter hat Stefan George Theile einer Gedichtereihe einverleibt, die seit einem Jahre zusammengefaßt herausgegeben worden sind: Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal. Sie weisen schon fast alle charakteristische Merkmale seiner Kunst auf. Sie wirken auf Jeden, der sich ihnen nähert, befremdend, ja abstoßend. Man muß diesen Versen schon lange vertraut und viel innigen Verkehr mit ihnen gepflogen haben, will man sie lieben, ja auch nur nach Gebühr schätzen. Hinreichend zu erklären, warum Das so ist, würde eine bis zu den Elementen ästhetischer Ueberlegung vordringende Untersuchung erfordern; doch wer die Gründe dieser Geschmacksdivergenz des beginnenden — Das heißt: unwillkürlich noch geibelisch empfindenden — und des endenden George-Lesers auch nur leise streifen will, muß für seine Interpretation ein Wenig Geduld erbitten.

Was an diesen Strophen zuerst auffällt, ist der scheinbar ganz gedämpfte Ton oder — um es richtiger auszudrücken — die lang ausgehaltene Melodie ihrer Grundnoten. Sie haben, um vom Technischen auszugehen, keinen Auftakt und, was viel schneller bemerkbar wird, keine Coda. Sie hinterlassen ein Wenig den Eindruck, als träte man etwa im freien, schattigen Walde unter eine Gruppe Redender, die wechselnd mit zwar leidenschaftlicher, aber verhaltener Gewalt weihevolle Worte sprächen, ohne daß indessen eigentlich der Inhalt ihres Gespräches ihnen selbst am Meisten am Herzen läge. Es ist, als fehle diesem Tausch der Reden der dramatische Accent, es ist, als sei er weit eher ein verabredetes kultähnliches Responsorium als eine Aufeinanderfolge von einzelnen, für sich gedachten Aussprachen, die, jede für sich, etwas Besonderes mittheilen oder gar vom Hörer eine bestimmte Antwort fordern. Es ist in diesen Gedichten Etwas von der ewigen Melodie Wagners, wie es darum auch in den meisten Fällen Liederketten, nicht Sammlungen von selbständigen Gedichten sind.

Diese Verkettung aber, die zuweilen, auf allen Höhepunkten von Georges Lyrik, auch eine innere, inhaltliche ist, bringt auf den Leser und

mehr noch den Hörer zunächst die Wirkung eines zwar feierlichen, aber ganz unbestimmten Gesanges hervor, der wohl das Herz erheben, die Empfindung erhöhen kann, aber nicht eigentlich an den aufmerkenden Verstand appellirt. Und kein Zweifel: ein Theil dieser Wirkung ist beabsichtigt. In diesem Dichter ist der alte ursprüngliche Zusammenhang aller Poesie mit ihrer Mutterkunst, der Musik, so mächtig wieder aufgelebt, daß er, wie der Sänger, zum Herzen des Zuhörers am Liebsten ohne alle Umwege dringen, daß er am Oeftesten unmittelbar zur Empfindung sprechen will. Und da all sein Trachten darauf ausgeht, Weihe und Erhebung um sich zu breiten, so schlägt er immer, wie einst Palestrina, volle, tiefe Akkorde an; die schönen Reden werden unseren Ohren zu Chorälen oder dionysischen Sängen, wir hören nur noch einzelne hohe und große Worte, aber wir sind geneigt, uns nur von den Wogen dieser rauschenden Musik tragen zu lassen und nicht mehr nachzusinnen, was eigentlich die Forderung und was der Inhalt ihrer zauberischen Klänge sei. Aber wie jeder Reichthum Gefahren mit sich bringt, so ist die nächste Folge, daß sich Alle, denen an solcher musikalisch unbestimmten Aufhöhung des Gefühles nichts gelegen ist, die vielmehr dem Dichter jedes Wort von den Lippen ablesen wollen, zurückgestoßen fühlen. Sie sind an die runden, netten, kleinen Nichtigkeiten gewöhnt, die alle Baumbach-Lyrik wie den süßen Kern des Knallbonbons in ihre glatten Verse wickelt, und sie wünschen zwar, allerlei Gefühle und Gefühlchen erweckt und vermittelt zu erhalten, aber Alles soll sich klar und eben vollziehen, man soll wissen, welchem tausendmal gebrauchten Gleichniß, welchem alt bekannten Lob auf Frühling, Liebe, Mond und Tugend sie diese zwar kleine, aber wohl abgezirkelte und deshalb auch leicht kontrolirbare Erregung verdanken. Alle diese Liebhaber lyrischer Poesie werden nie mehr als eine Seite in den Büchern Stefans George aufschlagen. Doch eben so gewiß ist, daß auch jeder ernstere oder duldsamere Leser zuerst den weiten Abstand dieser Kunst von aller anderen unserer Zeit als ungewohnt, als befremdend empfindet. Nur wird er, wenn er weiter eindringt in die nicht eben leicht sich öffnenden Höfe dieser Poesie, bald anderen Sinnes werden.

Zwar ergeben sich Dem, der diese Gedichte beim Wort zu nehmen sucht, gleich neue Schwierigkeiten. Denn sie entfliehen in jedem Sinne der groben Wirklichkeit; sie reden selten von einem bestimmten Vorgang; sie lassen selbst die einzelnen Bilder, die sie in der Phantasie des Hörers wachrufen, schnell wieder verschwinden. Oft sind sie mit aller Absicht räthselhaft und man wird bei jedem Versuch der Deutung inne, daß es zartes Geschmeide mit plumpen Fingern zerdrücken hieße, wollte man ihren Sinn in allzu greifbare Vorstellungen umsetzen. Ueberall wollen sie von den Dingen, die sie schildern, aber nur andeuten, alle Härten grober Realität abstreifen.

Schon scheinen durch der Zweige Zackenrahmen
Mit Sternenstädten selige Gefilde,
Der Zeiten Flug verliert die alten Namen
Und Raum und Dasein bleiben nur im Bilde.

Das ist an programmatischer Stelle eben so programmatisch gesprochen wie in den späteren Zeilen:

Ich forschte bleichen Eifers nach dem Horte,
Nach Strophen, drinnen tiefste Kümmerniß
Und Dinge rollten dumpf und ungewiß.

Es ist im Grunde das Glaubensbekenntniß aller Ideal-, aller Phantasiekunst, nur in ganz persönliches Gewand gehüllt. Ihr tiefster Charakterzug, die Neigung, zu wählen unter den Wirklichkeiten, von ihnen die nächsten, die häufigsten, die alltäglichsten am Wenigsten, die fernsten, die fremdesten, die seltensten aber am Sehnsüchtigsten zu suchen: er ist hier klar und folgerichtig ausgesprochen. Solche Kunst sucht allen Erdgeruch der Realität von sich fernzuhalten, sie giebt wohl noch Bilder des Seins, aber wie aus weiter Perspektive; sie ist dem Milieu und allen seinen Einzelheiten und Zufälligkeiten gänzlich abhold; sie wünscht weit mehr, Gleichnisse des Vergänglichen darzubieten als es selbst zu beschreiben. Sie behält sich — selbst da, wo sie von greifbaren Vorgängen und bestimmten Gestalten redet — jede Willkür in der Schilderung vor; sie will nur Das herausheben, was ihrem höheren, ihrem ganz ästhetischen Zweck dient.

Daß dies Alles nicht Poeteneigenschaften sind, die Leser werben, ist offenbar. Ein Gedicht zwei-, dreimal mit voller Sammlung zu lesen, dünkt die Vielen, von denen der Dichter sich mit so schroffem Stolz abwendet, in der That allzu große Mühe. Um so reicheren Lohn weiß er Denen zu bieten, die ihm auf seinem Pfade folgen mögen. Denn allerdings: er läßt oft alle Lokalfarbe der Dinge vergessen, die er mit seinem leisen und zwar überall das Kolorit aufsuchenden, aber umgestaltenden Pinselstrich zu malen unternimmt. Für dieses Verhalten zur Wirklichkeit ist zunächst charakteristisch, wie Stefan George alte Zeiten wiedergiebt. In dem Buche „Sagen und Gesänge“, das dem zweiten, etwas später entstandenen Bande seiner Sammlungen angehört, steht ein Gedicht, das unzweifelhaft frühmittelalterliche Thatenkraft zu preisen bestimmt ist. Ein liebeskranker Knappe ist, nach Tod und Wunden gierig, aufgebrochen und ihm gelingt, das Ungethüm des nächsten Waldes zu erlegen. Dieses Lied aber schließt mit den Zeilen: nach vollbrachtem Abenteuer

Verfolgt er seine Bahn, erhellt vom Fackelbrand,
Die schönen Blicke still und grad zum Himmelsrand.

Von Burgen und Rittern ist in diesen Strophen wenig die Rede, nichts ist zur äußeren Skizzirung dieser Epoche beigetragen; der Dichter hat

sich auf die zwei, drei Striche beschränkt, die unumgänglich nothwendig waren zur Andeutung der Zeit, in die er die Handlung verlegt; er hat sich nicht zu der mindesten Milieuschilderung herabgelassen. Und doch, finde ich, ist Sinn und Charakter einer Periode selbstvergessener Thatenlust in den beiden Schlußzeilen so eindringlich dargestellt, wie es der Kunst nur möglich ist. Wir scheiden mit dem Bild eines gläubig fest ins Weite blickenden Jünglings; und alle schöne Steilheit und Starrheit gothischer Dome und hoher Burgfelsen ist uns besser, wirksamer vor Augen gestellt, als es den Talmi-Schilderungen mittelalterlicher Dinge je gelungen ist, mit denen wir vor zwanzig Jahren von der Afterkunst überschüttet wurden. Selbst Thoma ist hier übertroffen. Und wie merkwürdig: auch alle diese Kargheit mit der historischen Färbung ist dem Dichter noch nicht genug: er hat über dieses Gedicht die noch allgemeinere Ueberschrift „Die That“ gesetzt. Und er hat verschmäht, was er noch von dem Helden seines Liedes dachte, hinzuzusetzen: daß er nun Richtung und Inhalt seines Lebens gefunden hat und daß all sein jugendlicher Liebeskummer wesenlos dahinten liegt.

Es giebt heute eine gute Epigonenbaukunst, die zwar den Stil irgend einer Zeit nachahmt, wie jede Architektur heute nachahmt; aber sie versteht, von den Dingen eben nur den feinsten Hauch, den Schaum des Sektkelches abzunehmen und ihn allein zu reproduziren. So verfährt hier George: von den Vergangenheiten, in die es ihm zuweilen den Blick zu senden beliebt, läßt er alle robusten Realitäten dahinten, aber das Bild, das er von ihnen heimbringt, ist trotz seiner Skizzenhaftigkeit treu: denn es hebt wenige, aber die bedeutendsten Züge aus ihnen heraus. Ganz ähnlich aber verfährt der Dichter allen übrigen Stoffen gegenüber, die ihm die Wirklichkeit darbietet. Zuweilen nähert er sich den Gegenständen, von deren alleiniger, nur allzu formloser Betrachtung die meist zu völliger Unkunst herabgesunkene Modegattung der Poesie, der Roman, sich heute nährt. Stefan George hat in dem Vorwort zu den „Sagen und Sängen“ davon gesprochen, daß seine Gedichte nicht immer den Hauch der unentweihten Thäler und Wälder, sondern zuweilen auch wohl die sinnliche Luft unserer angebeteten Städte athmeten. Aber es heißt, ihn allzu sehr beim Worte nehmen, wenn man die Meinung erweckt, hier sei eine Art von quinta essentia des Großstadtlebens gegeben worden, wenn man Stefan George deshalb mit irgend einem der modernen Realisten vergleicht, — und sei es dem besten. Davon darf nicht im Mindesten die Rede sein: vielleicht zwei Zeilen nur in dem ganzen Bande reden in diesem Punkte deutlich; und sie erzählen nur von sündiger Schuld und drohender Rache, nichts von Großstadtgeräuschen, wie man gemeint hat. Oder ein Thema wird angeschlagen, das, nicht so stark und gedrängt in der Form, doch auch etwa ein Balladendichter alten Stiles hätte variiren können, wie in dem Liede von den drei Weisen, die

dem blöden Dorfknaben im Ohre tönen, die eine von der Frömmigkeit der Väter, die andere von tugendhaftem Frauenleben, die dritte von jähem Zorn und schlimmer That. Aber wie ganz ist auch hier alles für den letzten Zweck unnütze Beiwerk abgestreift, wie kunstvoll ist hier der innerste Kern einfachen Lebens von jeder bergenden Hülle befreit:

Die dritte droht — Versündigung und Rache
Mit altem Dolch aus himmelblauer Scheide,
Mit mancher Sippe angestammtem Leide,
Mit bösen Sternen über manchem Dache.

Und selbst ein allgemeinstes von den Gütern des irdischen Lebens ist hier nur wie von fern winkend, nie ganz greifbar nah gezeigt: die Persönlichkeit. Der Sangesreigen Algabal läßt wohl ein Menschenbild erschauen, aber nur wie durch einen dichten Schleier. Eine monumentale Inschrift erinnert an Ludwig den Zweiten, den König der Einsamkeit und der Pöbelscheu, der Name wie manches Zeugniß exzessiven Sinnendurstes an die kolossalische Ichsucht römischer Imperatoren; und die Dichtung selbst läßt eine Anzahl von Visionen vor uns aufsteigen, die Kampf und Sieg einer Herrscherbahn, Lust und Fluch des höchsten Ueberflusses, Pracht und Märchenprunk einer mehr als orientalischen Despotenmacht abschildern. Aber auch hier sind nicht allein die Farben des Beiwerks oft ganz unirdisch gesteigert, sondern auch die Gestalt des Herren selbst ist nur in einigen großzügigen Strichen gezeichnet; alle beherrschenden Linien des Bildes sind vorhanden, alles Uebrige ist verschleiert, ist verhüllt. Ich habe wohl — in bester Absicht — die Meinung aussprechen hören, Stefan Georges Poesie habe den Charakter der Plastik; ich kenne keine schiefere Auffassung, die man über den Gegenstand haben könnte. Plastik will eben die Klarheit der Konturen und zwar aller Konturen, die dieser Dichter meidet. Auch die stilisirteste, typischste Bildhauerei, die man ersinnen könnte, darf zwar Flächen und Linien auf das Stärkste zusammenfassen und vereinfachen, aber niemals ganze Theile eines Bildwerkes unausgeführt lassen, was nur dem Maler und mehr noch dem Dichter verstattet ist.

Die zarten Reize dieser leisen Umrisse, die viel öfter noch mit bedeutendem Schweigen als mit Reden schildern, wirken aber da um so wunderbarer, wo sie noch unmerklicher fast als im Algabal Persönliches schildern. So im „Jahr der Seele", der letzten, reichsten und einheitlichsten der bisherigen Sammlungen. Hier ist viel Schmerz und wehes Leid, viel Sehnsucht und die Tragik aller Liebestrennung ausgeströmt, aber nur so weich und verhalten wie in Harfenklängen. Und doch ist dann auf und zwischen den Zeilen viel von der seelenkündenden Psychologie eines scharfen Selbstbeobachters zu lesen. So wenn es von dem Sterben einer Liebe heißt:

Was ich nicht sage, Du nicht fühlst: uns fehlt
Bis an das Glück noch eine weite Spanne.

Ist aber Stefan George kein Plastiker, will er es nicht sein, so ist er in um so höheren Sinne Maler. Wie viel von seiner Kunst der Landschaft und allem farbigen Bild der Umwelt überhaupt gilt, ist nicht zu sagen. Wald und See, Feld und Berg, alle Farbentrunkenheit tropischer Gewächse oder das Ornamentengewirr eines Teppichs, die Herrlichkeit eines Märchenparkes und seiner Marmorwerke oder die strenge Schönheit eines entlegenen Waldsees, Alles umspannt der Dichter mit gleicher Neigung und gleicher koloristischer Kraft. Freilich verfährt er auch hier immer wählend, immer andeutend. Wohl beschreibt er auch den kleinsten Gegenstand, wie eine Spange; aber immer geschieht es mit farbenblinkender, glitzernder Koloristik:

Nun aber soll sie also sein
Wie eine große fremde Dolde
Geformt aus feuerrothem Golde
Und reichem blitzenden Gestein.

Oder er hebt irgend ein ganz nebensächliches Detail heraus, dann aber gewinnt es bei dieser Vereinzelung neuen Adel, wie die Stelle in jenem hübschen Gedicht schwermüthigen Liebeswerbens, das hier schon einmal berufen wurde:

Dein Auge hängt noch immer an der Leere,
Dein Schatten kreuzt des Teppichs selbe Ranken.

Wie distinguirt wirkt hier die eine kleine Sinneswahrnehmung des unverrückten Schattens. Und ganz ähnlich stilisirt ist auch die Landschaftschilderung:

Flammende Wälder am Bergesgrat,
Schleppende Ranken im gelbrothen Staat!

Und noch lieber wird sie ganz phantastisch, losgelöst von aller Wirklichkeit, wie in dem nun endlich bekannt gewordenen Lied von dem Garten der dunklen, großen, schwarzen Blume. Oder der starke Wille des Poeten malt den Palast des Despoten aus:

Daneben war der Raum der blassen Helle,
Der weißes Licht und weißen Glanz vereint.
Das Dach ist Glas, die Streu gebleichter Felle,
Am Boden Schnee und oben Wolke scheint.

Der Wände matte Täfelung aus Zedern,
Die dreißig Pfauen stehen dran im Kreis,
Sie tragen Daunen blank wie Schwanenfedern
Und ihre Schleppen schimmern wie das Eis.

Ja, sehr oft will diese Phantastik gar nicht nach dem Woher ihres Schauens gefragt sein. Die Dichtung, die mit der Zeile: Mein Garten bedarf nicht

Luft und nicht Wärme, anhebt, würde Der all ihres schönsten Reizes berauben, der nun sorglich sich erkundigte, ob denn nun hier auf ein Kohlenbergwerk angespielt sei. Auch nur das Fragen schon entblättert mit plumpen Fingern die zarten Blüthen dieser Poesie.

Am Herrlichsten aber wirkt diese Kunst andeutender Zeichnung da, wo der Dichter sie in den Dienst seiner psychologischen Zwecke stellt, wo er Seele und Landschaft zugleich malt. In dem Gedicht, das so wunderbar schildert, wie ein Bund von Liebenden in schriller Dissonanz endet, heißt es:

> Es war das weiße Blatt, das Dir entfiel,
> Die grellste Farbe auf dem fahlen Plane.

Folgt hier der Hörer dem gesprochenen Dichterwort mit gefügiger Phantasie, so thut sich vor ihm ein Feld voll Herbstes und gefallener Blätterleichen auf und die Natur wird ihm zum wirksamsten Hintergrund für das bleiche Liebesunglück, von dem ihm soeben der Dichter seine leisen Worte zugesungen hat.

Doch alle Kunst ist Form und nur durch die Form gewinnt der Dichter seine letzten, seine Ausschlag gebenden Siege. Von Stefan George aber ist in diesem Betracht auszusagen, daß er erstlich dem Rhythmus und dem Metrum jede nur denkbare Strenge zu verleihen gestrebt hat, nach aller Banalität des sterbenden Klassizismus, nach der Sorglosigkeit der soi-disant-realistischen Lyrik und der mehr bequemen als bizarren Saloppheit neuester naturalistischer Versuche. Zweitens aber hat er mit dieser Formenstrenge eine Gedrungenheit der Gedanken- und Vorstellungfolge verbunden, die erst jener anderen Errungenschaft ihr Schwergewicht verleiht. Denn wer irgend einmal über das Wesen des harten Zwanges nachgedacht hat, den sich alle gebundene Rede anthut, um schön, Das heißt in diesem Falle: kunstvoll und musikalisch, zu wirken, wird zugeben, daß Metrum und Rhythmus — zum Mindesten der einfacheren Maße — erst dann Werth und Geltung gewinnen, wenn sich zu ihnen eine gewisse prägnante Konzentrirtheit der Diktion gesellt. Dieser Zwang ist nämlich nicht so hart, daß man ihm nicht entrinnen könnte, wenn man die große Menge von Füllwörtern und Füllwendungen zu Hilfe ruft, die jede alte, reife Sprache dem Versemacher darbietet. Sobald es einem solchen „Poeten“ nicht darauf ankommt, von ihnen Gebrauch zu machen, wann irgend ihm Metrum, Reim oder Rhythmus Noth bereiten, braucht er sich über die Gebundenheit seiner Rede überhaupt keine Sorgen mehr zu machen. Der Fluch der Geibelperiode aber war, einen so ungeheuer umfangreichen Vorrath von solchen Verlegenheitmitteln angesammelt zu haben, daß viele von ihren schwächeren und mittleren Talenten zu einer Versmacherei herabsanken, die sich von höherer Gelegenheitdichtung in nichts mehr unterscheidet. Und Form- und Stoffbehandlung gehen da merkwürdig Hand in Hand; das wohl abgezirkelte Maß von realistischen Zuthaten der Schilderung und Erzählung,

das der Epigonen-Klassizismus dieser Epoche für erlaubt erklärte, bietet eine erstaunliche Menge beschreibender Adjektiva und Relativsätze dar, durch die jede Versnoth zu bewältigen ist. Das Schema ist Dieses: Der Thatsachenkern, den man mittheilen will, ist etwa „der Geburtstag". Daraus ist nun, je nach Bedürfniß, zu machen: der segensvolle Tag oder, ist der Angeredete ein Scheusal, der schaudervolle Tag, an dem Du einst geboren wardst oder an dem Du einst das Licht der Welt erblickt hast, oder der Tag, an dem Du u. s. w., oder: jener Tag voll Unheil, oder: jener segensschwangere Tag, an dem der Mutter Leib Dich einst gebar, oder ... nun, man wird mir weitere Beispiele erlassen und mir als bewiesen zugeben, daß jede denkbare Variation zur Verfügung steht, je nachdem man vier oder fünf, sechs, sieben, acht oder zwölf, vierzehn, sechzehn oder wie viel immer Versfüße ausfüllen will. Das Paradigma ist sehr plump gewählt, aber Jeder, der über die Frage nachdenkt, wird mir zugeben, daß sich sehr viel feinere und gewähltere Beispiele aus Tausenden der Goldschnittbändchen beibringen ließen, die zwischen 1850 und 1880 jährlich produzirt zu werden pflegten und deren nie versiegender Strom wohl heute wieder ein Wenig dünner, im Uebrigen aber fast unverändert fortfließt.

Das ist eine Afterkunst, deren dilettantische Absichten mit der Poesie im Grunde wenig mehr als den zu Unrecht angemaßten Namen gemein haben. Eins aber kann man von ihrer Betrachtung doch lernen, daß die gewundenen Linien, die alle Versform der Poesie zu tanzen vorschreibt, nur dann Werth haben, wenn Der sie schreitet, gedrungene und knappe Schritte macht. Nur wer neue Reichthümer des Ausdruckes, farbensatte Bilder der Phantasie und eine Fülle von Motiven in den Rhythmus zwingt, ist in Wahrheit Lyriker.

Stefan George aber verfügt über alle drei Elemente und versteht es trotzdem, sie in die engste, strengste Form zusammenzuzwingen. Auch er und Die sich zu ihm gesellt haben, sind von Anderem ausgegangen. Die „Blätter für die Kunst" haben einmal eine Lese aus früheren, jugendlicheren Produktionen Stefans George und seiner Genossen gebracht: es sind Gedichte, die den Geibelton vorzüglich treffen; und da den Autoren vielleicht zuweilen der weise Einwand gemacht werden wird: alle Eure Neuerungen stammen nur daher, daß Ihr das Alte nicht könnt, so mögen sie auf diese Stelle hinweisen. Sie nachzulesen, wird ihren Kritikern dann vielleicht den selben Dienst leisten oder doch leisten können, wie den trefflichen Leuten, denen Leistikows wunderbare Wald- und Waldsee-Märchen nicht wirklich genug sind*), ein Besuch im Obergeschoß der Dresdener Galerie. Man kann dort nämlich eine Landschaft Leistikows sehen, die nach dem Geschmack des Zeitalters der

---

*) Ein allzu berlinischer Freund sagte mir einmal, „weil sie vermuthlich die Butterbrodpapiere vermissen, die den wirklichen Schlachtensee auszieren."

karlsruher und düsseldorfer Landschaftmalerei eine vorzügliche Leistung ist. Und doch wird Leistikow von ihr heute so wenig wissen wollen wie Stefan George von seinen Anfängen. Wie viele neue Bilder und Wendungen Diesem sein sprachbändigendes Talent eingiebt, soll hier so wenig von Neuem belegt werden als die Fülle der Gefühle und Gedanken, die sich ihm zudrängen, oder als die Reinheit seiner metrischen Form. Wer Augen hat, zu sehen, wird sich aus allen mitgetheilten Splittern seiner Poesie ein zwar karges, doch charakteristisches Bild machen können. Nur wenige Linien sollen ihm noch beigefügt werden. Unendlich viel von der Wirkung von Georges Sprache ist auf ihre monumentale Einfachheit und Klarheit zurückzuführen; es rollt Nietzsches Blut in ihren Adern. Was Nietzsches Prosa so hoch über die aller der glänzendsten Stilisten des realistischen Zeitalters, über Gustav Freytag etwa und Treitschke, erhebt, ist die Durchsichtigkeit seiner Wortfügung und die Beseitigung aller unnützen Ausdrucksfülle. Ganz ähnlich verfährt Georges Poesie. Auch seine Prosa hat viel von Nietzsches Sprachgeist, nur ist sie faltenreicher, ich möchte ihre kunstvoll an einander gepaßten und von einander abhängigen Sätze mit jenen Denkmälern spätgothischer Plastik vergleichen, die uns in nürnberger Kirchen entzücken. Ihre Gewänder sind unsäglich reich gefaltet und doch zu künstlerischer Einheit gezwungen. Seine Verse aber mit ihrer Vorliebe für die prachtvoll einfachen Genetive der Mehrheit, die er den romanischen Sprachen abgesehen hat, mit ihrer Vorliebe für die Simplicia und ihrer Abneigung gegen alle überflüssigen Komposita, mit ihrem Drang nach dem jedesmal kürzesten und prägnantesten Ausdruck, sind noch eigener. „Des Kaisers Finger war am Tage rein“ sagt er von seinem Traumdespoten Algabal, wenn er erzählt, daß dem furchtbaren Herrscher beim Beschauen eines Werkzeuges seiner Kinderspiele längst unbekannte Thränen in das Auge treten. Der alte Stil würde hier schreiben: des blutigen Tyrannen Hand war einmal rein vom Blute, an jenem unschuldvollen Tage u. s. w. u. s. w. Wer aber die neue Kürze liebgewonnen hat, Der wird gestehen müssen, daß eben der alte Ueberfluß allen und jeden Charme von dieser Zeile wegzuwischen droht.

Stefans George Poesie aber beginnt noch vor den Worten. Sie steigt wieder zu dem Urquell aller Lyrik empor: zu der Musik. Wie ein ästhetisches Verständniß bildender Kunst doch erst da beginnt, wo man inne wird, daß ein Gemälde nicht nur aus dem Stoff, den es erzählt, besteht, sondern auch aus einer Anzahl von Linien- und Farbfleckenkombinationen, so ist schließlich auch alle strengste Poesie nicht ganz an Sinn und Wort gebunden; sie ist auch noch und, wenn man so sagen darf, vorher Klangkunst. Daß die älteste Lyrik, deren Entstehung nicht ganz unbeleuchtet ist, daß die Werke der ersten griechischen Liedersänger noch ganz in der Musik wurzeln und mit ihr

fast identisch sind, daß sie Klang und Wort noch ganz wie in eins vermählen, daran zu erinnern, ist doch auch heute noch wichtig. Stefan George aber verfährt so: er hat ganz musikalische, in einer Zeile Auf- und Abgesang vereinigende Metren ersonnen und, mehr noch, er hat nicht den geringsten Theil seiner Poetenmühe daran gesetzt, daß seine Verse überall dem Ohr wohl thun. Man hat ihm nachgespottet, er sinne wohl Tage lang nach und suche, um die Klangfarbe einer dritten Zeile aufzuhellen, nach einem Wort mit A, um es an die Stelle eines Wortes mit U oder O als regirendem Vokal zu setzen. Aber mir scheint Das eben kein Vorwurf zu sein; nur so sind die selten tiefen Farben seiner Sprachgemälde zu erreichen gewesen.

Zwei Einwände aber höre ich: die Bequemen rufen aus, wie schwer macht aber dieser Dichter der wuchtigen Worte und der komprimirten Bilder dem Leser seinen Genuß; die Anderen, die Formempfänglichen, aber auch Stoffdurstigen (Vischer sagt etwas unhöflicher und etwas schwäbischer: die Stoffhuber) betheuern: Hier regt sich offenbar ein großes Formtalent; aber wo ist der Inhalt dieser Poesie? Vielleicht lassen sich die beiden Agumente dadurch widerlegen, daß man eins mit dem anderen schlägt. Gewiß: dieser Poet läßt auf seiner Saite viele Akkorde erklingen; so kurz und schnell verhauchend, daß auch ein aufmerksames Ohr gespannt horchen muß, um keinen von ihnen zu verlieren. Aber eben daraus scheint mir hervorzugehen, daß diese Lyrik über sehr viele Vorstellungen als Inhalt verfügt. Gewiß: immer wird die Phantasie der Empfangenden mehr angeregt als ganz ausgefüllt; aber ich weiß nicht, ob die Poesie nicht die werthvollste ist, die nicht Alles sagt, die unsere Einbildungskraft mehr anreizt, als daß sie erzählt, als daß sie immer runde, abgeschlossene Bilder giebt, — ganz wie die Gedankenwerke die fruchtbarsten sind, die uns zu eigenem, neuem Fortspinnen ihrer Ideenreihen nöthigen. Ich finde, man kehrt zu Georges Gedichten zurück: eine Erfahrung, die uns Lyrik noch selten bescheert hat.

Den Anlaß zu diesen Zeilen bietet ein neues Werk, das Stefan George den „Teppich des Lebens" genannt und dem er ein Vorspiel und Lieder von „Traum und Tod" zugefügt hat. Das Bild, dessen einzelne Züge aus seinen bisherigen Poesien hier zusammengesetzt wurden, ist, meine ich, dasselbe geblieben, nur scheint mir, als sei das Inkarnat der Farben tiefer, satter geworden.

Ein allgemeiner Vorzug der Komposition, der schon das „Jahr der Seele" auszeichnete, tritt vor anderen hier von Neuem stark hervor. Es ist die größte Gefahr lyrischer Sammlungen, daß sie in eine Anzahl einzelner Kleinwerke auseinander fallen und so nothwendig einen fragmentarischen Eindruck hinterlassen. Die üblichen Sammelüberschriften: Liebe, Frühling, Tod und Hoffnung sind im Grunde nur Nothbehelfe. Das „Jahr der Seele" hatte

diese Gefahr völlig überwunden, in ihm schließen sich die einzelnen Cyklen zu solcher Einheit des Gedankens zusammen, daß man zuletzt auf die Idee kommt, hier sei eine neue Kunstgattung, ein lyrisches Epos geschaffen. Von ganz ähnlicher, ja vielleicht noch gesteigerter Konzentrirtheit ist das Vorspiel dieses Bandes, denn es erzählt, wie jener Sangesreigen die Geschichte der Leidenschaften, nun die Epopöe des inneren Werdens und Wachsthumes eines poetischen Ingeniums, sie berichtet, wie dem Dichter der Stern seines Schaffens aufging. Denn nichts Anderes als der Adel seiner Kunst ist der Engel, von dem er in diesen Strophen singt.

Nur wenige Züge änderten sich leicht, doch charakteristisch: von den großen Inhalten des Lebens, von Kultur des Geistes und vom Vaterland ist öfter, inniger die Rede.

Schon lockt nicht mehr das Wunder der Lagunen,
Das allumworbene, trümmergroße Rom
Wie herber Eichenduft und Rebenblüthen,
Wie sie, die Deines Volkes Hort behüten,
Wie Deine Wogen — lebengrüner Strom.

Und dazu das weite Bild allen Lebens und Drängens unserer Zeit, das mit den tiefen Zeilen schließt:

Drüben Schwärme folgen ernst im Qualm
Einem bleichen Mann auf weißem Pferde
Mit verhaltnen Gluthen in dem Psalm.
Kreuz, Du bleibst noch lang' das Licht der Erde.

Eine kleine Schaar zieht stille Bahnen
Stolz entfernt vom wirkenden Getriebe
Und als Losung steht auf ihren Fahnen:
Hellas ewig unsre Liebe.

Ja, einmal ein Wort, daß sich aus der stillen, reinen Höhe geistiger Aristokratie herabbeugt zu den Armen und Bedrängten der Niederungen:

Den Vielen — die Du immer meiden möchtest —
Vergeblich wäre, wenn sie Dich umschlängen,
Und thöricht, wenn Du zwischen ihnen föchtest.
Sie sind zu fremd in Deines Webens Gängen.

Nur manchmal bricht aus ihnen edles Feuer
Und offenbart Dir, daß ihr Bund nicht schände.
Dann sprich: in starker Schmerzgemeinschaft Euer
Erfaß ich Eure brüderlichen Hände.

Zuweilen auch tritt hier die Freude am Wirklichen stärker hervor als früher, so in dem Gang des Freundes der Fluren, die etwas von der edlen Herbheit des großen Quattrocento-Realismus athmen, so in dem Lied auf die stille Lebensmüde, die aus dem Fest der lautesten Freude zu der stillen

Ruhe des Schloßteiches flüchtet. Da wirkt doch rührend, wie einmal eine Wendung des Gesprächsdeutsches auftaucht: die leichtlebige Schaar — aus scherzendem Jahrhundert —, die wohl das stille Raunen der Wellen über der Entschlafenen hört, aber es nicht zu deuten weiß: sie hielt es einfach für der Wellen Laune.

Alle zarte Schönheit der alten Landschaftlieder ist von Neuem bei dem Dichter eingekehrt, wenn er singt:

Nah in den Gärten duften die Mandeln,
Dort sah ich Augen voll Gluth und Traum;
Ich will die Fluren wieder durchwandeln
Hände baden im blumigen Flaum.

Aber alle frühere Kraft ist da übertroffen, wo die Musik der Rhythmen über jedes bisherige Dichten und Trachten des Poeten hinaus gesteigert ist, wie im Lied des Vogels:

Heb das Haupt, das sich bang neigt,
Ob aus Tiefen ein Gesicht winkt;
Und so warte, bis mein Sang schweigt
Und so bleibe, bis das Licht sinkt.

wie im Nachtgesang:

Was ich that	Wie ein Brand
Was ich litt	Der verraucht,
Was ich sann,	Wie ein Sang
Was ich bin:	Der verklingt.

oder in dem Gesang auf Traum und Tod, in dem das Buch und die Kunst des Dichters gipfeln:

All Dies stürmt, reißt und schlägt, blitzt und brennt,
Eh für uns spät am Nacht-Firmament
Sich vereint, schimmernd still, Licht-Kleinod,
Glanz und Ruhm, Rausch und Qual, Traum und Tod.

Wahrlich, diese Verse hinterlassen dem Ohr den Eindruck, als hätten die Rhapsoden des alten Griechenlands so gesungen, denn Das ist Gesang, kein Sprechen mehr.

Kein Zweifel: in dem banalen Jargon zukünftiger Dutzend-Literarhistoriker — und vielleicht schon der heutigen Skribenten — wird diese Kunst einmal als neuromantisch bezeichnet werden. Aber so gewiß auch die Blicke von dieser Formen- und Phantasiekunst zu der anderen hinübergleiten, die das letzte Mal die deutsche Literatur aus der Zufälligkeit- und Wirklichkeitbetrachtung zu heben gedachte, mir scheint hier doch ein Anderes und ein Neues geschaffen zu sein. Man lese doch Hardenbergs Ofterdingen: an einigen Stellen erhebt sich seine Phantasie wohl zu der Pracht satter Farben und der schönen Einfalt edler Linien, aber wie dünn und blutleer schleicht

sie sonst dahin. Nein: hier ist größere Kraft, all die Erfahrungen, all die Irrthümer und Entdeckungen der Kunst und des Lebens, die das Jahrhundert inzwischen am eigenen Leib gemacht hat, sie haben ihren Saft, ihr frisches Blut in die Adern dieser Kunst gießen müssen, die von Neuem die alte marmorne Schönheit nicht ausgraben, sondern beleben will. Darüber hinaus aber hat sie nur Eins mit der Romantik gemeinsam: den Drang zu ferner, fremder Schönheit. Von dem Historismus der Romantiker, der auch freilich nur eine konkrete Maske für ein sehr allgemeines Streben von der Wirklichkeit fort war, weiß sie nichts, sie will keine Renaissance, weder eine griechische noch eine mittelalterliche, weder ein Quattro- noch ein Cinquecento-Epigonenthum. Das ist auch der sehr deutliche Unterschied, der die köstlichen Arabesken-Ornamente, mit denen Melchiors Lechter sichere Hand diese Gedichte umrahmt hat, von ihnen trennt. Sie sind wahrlich keine Talmi-Gothik wie die Zwirners und der anderen romantischen Architekten und Maler, aber sie sind doch in ihrem Zeitgeschmack viel begrenzter, viel bestimmter an alte Kunst angelehnt als die Lyrik Georges. Und seien wir doch ehrlich, nur der Künstler unserer eigenen Tage kann uns die köstlichsten Genüsse gewähren. Alle frühere Poesie auszuschlürfen, braucht es immer eines Elementes gelehrter Nebenarbeit, historischen Sichversenkens. Selbst schon Goethes Worte schmecken wir nicht ganz so unmittelbar mehr, als seien sie die unseres Geschlechtes; denn sie blieben unverändert, während Sinn und Form der Sprache sich leise wandelten.

Freilich auch die Fehler und Thorheiten unseres eigenen Zeitalters können uns lästiger werden als die irgend einer Vergangenheit. Doch meine ich, ist die Lyrik Stefans George frei von einigen der hervorstechendsten Gebrechen unserer Zeit: sie weiß nichts von den versteckten Lüsternheiten, zu denen sich die Dichter heute so oft erniedrigen, sie ermüdet uns nicht mit der banalen Erinnerung an das Alltagsleben unseres staatlichen oder geselligen Lebens, sie hebt und führt uns zu den reinen Höhen, von denen der Wanderer Welt und Leben weit und klar überschaut, ohne doch von ihrem Lärm oder gar ihrem eklen Dunst gestört zu werden. Sie wendet sich aber glücklicher Weise auch ab von allen Modethorheiten unserer Kunst, von dem thörichten Feldgeschrei der Decadence, mit dem sich zu brüsten wirklich nur Kranken oder Verfallenden in den Sinn kommen konnte. Sie ist an Gesinnung eben so adelig wie an Form. Wo aber — und Das geschieht nicht selten — die Strenge dieser Rhythmen, dieser Sprachbilder doch nicht ganz die Fülle der Gedanken und Gefühle bändigt, da hat man ein Wohlgefühl, wie Angesichts der ungefügen Quaderspalten, die der Fassade des Palazzo Pitti ihr Gepräge nicht nehmen, sondern eher erst recht geben. Das ist das pindarische Element dieser Kunst, das ihrem Kranz kein einziges seiner Blätter raubt. Bis zu spiegelglatter Reinheit hat sich noch kein starker Strom gemäßigt.

Wilmersdorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Hermann Lingg.

Zu den nachklassischen Dichtungen, die über dem stets sich wandelnden Tagesgeschmack stehen und daher, früher oder später, in die Reihe der klassischen aufgenommen zu werden Aussicht haben, gehört „Die Völkerwanderung" Hermanns Lingg, der am zweiundzwanzigsten Januar seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat. Was die „Lusiaden" den Portugiesen, „Das befreite Jerusalem" den Italienern bedeutet, Das dürfte einmal diese mächtige Dichtung für uns Deutsche werden. Daß sie heute noch nicht allgemein anerkannt und geschätzt wird, hängt sowohl mit ihren Vorzügen als auch mit ihren eingebildeten oder wirklichen Mängeln zusammen. Gegen diese Mängel ganz blind zu sein, schlösse die Gewähr eines sicheren Urtheils von vorn herein aus, aber die Schatten der Unvollkommenheit werden von dem Licht der Schönheiten in dem Maße übertroffen, daß wir sie, wie es auch andere Völker derlei Riesenwerken gegenüber thun, einfach mit in den Kauf nehmen sollten, ohne uns den Genuß der wohlgelungenen Partien verkümmern zu lassen. Alle Kunstepen — nicht am Wenigsten die eben so viel getadelte wie bewunderte Aeneide Virgils — leiden fast an den selben Fehlern: und doch schmückt unverwelklicher Lorber das fromm verehrte, ja beinahe vergötterte Haupt ihrer der Menschheit fast mythisch gewordenen Schöpfer. Hervorbringungen noch so hoch stehender Menschen sind eben doch Hervorbringungen Einzelner und daher — ungleich den Volksepen — der Mitarbeit und Läuterung durch die einander geistig beerbenden Geschlechter entrückt. Auch steht ihre Stofffülle der strengen Einheit entgegen, die man vom Kunstwerk vor Allem fordert, und ihnen fehlt der Mittelpunkt eines überragenden Helden, mit dessen Schicksal auch das der übrigen Figuren unauflöslich verkettet wäre. Die Volksepen (Ilias und Odyssee, die Nibelungen, Gudrun) beschränken sich auf den poetischen Kern der Volks-Ueberlieferung, um die oft nur lose zusammenhängenden Sagen der Vorzeit zum Leben athmenden Liede zu verdichten. So eng der Kreis von Empfindungen ist, den die Gefühle der Menschenbrust hier umspannen, so voll und stark strömen sie dahin und nehmen unsere Theilnahme, bis der letzte Akkord verklungen ist, in gleicher Weise in Anspruch. Vom Kunstepos, das in der Hauptsache bewußtem Schaffen entspringt und seinen Gegenstand mit ruhiger Ueberlegung wählt, läßt sich eine solche impulsive Wirkung nicht erwarten und wir müssen ihm schon zugeben, daß es auf Umwegen den Zugang zu unserem Herzen und Gemüth sucht. Dazu gelangt es dadurch, daß es die einzelnen Theile selbständiger macht, ja, sie von dem Ganzen scheinbar ablöst und ihnen eine Bedeutung giebt, die sie zu geschlossenen Episoden erhebt. Um die Wirkung solcher bevorzugten Partien anschaulich zu machen, brauche ich nur auf die

Geschichte der unglücklichen Inez de Castro hinzuweisen, die wir im dritten Gesange der „Lusiaden“ finden. Hier wird in wenigen Strophen nicht nur ein außerordentlich wirksamer Tragoedienstoff gegeben, sondern der tragische Vorgang entfaltet sich vor unseren Augen in solcher Macht und Hoheit, daß keine Nachbildung im Drama die Wirkung so leicht zu erreichen, geschweige gar zu überbieten vermöchte. Auch Linggs Völkerwanderung bietet solche Höhepunkte der Gestaltung in herrlichen Gebilden von keineswegs geringer Zahl. Ich erinnere an die Begegnung des jungen Gothenkönigs Alarich mit der Sirene am Schluß des siebenten Gesanges, an das vorangehende, ganz in sich beschlossene Idyll „Die griechische Insel“, an „Audogar und Sigune“ im fünften, „Athaulf und Placidia“ im elften, „Maximus und Eudoxia“ im sechzehnten und „Alboin und Rosamunde“ im letzten Gesang. Mächtig als Episoden wirken auch die in einem großartig angelegten und durchgeführten Bilde geschilderte Verschüttung Pompejis, die Legende vom großen Pan, von den Siebenschläfern, die Vision des Cassiodorus und Anderes. Das sind poetische Perlen von einer Beschaffenheit, die uns für manche Monotonie, für ermüdende Stellen und für manche sprachlich trockene Strophe überreich entschädigt. Zu den wahrhaft glänzenden Seiten von Linggs Dichtung gehören auch die unübertrefflichen Natur- und Landschaftgemälde, die wir neben den mit rückwärts gewandtem Seherblick geschauten Bildern vergangenen Völkerlebens zur Erhöhung der Szene in zauberischer Macht überall, wo es nur angeht, zu unserer Freude eingestreut finden. Dazu prägt sich uns die heroische Wucht und die nicht selten bestrickende Schönheit der Sprache aufs Tiefste ein. Daß das Versmaß bei einem Stoff, der nicht minder der antiken als der germanischen Welt angehört, nur das der romantischen Stanze sein konnte, leuchtet ein. Sie wird fast durchweg in dem Werke meisterhaft gehandhabt. „Ein Mittelton zwischen geschichtphilosophischer und realistischer Darstellung charakterisirt dieses Gedicht und giebt dem Stil, in dem es geschrieben ist, sein Gepräge: getragenes Pathos mit archaistischem Anflug.“ In diesen Worten des verdienstlichen Biographen, Ruperts Kreller, ist Alles, was sich hierüber in Kürze sagen läßt, ausgesprochen und eben so unbedingt muß man seiner anderen Behauptung beipflichten: „Die Völkerwanderung erfüllt die erste und höchste Bedingung epischer Dichtung: sie ist national, sie hat ein wichtiges Ereigniß aus der Heroenzeit zum Gegenstand und dieses Ereigniß ist von weltgeschichtlicher Bedeutung.“ In der That, der Untergang des alten Roms und seiner heidnischen Welt in Folge des Einbruches der bereits christlich gewordenen jungen germanischen Völkerstämme war ein Vorwurf, der einen deutschen Dichter wahrhaft begeistern konnte. Und wer an ihn heranzugehen und sich seiner mit aller Kraft einer ungemeinen Begabung zu bemächtigen, den seltenen Muth und die beharrliche Ausdauer bewies,

hat sich dadurch für alle Zeiten Ruhm erworben. Es ist etwa achtunddreißig Jahre her, da richtete ich auf Grund meiner Bekanntschaft mit der noch unfertigen Arbeit an den strebenden Dichter einen ermunternden Zuruf. Heute, im Zeichen der Erfüllung Dessen, was ich damals nur ahnte, wiederhole ich ihn, nicht ohne Wehmuth der fernen, schönen Zeit gedenkend:

An Hermann Lingg.
(Im Mai 1862.)

Da hold der Frühling wieder angekommen
In seiner Blüthen wunderbarem Weben,
Sei frisch Dein Völkerfrühling vorgenommen.

Die Sonne, strahlt sie doch auch Deinem Leben!
In Dir auch wollen Keime sich erschließen,
Hervor sich drängend an das Licht sich heben.

Laß hin den Wohllaut Deiner Verse fließen!
Die Fluth, von Dir wird sie sich lenken lassen
Und sich in ewigem Gesang ergießen.

Dir ward die Gabe, in das Lied zu fassen,
Wie sich die Menschheit hob in wilder Gährung
Durch Nacht und Sturm, durch Blindheit und durch Hassen.

Du zeigst, wie Schuld und That geheim verkettet,
Und wie ein Volk so lang noch unbezwungen,
Als bis sein letzter Held ins Grab gebettet.

Harmonisch ist das Lied, das Dir erklungen,
Weil Ein Gedanke durch das Ganze waltet,
So groß, wie einst im Lied der Nibelungen.

Des Dichters Geist mit lichter Kraft gestaltet,
Was sein Gefühl in kühnem Drang geboren:
Wo Plan ist, wird die Ordnung bald entfaltet.

Zu hohem Werke scheinst Du auserkoren,
So lasse Dich den Tadel nicht verdrießen
Der Blinden, die zum Sehen nicht geboren!

Die aber heute noch bedachtsam schweigen,
Da sie den gleichen Flug mit Dir nicht finden,
Sie werden sich beschämt noch vor Dir neigen.

Die Besten eilen, Dir den Kranz zu winden,
Und wer Dir naht, wird Deinen Werth begreifen:
Nie wird in dunkle Nacht Dein Name schwinden.

Die Sorgen magst Du von der Brust Dir streifen
Und Deiner Sendung ernstem Ruf vertrauen,
Ich aber will, wenn Deine Aehren reifen,
An Dem, was Du vollbracht, mich stets erbauen.

München, im Januar 1900. Martin Greif.

Der Mann und die Mode.

Die Mode ist ein Seitentrieb der Kultur und die Kleidermode der Frau ihr wildester Schößling. Wenn wir die moderne Kultur, als Gegensatz des Urzustandes, mit Unnatur bezeichnen, dann müssen wir die Frauenmoden als den schärfsten Ausdruck des Unnatürlichen ansehen.

Die hochragenden Zacken des Hirschgeweihes, die langen Federn des Goldfasanen und das vieläugige Rad des Pfauenmännchens zeugen von natürlicher Kraft, von Anmuth und Schönheit, sie sind ihnen von der Natur zur eigenen Zier und zur Augenweide für die weiblichen Genossen verliehen. Da herrscht die natürliche Zuchtwahl: der Stärkste und der Schönste sind berufen, den künftigen Geschlechtern ihre Gaben zu vererben. Das Weibchen ist zarter von Gestalt und unscheinbar in Form und Farbe. Die vielumworbene Pfauendame kennt nicht das Bedürfniß, sich zu schmücken, so lange das Männchen mit gleißendem Farbenspiel um ihre Gunst wirbt, und die hochbelobte „Frau Nachtigall" überläßt es ihrem Gatten, den Hausbedarf an Liedern zu stellen: sie selbst verschwendet keinen Ton, um ein Männchenherz zu rühren.

Die Menschenfrau steht also im schroffen Gegensatz zu ihren Basen aus der Thierwelt. Sie kleidet sich in mannichfache, bunte Farben, sie schmückt sich mit wechselnder Gewandung, — doch gerade ihr Reichthum an Schmuck verräth ihre Armuth an Bewerbern.

Die Frau der Unkultur, die Negerin, die Indianerin, das Weib des Südseeinsulaners, steht dem Manne häufig an äußerem Zierrath nach, die moderne Frau überstrahlt ihren Gatten durch Schmuck und Zier, sie ruft jede Technik zu Hilfe, sie übt alle Künste, sie bemüht sich, jeden ihrer Vorzüge in das beste Licht zu setzen, sie unterwirft sich der launenhaftesten aller Herrscherinnen, der Mode —: alles Das, um dem Manne zu gefallen. Die Liebeswerbung ist das Bewegende in der Kleidermode. Wenn Das nicht Unnatur ist, so heißt es doch jedenfalls, die Natur auf den Kopf stellen, allerdings auf den kapriziösen, reizvollen, zarten Kopf der modernen Frau.

Die Griechen und Römer hüllten sich in prächtige Gewänder, der Edeling des Mittelalters und der Mann der Renaissance schmückten sich mit schillernden Stoffen, auch das Männchen des Rokoko war zierlich anzuschauen. Die Kleidung des Mannes ging und kam mit der Gewandung der Frau. Bald eilten jedoch die Damen den Herren voraus, sie änderten immer rascher Haar- und Kleidertrachten und in einer früher nicht geahnten Schnelligkeit wechselten Schnitt und Stoff. Je schneller aber die Frauen ihre Hüllen ablegten und neue anthaten, desto gleichmüthiger und gleichmäßiger wurde der Mann in seiner Bekleidung; je mehr die Dame sich und ihre Gewandung zu einem einheitlichen, reizvollen Kunstwerk zu gestalten suchte — das zwar künstlich,

aber selten künstlerisch wurde —, desto weniger Werth legte der zum Herrn der Schöpfung gewordene Mann auf das Schmückende in seiner Kleidung. Die Frau hatte ihm die Mühe abgenommen, sich künstlerisch zu kleiden; er begnügte sich damit, seine Hüllen praktisch und bequem zu gestalten: sie bieten ihm vollen Schutz gegen die Einflüsse der Witterung, sie sind rasch anzulegen, stören nicht in der Bewegung des Körpers, dafür sind sie aber auch so unscheinbar und unschön in Schnitt und Farbe, daß der Mann neben der geschmückten Frau aussieht wie das Pfauenweibchen neben dem radschlagenden Herrn der Pfauenwelt. Je mehr die Schönheitpflege der Frau fortschreitet, desto weniger Sorgfalt verwendet der Mann auf sich. Er vermeidet fast ängstlich, seine körperlichen Vorzüge zur Geltung zu bringen: das Haar, der schönste natürliche Schmuck des Menschen, wird kurz geschoren und das Haupt mit einer luftdicht schließenden Röhre bedeckt, so daß auch die kurzen Haare in ihrer Wurzel welken und abfallen.

Die moderne Sportbewegung hat darin zwar einigen Wandel geschaffen, aber sie entstammt nur praktischen Gründen, nicht ästhetischen. Der Mann begann, im Hasten des Berufslebens zu degeneriren, er bedurfte der Bewegung in freier Luft. Mit Behagen sah er sich in Wadenstrümpfen, Barett und faltigem Hemd verschönert und verjüngt: aber dieses Gefühl durfte sich nicht bewußt äußern. Das wäre für ihn als Mann unpassend.

So wenig die Sportkleidung auf die Männermode Einfluß übte, so wenig vermochte sie, die Frauenkleidung zu reformiren. Man erwartete von der Freigabe der zierlichen Formen unterhalb des Knies einen neuen Aufschwung der Frauenmode, vom Bloomer eine neue Herrschaft in der Kleidung. Und doch ist's beim Alten geblieben, bei der ewig unlogischen Erneuerung der Frauenkleidung. Und eine Aenderung wird nicht eintreten, so lange die Frau sich bemüht, dem Manne zu gefallen, so lange das „Werben“ des Mannes eine konventionelle Lüge bleibt, Das heißt: so lange er gesucht und umworben wird.

Das Kleid der modernen Frau soll aber nicht nur dem Manne gefallen: es soll seine Trägerin auch von ihren Mitschwestern vortheilhaft unterscheiden, ihr gewissermaßen Schutz gegen die Konkurrenz bieten, — daher der Wunsch, möglichst anders auszusehen als die anderen Weibchen. Nun kann man auch die Genugthuung der Frau, deren Robe den Gleichmuth der Freundinnen stört, von einem höheren Gesichtspunkt aus verstehen und verzeihen. Da es sich um einen ernsten Wettbewerb handelt, bei dem alle Chancen und alle Mittel sehr eingehend erwogen werden, darf das Kleid nicht zu sehr abstechen, um kein allzu scharfes Urtheil herauszufordern: daher der Wunsch, sich so zu kleiden, wie „man sich trägt“. Man will in allen Sünden der Modeausschreitung Mitschuldige haben.

Im Mittelpunkt dieser sich schneidenden Linien steht die Tagesmode.

Hierzu kommt, daß jedes neue Kleid, jede frische Farbe die Schönheit der Frau in einer neuen Beleuchtung zeigt, deren sie im steten Kampf mit der nagenden Zeit zu bedürfen glaubt, und daß dieser neue Schliff der Schönheitfassette das Selbstbewußtsein hebt. Bewußtsein der eigenen Kraft gehört nun einmal ins Arsenal des Eroberers. So versteht man auch den immer rascher sich vollziehenden Wechsel der Mode.

Je freier die Frau in der Gesellschaft sich bewegt, je mehr sie in die Lage kommt, im freien Wettbewerb um die Gunst des Mannes mit sich selbst für sich selbst einzutreten, um so mehr Sorgfalt verwendet sie auf ihr Aeußeres und um so häufiger wechseln die Moden. Auch die Frauen, die diesem Wettrennen gern unbetheiligt zusehen möchten, diejenigen, die nur eines Mannes Gunst erwünschen und besitzen, werden gezwungen, immer neue Farben zu bekennen, um nicht in ihrem Aussehen zu veralten. Die Männer sind unstet; man will den anderen Frauen keinen Vorrang lassen und besser ist es, der Gatte zahlt theure Schneiderrechnungen als ... Reugeld.

Man sieht: es giebt eine Gerechtigkeit auch in der Mode. Zum Schluß bezahlt der Mann die Mühe und Sorgfalt der Frau, ihm reizvoll zu erscheinen, mit schwerem Geld, oft mit noch Kostbarerem. Zahlreiche — man wäre fast versucht zu sagen: zahllose — Männer stehen im Dienst der Frauenmode. Wohl die Hälfte aller Industrien dient ihren Bedürfnissen. Doch Das ist nicht neu. Weniger bekannt dürfte es sein, daß die Schöpfer der Mode fast ausschließlich Männer sind. So schafft die Männerwelt selbst die Mittel, mit denen sie bethört wird.

Vom Musterzeichner, der den Geweben neue Farben erfindet, bis zum „großen Schneider": fast immer sind es Männer, vorzüglich Männer, die den Frauen ihren kostbaren Tand liefern. Die Doucet und Worth zogen die Männer aus, deren Frauen sie ankleideten; dabei behandelten sie ihre Kunden, selbst die Damen aus der Gesellschaft, nicht viel besser als der Maler sein Modell.

Es giebt auch in Wien und Berlin Häuser, die unter die Schneiderdynastien zu rechnen sind, aber sie können doch nur als Vasallen der großen Modenkönige gelten, die in Paris ihren Thron aufgeschlagen haben. Ein wiener Schneider, und auch der berliner, selbst der hervorragendste, läßt sich herab, seine Kunden höflich zu begrüßen, und für Geld und gute Worte komponirt er jeder Dame eine Robe. Der pariser Modefürst pflegt seine Stellung viel exclusiver aufzufassen. Er sieht sich die Gestalt genau an, der er seine Schöpfungen anvertrauen soll, und gar manche Dame mußte sich sagen lassen, daß ihre Tournure nicht genüge, um das großen Meisters „création" in die Oeffentlichkeit zu bringen. Man erzählt — verbürgt —, daß die Frau

eines weltbekannten Chokoladefabrikanten, deren Bau, Farbe und Haltung das Wohlgefallen einer solchen Hoheit vom Centimeter erregt hatte, sich dennoch erst verpflichten mußte, monatlich für zwanzigtausend Francs Aufträge zu ertheilen, ehe er sich entschloß, sein Maître-Maaß um ihre Mitte zu schlingen. Ein theures Milieu, das Viertel zwischen der großen Oper und der Madeleine, wo die Mode der civilisirten Welt gemacht wird, — die Mode der Lebewelt, die Mode der Damen, die leben, um zu lieben, und jener, die lieben, um zu leben! In dieser schwülen, sinnlichen Atmosphäre entstehen die Trachten und Schnitte, werden Stoffe und Aufputz bestimmt, die „man trägt". Die heimischen Modeblätter können an Dem, was Paris vorschreibt, nur mildern und umändern, aber sind noch immer außer Stande, sich von der Hauptstadt Frankreichs zu emanzipiren. Farbe und Zeichnung der Gewebe erfinden Männer, die wohl Anschluß an die großen Kunstbewegungen ihrer Zeit suchen, aber der Schneider kennt nur eine Kunst: die ihm anvertrauten Gestalten stets neuartig anziehend zu kleiden. Was ist ihm die Kunst, die der Natur nachstrebt? Er kennt das Weib nur im Korset und Jupon, ihm ist die herrlichste Offenbarung der organischen Welt, der weibliche Körper, nur die Puppe für seine Kleider und die dem Meer entstiegene Göttin wäre ihm nur eine schlechte Kundin. Er sucht und erfindet neue Motive, wenn die alten abgetragen sind, er denkt in Falten, Plissés, Biais, Schmelz, Jais, Volants und Dütenfalten; die Damen tragen seine Schöpfungen in die ganze Welt oder in die Halbwelt. Hunderte von Motiven gehen verloren, sie bleiben „einziges Modell": endlich wird eins nachgeahmt, die Nachahmung findet weitere Nachbeter, dann viele, endlich zahllose Anbeter —: die Mode ist gemacht.

So kommt es, daß wir zwar sezessionistisch geblümte Stoffe, lebendig gefärbte Roben und Hüte sehen, aber kein Kleid, das seinen Zusammenhang mit der modernen Kunst nachweisen könnte, obgleich die schlanken Formen den symbolistischen Figuren nachzustreben scheinen. Halbwegs künstlerischen Intentionen entsprechend war der weite, faltige Rock und die Blouse mit breiten Aermeln: die entschwundene Mode der verflossenen Jahre. Es gab da ein Spiel der Farben und Falten, das anziehend wirkte; die weibliche Gestalt war wie die Blume von wogenden Blüthenblättern umhüllt, so daß die jungen Künstler anfingen, den Reizen der modernen Frauenkleidung nachzuspüren, nachdem sie ihre Auswüchse gehörig verspottet hatten. Aber ohne Rücksicht auf die Kunstentwickelung verengte sich der Aermel, der Rock fiel zusammen, — und nun sind wir wieder bei den schmalen Aermelfutteralen und eng umspannten Hüften angelangt. Das griechische Kleid bleibt das Ideal, weil es in faltigem Spiele den Leib umfließt und das Störende jeder Form, Alles, was die Schönheitlinie überschreitet, individuell verbirgt; die heutige Mode ist häßlich, weil sie den Körper an sich preisgiebt. Die Künstler wissen, was schön ist; sie

könnten uns eine Frauentracht schaffen, die allen Anforderungen entspräche; aber vielleicht müßten sie sich erst gewöhnen, auch handwerksmäßig — oder sagen wir technisch-schneidermäßig — zu denken, wie sie ja auch die Gesetze der Metallbearbeitung, die Struktur des Holzes studiren müssen, wenn sie in diesen Materialien arbeiten wollen.

Der Versuch, Künstler für die Regenerirung der Frauenmoden zu interessiren, wurde schon oft unternommen und führte stets zu allseitiger Enttäuschung, hervorgerufen durch die Gegensätze der Anschauung. Dem Künstler ist der Frauenkörper der Ausdruck der Schönheit an sich. Da nur selten ein Weib, sei es in den Maßen oder in den Formen, allen Gesetzen der Aesthetik entspricht — und es giebt besonders für die Proportion feststehende Normen —, so ändert er instinktiv seine Zeichnung. Außerdem liegt in der Abweichung das Individuelle, oft sehr Reizvolle. Der Künstler würde auch in der Kleidung individualisiren, die Schönheitfehler drapiren, um das Individuum dem allgemeinen und stets geltenden Ideal zu nähern, ohne seine Besonderheiten zu verwischen. Aber da es nur eine Schönheit giebt, ein Gesetz des Vollkommenen, so würde er erst umdrapiren, wenn der Körper sich geändert hat, und vielleicht erst nach Generationen, nach allgemeinen Geschmacksevolutionen, zu neuen Formen sich entschließen.

Die Frau aber kann nicht warten. Sie will sich den ewigen Gesetzen nicht unterwerfen, weder denen der Schönheit noch denen der rasch hineilenden Zeit. Ihre Welt schwindet im Rauschen des Kleides, sie muß es wechseln, damit der neue Stoff ihr neues Leben künde. . . .

Der Schneider ist weniger gewissenhaft. Er dient nicht der Natur: er korrigirt sie; er studirt nicht die ewigen Gesetze der Schönheit: er schafft sich neue, wenn die alten abgebraucht sind; er komponirt sein Kleid und sucht sich dazu die Frau. Paßt ihr Körper nicht in die Hülle, — um so schlimmer für sie, dann wird geschnürt oder gelöst, gepreßt oder gebauscht, bis die Dame seinem Idealkleid sich einfügt. Nicht nur die Hülle unterliegt der Mode, sondern auch die Form des Körpers. Der Schneider dient so, während er zu herrschen glaubt, dem Verlangen der Frau, die dem Manne in immer wechselnden Reizen erscheinen will. Dem Schneider beugt sie sich. Der Künstler aber dient ewigen Gesetzen, die von je her regirten, ehe die moderne Frau war, und die nach ihr sein werden, — und sie beugt sich ihm nicht. Eine Weile lang, damals, da die Kunst „modern" wurde, schien es, als ob die Mode mit der Kunst gehen wollte; der Körper kam zur Geltung und wurde nicht verunstaltet. Aber nun läuft die Mode wieder davon: den Männern nach.

Wien. Heinrich York-Steiner.

Der Rhein=Elbe=Kanal.*)

Ein Projekt wie der Rhein=Elbe=Kanal hat unbestreitbar sehr viel Bestechendes an sich. Man will durch einen groß angelegten Verkehrsweg Osten und Westen des Vaterlandes einander nähern; man will, ähnlich wie es bei den Eisenbahnen geschehen ist, unsere Wasserstraßen in ein einheitliches, geschlossenes System bringen und erinnert sich dabei, daß große Kanäle schon in alten Zeiten von weitsichtigen Herrschern als ein wirksames Mittel zur Belebung der Volkswirthschaft erkannt worden sind. Der ruhige Betrachter aber wird keinen Augenblick vergessen dürfen, daß ein so kostspieliges Unternehmen, wie der Kanal, ganz nüchtern geprüft werden muß und er wird sich sofort die Frage vorlegen: Würden wir nicht besser statt des Kanals weitere Eisenbahnen bauen? Diese Frage ist in der That bei der Berathung der preußischen Kanalvorlage immer wieder aufgeworfen worden.

Nun haben sich manche Kanalfreunde und auch die Regirung die Beweisführung sehr leicht gemacht, indem sie einfach behaupteten: Wir haben gar nicht mehr die Wahl zwischen Kanal und Eisenbahn; denn mit der Eisenbahn allein können wir vernünftiger Weise auf die Dauer nicht mehr den Anforderungen des ungeheuren Verkehres im westfälischen Kohlenrevier gerecht werden. In der Kommission führte der Eisenbahnminister aus: An die Bewältigung des immer wachsenden Verkehres im Kohlenrevier durch die Eisenbahnen allein ist nicht zu denken, weil dort die Eisenbahnen bald an der Grenze der Leistungfähigkeit angelangt sein werden, Das heißt: an dem Punkt, von wo ab wegen der zunehmenden Komplikation des Betriebes eine weitere Betriebssteigerung keinen Nutzen mehr bringt, sondern schädlich wird. Wenn also der Kanal nicht gebaut wird, sondern die Eisenbahnen eine weitere Belastung erfahren, so werden die neu zu bauenden Bahnen keine Ueberschüsse mehr bringen, sondern vielleicht sogar ein Defizit ergeben. Es wäre daher von vorn herein unwirthschaftlich, sich auf die Eisenbahnen zu beschränken, so lange noch ein anderes, rentableres Verkehrsmittel zur Verfügung stehe. Diese Behauptungen waren eben so kühn wie neu. Zu ihrer Begründung hielt man es für gut, die schwärzesten Bilder von der Ertragsfähigkeit unserer Eisenbahnen zu entwerfen, und Herr von Thielen gab in der Kommission folgendes erstaunliche Muster von Rechenexempel zum Besten: Nehmen wir an, daß in den nächsten zehn Jahren der Verkehr sich jährlich um $3^1/_2$ Prozent steigert, so haben wir eine Mehreinnahme zu erwarten, die zur Zeit der Eröffnung des Rhein=Elbe=Kanals jährlich 500 Millionen Mark betragen wird. Wir würden aber in der selben Zeit zur Vermehrung und Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes die riesige Summe von 1800 Millionen aufwenden müssen. Nimmt man nun an, daß von der Mehreinnahme der Eisenbahn $^1/_5$, also 100 Mil-

---

*) Nachdem die Thronrede die erneute Einbringung des Kanalprojektes „zur theilweisen Entlastung der Staatseisenbahnen wie zur Hebung des binnenländischen Verkehrs . . . erweitert durch Vorschläge für die besonders dringliche Herstellung moderner Schiffahrtverbindungen u. s. w." angekündigt hat, wird ein zusammenfassender Rückblick zur Orientirung für die kommenden Verhandlungstadien nicht unerwünscht sein.

lionen Mark, auf den Kanal übergehen, so würde Dem entsprechend auch eine Verringerung des Kapitalaufwandes für Betriebssteigerungen eintreten. Veranschlagt man diese Summe ebenfalls auf $^1/_5$, so ergiebt Das schon eine Kapitalsersparniß von 360 Millionen Mark, einer Summe, die die für den Kanal aufzuwendenden Anlagekosten übersteigt.

Es ist Das eine von den vielen Berechnungen, auf die nicht das Mindeste zu geben ist. Mit Zahlen kann man bekanntlich Alles beweisen, — und hat man im Abgeordnetenhause Alles damit bewiesen. Wer die Verhandlungen über die Vorlage nachliest, muß sich daher zunächst allen statistischen Nachweisungen gegenüber mit einer gehörigen Dosis von Skepsis waffnen. Ich weiß nicht, wie der Minister zu seinen Zahlen gekommen ist; jedenfalls aber hat er mehrere Fehler gemacht. Einmal hat er die Zahlen der letzten Jahre zum Maßstab gemacht, obgleich gerade in diesen Jahren in Folge der günstigen Finanzlage, veranlaßt aber auch durch die vielen Unglücksfälle, ganz außerordentliche Betriebsverbesserungen vorgenommen wurden. Ferner ist in die Zahlen für die Eisenbahnen der Personenverkehr miteinbezogen worden; gerade der Personenverkehr verschluckt aber den größten Theil der riesigen Summen, die uns die Eisenbahnen kosten, und dieser Theil der Ausgabesummen kann durch den Bau des Kanals um keinen Pfennig vermindert werden. Mit welcher Nonchalance bei solchen Berechnungen zuweilen verfahren wird, zeigt besonders deutlich ein offiziöser Artikel, mit dem um die Mitte des September für den Kanal Stimmung gemacht wurde. Da wurde ausgeführt, die Eisenbahneinnahmen des Jahres 1898 hätten zwar den Ansatz um 60 Millionen überschritten; diese Ueberschreitung sei aber weit überholt worden durch das ungeheure Anwachsen der Ausgaben. In Folge dieses außerordentlichen Anwachsens hätten die Ueberschüsse nicht, wie im Etat vorgesehen war, 175, sondern nur 132 Millionen Mark betragen, seien also um 25 Prozent hinter dem Voranschlag zurückgeblieben. Wenn Das so weiter ginge, so würde man mit einer Belastung der Staatskasse für Eisenbahnbauten „von geradezu ruinöser Höhe“ zu rechnen haben, folglich .... u. s. w. Der Verfasser dieses Artikels mußte sich schon am folgenden Tage durch Eugen Richter belehren lassen, daß die Ueberschüsse nach Abzug der Summen für Verzinsung und Amortisation der Anlagekapitalien nicht 132, sondern 259 Millionen betragen haben. Der Offiziosus war zu seinem trüben Ergebniß nur dadurch gekommen, daß er die gesammten einmaligen außerordentlichen Ausgaben für Eisenbahnen vorweg in Abzug brachte. Auf diese Weise kommt man natürlich zu jedem gewünschten Resultat, es wird aber Niemand erwarten können, daß solche Berechnungen irgend welchen Eindruck machen.

Ich denke, wir stehen hier im Grunde genommen einfachen Thatsachen gegenüber. Seitdem wir die Eisenbahnen verstaatlicht haben, haben wir aus ihnen immer wachsende Ueberschüsse gezogen. Es ist möglich, daß diese Ueberschüsse in Folge von Betriebsverbesserungen bei weiteren Verkehrssteigerungen nicht mehr in dem selben Maße steigen wie bisher; es liegt aber nicht der mindeste Grund zu der Annahme vor, daß bei einer weiteren Komplikation des Betriebes die Staatskasse für Eisenbahnbauten in geradezu ruinöser Weise in Anspruch genommen wird. Wenn im Kohlenrevier die jetzigen Eisenbahnen nicht mehr genügen, so baue man neue, die aller menschlichen Voraussicht noch eben so rentabel sein werden wie die alten. Nichts hindert uns, den Verkehr im rheinisch-westfälischen In-

dustriebezirk auch fernerhin durch Eisenbahnen allein zu bewältigen; wir haben alle Freiheit der Wahl zwischen Wasser- und Schienenweg und können in aller Ruhe untersuchen, welchen Weg wir am Zweckmäßigsten wählen.

Es ist überflüssig, die großen Vorzüge, die die Eisenbahnen vor allen Kanälen voraus haben: Schnelligkeit und Zuverlässigkeit der Beförderung, lang und breit zu erörtern. Diese Vorzüge sind unbestreitbar und wurden auch von den Kanalfreunden unbedingt zugegeben. „Es ist unleugbar," schrieb z. B. die Nationalzeitung am vierundzwanzigsten März 1899, „daß Kanäle im Vergleich mit Eisenbahnen ein in mancher Hinsicht untergeordnetes Verkehrsmittel sind: für den Personenverkehr kommen sie so gut wie gar nicht in Betracht; dem lokalen Güterverkehr können sie nur in geringem Maße dienen, da die Zahl der Anlegestellen und Ladevorrichtungen eine beschränkte bleiben muß; im Winter pflegt die Benutzung durch Frost mehrere Monate hindurch ausgeschlossen zu sein." Die Zeitung beeilte sich aber, hinzuzufügen: „Diesen Nachtheilen steht der große Vorzug gegenüber, daß der Massentransport auf weite Entfernungen ungleich wohlfeiler zu Wasser als durch Eisenbahnen, wenigstens durch die jetzigen, erfolgen kann." Hiermit ist das Hauptargument ausgesprochen, das unsere Kanalfreunde immer wieder ins Feld geführt haben: die Kanäle verdienen wegen ihrer Billigkeit den Vorzug. In der That sind heute die Frachten auf dem Wasserwege wesentlich billiger als auf der Eisenbahn. Auf den preußischen Bahnen betragen die Spezialtarife für Massengüter 4,5 , 3,5 und 2,6 Pfennig pro Tonnenkilometer; die Schiffahrtabgaben für einen Tonnenkilometer ergeben dagegen auf preußischen Wasserstraßen nur folgende Zahlen:

Oder-Spreekanal: 0,16 bis 0,32 Pfennige.
Kanalisirte obere Oder: 0,24 bis 0,48 Pfennige.
Kanalisirter Main: 0,30 bis 0,60 Pfennige.

Die Frachten auf unseren Wasserstraßen sind also wirklich bedeutend niedriger als auf den Eisenbahnen. Aber diese Billigkeit der Frachten berechtigt noch nicht zu dem Schluß, daß unsere Kanäle selbst billiger wären. Die relative Niedrigkeit der Tarife hat vielmehr ihren Grund in ganz anormalen Verhältnissen. Von den Erträgen unserer Eisenbahnen verzinsen und amortisiren wir nicht nur das Anlagekapital, sondern behalten auch noch große Ueberschüsse übrig, so daß die Eisenbahnfrachten thatsächlich den Charakter einer Steuer tragen. Dagegen sind wir bei Kanälen froh, wenn sie die Betriebskosten decken. Selbst der Rhein-Elbe-Kanal mit seinen hohen Abgaben würde nach den gewiß nicht zu ungünstigen Berechnungen der Eisenbahnverwaltung nur eine Verzinsung des Baukapitals von 3,5 Prozent einbringen, während unsere Eisenbahnen zu 6 Prozent rentiren. Unsere Tarifpolitik bei Wasser- und Schienenwegen ist also grundverschieden. Diese Verschiedenheit entstammt zum Theil den Verkehrtheiten unserer merkwürdigen Wassergesetzgebung, zum Theil beruht sie auf sehr natürlichen Gründen. Denn wenn wir auf den Wasserstraßen so hohe Abgaben erheben wollten, daß sie eben so rentiren wie unsere Eisenbahnen, dann würde es mit der Herrlichkeit unseres Wasserverkehrs bald zu Ende sein.

Ein Vergleich der Frachten besagt gar nichts über die Billigkeit der beiden Verkehrsmittel. Er dient vielmehr nur dazu, die Thatsache zu verschleiern, daß Kanäle ein kostspieligeres Unternehmen sind als Eisenbahnen. Will man die wirk-

liche Billigkeit von Wasser- und Schienenweg vergleichen, so muß man eine Eisenbahnanlage und einen Kanal von gleicher Leistungfähigkeit vergleichen und ermitteln, auf welcher Seite Anlage- und Betriebs-Kapital größer sind. Das ist die Kernfrage, die schon die kanalbegeisterte Nationalzeitung in der eben erwähnten Nummer richtig formulirt hat: „In den Mittelpunkt aller sachlichen Erörterung des Kanalproblemes tritt die Frage: Wäre unter Aufwendung so großer Summen, wie die Vorlage sie fordert und wie sie unzweifelhaft im Verfolg der etwaigen Bewilligung noch weiter werden aufzuwenden sein, eine Verbesserung unseres Eisenbahnwesens möglich, die mehr leisten würde als der Rhein-Elbe-Kanal? ... Indem die Eisenbahnverwaltung für den Kanal eintritt, bekundet sie, daß sie mit den selben Kosten auf ihrem eigenen Gebiete, dem des Eisenbahnwesens, nicht die nämlichen Leistungen erreichen zu können glaubt. Die Rechnung, die zu diesem Ergebniß führt, wird in ihren großen Zügen in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vor dem Lande aufgemacht werden müssen."

In Wirklichkeit hat die von der Nationalzeitung formulirte Frage während der ganzen Verhandlungen niemals im Mittelpunkt sachlicher Erörterungen gestanden und die Rechnung, die die Regirung zu ihrer Stellung berechtigen würde, ist bis heute nicht aufgemacht worden. Der Kommissionbericht äußert sich über diesen Punkt sehr resignirt: „Der Versuch, eine exakte Lösung des Problemes der Konkurrenzfähigkeit des Kanals gegenüber den Eisenbahnen durch eine Vergleichung der beiderseitigen Selbstkosten herbeizuführen, mißlang, weil eine Klarheit über die Höhe der Selbstkosten der Eisenbahn nicht zu erzielen war .... Die auf Antrag eines Abgeordneten von der Kommission an die Regirung gestellte Frage in Betreff der Eisenbahnselbstkosten ist nicht bestimmt beantwortet worden." Die Regirung, die sonst alles Mögliche und Unmögliche statistisch bewiesen hat, hat sich also merkwürdiger Weise gerade an die erste und wichtigste Frage, die zu beantworten war, nicht herangemacht. Allein die Klärung dieser Frage hätte zahlenmäßigen Aufschluß über die Billigkeit von Kanal und Eisenbahn geben können; die Vergleichung der Frachten bestätigt höchstens die alte Erfahrung, daß Eisenbahnen billiger sind als Kanäle. Denn wenn unsere Kanäle keinen Tarif vertragen können, der sie eben so rentabel machen würde wie die Eisenbahnen, so liegt Das doch wohl daran, daß ein solcher Tarif verhältnißmäßig höher sein würde, als unsere Eisenbahnfrachten sind.

Niemand wird einsehen, weshalb wir uns für ein Unternehmen erwärmen sollten, das einen bestimmten Zweck auf unnöthig kostspielige Weise erreicht. Wir haben dazu um so weniger Veranlassung, als der preußische Staat durch den Bau des Kanals in eine sehr unbequeme Situation kommen würde. Und hierin ist eins der wichtigsten Bedenken gegen den Kanal enthalten: Preußen würde sich durch den Kanal für seine Tarifpolitik die Hände binden und gezwungen sein, die bisher von ihm geübte gesunde Praxis zu Gunsten einer ungesunden aufzugeben. Augenblicklich sind die Eisenbahnabgaben so hoch bemessen, daß unsere Staatsbahnen nach dem Etat für 1899 einen Ueberschuß von 531 Millionen Mark ergeben; davon kommen in Abzug 228 Millionen für Verzinsung und 39 Millionen für Amortisirung der Staatsschulden (der gesammten Staatsschulden, also nicht nur des Anlagekapitals für Eisenbahnen). Bleiben noch 264 Millionen Mark, die für allgemeine Staatszwecke verwandt werden können. Zum Vergleich führe

ich an, daß nach dem selben Etat die gesammten ordentlichen Nettoeinnahmen 964 Millionen betragen; der Ertrag der gesammten direkten Steuern ist auf 220 Millionen, der der indirekten Steuern auf 45 Millionen Mark angesetzt. Unsere Eisenbahnüberschüsse bedeuten also für den Staat eine sehr werthvolle Einnahmequelle, deren vollständiges Versiegen uns zwingen würde, die Erträge unserer direkten und indirekten Steuern um 100 Prozent zu steigern. Nun haben die Eisenbahnüberschüsse vor allen indirekten Steuern den Vorzug, daß sie auf sehr leistungfähige Schultern, nämlich auf die unserer Händler, gewälzt sind, während indirekte Steuern in erster Linie die ärmeren Schichten treffen; denn wenn sie überhaupt einträglich sein sollen, so müssen sie auf Massenartikel gelegt werden, die Jeder nöthig hat. Vor allen direkten Steuern aber haben unsere Eisenbahnüberschüsse den Vorzug, daß sie — ganz wie indirekte Steuern — nicht drückend sind und nicht als Steuer empfunden werden. Sie sind daher nicht nur eine fette Einnahme, sondern werden auch auf sehr angenehme Weise erzielt; und wenn wir vernünftig sind, suchen wir uns eine solche Einnahme nach Kräften zu erhalten.

Der Bau des Kanals würde dem jetzigen gesunden Zustand ein Ende bereiten. Der Kanal würde uns vielleicht viel Geld kosten: ganz sicher aber würde er nichts einbringen, sondern im Gegentheil eine beträchtliche Verringerung unserer Eisenbahnüberschüsse verursachen. Die Regirung berechnet den Ausfall an Eisenbahneinnahmen auf 53 Millionen, Graf Kanitz auf 100 bis 120 Millionen Mark. Auf jeden Fall ist die Summe sehr groß und sie wird dadurch noch viel größer, daß ein Rhein-Elbe-Kanal voraussichtlich eine allgemeine Herabsetzung der Eisenbahntarife im Gefolg haben würde. Denn es wäre in der That eine große Unbilligkeit, allen Bewohnern des Landes eine Verkehrssteuer aufzubürden, von der nur die Leute, die zufällig am Kanal wohnen und Massengüter versenden, befreit sind. Es wäre daher die einfachste Forderung der Gerechtigkeit, die Eisenbahntarife allgemein herabzusetzen; und dadurch würden unsere Ueberschüsse weiter verkürzt.

Allerdings ist es gerade eine Ermäßigung unserer Eisenbahntarife, worauf manche Kanalfreunde abzielen. Der Abgeordnete Richter sagte in der dritten Lesung: „Wir sind auch deshalb für die Vorlage, weil wir wünschen, daß endlich die Stagnation in der Tarifentwickelung des Gütertransportwesens durchbrochen wird, daß Konkurrenz geschaffen wird den Eisenbahnen. Wir sind überzeugt, daß gerade der Mittellandkanal zu einer allmählich fortschreitenden Ermäßigung der Eisenbahntarife nicht blos in den Gegenden des Mittellandkanals, sondern in ganz Preußen führen wird." Das ist beim Abgeordneten Richter begreiflich; wie aber ist es zu verstehen, daß Miquel, der vorsichtigste aller Finanzminister, hier auf einmal so sorglos geworden ist? Herr von Miquel ist doch der energischste Verfechter unserer Tarifpolitik. Ihrer Erschütterung dürfte er nur zustimmen, wenn er ihre Grundlage als falsch erkannt und sie daher prinzipiell aufgegeben hätte. Davon ist natürlich keine Rede, wie er selbst betont hat; sollte aber einmal dieser Fall eintreten, so würden die Konsequenzen viel richtiger in der Weise gezogen, daß einfach unsere Eisenbahnfrachten ermäßigt und etwa Staffeltarife eingeführt würden. Dann brauchten wir nicht den theuren und riskanten Kanal, zu bauen; die Vortheile würden allen Bewohnern des Landes gleichmäßig zu Gute kommen und damit fiele auch der Streit über die Kompensationen weg.

Das sind die Ergebnisse, zu denen man gelangt, wenn man das Kanalprojekt nach finanziellen Gesichtspunkten prüft. Wir bewältigen den Verkehr billiger als durch den Kanal durch weitere Eisenbahnen. Wir würden durch den Kanal das Rückgrat unserer Finanzen, die Eisenbahnüberschüsse, gefährden. Die Phrase von der Billigkeit der Kanäle hat nur Sinn, wenn man damit die Billigkeit der Frachten meint. Diese ist allerdings eine Thatsache; und es ist kein Wunder, wenn Die um Krupp so großen Lärm um den Kanal schlagen. Man sollte aber aufhören, sich jedesmal zu entrüsten, so oft es ausgesprochen wird, daß der Kanal hauptsächlich den Großindustriellen nützen würde, die ihre Massenartikel billig transportiren wollen.

Diese einfachen finanziellen Erwägungen können meiner Ansicht nach allein bei der Beurtheilung des Projektes maßgebend sein; sie genügen jedenfalls, um eine ablehnende Haltung zu begründen. Was man sonst für den Kanal angeführt hat, ist nicht geeignet, diese Haltung zu erschüttern. Der Kanal soll eine werthvolle Landesmelioration darstellen, — mag sein. Er soll die Industrie beleben; nun ja, wie eben jede Transportverbilligung die Industrie belebt, auch etwa eine Ermäßigung der Eisenbahnfrachten. Gewiß befördert jede Herabsetzung der Tarife an sich die Decentralisation der Industrie; aber gerade der Rhein-Elbe-Kanal würde daneben insofern eine centralistische Tendenz haben, als er eine einzige Kohle, die westfälische, auf Kosten der schlesischen bevorzugen würde. Das ist von allen Seiten anerkannt worden und die schlesischen Abgeordneten haben darauf ihre Kompensationforderungen gegründet. Auf die sonstigen Einwände, die man gegen den Kanal erhoben hat, brauche ich um so weniger einzugehen, als sie das Gesammturtheil in keinem Falle ändern können. Die Behauptung, daß der Kanal die ausländischen Häfen auf Kosten der deutschen bevorzugen würde, ist sehr anfechtbar. Und wenn schließlich noch von dem Bau des Kanals eine Verschlimmerung der Leutenoth auf dem Lande befürchtet wird, so könnte dieser Grund freilich nicht zur Ablehnung des Kanales führen. Wir müssen heuzutage noch immer sehen, so viel Arbeitangebot wie möglich zu schaffen; denn je gesuchter die menschliche Arbeitkraft ist, um so höher steigt sie im Preise. Im Interesse der Arbeiter dürfen wir daher nun und nimmer eine Vorlage deshalb ablehnen, weil sie dem Arbeiter Arbeit schafft. Wer Das thut und damit der Landwirthschaft zu helfen hofft, der treibt Symptomkuren, die noch nie etwas genützt haben.

* * *

Unerfahrene Leute konnten aus dem Kampf um den Kanal lernen, wie sehr unser Parlamentarismus heruntergekommen ist. Nicht Das ist das Traurige, daß unsere Parteien weniger das Wohl des Ganzen als die Wahrung von Einzelinteressen im Auge haben — eine energische Vertretung der natürlichen Interessengruppen des Volkes ist ein ganz wünschenswerther Zustand —, sondern das Betrübende ist die Wahrnehmung, mit wie kleinen Mitteln der Kampf um große Ziele geführt wurde und in welchem Maße bei einschneidenden Fragen Intriguen und taktische Kunststückchen geübt wurden. Nur die Konservativen hielten sich davon frei, können sich aber kein besonderes Verdienst daraus machen; denn sie befanden sich von vorn herein in günstiger Position und brauchten nur den Verlauf der Dinge abzuwarten. Sie beschränkten sich denn auch darauf, ihren Standpunkt ruhig und geschickt zu vertheidigen und namentlich vor einer unge-

bührlichen Aufbauschung der Wichtigkeit des Projektes zu warnen. Den Kompensationsturm entfachten sie aus rein taktischen Gründen und diese Taktik bewährte sich; allen Schachergeschäften aber haben sie fern gestanden und auch mit den Treibereien in der Frage der Gemeidewahlrechtsreform nichts zu schaffen gehabt.

Außerordentlich gehoben hat sich das ganze politische Prestige der Konservativen natürlich durch ihre Festigkeit gegenüber der dortmunder Kaiserrede; sie haben durch diese Festigkeit alle die Knechtesseelen ins Unrecht gesetzt, die es für eine ganz selbstverständliche Sache hielten, daß ein großer Theil der Partei nun muthig zurückweichen würde. Allerdings ist nicht die ganze Partei standhaft geblieben. Der „Reichsbote" schrieb am Tage nach Dortmund: „Unter diesen Umständen bleibt erwägenswerth, ob die konservative Partei, so weit sie oppositionell steht, nicht am Patriotischsten und Klügsten handelte, wenn sie gegenüber der kommenden parlamentarischen Abstimmung über die Vorlage abseits träte und sich der Stimme enthielte. . . . . Die Konservativen haben ihre Pflicht gethan und können nun das Weitere der Zukunft überlassen, indem sie das royalistische Opfer bringen, daß sie die Verantwortung für den Beschluß Denen, die ihn fassen, überlassen und den weiteren Gang nicht mehr aufhalten." Das ist in der That christlich deutsche Gesinnung; Das sind die Royalisten, die allerdings ihren König nie im Stich lassen; Das ist die konservative Partei, die das Kleine Journal verkündete, als es nach der Ablehnung in edler Begeisterung schrieb: „Die konservative Partei ist tot; es lebe die konservative Partei!"

Liberale und Centrum aber haben sich vereint mit der Regirung nach Kräften bemüht, unseren Parlamentarismus in Mißkredit zu bringen. Der ganze Kampf für die Vorlage gruppirte sich um die Person Miquels; auf ihn blickten sofort alle Parteien und auch der Kaiser scheint von ihm die Durchführung des Planes erwartet zu haben. Die übrigen Minister waren Statisten, die voll und ganz ihre Pflicht thaten: Herr von Thielen, der seinen schon vorher bekannten Schneid auch hier bewährte, als er, ein zweiter Galilei, das kühne Wort sprach: „Gebaut wird er doch!", der Freiherr von Hammerstein, der sich immerfort bei den Konservativen entschuldigte, daß er für diese Vorlage eintrat, und der Reichskanzler, der in den Debatten mehrmals eine ganz unheimliche Beredsamkeit an den Tag legte.

Herr von Miquel setzte ganz richtig ein, als er die Gründe für und gegen sorgfältig abwog, ohne zu verhehlen, daß die Bedenken zahlreich und berechtigt seien. Er hat anfangs vollkommen im Sinne der Gegner des Kanals die Wichtigkeit der Vorlage auf das allein richtige Maß zurückgeführt. Am vierzehnten April 1899 erklärte er: „Meine Herren, wir kalkuliren, supponiren, deduziren heute je nach der Auffassung des Einzelnen und je nach seinen ihm zunächst liegenden Interessen. Wir haben es hier mit einer rein wirthschaftlichen Frage zu thun und nicht mit einer politischen." Und als der Abgeordnete Richter meinte: „Es handelt sich hier nicht blos um eine Zweckmäßigkeitfrage, sondern es handelt sich hier um eine politische Kraftprobe. . . Kapitulirt hier die Regirung, so wird . . . ein schwerer Schlag gegen die wirthschaftliche Entwickelung die Folge sein", da entgegnete der Finanzminister am achtzehnten April: „Was nun auch werden wird, lassen wir uns nicht locken durch die Freihändler, wie den Herrn Abgeordneten Richter, der sagt, die Sammlungpolitik wird hiermit begraben, . . . und der sich gewiß freuen würde, wenn alle Herrn aus dem Osten gegen den Kanal stimmen

würden. ... Möge diese Hoffnung nicht erfüllt werden. Wenn sie aber wirklich erfüllt würde, so wollen Diejenigen, die auf dem Boden des Schutzes der nationalen Arbeit stehen, ... die Konsequenzen des Herrn Abgeordneten Richter nicht ziehen, sondern diesen Fall als einen doch immerhin vereinzelten ansehen und die eigentlichen Grundlagen des Zusammengehens zwischen Industrie und Landwirthschaft nicht als ausschließend betrachten und damit die Hoffnung des Abgeordneten Richter zunichte machen." (Bravo! rechts. Lachen links.)

Der Finanzminister desavouirte sich aber selbst, als er bald darauf die ruhige Tonart aufgab und aus bekannten Gründen enschiedener auftrat. Jetzt auf einmal wurde die Parole: Kanal um jeden Preis! Die Liberalen unterstützten die Regirung redlich dabei, sprachen immer nur von dem „Kulturwerk ersten Ranges", und weil sie an der Vorlage selbst beim besten Willen nichts Politisches entdecken konnten, so stimmten sie das Klagelied von der „Anarchie der politischen Beamten" an, die es wagten, den Kanal abzulehnen. O, unsere Liberalen! Herr von Miquel rechnete, wie es scheint, ganz einfach: den Beamten wird gedroht, den Schlesiern kommt man in der Kompensationfrage entgegen und das Centrum wird durch die Wahlrechtsvorlage geködert; diese drei Summanden führen die Ueberlegenheit der Kanalfreunde herbei. Leider nur hatte die Rechnung eben so viele Fehler: die Landräthe ließen sich nicht einschüchtern; den Schlesiern waren die Zusagen der Regirung nicht bindend genug, und das ganze Centrum war nicht zu gebrauchen. Zwar hatte es sich bereitwilligst auf Unterhandlungen eingelassen; der Kanal wurde mit der Wahlrechtsreform verkoppelt und auch die Liberalen ließen es sich nicht verdrießen, für die ihnen schädliche Wahlreform einzutreten. Sehr bald aber zeigte sich, daß die Führer ihre Schaar gar nicht in der Gewalt hatten; die Stimmen der Centrumsabgeordneten waren daher gänzlich bedeutunglos, und statt wieder einmal ihre Unentbehrlichkeit bewiesen zu haben, mußte die Centrumspartei die banale Wahrheit des arendtschen Wortes erfahren, daß, wer sich zwischen zwei Anschauungen setzt, keinen dauernden Platz in der politischen Entwickelung Deutschlands erhält. In der zweiten und dritten Lesung machte Miquel noch einige Rettungversuche, aber er fand auf allen Seiten des Hauses nur Mißtrauen und einen gewissen dumpfen Widerstand gegen Alles, was er sagte.

Die Vorlage fiel. Was nun? Die Liberalen wollten den Bruch mit den Konservativen, Auflösung der Kammer und die Eröffnung einer neuen Aera. Ach ja, die liberale Aera! Darauf hatten sie sich schon den ganzen Sommer gefreut und waren daher muthig auf den Konflikt losgesteuert. Aber die Regirung that ihnen den Gefallen nicht. Dazu war auch der Anlaß so ungeeignet wie möglich; außerdem hätte diese Regirung unmöglich gegen die Konservativen regiren können. Die Konservativen hätten gern Alles beim Alten gelassen; aber nach den großen Worten mußte doch Etwas geschehen. So entschloß man sich denn zu kleinen Chikanen und zur Maßregelung der Beamten. Diese Maßnahmen hatten gar keinen Sinn. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Maßregelung der politischen Beamten verfassungwidrig war oder nicht; Das wäre gefährlich, nachdem die Chronik der Majestätbeleidigungprozesse um den interessanten Fall des Herrn Klapper bereichert worden ist, der zu sechs Monaten Festung verurtheilt wurde, weil er die Bestrafung der Landräthe als Verfassungbruch bezeichnet hat. Ganz sicher

aber widerspricht es dem Geist der Verfassung, wenn Beamte wegen ihrer Thätigkeit als Abgeordnete disziplinirt werden; denn zu den Fundamenten unserer Verfassung gehört die absolute Unverantwortlichkeit aller unserer Abgeordneten. Ich habe nicht die mindeste Ursache, mich an dem Treiben gegen Herrn von Miquel zu betheiligen, der seine Kollegen noch immer hoch überragt. Alle Anerkennung aber für seine Verdienste und Fähigkeiten kann nicht blind machen gegen die Thatsache, daß er im Kampf für den Kanal aus den Widersprüchen nicht herausgekommen ist, daß er Fehler auf Fehler gehäuft und auch da, wo er richtig handelte, sich nachher ins Unrecht gesetzt hat. Alles, was dieser Minister in den Kanalverhandlungen that, war verkehrt und darum war die Niederlage, die er und die ganze Regirung erlitt, wohlverdient.

Der Landtag wird von Neuem über das Projekt zu entscheiden haben. Die Linke wird wiederum Alles thun, um das Unternehmen durchzusetzen; das Centrum wird versuchen, eine weniger klägliche Rolle zu spielen und geschlossener aufzutreten; und die Konservativen werden hoffentlich unbeirrt auf dem beschrittenen Wege verharren.

Walter Kamper.

Kapitalistensorgen.

Der „faule Westen" ist recht thöricht. Da liegen Produzenten und Konsumenten in ewigem Hader um die Waarenpreise und die gelehrten Nationalökonomen fabeln von der Bildung der Preise durch Angebot und Nachfrage, für die sie gar wirthschaftliche Gesetze ausgeheckt haben. Wie ganz anders denkt da doch Mütterchen Rußland! Im Gouvernement Warschau versuchten die Grubenbesitzer und Kohlenhändler dem Publikum höhere Preise zu diktiren und fühlten sich darin um so freier, als Syndikate dort unbekannt sind, Jeder also glaubte, thun und lassen zu können, was ihm gefiele. Das war aber doch eine Illusion und schneller, als es sonst je irgendwo gelungen ist, wurden Alle: Produzenten, Großhändler und Kleinhändler unter einen Hut gebracht und das Publikum jeder Auswahl und Sorge, welchem Lieferanten es sich am Besten anvertraue, überhoben. Wie ging Das zu? Sehr einfach, der General-Gouverneur dekretirte mit Genehmigung des Ministers: der Maximalpreis für das Korzec Steinkohlen wird auf einen Rubel fünfzehn Kopeken festgesetzt und wer sich dem Befehl nicht fügt, Das heißt: mehr fordert oder Kohlen zu höherem Preise verkauft, wandert unter freundlicher Reisefürsorge der Administration nach Archangel. Alle Engros- und Detailhändler werden zum Zweck der sofortigen und unweigerlichen Durchführung dieser Regirungverfügung bis auf Weiteres unter Polizeiaufsicht gestellt! Das war wirksam und verständlich und ein herrliches Verfahren, um die dummen Konkurrenzkämpfe zu beseitigen, vor denen wir rückständigen Westeuropäer nicht zur Ruhe kommen können. Oberschlesien kann darauf mit Recht neidisch sein. Droht doch dort zum ersten April eine Erhöhung der Kohlenpreise um sechzig Pfennige, — nicht gerade, weil die Selbstkosten entsprechend gestiegen wären, sondern weil die Verbraucher auf das Produkt angewiesen sind und jeden Preis bewilligen müssen, so lange ihnen die Hilfe des englischen und rheinisch-westfälischen Wett-

bewerbes fehlt. Einige Heißsporne halten es nicht einmal für nöthig, mit der Vertheuerung der Kohle auch nur noch bis dahin zu warten, sondern fordern sie schon für den ersten Februar. Zwar ziert sich die Königliche Centralverwaltung in Zabrze noch ein Wenig, aber es scheint ihr mehr auf den guten Eindruck einer solchen Sprödigkeit beim großen Publikum anzukommen als auf einen ernsthaften Widerstand und so wird auch sie wahrscheinlich nächstens nachgeben; am ersten April mag das selbe Spiel dann noch einmal wiederholt werden! Vielleicht giebt es bei Alledem naive Gemüther, denen es möglich erscheint, daß unseren hochmögenden Bergwerksbesitzern Rücksichten auf das Allgemeinwohl über ihre Geschäftsinteressen gehen. Trifft Das aber schon bei der Preisbestimmung nicht zu, wie viel weniger ist zu erwarten, daß sie günstige Kaufangebote auf ihre Gesammtunternehmen aus Rücksicht auf die einheimische Volkswirthschaft zurückweisen werden. Nur bei den Bankinstituten findet dann der höhere Patriotismus noch eine gesegnete Stelle, weil sie nicht gern gute und dankbare Kunden verlieren, und so lehnt denn jetzt eine der angesehensten westdeutschen Firmen die Finanzirung der an eine ausländische Gesellschaft verkauften Zeche „Kaiser Friedrich" ab. Das Ausland scheint aber von dem ihm angefallenen Bergwerkseigenthum auf deutschem Boden auch nicht sonderlich entzückt zu sein, denn, nachdem die Zeche „Krone" in den Besitz unserer westlichen Nachbarn übergegangen ist, werden heute ihre innerhalb zehn Jahren rückzahlbaren fünfprozentigen Obligationen zu dem lächerlich billigen Kurs von fünfundachtzig Prozent an den Markt gebracht. Obgleich in der Oeffentlichkeit die Warnungrufe immer lauter werden, die auf eine Schmälerung der Montangewinne durch die schwierigen Arbeiterverhältnisse und die Kohlen- und Koksnoth in Folge des Wagenmangels der Eisenbahnen hinweisen, scheint die Spekulation um so weniger davon wissen zu wollen und ignorirt selbst das zeitweilige Ruhebedürfniß der Börse, die geschont sein möchte, bis die Geldverhältnisse wieder einen Bankdiskont von etwa vier Prozent gestatten. Die einzige Belebung geht im Uebrigen zur Zeit von der hohen Politik aus, die sich unter dem neusten Allerweltkurse an der herrlichsten Zukunftmusik ergötzt. Auch die Börse lauscht mit verhaltenem Athem den lockenden Sirenenklängen und schon mögen die Phantasievollsten glauben, den Milliardensegen, den Flottenvergrößerung, koloniale Ausbreitung, neue Märkte und Auftheilung alter Weltreiche über das Deutsche Reich auszugießen versprechen, mit den Händen greifen zu können. Unter diesen Umständen wäre ihr die Vorsicht des preußischen Finanzministers zu wünschen. Keine andere Verwaltung ist in der Perhorrescirung unsolider Anleihewirthschaft so beständig darauf gerichtet, ohne Wechsel auf die Zukunft auszukommen. Während unsere großen Kommunen und Privatunternehmen sich durch keine Rücksicht auf den Stand des Geldmarktes und des Zinsfußes von Neuanlagen abhalten lassen, von denen sie sich Erfolg versprechen, wird in Preußen, so lange das Geld theuer und die Preise für Baumaterialien so hoch sind, trotz allen Versprechungen der Thronrede die Ausführung weiterer Kleinbahnbauten sistirt, selbst solcher, deren Projekte vollständig ausgearbeitet und für die die Mittel bereits bewilligt sind. Eben so wie die Börse, ja, noch mehr, setzt die Industrie ihre Hoffnungen auf die Verstärkung der Flotte, und wenn in diesen Tagen umfangreiche Käufe von Aktien der Donnersmarckhütte an den Börsen vorgenommen wurden, so wußten die kundigen Thebaner eben, daß die

Direktion sich in wenigen Wochen durch die Generalversammlung ermächtigen lassen will, ein neues Stahlwerk für die Befriedigung der Marinebedürfnisse zu errichten. Ist man aus keineswegs romantischen Neigungen also entschlossen, der nationalen Wehrkraft zur See zu dienen, so erinnert man sich aber zugleich doch der internationalen Verflechtung alles großkapitalistischen Thuns und Treibens und wird die Vergrößerung des Unternehmens dazu benützen, den Markt der Aktien durch ihre Einführung an ausländischen Börsen, in erster Reihe in Brüssel, zu erweitern. Die berliner Börse glaubte — was glaubt man nicht Alles einem ersehnten Haussemotiv zu Liebe? — kürzlich der Nachricht von einer bevorstehenden Verschmelzung der Laura- und Donnermarckshütte. Nun, davon kann in Wahrheit gar keine Rede sein: beide Unternehmungen floriren viel zu gut, als daß sie Anlaß haben sollten, eins beim anderen Anschluß zu suchen. Beide werden höchst intelligent geleitet und beide verfügen über reiche Reserven, deren Inanspruchnahme für absehbare Zeit ausgeschlossen ist. Die Laurahütte besitzt in ihren Kohlengrubenfeldern, deren Werth beständig steigt, die Schätze Abdallahs.

Anders steht es mit den ungarischen und österreichischen Kohlen- und Eisenunternehmen, die trotz allen politischen Verstimmungen die innige Verbindung für einander anstreben, die den Politikern beider Reichshälften immer schwerer fällt. Ihr Gewerbe ist verfahren und so suchen sie sich zu befreunden. Misery acquaints a man with strange bedfellows! Der transleithanische Handelsminister wird den Eisenwerken des Landes wegen ihres schlechten Geschäftsresultates, das nach Oesterreich und dem Ausland bestimmte Roheisen auf den Staatsbahnen zum Kostenpreis befördern, und damit die Interessenten einigen Verkehr in den Papieren dieser Unternehmen aufrecht erhalten können, wird an der budapester Börse heuer keine Umsatzsteuer erhoben werden, obgleich der Budgetvoranschlag eine solche bereits eingestellt hatte. Wenn man jetzt in Oesterreich darüber jubelt, daß das Drahtstiftekartell zum ersten Mal eine größere Bestellung auf Draht und Drahtstifte von holländischen Fabriken erhalten hat, so ist Das nur für die Anspruchslosigkeit symptomatisch, die die dortige Allgemeinauffassung der wirthschaftlichen Verhältnisse beherrscht. Sonst wurden diese Bezüge in Deutschland gedeckt. Während aber die deutschen Fabriken — eben so wie die englischen und belgischen Etablissements — mit Aufträgen überhäuft waren, befand sich das Donaureich allein in der glücklich unglücklichen Lage, Lieferungen jeden Umfanges für das Ausland übernehmen zu können, weil, so schwach seine Eigenproduktion ist, der Bedarf des inneren Marktes doch noch schwächer war. Stellt der Verkehr in Oesterreich einmal besondere Ansprüche, so fallen die Eisenbahnverwaltungen förmlich aus den Wolken und verzichten von vorn herein darauf, der Ausnahmelage gerecht zu werden. Was hilft es da, daß das Eisenbahnministerium auf glatte Abwickelung der Betriebsaufgaben dringt und das dividendensüchtige Sparsystem der Privatbahnen tadelt? Das besondere Mißgeschick dieser Verwaltungen ist unter Anderem, daß sie Ausgaben und Einnahmen nicht in die rechte Balance zu bringen verstehen. So hat die „Oesterreichische Südbahngesellschaft“ in den letzten drei Jahren nicht weniger als 13 800 000 Gulden in Verbesserungen investirt, ohne ihre Einnahmen irgendwie im entsprechenden Verhältniß zu steigern, und sieht ihre Betriebsunkosten dabei noch um drei Millionen Gulden jährlich wachsen. Die Aktionäre mögen dann noch so unzufrieden sein,

der Verwaltung stehen die Wünsche der österreichischen Regirung, die auf umfangreiche Neubauten und Vermehrung der Betriebsmittel gehen, viel näher als Rücksichten auf ihre Aktionäre, die zum größten Theil Reichsdeutsche sind und sich gefallen lassen müssen, daß ihr Interesse den Ansprüchen einer auswärtigen Regirung preisgegeben werden, auf deren Verhalten sie selbst nicht den mindesten Einfluß auszuüben vermögen. So dürfen sich auch die deutschen Gläubiger spanischer Rente nicht wundern, daß die dortige Regirung für die Stücke, die sich in Händen der Ausländer befinden, eine Couponsteuer von zwölfundeinhalb Prozent einführt, während die einheimischen Besitzer davon frei bleiben, nachdem sie im vorigen Jahre der Finanzreform des Landes einen kleinen Tribut entrichtet haben. Selbstverständlich muß sich in einem von den schlimmsten Unruhen geplagten Lande wie Venezuela das fremde Kapital erst recht das Aergste gefallen lassen und ein neugebackener Präsident tritt ohne Weiteres alle verbrieften Rechte mit Füßen. Komisch wirkt es da, daß die Deutschen, die sich zu Bahnbauten in dem unwirthlichen Lande haben beschwatzen lassen und von ihren Garanten schmählich betrogen worden sind, die Hilfe der Regirung gegen angeblich ungerechte Richtersprüche anrufen, — der selben Regirung, der nichts selbstverständlicher erscheint, als daß das fremde Kapital nach Möglichkeit auszubeuten ist. In Caracas wurden Bankiers und andere Leute, bei denen man Geld vermuthete, auf Befehl der Regirung mit einer sogar für exotische Verhältnisse ganz neuen Art von Civilhaft bekannt gemacht, nicht, weil sie sich weigerten, eigene Schulden, sondern, weil sie nichts davon wissen wollten, Schulden der Regirung zu bezahlen. Erst nachdem sie ihre Ansichten darüber einer unfreiwilligen Revision unterzogen hatten, wurden sie wieder in Freiheit gesetzt. In Buenos-Aires ist es die Stadtverwaltung, die die mit den deutschen Elektrizitätunternehmen geschlossenen Verträge einfach beiseit zu schieben sich anschickt, nachdem die deutschen Gesellschaften mit großen Opfern Konzessionen für Beleuchtung- und Straßenbahnanlagen erworben und den ursprünglichen Widerstand der Bevölkerung mit angestrengter Mühe überwunden haben. Jetzt glauben die weisen Stadtbehörden den Deutschen so viel abgeguckt zu haben, daß sie sie fürderhin entbehren können. Weshalb da noch Verträgen Treue halten? Trotzdem hören wir nicht auf, in die Ferne zu schweifen, und es ist nicht einmal selten, daß Deutsche gegen Deutsche im Ausland auf das Schärfste konkurriren. Was werden uns die neusten Vorgänge in Böhmen bringen, wo fast die gesammte Kohlenarbeiterschaft in Ausstand getreten ist? Werden die deutschen Grubenbesitzer mit Ersatzlieferungen eingreifen? Trotz verlockender Aussicht auf hohe Gewinne wäre Das gefährlich, denn der Kohlenmangel hat nachgerade sämmtliche europäische Produktiongebiete ergriffen. Am Schlimmsten macht er sich zur Zeit in England fühlbar, wo die Knappheit des Materials und die Steigerung des Bedarfes durch den Transvaalkrieg zu Preisen geführt haben, wie sie seit fünfundzwanzig Jahren nicht dagewesen sind. Auch Deutschland hat keinen Ueberschuß für den Export und mag froh sein, wenn es nur einigermaßen den Inlandverbrauch befriedigen kann. Ein Glück wenigstens, daß die strenge Kälte nicht so lange angehalten hat, um Kohlen zu Hausbrandzwecken außergewöhnlich stark in Anspruch zu nehmen! Die böhmischen Grubenbesitzer werden also wohl nichts Besseres thun können, als die Lohnforderungen ihrer streikenden Arbeiter nach Möglichkeit erfüllen.

Lynkeus.

Notizbuch.

Der Deutsche Kaiser ist vor die rechte Schmiede gegangen, als er sich an die Lehrer der technischen Hochschulen mit der Forderung wandte, sie sollten ihren Schülern die Pflichten gegen die Arbeiter klar machen, denn aus dieser Schülerschaft — und aus der der Bergakademien — gehen die unmittelbaren Vorgesetzten breiter Arbeitermassen hervor. Freilich stehen die technischen Leiter der großen Privatunternehmungen und der Staatsbetriebe als Mitinteressenten in so inniger Verbindung mit dem Kapital, daß es fraglich erscheint, ob irgend welche Ermahnungen und Belehrungen der Professoren stark genug sein können, um dem Interesse auch nur das Gleichgewicht zu halten. Daß jedoch, wie der Kaiser in seiner Anrede an die drei Rektoren äußerte, die „bisherigen Richtungen ja leider in sozialer Beziehung vollständig versagt" hätten, kann durchaus nicht zugegeben werden. Die Universitätprofessoren haben einen sehr heilsamen Einfluß geübt; sie haben vielen tausend gebildeten Männern das soziale Gewissen geweckt und jene gesunden nationalökonomischen Ansichten und jene nützlichen Erkenntnisse verbreitet, ohne die weder auf dem wirthschaftlichen noch auf dem sozialen Gebiet erfolgreich reformirt werden konnte oder kann; daß sie von den Unbelehrbaren unter den Theoretikern und Praktikern als Kathedersozialisten gescholten und angefeindet wurden, ist ihr bester Ruhmestitel. Wenn freilich der Kaiser erwartet, daß irgend eine „Richtung" der „vorübergehenden Erscheinung" der Sozialdemokratie und allem sozialen Streit ein schleuniges Ende bereiten werde, so läßt er sich durch sein sanguinisches Temperament irre führen. Selbst die Bekehrung aller Arbeiter vom Marxismus zum Wolfismus und von revolutionären Gelüsten zur „Königstreue" würde an den sozialen Schwierigkeiten, in denen wir stecken, nichts Wesentliches ändern. Nicht in den malkontenten Redensarten der Sozialdemokraten und in ihren flottenwidrigen Abstimmungen liegt das Uebel, sondern in unserem verwickelten wirthschaftlichen und politischen Zustande, von dem vorläufig kein Mensch voraussehen und voraussagen kann, wie er sich in ferner Zukunft einmal entwirren wird.

β

* * *

Es war nicht schön von Herrn Oertel, daß er den guten alten König Albert in den ganz unbegründeten Verdacht brachte, an der berühmten sächsischen Justiz schuld zu sein; wäre seine Aeußerung nicht im Reichstage gefallen, so müßte er wegen Majestätbeleidigung angeklagt werden. Und was werden die Vertreter der juristischen Wissenschaft zu dem Einfall sagen, die Justiz auf das Königthum gründen zu wollen, da doch jeder Student, wenn er es nicht schon auf dem Gymnasium gelernt hat, schon im ersten Semester erfährt, daß sie aus der römischen Republik stammt? Aber ein Wunder ist es nicht, daß in unklaren Köpfen schließlich ein Chaos entsteht, wenn das ganze Volk von gewissen Phrasen förmlich hypnotisirt ist. Wie werden spätere Geschlechter lachen, wenn sie lesen, daß im heutigen deutschen Bundesstaate, der drei Republiken und ein reichliches Dutzend Herzog-, Großherzog- und Fürstenthümer umfaßt, die neue Tugend der „Königstreue" als Kriterium echter patriotischer Gesinnung erfunden ward! Ist das Wort vielleicht eine Kollektivbezeichnung auch für Herzog-, Fürsten- und Republikentreue? Der nebelhafte Begriff der Königstreue, die manchmal auch monarchische Gesinnung genannt wird, ist ein Wechselbalg aus

zwei reellen, aber unvereinbaren Begriffen: dem der germanischen Mannentreue und dem der modernen Staatsbürgergesinnung. Diese zweite, die Erneuerung des antiken Bügersinnes, fordert, daß ein Jeder seine Pflichten gegen den Staat erfülle und sich erforderlichen Falles für ihn opfere, gleichviel, ob dieser Staat eine Monarchie oder eine Republik ist; entstehen aber konnte diese Gesinnung nur in Republiken, weil es nur in solchen dem Einzelnen zum Bewußtsein kam, daß die res publica zugleich seine eigene Sache sei. Die germanische Mannentreue ist aber das gerade Gegentheil dieser Staatsbürgergesinnung, denn sie gilt einem Einzigen, Einzelnen, nicht dem Gemeinwesen. Eine besondere Konjunktur kann die Sache dieses Einen vorübergehend mit der res publica verschmelzen, nur ist Das nicht der gewöhnliche Zustand, — und im Römischen Reiche deutscher Nation war es nie der Fall. Wurde es doch gerade durch die Mannentreue aufgelöst, da die Stände ihren Territorialfürsten treuer waren als dem Kaiser und dem Reich. Die alte germanische Mannentreue war Das übrigens auch schon nicht mehr; denn diese beruhte darauf, daß sich der Mann selbst seinen Herrn frei wählte und daß Beide einen Jeden von ihnen gleichmäßig bindenden Vertrag mit einander schlossen. Heute, wo Jedermann in das Staatsbürger- oder Unterthanenverhältniß hineingeboren wird, kann schon lange keine Rede mehr davon sein. Die preußischen Offiziere und die märkischen Junker freilich haben noch etwas Aehnliches, da die Einen in ihrem obersten Kriegsherrn, die Anderen in dem Haupte des märkischen Adels einen Herrn verehren, der ihnen zwar durch Geburt zu Theil geworden ist, den sie aber zugleich freiwillig anzuerkennen ihre guten Gründe haben und der ihnen in einem anderen Sinne und in höherem Grade angehört als dem übrigen Volk. Dieses übrige Volk und der Staat jedoch kommen mit der aller urgermanischen Romantik entkleideten modernen Staatsbürgergesinnung vollkommen aus; und unser König und Kaiser steht sich nicht schlecht dabei; wissen doch alle Vernünftigen — und Diese bilden die Mehrzahl —, daß ein lebenslänglicher und erblicher Präsident der Republik der bequemste und trotz hoher Civilliste wohlfeilste ist; und gegen die habsburgische, coburgische oder welfische Dynastie würden doch auch unsere Sozialdemokraten die Hohenzollern nicht austauschen mögen. Was aber die Komoedie des Wetteifers der parlamentarischen Parteien um den Preis der Königstreue zu bedeuten hat, Das wissen heutzutage selbst die politischen Säuglinge und es ist nur zu verwundern, daß nicht der ganze Reichstag in schallendes Gelächter ausbricht, so oft eines seiner Mitglieder das rührende Lied von der alleinigen oder der auch echten Königstreue seiner Partei anstimmt. β

* * *

Es ist ziemlich lange her, daß ich den Rabelais gelesen habe, und ich weiß daher nicht mehr, ist es Panurg, der dem Pantagruel gesteht, daß er heirathen möchte, oder ist's umgekehrt; kurz, der Heirathlustige begründet seinen Wunsch und der Andere sagt jedesmal: Mariez vous donc! Aber zu jedem Grunde fällt Jenem ein Gegengrund ein, nach dessen Darlegung der Andere jedesmal sagt: Poinct donc ne vous mariez! Ein beliebter Romanschreiber hat dieses nette Gespräch nachgeahmt. Warum sollte Das unsereins nicht auch einmal thun? Denken wir uns also einen Bischof von Straßburg, der als Vertreter des bildunghungrigen Theiles seines Klerus mit einem klugen Papst folgendes Gespräch führte. B.: „Ich möchte mich sozusagen mit der deut-

schen Bildung verheirathen und eine theologische Fakultät gründen; es wäre doch hübsch, wenn man in seinem Klerus so verfl. . . . gescheite Kerls hätte wie die Reichensperger, Windthorst, Hitze, die alle an der Universität studirt haben; Lieber hat doch wenigstens beständig Umgang mit Akademikern gehabt, sonst wäre er am Ende gar nicht gescheit geworden." P.: „Nun, so thu's!" B.: „Aber die Leute, die ein freies Studentenleben geführt haben, werden leicht unbotmäßig." P.: „Nun, so laß es!" B.: „Aber kann nicht auch zuviel Disziplin im Regiment der Kirche gefährlich werden? Wie, wenn der Regimentskommandeur ein Rebell oder ein Dummkopf ist? Es kann ja nach mir ein Bischof kommen, der weniger klug und fromm ist als ich und der vom unbedingten Gehorsam seiner Truppe einen schlechten Gebrauch macht." P.: „Nun, so stifte die Fakultät! B.: „Aber wenn nun aus solchen gelehrten Köpfen lauter Döllinger, Reusche und Friedriche werden?" P.: „Nun, so stifte sie nicht!" B.: „Aber wenn uns die im Seminar ausgebildeten, überfrommen Geistlichen mit einer Miß Vaughan und ähnlichen Dummheiten blamiren?" P.: „Nun, so stifte die Fakultät!" B.: „Aber, wenn nun aus diesen Burschen, die in Cereviskappen herumschwärmen, verweltlichte Geistliche werden?" P.: „Nun, so bleibe bei der Seminarbildung!" B.: „Ja, was nützt mich die Seminarbildung, wenn die jungen Leute während ihrer Studienzeit sorgfältig vom Leben und den Zeitströmungen abgeschlossen werden und dann auch im Amte dem Leben fremd bleiben, den Zeitgeist nicht verstehen und keinen Einfluß auf Leben und Zeitgeist gewinnen, so so daß uns die ungläubige Wissenschaft die Gebildeten und die Sozialdemokratie das Volk wegkapert?" P.: „Nun, so stifte die Fakultät!" B.: „Aber am Ende wird ein Klerus, der schon von seinen Studienjahren her im Strom der weltlichen Interessen schwimmt, zuletzt auch national, sozial und was sonst Alles, so daß für Klerikales und für Rom in seinem Herzen kein Raum bleibt?" P.: „Nun, so laß es bleiben!" B.: „Aber es ist doch auch nicht schön, wenn verbohrte Kapläne — es können nur seminaristisch gebildete gewesen sein — gleich über eine Communio in sacris zetern, weil die katholischen Militärgeistlichen am Neujahrstag an der vom Kaiser angeordneten und geleiteten Fahnenweihe Theil genommen haben. Durch solchen unklugen Fanatismus können wir uns nur die werthvolle Huld der Allerhöchsten Herrschaften verscherzen und allenfalls eine neue diokletianische Verfolgung heraufbeschwören, wie wir sie unter dem gottlosen Bismarck ausgestanden haben." P.: „Nun, so stifte die Fakultät!" Und so weiter in infinitum. Man braucht das Gespräch nur umzustülpen, so wird eine Unterredung zwischen dem preußischen Kultusminister und dem König daraus; ein Bruchstück davon hat Bismarck einmal zum Besten gegeben, als er bei dem schwierigen Geschäft des vorsichtigen Abbruches des falschen Gebäudes gestand, der Staat sei selbst schuld daran, daß der katholische Klerus ihm solche Schwierigkeiten bereite, warum habe er ihn so gescheit und tüchtig gemacht! Und mutatis mutandis kann das Gespräch der Oberpräsident von Posen mit dem preußischen Minister des Innern führen. Es bleibt die ewige Qual der Herrschenden, mögen sie Hierarchen, Könige, Fabrikanten, Kapitalisten, Herrenvölker oder herrschende Parteien sein, daß sie zu keiner sicheren Entscheidung der Frage gelangen: Wie fahren wir am Besten, wenn wir über Kluge oder Dumme, Starke oder Schwache, Glückliche oder Unglückliche herrschen? Vor dem jüngsten Tag wird's wohl auch nicht sicher herauskommen, wie die Frage zu entscheiden war. β

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Februar 1900.

Transvaal.

Wenn ein englischer Ranke eines Tages die Geheimgeschichte des südafrikanischen Krieges schreibt, wird er vielleicht bündig feststellen können, welches münzbare Interesse die weitverzweigte Familie Chamberlain an diesem Krieg hatte, vielleicht auch, welche Summe der vom Türkenhirsch nicht mehr subventionirte Erbe der englischen Krone gerade der Firma Wernher Beit schuldete, als er, gegen den Rath des sachverständigsten Heerführers, in die Bahn der Gewaltpolitik drängte. Einstweilen sind wir auf Vermuthungen angewiesen und müssen uns vor dem thörichten Wahn hüten, daß reife Politiker vom Schlage Salisburys und Balfours sich von dem kecken Kolonialminister zu bloßem Handlangerdienst dingen ließen. Und wir müssen auch nüchtern prüfen, was in Südafrika eigentlich geschieht. Noch wanken die Grundmauern der britischen Macht nicht, noch ist nur das englische Prestige empfindlich erschüttert. Ein großes Welthaus, das in allen Erdtheilen Niederlassungen hat, kann sich ohne Lebensgefahr von Zeit zu Zeit sogar den überflüssigen Luxus einer Riesendummheit gestatten. Ein solches Welthaus ist England; seine Dummheit bestand darin, daß es, statt geduldig zu warten, bis die reife Frucht ihm in den Schoß fiel, einen Kapitalistenkrieg mit den Waffen früherer Tage auszufechten versuchte. Es konnte die Buren aushungern, mit moderneren Mitteln, als die holländischen Eroberer sie einst anwandten, um in dem selben Lande die Kaffern zu bewältigen; aber es durfte nicht daran denken, seine unzulängliche Armee in kleinen Bruchtheilen nach einem Gebiet zu senden, das selbst einem viel besser geschulten Heer recht ernste Schwierigkeiten bereiten würde. Immerhin eilt der Glaube, mit Englands Weltmacht gehe es schon zu Ende, den Thatsachen weit voraus. Moderne Kriege entscheidet nicht der persönliche Muth, nicht die straffe Disziplin, nicht

einmal die strategische Geschicklichkeit; nur der größere Reichthum giebt hier den Ausschlag. Das klingt traurig, ist aber wahr; und da England viel mehr Geld hat als die Burenrepubliken, wird es vielleicht doch schließlich noch ans Ziel kommen. Ganz ohne Wirkung kann das Schauspiel völliger Hilflosigkeit freilich nicht bleiben und dieser Gedanke bedrückt die klugen Briten wohl mehr als die Trauer um ein paar tausend getötete Miethlinge... Da für irgend einen anderen politischen Vorgang in diesem Augenblick kaum ein Interesse zu wecken ist, sei hier der — vor den letzten englischen Niederlagen geschriebene — Brief eines Deutschen mitgetheilt, der seit Jahren im afrikanischen Süden lebt, die Stimmung der einzelnen Stämme kennt und über die wirthschaftlichen Verhältnisse lehrreiche Aufklärungen zu geben vermag:

„Der Gang der Ereignisse in Südafrika hat, so wenig überraschend er für den Kenner der hiesigen Zustände ist, in Europa sehr verschiedenartige Gefühle und Kommentare hervorgerufen. Allerlei Interessenpolitiker, Kapitalisten mit ihren einseitigen Handelserfahrungen in den großen Städten und Hafenplätzen Südafrikas, Touristen, die ihre oberflächlichen, während eines dreimonatigen Reisebummels durch die Kapkolonie und die Burenrepubliken gesammelten Beobachtungen um Alles in der Welt gern gedruckt sehen, Kompilatoren-Wütheriche, die nie über Rixdorf oder Pankow hinauskamen, aber stolz, auf Grund ‚aktueller‘ Parforce-Geschichtstudien, ihre ‚Kritik‘ Transvaals und seiner Zukunft in Brochuren oder gar Büchern zusammenfassen, schneidern an der neuen Karte Südafrikas bereits mit einem Eifer herum, der auf uns hier unten zwar nur erheiternd wirkt, für das Publikum daheim aber doch seine Gefahren haben könnte, wenn nicht ein Theil der ernsteren deutschen Presse der egoistischen Weisheit dieser Spezies von Afrika-Gemüthsmenschen den gesunden Menschenverstand eines selbstbewußten Nationalismus entgegensetzte.

Es handelt sich hier um sehr viel größere Dinge als um die Erfüllung des Uitlander-grievances, deren Erwähnung jetzt selbst einem hartgesottenen Jingo nur noch ein mitleidiges Achselzucken entlockt, um sehr viel mehr auch als um die Frage, ob der deutsche Kaufmann in einem Südafrika unter britischer oder Afrikander-Flagge mehr Chancen für seinen Geldbeutel haben wird. Dieser Kampf, dessen Analogie mit dem Befreiungskrieg der nordamerikanischen Union zutreffend hervorgehoben wird, ist nur die Einleitung zu jener großen Völkerbewegung, die, in einem entschieden antikapitalistischen Gefühl wurzelnd, im modernsten Sinne sozial ist und unaufhaltsam zur Bildung einer vernünftig sozialen südafrikanischen Union drängt. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß das Britenthum Südafrikas in seiner Majorität imperialistisch gesinnt sei. Ich spreche hier natürlich nicht von den Zugvögeln, die sich das Land für einige Zeit ansehen, in den Minencentren schnell und mühelos zur Wohlhabenheit zu kommen hoffen, aber von vorn herein nicht die Absicht haben, ihr Leben hier zu beschließen, sondern von den wirklichen settlers, die durch Familienbande, die Natur ihrer Geschäftsverhältnisse und die ernste, eifrige Betheiligung an der politischen und wirthschaftlichen Entwickelung Südafrikas ihren Entschluß, wirkliche Südafrikaner zu werden, bethätigt haben. Diese settlers aber, zum Theil selbst Farmer, zum größeren Theil

freilich Industrielle, Beamte und Handwerker, bilden mit der holländischen Farmerbevölkerung den Grundstock der im heutigen sozialen Sinne arbeitenden Bevölkerung. Sie hat seit Jahren schon in passivem Gegensatz zu der Drohnenbevölkerung der fluktuirenden Kapitalisten und Minenspekulanten gestanden, in sehr bemerkenswerthem Umfang sich aber seit Beginn des jetzt wüthenden Krieges zu thätigem Widerstand gegen das vom „Speaker" als „internationale Oligarchie von Spekulanten" gebrandmarkte Schmarotzerthum herausgearbeitet und es ist interessant, zu beobachten, wie sich ein großer Theil der vor drei Monaten noch in das rhodesische Horn blasenden kapkolonialen Presse mehr und mehr dieser sozialen Frontveränderung anpaßt. Das imperialistische Prinzip der britischen Regirung konnte für Südafrika — und wenn nicht alle Anzeichen täuschen, auch für die übrigen britischen Kolonien, besonders für Australien — keinen unglücklicheren Händen anvertraut werden als denen Chamberlains und hier speziell seines Vertrauensmannes, des Gouverneurs Milner. Als das Ministerium Schreiner sich in diesem vom imperialistisch lackirten Großkapitalismus leichtfertig heraufbeschworenen Kriege auf den annoch maßgebenden streng konstitutionellen Standpunkt stellte, um die Kapkolonie im Feldzuge nicht zu engagiren, und als Schreiner, persönlich nichts weniger als ein Anhänger der imperialistischen Expansionpolitik, sich willig vom Gouverneur auf seinen Premierposten festbannen ließ, hat er der wachsenden antiimperialistischen Strömung nur um so freiere Bahn geschaffen, da der Verlauf des Krieges die Unzulänglichkeit der britischen Machtmittel, jener Ausdehnungmanie den unerläßlichen realen Rückhalt zu gewähren, bewiesen hat und wahrscheinlich noch deutlicher beweisen wird.

Schon jetzt ist man in der Kapkolonie allgemein darüber klar, daß für den herbeigeführten Ruin alles geschäftlichen Wohlstandes auf Ersatz vom britischen Mutterlande aus nicht zu rechnen ist. Vielfache, auf General Bullers Verheißung von Kompensationen für geschädigte loyale Einwohner ergangene Anfragen der Presse, von Privatleuten und Gesellschaften, an wen man sich denn für diese Kompensationen zu halten habe, sind von Militär- und Civilbehörden mit vielsagendem Stillschweigen aufgenommen worden. Was Wunder, daß sich die Grund und Heerden besitzende Bevölkerung nüchterneren Erwägungen hingiebt als den Hirngespinnsten von einem nach Englands Sieg und der Annektirung der Burenrepubliken zu erwartenden Aufschwung (boom), der doch nur der ohnehin reich genug gebliebenen Spekulantenclique zu Gute kommen und keine stabilen Werthe für die Farmer und die Handwerker-Klasse schaffen würde, denen außerdem durch das von der Jingopresse verheißene ‚kolossale Zuströmen neuer weißer Einwanderer' eine Konkurrenz in Aussicht gestellt wird, für die hier die einfachsten Lebensbedingungen nicht vorhanden sind.

Es ist schier unbegreiflich, was Alles diese politischen Phantasten — die zum Theil freilich etwas weit Schlimmeres, nämlich bewußte Betrüger sind — von der nach Begründung des Imperial Dominion of South Africa zu erwartenden Herrlichkeit des Landes zusammenfaseln: Rhodesia soll als Glied dieses Dominiums durch die wirksamere Nachhilfe imperialistischer Machtfülle ‚aufgeschlossen' werden, — und Jedermann weiß, daß Rhodesia bankerott ist, weil es dort nichts ‚aufzuschließen' giebt. Transvaal soll in zahlreiche kleinere Farmen parzellirt werden und seinen Bedarf an Halmfrüchten selbst hervorbringen; will man etwa,

wie es allerdings die chauvinistische Presse Natals vorschlägt, die jetzigen Eigenthümer der Farmen expropriiren? Man prahlt mit Meliorationen, Irrigationen, Aufforstungen, — und das Alles ist gewiß recht schön und wünschenswerth, nur vergißt man, daß in der Kapkolonie selbst noch ungeheure Provinzen vergebens auf die allerbescheidenste Regirunghilfe zur Hebung der Landwirthschaft harren und daß man nach diesem Milliarden kostenden Krieg nicht in einigen Jahren hervorzaubern wird, was man im eigenen Hause in hundert Jahren nicht zu Stande bringen konnte.

Woher denn, so ist immer wieder zu fragen, sollen die Mittel kommen? Das Grand Hotel in Kapstadt, hier nur noch Hotel Jerusalem genannt, hallte neulich von dem Geschrei seiner Millionär-Insassen aus Johannesburg wieder, als die Nachricht kam, daß die Regirung in Pretoria neuerdings — Das heißt: seit Ausbruch des Krieges — die Minen tüchtig besteuert habe, und die Cape Times nannten diese Maßregel eine ‚Schurkerei'. Wird sich eine Regirung, deren Mitglieder und Hintermänner so stark an den Rand-Shares betheiligt sind wie Chamberlain und die sogenannte höchste englische Aristokratie, die Finger dadurch verbrennen wollen, daß sie Paul Krügers Steuerschraube übernimmt oder womöglich noch fester andreht? Sie wird sich hüten, so dumm zu sein; und wir wissen hier heute schon ganz genau, daß für die Kosten der Durchführung aller jener Zauberpläne keineswegs die Großkapitalisten, sondern wir Steuerzahler der produktiven Klassen aufzukommen bestimmt sind. Die Bevölkerung der Kapkolonie aber bedankt sich bestens für diese Aussicht, wie sie auch für eine Heranziehung zu den Kriegskosten nimmermehr zu haben sein wird.

Uebrigens: die Lage und die Aussichten auf dem Kriegsschauplatz sind zunächst so, daß an einen entscheidenden Sieg Englands über die Buren nicht zu denken ist. Man hört es selbst von Militärs hier schon aussprechen, daß es eigentlich nur noch um die Ehre geht. Englands Truppen, von denen die Hälfte allein für Etappenzwecke und zur Niederhaltung der überall drohenden Afrikander-Aufstände in der Kapkolonie nothwendig ist, reichen weder der Zahl noch der Qualität nach aus, um das ausgezeichnet bewaffnete, vortrefflich geführte und — trotz allen englischen Lügen! — noch für viele Monate genügend verproviantirte Burenheer aus seinen starken Bergverschanzungen herauszutreiben. Die britischen Truppen sind durch die fortwährenden schweren Niederlagen aller ihrer Generäle bereits stark entmuthigt und demoralisirt; die besten von ihnen sind in diesen ersten drei Kriegsmonaten geschlagen; und was jetzt noch herausgeschickt wird, ist schnell zusammengesuchter Ausschuß. England ist gar nicht in der Lage, einen Jahre lang dauernden Krieg in Südafrika führen zu können. Die tapfere Haltung und die Erfolge der Buren haben obendrein auch die Afrikander der Kapkolonie aus ihrer anfangs beobachteten Passivität aufgerüttelt und es ist eine Thatsache, daß die Afrikander sich still, aber eifrig rüsten, um einer etwa beabsichtigten Massenerdrückung der Republiken mit bewaffnetem Widerstand gegen die britischen Truppen zu begegnen. England wird daher, wenn ihm das Kriegsglück nicht in allernächster Zeit überwältigende Erfolge in den Schoß wirft, um der Ehre der Armee willen nur so lange laviren, bis es sich einigermaßen mit Anstand aus der heillosen Klemme herausziehen kann, und es wird schließlich froh sein, die Kapkolonie und Natal für sich retten zu können, wogegen die Republiken unter der Garantie der Unabhängigkeit politische Reformen zugestehen werden.

Das aber bedeutet, wie man sich hier schon längst nicht verhehlt, keine dauernde Beilegung der Völkerkrisis, die nur durch eine Vernichtung der britischen Armee im Burenkrieg jetzt schon herbeigeführt werden würde. Der seit Monaten tobende Kampf, der in hohem Maße nicht nur die kriegerischen, sondern auch die civilisatorischen Tugenden der Buren gezeigt hat, wird mit den Vorurtheilen der nichtbritischen Welt gegen dies hervorragend zur Staatenbildung geeignete Pioniervolk Südafrikas aufräumen und dieser Nation selbst ein Sporn sein, fortzuschreiten, — nicht im Sinne eines öden Kapitalismus, sondern im Sinne der agrikulturellen Bestimmung Südafrikas. Transvaal, seit seinem Bestehen von England in unerhörter Weise drangsalirt und aus einer Krisis in die andere geworfen, bedarf nur der Ruhe und wünscht diese Ruhe, um sich in kurzer Frist zu einem blühenden Staat zu entwickeln, wie es der Oranjefreistaat in mustergiltiger Form ist. Südafrika ist ohne die Buren, die es erst kolonisirten, gar nicht denkbar; Heloten, zu denen ein bramarbasirender Jingoismus sie degradiren möchte, mögen in Großbritannien neben dem alles kräftige Mittelstandsdasein ertötenden Großgrundbesitz vegetiren, aber hier haben wir, von der rhodesischen de Beers-Company abgesehen, glücklicher Weise keine Landkönige und wissen, daß der bedächtig vorrückende, solide Ochsenwagen im Staatswappen Transvaals noch für viele Jahrzehnte das Wahrzeichen der Entwickelung Südafrikas bleiben wird.

Die schon vorhin flüchtig charakterisirte fest ansässige britische Bevölkerung aber wird auf die Dauer der Bildung der Union und einer gemischten Afrikanderbevölkerung von der Einheitlichkeit, wie es die nordamerikanische geworden ist, nicht widerstehen. Die Rassegegensätze zwischen Britisch und Holländisch haben früher nicht in der heutigen Schärfe bestanden. Der Haß des Buren gilt dem imperialistischen britischen Eindringling, aber nicht dem seit Jahren mit ihm lebenden, mit ihm Geschäfte treibenden und häufig auch sich mit ihm verschwägernden, zum Südafrikaner gewordenen Briten. Darum bewahre uns der Himmel vor dem in Aussicht gestellten Einströmen neuer britischer Elemente mit ihren angeblich reformerischen, thatsächlich aber destruktiven Tendenzen. Die bestehende arbeitende Bevölkerung des Landes ist bei ihrer gesunden Selbstergänzung vollauf im Stande, die Vereinigten Staaten von Südafrika selbst zu begründen, und sie wird in dem selben Augenblick dazu schreiten, wo dem eroberungssüchtigen Großbritannien noch deutlicher als jetzt schon die Ohnmacht seiner Exekutivmittel zum Bewußtsein gebracht werden wird. Da aber die weiße Bevölkerung zu zwei Dritteln holländisch (dutch) ist und bleiben wird, so werden die Vereinigten Staaten von Südafrika dutch sein und die Briten werden sich nolens volens damit abzufinden haben."

Ganz so weit sind wir leider noch nicht. Zwar ist kein Zweifel mehr daran möglich, daß England für einen Territorialkrieg gegen gesittete Völker militärisch nicht gerüstet ist. Aber die Königin hat, unter dem Beifall des stärksten Theiles der Nation, in der Thronrede eben gesagt, der Krieg müsse um jeden Preis sieghaft beendet werden; und da Großbritannien jeden Preis zahlen kann, wird der Betrachter ausschweifende Hoffnungen noch nicht hegen dürfen.

Vor fünftausend Jahren.

Die Kulturentwickelung der Menschheit liegt nur zu einem bescheidenen Bruchtheil klar vor unseren Augen, während zahllose Generationen unserer Vorfahren geringe oder gar keine Spuren von ihrem Thun und Treiben hinterlassen haben. Bei den amerikanischen Völkern verstummt jede weitere Kunde schon, wenn wir bis zum Beginn des Mittelalters zurückgehen; fragen wir nach den Geschicken unseres eigenen Volkes, so schweigt selbst die Sage, sobald wir den Anfang unserer Zeitrechnung um ein Kleines überschreiten; Dunkelheit bedeckt Italien und seine Bewohner, wenn wir in das achte Jahrhundert vor Christi Geburt hinaufsteigen; denn was uns die sogenannten Terramaren Oberitaliens, Pfahlbauniederlassungen aus der Bronzezeit, lehren, ist zu wenig, um ein irgendwie klares und vollständiges Bild der damaligen Zeit zu geben. Ungefähr eben so weit reicht unsere Kenntniß der griechischen Kultur. Das heißt: der wirklich griechischen, die sich nach der gewaltigen Umwälzung der dorischen Wanderung in stetiger Entwickelung aufgebaut hat. Etwas weiter hinauf, bis ins sechzehnte Jahrhundert, gelangen wir mit der mykenischen Epoche, der Epoche der homerischen Helden, die auch in der homerischen Dichtung im Allgemeinen noch zutreffend geschildert wird, obgleich diese Dichtung schon mehrere Jahrhunderte jünger ist. Das ist aber auf griechischem Boden die älteste Kultur, von der uns, dank Schliemanns und Dörpfelds erfolgreicher Arbeit in Mykenä, Tiryns und Troja, erhebliche und werthvolle Ueberreste bekannt sind. Was wir auf griechisch-kleinasiatischem Gebiet von den vorhergehenden Perioden wissen — in Troja und Cypern führen nothdürftige Spuren bis in das dritte Jahrtausend —, beschränkt sich im Wesentlichen auf Töpferarbeiten und primitive Werkzeuge. Besser steht es mit den altbabylonischen Resten, die bis über das Jahr Dreitausend zurückweisen und der vollständigeren Erforschung vielleicht noch eine reiche Ausbeute vorbehalten. Vorläufig geben aber auch sie kein zusammenhängendes Bild. Nur ein Land der Erde ist es, dessen geschichtliches, kulturelles und künstlerisches Werden wir über einen Zeitraum von fünftausend Jahren hin fast lückenlos vor uns ausgebreitet sehen: Egypten. Hier vereinigten sich günstige Umstände aller Art, um uns eine fast unübersehbare Reihe von Denkmälern verschiedener Gattung zu erhalten. Jahr für Jahr entsteigen den geheimnißvollen Gräbern immer neue Kunstwerke und stellen uns die reiche Kultur des Pharaonenlandes im dritten Jahrtausend vor Christus anschaulich und greifbar vor Augen, während Nacht und Schweigen die Völkergeschicke der übrigen Welt in dieser Zeit umhüllt.

Bekanntlich ist unsere Kenntniß der politischen Geschichte Egyptens auf die von den alten Priestern verfaßten Königslisten gestützt, deren Zuverlässigkeit

vor zwei Jahren eine überraschende Bestätigung fand, als de Morgan bei Nakade das Grab des Menes entdeckte, der als erster König genannt wird und dem vierten Jahrtausend vor Christi Geburt angehörte. Schon jene Priester gliederten die gewaltige Pharaonenreihe nach Dynastien, und wenn auch die ersten — etwa achtzehn Dynastien — nur in ihrer relativen Chronologie einigermaßen gesichert sind und in der absoluten Zeitbestimmung starke Unsicherheiten bestehen, so hat doch die Wissenschaft nichts Besseres thun können, als jene Dynastiengliederung beizubehalten und ihr die gesammte kulturgeschichtliche Entwickelung einzuordnen. Zu besserer Uebersicht faßt man dann gewisse Dynastiegruppen wieder in „Reiche" zusammen und theilt die ersten elf Dynastien dem Alten Reich (4000? bis 2200) zu, die zwölfte bis sechzehnte dem Mittleren (2200 bis 1600) und die siebenzehnte bis zwanzigste dem Neuen Reich, das um 950 vor Christus endet und also ungefähr der mykenischen Periode in Griechenland entsprechen würde. Der Anschluß an die gesicherte Geschichte erfolgt mit der sechsundzwanzigsten Dynastie (Psammetich) im siebenten Jahrhundert; und die einunddreißigste Dynastie führt endlich zu Alexander dem Großen. Versucht man, auf Grund der vorhandenen Kunstdenkmäler in flüchtigen Umrissen ein Bild der künstlerischen Leistungen vor etwa vier- bis fünftausend Jahren zu entwerfen, so hat man es nur mit dem Alten und dem Anfang des Mittleren Reiches zu thun; das Neue Reich ist politisch der Höhepunkt der egyptischen Herrlichkeit; es ist die Zeit, da die großen Eroberer aus der neunzehnten Dynastie, die Sethos und Ramses, ihre Herrschaft bis tief nach Asien hinein ausdehnten, ist aber in künstlerischer Beziehung, vor Allem auf dem Gebiet der bildenden Kunst, schon erheblich von der bewunderungwürdigen Höhe des Alten Reiches herabgesunken. Unter den vielen Räthseln, die uns die egyptische Kunstentwickelung aufgiebt, ist es vielleicht das merkwürdigste, daß ein gesundes, phantasievolles, hervorragend begabtes Volk sich in allerfrühester Zeit, doch wohl aus eigener Kraft, zu großartigen künstlerischen Leistungen erhebt und dennoch im späteren Verlauf seiner Entwickelung einer totenähnlichen Erstarrung anheimfällt. Langsam, aber stetig geht in einem Zeitraum von zweitausend Jahren dieser von keinem nennenswerthen Aufschwung unterbrochene Prozeß vor sich; nüchterne und einförmige Schablonisirung tritt an die Stelle der früheren realistischen Frische und Lebenswahrheit, trotz raffinirtester Künstelei der Technik gelangt keine Künstlerindividualität zur erfolgreichen Auflehnung gegen die verknöcherten Regeln priesterlicher Bevormundung und nur auf dem Gebiet der Architektur wird fort und fort Großes geleistet, obgleich auch hier die Aufthürmung ungeheurer Massen höher gestellt wird als die fein abgewogene Harmonie der Glieder.

Am Leichtesten gewinnt man einen befriedigenden Ueberblick über die

Gesammtleistung des Alten Reiches im Museum von Gizeh bei Kairo. Zwar enthalten auch die Museen von Berlin und Wien eine stattliche Reihe von Kunstwerken aus jener Zeit, aber die im ehemaligen Harem des Khedive aufgestellte Sammlung ist doch ungleich reichhaltiger und werthvoller. Eine erstaunlich große Zahl von Kunsterzeugnissen und Alterthümern aller Art ist in diesen Sälen, Zimmern, Korridoren nnd Höfen aufgehäuft und mehrerer Tage bedarf es, um auch nur oberflächlich alles Vorhandene zu besichtigen. Von einundneunzig Räumen enthalten nicht weniger als einundzwanzig nur Werke des Alten und Mittleren Reiches; beinahe Alles stammt ausschließlich aus Gräbern und es ist überraschend, was dort die Jahrhunderte überdauert hat.

In Folge der eigenthümlichen Glaubensvorstellungen der Egypter waren Anlage und Ausschmückung der Gräber Gegenstände des größten Luxus; und nicht nur die architektonische Ausgestaltung der Grabpaläste mit ihren zahlreichen Sälen und Kammern, nicht nur die schier unglaubliche Ausdehnung und Mannichfaltigkeit des bildlichen Wandschmuckes in Gemälden und Reliefs erheischt unsere Bewunderung: vor Allem ist es die auf abergläubigen Ideen beruhende Sitte, dem Verstorbenen die Portraitstatue mit ins Grab zu geben, der wir es verdanken, daß wir eine Schaar von Prinzen und Prinzessinnen, Hofbeamten, Priestern, Richtern und Schreibern in getreuem, meist lebensgroßem Konterfei besitzen und daß die vor vielen Jahrtausenden Verstorbenen heute noch körperlich vor uns stehen. Für die Lebenswahrheit dieser Gestalten ist ein Vorgang bezeichnend, dem die berühmte Holzstatue des sogenannten „Dorfschulzen" ihren Namen verdankt: als sie aus einem Grab der vierten Dynastie bei Sakkara auftauchte, erklärten die arabischen Arbeiter einstimmig, Das sei das Bild ihres Dorfscheikhs; und wenn man das wohlwollende, rundliche, mild lächelnde Antlitz mit den lebensvollen Augen betrachtet, sieht man gern über die etwas summarische Behandlung der übrigen Körpertheile hinweg. Die egyptische Kunst ist niemals dahin gelangt, die Eingliederung der Extremitäten in den Rumpf genauer zu studiren, auch die Oberflächenbehandlung blieb immer primitiv — was besonders an Brust und Leib auffällt, wo die Abgrenzung des Unterleibes sowohl nach oben wie nach den Hüften zu völlig vernachlässigt ist —, aber ganz außerordentlich ist die Lebendigkeit des Gesichtsausdruckes, die in den älteren Zeiten nie des individuellsten Gepräges ermangelte und eine ganze Skala vom wundervollen Ernst bis zur schelmischen Heiterkeit durchläuft. Dazu trägt besonders die kunstvolle Behandlung des Auges bei. Sowohl bei den Kalkstein- wie bei den Holzstatuen bildet meist ein opalisirendes weißes Quarzstück den Augapfel, ein durchsichtiges Kristallstück dient als Linse und hinter dieser haftet, um die Pupille darzustellen, ein kleiner Silbernagel, dessen helles Flittern den Schein

des Lebens hervoruft. Die ausgezackten Ränder eines Bronzeplättchens — jetzt leider oft durch Grünspan entstellt — geben die Wimpern wieder, die schwarzen Augenbrauen sind gemalt. Bemalt ist übrigens die ganze Statue. Besonders von den lebensgroßen Kalksteinstatuen, so zum Beispiel des Prinzen Rahotep und seiner Gemahlin aus der dritten Dynastie, des Schreibers aus Sakkara (Zeit der fünften Dynastie), ist kaum hie und da etwas abgeblättert; und in unverminderter Frische strahlt das kräftige Rothbraun des nackten Rumpfes und der Gliedmaßen, im scharfen Kontrast zu dem kurzen, schwarzen Haar oder auch der kunstvollen Perrücke. Die Hüften umschließt ein hellfarbiger Schurz, den rothe, blaue und gelbe Schnüre, die sorgfältig daraufgemalt sind, schmücken. Dieser Schurz liegt meistens eng an und ist zierlich gefältelt, bei manchen Personen aber ist er unförmlich groß und steht in höchst komischer Weise weit vom Körper ab, so zum Beispiel bei dem berühmten Ti, dem wohlgenährten königlichen Oberbaumeister der fünften Dynastie, dem Inhaber des prächtigsten Grabes in Sakkara. Auch Hals- und Brustketten von Gold und edlen Steinen hat der Maler täuschend nachgeahmt. Daß die alten Künstler die Portraitähnlichkeit pflegten, sieht man auf den ersten Blick; und die realistische Treue, mit der sie auch das Häßliche: große, weit abstehende Ohren, dicke Nasen, den Fettwanst eines alten Mannes, auffallende Brustwarzen einer Frau und Aehnliches, nachbildeten, beweist ihre Gewissenhaftigkeit. Andere Statuen, besonders solche aus Alabaster, Rosengranit und Basalt sind unbemalt.*) Auffallend schön ist die große Dioritstatue des Königs Chefren, des Erbauers der zweiten großen Pyramide.

Nächst den Statuen sind die Wandreliefs zu nennen, die in zahlreichen Bruchstücken im Museum, noch besser aber in den Grabanlagen an Ort und Stelle, zu sehen sind. Solche Gräber des Alten Reiches sind in großer Zahl über das gonze Land verstreut. Einige von den schönsten und größten hat man nah bei Kairo in Sakkara, der uralten Residenzstadt Memphis, aufgefunden; es sind die Gräber des bereits genannten Ti (fünfte Dynastie) und des Mery (sechste Dynastie). Dieses enthält nicht weniger als einunddreißig Räume, deren Wände sämmtlich mit bemalten Reliefstreifen geschmückt sind. Kaum giebt es eine Seite des menschlichen Lebens, die in diesen Bildern nicht dargestellt wäre! Man sieht in naiv realistischer Deutlichkeit alle Verrichtungen des Ackerbaues, der Vieh- und Geflügelzucht, der Jagd, des Fischfanges, des Schiffbaues und der Schiffahrt, der verschiedensten Handwerke und schließlich der Bestattung und des Totenopfers, so daß man eine anschaulichere Vorstellung vom Leben und Treiben der Egypter um das Jahr 2500 vor Christi

*) Hier ist die virtuose Technik zu bewundern, die das harte Material spielend bezwang.

Geburt gewinnt, als Das bei irgend einem anderen Volk, sogar für den Beginn der hell beleuchteten historischen Zeit, möglich ist. Selbst an Genrebildern, wie wir es heute nennen würden, fehlt es in diesen Darstellungen nicht, denn wir sehen mehrfach, wie die Nilschiffer mit Ruderstangen auf einander losprügeln oder wie Flöten- und Harfenspieler, von Takt klatschenden Frauen sekundirt, ein Konzert aufführen. Neben den flachen Reliefs in Kalkstein, die meist mit lebhaften Farben bemalt sind, giebt es auch Freskogemälde auf Stuck; und man begreift nur schwer, daß das famose Bild mit den sechs bunten Gänsen älter als die vierte Dynastie sein soll. Wo bleiben da Zeuxis und Parrhasios?

Doch kehren wir noch einmal zur Steintechnik zurück, die sich ferner in Opfertischen, Scheinthüren, Stelen und Sarkophagen bethätigte. Mit welcher Kunst sind alle diese Dinge ausgeführt! Die Tische, auf denen die Verwandten des Toten an bestimmten Tagen Ochsenschenkel, Brote, Früchte und Dergleichen niederlegten, die komplizirten Scheinthüren, durch die der Verstorbene aus dem Totenreich zeitweilig zurückkehrt, um die Opfergaben zu sich zu nehmen, die Inschrifttafeln mit prachtvollen, tief eingemeißelten Hieroglyphen und die ungeheuren, oft Hunderte von Centnern schweren Särge aus feinstem Basalt und Rosengranit sind vielfach mit bildlichen Darstellungen von peinlichster Sauberkeit bedeckt; eine Unsumme von fleißiger Arbeit steckt darin. Zahllose und nicht selten sehr ausführliche Inschriften geben eine Fülle von persönlichen Notizen; viele davon sind historisch wichtig.

Wenn schon die Anzahl dieser umfänglichen Kunstwerke, die das Museum aufbewahrt, gewaltig groß ist, so sind die Werke der Kleinkunst und des Kunsthandwerkes kaum zu zählen; denn es giebt kaum ein Ding, das die alten Egypter nicht unter Umständen für passend erachteten, um es dem Toten mitzugeben. Im Grabe des Prinzen Emsah fand man zwei regelrecht aufgestellte Kolonnen von reichlich fußhohen Holzsoldaten: vierzig Egypter mit Lanze und Schild und vierzig Neger mit Bogen und Pfeil, die Pfeilspitzen sorgfältig aus Feuerstein gearbeitet; ferner ein ziemlich großes Nilboot mit zwei Kajüten, deren Thüren das Bild des Besitzers tragen.*) In einem anderen Grabe fand man eine Menge Holzstatuetten von Dienern, Sklavinnen, Bäckern, Töpfern und Landarbeitern, — Alle mit ihren Geräthen und Werkzeugen in voller Thätigkeit dargestellt. Ob eine schöne lebensgroße hölzerne Gans das lebende Opferthier vertreten soll, ist nicht ganz sicher. Keinem Zweifel unterliegt die Bedeutung der vielen Schmuck- und Gebrauchs-

---

*) Hölzerne Barken in allen Größen kommen auch sonst vor, eben so zweirädrige Wagen. Das prachtvolle Exemplar eines Prunkwagens von erstaunlicher Eleganz befindet sich in Florenz.

gegenstände, als da sind: Waffen, besonders Dolche und Kampfbeile aus Gold und Silber mit wundervoller eingelegter Arbeit; Amulete aller Art, vielfach Thierfiguren, zum Beispiel Nilpferde und Skarabäen aus Thon, Fayence, Alabaster und Edelsteinen; Trinkhörner, Vasen und Eingeweidekrüge (Kanopen) aus Bronze und Alabaster — diese meist mit Menschenköpfen als Deckeln —; hölzerne Kopfstützen, die eine Höherlagerung des Kopfes unter Schonung der Frisur gestatteten; Perrücken, einige darunter von kolossaler Größe; Schminkbüchsen und Salbennäpfchen, vielfach von raffinirt feinen und absonderlichen Formen, zum Beispiel ein laufender Hund, der einen gestohlenen Fisch fortschleppt, oder ein schlankes schwimmendes Mädchen, dessen vorgestreckte Arme eine Ente tragen: Fisch und Ente sind die Salbenbehälter; endlich Elfenbeinfächer, Metallspiegel und Haarnadeln (unter diesen solche in Gestalt einer Lotosblume) von reizvollster Mannichfaltigkeit. Das Kostbarste sind aber die herrlichen Goldschmiedearbeiten, die das staunende Entzücken aller Besucher, besonders der Damen, hervorrufen und so kunstvoll ausgeführt sind, daß hervorragende moderne Goldschmiede sich außer Stande erklärten, Dergleichen nachzuarbeiten. Das betrifft weniger die goldenen oder silbernen Gefäße und Schalen, die Ringe und Beinspangen als vor Allem die großen durchbrochenen Brusttafeln, ferner die Diademe, Ohrgehänge, Hals- und Armbänder, deren komplizirte Figuren mosaikartig aus Edelsteinen (Lapislazuli, Karneol, Türkis) zusammengesetzt und von äußerst feinen Goldstreifen eingefaßt sind. Aehnlich werden auch Fayence und Glasfluß benutzt, deren strahlende Farben mit den Edelsteinen an Frische wetteifern. Ganze Kampfesszenen, deren Mittelpunkt irgend ein König ist, sind auf diese Weise höchst geschickt komponirt und mögen die Brust der glücklichen Besitzerin in der That stolz geschmückt haben. Hierbei muß allerdings bemerkt werden, daß diese Meisterstücke im Wesentlichen dem Mittleren Reich, etwa der Zeit 2000 vor Christus, entstammen, also relativ jung sind, während die Mehrzahl der bisher geschilderten Kunstwerke der Blüthe des Alten Reiches angehört, also mindestens fünfhundert bis tausend Jahre älter ist. Trotzdem bleibt es erstaunlich genug, daß man vor viertausend Jahren schon solche Wunderwerke an Geschmack und Feinheit herstellen konnte; und fast noch verwunderlicher ist es, daß diese märchenhaften Schätze uns erhalten geblieben und erst vor vier bis fünf Jahren ans Licht gezogen worden sind, als der verdienstvolle und umsichtige de Morgan die Ziegelpyramiden von Dahschur untersuchte. Denn wenn die Gefahr der Auffindung durch unberufene Schatzgräber in neuerer Zeit auch nicht sonderlich groß gewesen sein mag, weil die aufgehäuften Schuttmassen und Trümmer nur durch systematische, mit reichlichen Mitteln unternommene Arbeit bewältigt werden können, so war es doch sicher ein außergewöhnlich glücklicher Zufall, der diese Prachtstücke vor den

antiken Grabräubern, die natürlich gut orientirt waren und schon um das Jahr 1000 vor Christus höchst erfolgreich geplündert haben, bewahrt hat. Die unterirdische Galerie, die mehreren Prinzessinnen zur Ruhestätte diente, ist offenbar durchwühlt worden; aber die beiden Holzkästchen, die die Schmucksachen der Prinzessinnen Sathathor und Meryt enthielten und in Vertiefungen des Felsbodens versteckt waren, sind den hastigen Räubern entgangen. Als de Morgan im Jahre 1894 die Galerie aufräumte, kamen diese Schätze, deren Holzumhüllung zu Staub zerfallen war, zum Vorschein. Noch größer war sein Finderglück im folgenden Jahre, als er bei der benachbarten Pyramide zwei völlig unberührte Grabkammern fand; hier ist ein aus Goldfäden geflochtener, mit Edelsteinen zierlich besetzter Blumenkranz, der einst das dunkle Haar der Prinzessin Khnumit schmückte, zu Tage gefördert worden.

Auch Das war ein fabelhafter Glückszufall, daß es den jüngsten Erforschern Egyptens gelang, den Grabschacht von Deir-el Bahri zu ermitteln, wo eine ganze Reihe von Mumien der Könige der siebenzehnten bis zwanzigsten Dynastie ruhte. Nachdem der Khedive Tewfik sie auszuwickeln befahl, können wir heute die etwas vertrockneten, aber noch völlig erkennbaren charakteristischen Züge der ruhmvollsten Pharaonen prüfen und in Bezug auf die Aehnlichkeit mit den Gesichtern der Portraitstatuen vergleichen. Neben dieser imposanten Reihe von Trägern bekannter Namen übersieht man leicht die Königsmumien des Alten Reiches, die mindestens tausend Jahre älter sind als jene und daher einen noch viel stärkeren Beweis für die Unübertrefflichkeit der alten Einbalsamirungskunst erbringen. Vom König Onnos (fünfte Dynastie) sind noch Bruchstücke da, vom König Merenre (sechste Dynastie) ist die ganze Mumie wohlerhalten vorhanden; und eine königliche Dame der elften Dynastie zeigt einen eingesunkenen, aber sonst ganz unversehrten Leib, dessen Tätowirung mit blauen Punktreihen einen Rückschluß auf ihre Putzsucht gestattet, die auch durch den braunen, in viele kleine Zöpfchen geflochtenen Haarschopf, die übermäßig großen Halsketten aus Gold, Silber und Glasperlen und die silbernen Fingerringe bewiesen wird.

Was endlich die Leistungen der Baukunst betrifft, so sind nächst den schon erwähnten Grabkammern noch die Tempel und die Pyramiden zu nennen. Von den zahlreichen Tempeln, die das ganze Land bis über den zweiten Katarakt hinauf schmücken, sind nur wenige älter als das Neue Reich; aber wir kennen einige schlichte Tempelanlagen, deren Verbindung mit den Pyramiden und daraus zu folgernde Zugehörigkeit zum Alten Reich feststeht. So war der schöne Granittempel bei Gizeh offenbar der Kultraum der zweiten großen Pyramide und ihrem Erbauer, dem König Khafre (Chefren) der vierten Dynastie, geweiht.*) Die Anlage ist einfach und doch imposant;

*) Man fand darin eine ganze Reihe von Statuen dieses Herrschers.

zwei längliche Pfeilersäle bilden sozusagen Längs- und Querschiff und Galerien und Kammern schließen sich in klarer Gliederung an. Das Material ist ein sehr harter Granit, vielfach mit prachtvoller Alabasterverkleidung; die Bearbeitung ist außerordentlich schön. Was die Baumeister des Alten Reiches im Pyramidenbau geleistet haben, ist weltbekannt; die größten und schönsten, die von Königen der vierten Dynastie errichtet wurden, liegen so nah bei Kairo, daß selbst der flüchtige Vergnügungreisende sie nicht unbesucht läßt. Man zählt aber bis nach dem Fayum hinauf, also auf einer Strecke von etwa vierzig Kilometern, fünfzig Pyramiden, von denen wohl nur einige, die in Ziegeln aufgeführt sind, dem Mittleren Reich angehören, während mehrere der Kalksteinpyramiden noch erheblich älter sind als die drei bekannten Kolosse von Gizeh. So giebt es zwei Pyramiden vom König Snofru, dem Vorgänger des Khufu (Cheops); neben der einen ist noch der Kulttempel zu erkennen, wohl das allerälteste Gotteshaus der Welt; und mit der Stufenpyramide des Königs Zoser (dritte Dynastie) kommen wir in die Zeit, wo man den Königsgräbern noch nicht die eigentliche Pyramidenform mit schrägen Seitenflächen gab, sondern mehrere immer schmäler werdende Stockwerke aufeinander thürmte. Ein Unikum ist die Knickpyramide, deren Seitenfläche in der oberen Hälfte flacher geneigt ist als in der unteren. Bei diesen Bauwerken ist nicht nur die ungeheure Masse auffällig, die mit ganz einfachen Maschinen bewältigt werden mußte, sondern noch mehr die mathematische Genauigkeit der ganzen Anlage, die geschickte Anbringung der geheimen Gänge und Grabkammern und die musterhafte Sorgfalt der Steinmetzarbeit. Die riesigen Kalksteinblöcke, die die inneren Hohlräume auskleiden, sind bisweilen so akkurat gefügt, daß man keine Nadel in die Zwischenräume schieben kann.

Seit dem Jahre 1894 häuften sich die Funde, die man mit wachsender Sicherheit der Zeit der beiden allerersten, bisher vielfach für mythisch gehaltenen Dynastien zuschreibt; man hat Begräbnißstätten entdeckt, die die bis dahin klaffende Lücke zwischen der Zeit der großen Pyramiden und der ausgehenden Steinzeit ausfüllen und sogar diese selbst in ungeahnter Weise erhellen. Werkzeuge, Pfeilspitzen, Lanzen und Messer aus Feuerstein, feiner fast als die in Dänemark gefundenen, rothbraune schwarzrandige Töpfe mit Mustern von Menschen, Thieren und Schiffen, Schieferplatten zum Zerreiben der Augenschminke, Amulete und Kleiderreste, endlich aber die in Egypten sonst ungebräuchliche „embryonale“ Stellung der Leichname (die Hände vor dem Gesicht, die Knie hochgezogen) liefern den Beweis, daß die neolithische Periode auch in Egypten geherrscht hat, — allerdings viel früher als anderswo. Und wie viel Amélineau 1896 bei Abydos durch unverständiges Vorgehen auch verdorben haben mag, so steht doch fest, daß die von ihm aufgedeckten Gräber solche von fünf Königen der ersten oder zweiten Dynastie sind, die bald nach jener

jüngeren Steinzeit herrschten. Die wichtigste der neuen Entdeckungen ist aber die schon erwähnte de Morgans. Er fand 1897 ein gewaltiges, aus ungebrannten Ziegeln frei erbautes Königsgrab, dessen Inhaber durch die mit dem Siegelcylinder des Besitzers versehenen Thonstöpsel der darin befindlichen Bierkrüge ermittelt werden konnte. Der betreffende Name ehe ist aber nicht der Geburtname des Königs, sondern der sogenannte Horusname, der ihm in seiner Eigenschaft als Sohn des Sonnengottes beigelegt wurde; der Geburtname, den de Morgan glücklicher Weise auf einem Elfenbeinplättchen entdeckte, lautete Men, so daß damit thatsächlich die Existenz des Königs Menes, den die egyptische und die griechische Tradition als den Gründer der ersten Dynastie bezeichnen, erwiesen ist.

Nachdem einmal die allgemeine Aufmerksamkeit sich dieser Gruppe von Funden zugewandt hat, wird wahrscheinlich noch mehr Licht in die ältesten Regionen der Kulturgeschichte fallen. Daß wir auf diese Weise bis über das Jahr Viertausend vor Christi Geburt hinauf gelangen und schließlich eine fast lückenlose Entwickelung von sechs Jahrtausenden überblicken werden, ist ein Triumph der Wissenschaft, den vor hundert Jahren auch die kühnste Phantasie noch nicht ahnte.

Leipzig. Dr. Paul Pfitzner.

Ein Ruf nach Gerechtigkeit.

Die im vergangenen Jahre zum Abschluß gebrachte Aufbesserung der Beamtengehälter hat die Hoffnungen der Lokomotivführer unserer preußischen Staatsbahnen nicht erfüllt und dieser Umstand wirkt erklärlicher Weise niederdrückend auf die Betheiligten. Mittlere Betriebsbeamte, die früher in ihrem Einkommen den Lokomotivführern gleichgestellt waren und deren dienstliche Thätigkeit kaum die Anstrengungen und noch weniger wohl die praktischen Erfahrungen erfordert wie die der Lokomotivführer, erreichen heute bis zu siebenhundert Mark mehr Einkommen als Diese. Die nachstehende Tabelle veranschaulicht die Gehaltsstufen:

	Es erhielten seit 1888:	Es erhielten von 1899 ab:	Höchstgehalt erhöht um:
Lokomotivführer	1200—1800	1200—2200	400 Mark
Zugführer	1050—1350	1200—1800	450 „
Station-Assistenten	1500—2000	1500—2700	700 „
Materialverwalter	1500—2100	1500—3000	900 „
Werkmeister	1950—2400	1800—3000	600 „
Bahnmeister	1500—2100	1800—3000	900 „

Dabei muß noch besonders hervorgehoben werden, daß der Dienst der Lokomotivführer in den letzten Jahren in Folge bedeutender Verkehrssteigerungen ein wesentlich intensiverer geworden ist; die Verkürzung des Dienstes ist nur eine scheinbare, da in Wirklichkeit zum Mindesten das Selbe geleistet wird wie früher und die Diensteintheilungen heutzutage so bemessen werden, daß Ruhepausen bei kürzeren Diensttagen nicht vorkommen.

Mit Recht wird in der Begründung der dem Abgeordnetenhause eingereichten Petition gesagt, daß der Zugführer, von dem absolut keine Vorkenntnisse verlangt werden und der überhaupt im Dienst ein relativ beschauliches Dasein führt, fünfzig Mark mehr Zulage erhalten hat als der Lokomotivführer und daß der Station-Assistent, der seine hauptsächliche Dienstzeit bei der Truppe verbringt und dessen Obliegenheiten im Eisenbahndienst in Bezug auf Schwierigkeit in gar keinem Verhältniß zu denen der Lokomotivführer stehen, doch dreihundert Mark mehr erhielt.

„Angesichts dieser Thatsache ist es daher auch nicht zu verwundern, daß unter den Lokomotivführern eine das dienstliche Interesse keineswegs fördernde Mißstimmung eingetreten ist, die aber durchaus nicht etwa dem Neid und der Mißgunst, sondern lediglich dem Gefühl entspringt, trotz den hohen Anforderungen und trotz bester Dienstausführung eine gerechte Beurtheilung und Dem entsprechende Berücksichtigung nicht zu finden."

Die Zugführer rekrutiren sich in den meisten Fällen aus Leuten, die eine handwerksmäßige Ausbildung nicht genossen haben; der Station-Assistent hat in den meisten Fällen nach Absolvirung seiner Militärzeit eine einjährige Ausbildung im Betrieb durchzumachen und gelangt bereits nach kurzer Zeit zur etatsmäßigen Anstellung. Wie ganz anders ist dagegen der Ausbildungsgang des Lokomotivführers! Er hat zunächst eine gute Schulung im Schlosserhandwerk nachzuweisen, dann eine einjährige Beschäftigung in einer Eisenbahn-Lokomotiv-Reparaturwerkstätte durchzumachen und hierauf seiner Militärdienstzeit zu genügen; bekanntlich werden „gediente Leute" durchaus bevorzugt. Nach Beendigung der Militärzeit beginnt die Lehrzeit als Heizer und in etwa drei bis vier Jahren erfolgt dann die Ueberführung in eine etatsmäßige Heizerstelle. Der Anwärter steht aber dann regelmäßig bereits im siebenundzwanzigsten Lebensjahr und kann die eigentliche Lokomotivführerprüfung erst nach einem weiteren Jahr ablegen. Die Beförderung zum Lokomotivführer erfolgt in sieben bis acht Jahren nach bestandener Prüfung, also in einem Lebensalter von fünfunddreißig Jahren, mit einem Gehalt von zwölfhundert Mark — wie vor fünfundzwanzig Jahren —, genau dem Anfangsgehalt des Maschinenwärters entsprechend!

Welche körperliche und geistige Anstrengung aber der Dienst des Lokomotivführers erfordert, beweist am Deutlichsten die frühzeitige Dienstunfähigkeit und die verkürzte Lebensdauer dieser Beamten. Durch den steigenden Verkehr, durch die Vielseitigkeit der Signalvorrichtungen, durch die Centralweichenstellungen, Zugheizung- und Bremsapparate werden die Anforderungen an die Umsicht des Lokomotivführers stetig erhöht, so daß es leider nur zu verständlich ist, daß seine geistige und körperliche Leistungfähigkeit frühzeitig aufgerieben werden. Nach der Statistik erreichen die Lokomotivführer ein Durchschnittsalter von neunundvierzig Jahren und die Mehrzahl muß bereits nach neunzehn bis zwanzig Dienstjahren pensionirt werden.

Nun hat die Staatsregirung bei Gelegenheit hervorgehoben, daß die Lokomotivführer außer einer Besoldung von 3600 Mark noch 800 Mark Nebeneinnahmen hätten. Das trifft aber nicht zu. Ein älterer, im Schnellzugsdienst thätiger Lokomotivführer bezog zum Beispiel:

	1891/95:	1898/99:
an Gehalt	2000 Mark	2200 Mark
„ Wohnungsgeld	432 „	432 „
„ Fahrgeld	650 „	407 „
„ Prämien	700 „	275 „
	Sa. 3782 Mark	Sa. 3314 Mark,

mithin gegen früher 468 Mark weniger, und zwar trotz der Gehaltserhöhung von 200 Mark.

Die Ursache des Rückganges der Nebeneinnahmen ist in der anderweitigen Normirung der Sätze für diese Einnahmen zu finden. In früherer Zeit wurde für jede außerhalb des Stationortes verbrachte Nacht 1 bis 1,50 Mark vergütet, diese Entschädigung ist aber in Wegfall gekommen und nur in den Fällen einer nächtlichen zwölfstündigen Abwesenheit, bei der die Diensteintheilung indessen Ruhe kaum gestattet, wird eine Mark vergütet.

Die Prämien für Materialersparnisse des Lokomotivpersonals werden neuerdings auf Grund der geleisteten Kilometer der Rangir- und Reservestunden festgesetzt. Darauf ist zum Theil der Rückgang in diesen Einnahmen zurückzuführen, während ferner die Einführung des sogenannten amerikanischen Systemes, die Besetzung der Maschinen mit doppeltem Personal, mitspricht. Aber auch die Fahrzeiten sämmtlicher Züge sind bedeutend verringert worden, auch laufen jetzt wesentlich schwerere Wagen in den Zügen, wodurch natürlich eine größere Kraftentwickelung der Lokomotiven erforderlich wird und der Materialverbrauch sich steigert. Daher wünscht das Lokomotivpersonal mit Recht eine diesen Verhältnissen Rechnung tragende Neufestsetzung der „Materialersparniß-Prämien."

Der dritte Wunsch der Lokomotivführer betrifft ihre bessere Stellung in den Pensionverhältnissen. Die gesetzlich höchste Pension, die nach vierzig Dienstjahren eintritt, wird von den Allerwenigsten erreicht. Wenn die Staatsregirung nun auch die Wartezeit zur Erreichung des Höchstgehaltes von achtzehn auf fünfzehn Jahre herabgesetzt hat, so ist Das von ganz geringem Einfluß auf das Ruhegehalt. Nach der Höhe der erworbenen Pension richten sich auch die Bezüge der Hinterbliebenen und die schwerste Sorge, die die Brust des Lokomotivführers erfüllt, ist die: im Falle des Todes die Angehörigen ungenügend versorgt zu wissen. Die in der Petition ausgesprochene Bitte geht dahin, „daß den Lokomotivführern die ersten fünfzehn Dienstjahre bei einer Pensionirung doppelt angerechnet werden." Die Wünsche der Lokomotivführer sind vollauf berechtigt —: hoffen wir, daß sie bei der Volksvertretung und bei der preußischen Regirung ein williges Gehör finden.

Siegen. Friedrich Breitenbach.

Die Politik der Deutschen in Oesterreich.

Kein Einwand wird in der Debatte über den Deutschliberalismus der siebenziger Jahre öfter gehört und keiner ist hohler und nichtssagender als der, daß es leicht sei, nachträglich das Richtige zu treffen. Man ruft den Beurtheilern von heute zu, daß sie es an Stelle der damaligen Männer auch nicht besser gemacht hätten; man spricht mit durchsichtiger Taktik auch ihnen die nöthige Voraussicht und Eignung zur Führung politischer Geschäfte ab, die ja allerdings in der Fähigkeit besteht, das wahrscheinliche Ergebniß aus dem Zusammen- und Gegeneinanderspiel der jeweilig vorhandenen Elemente im Voraus zu berechnen. Aber es ist klar, daß der Mangel an politischer Voraussicht die Giltigkeit des Urtheils ex post nicht tangirt. Man braucht noch kein Bismarck zu sein, um einen richtigen Blick für die Vergangenheit zu haben. Uebrigens habe ich schon im Jahre 1892 in der „Zukunft" unter dem Titel „Quer durch das Parlament" über die klägliche Weltfremdheit gesprochen, deren sich die damals noch fest zusammenstehende deutsche Opposition schuldig machte, und zwar nicht gegenüber einem einzelnen Ministerium, in einer einzelnen Phase oder in einer abgegrenzten Periode, sondern konsequent und traditionell. Nach dem Kriege von 1866 war den Deutschen eine Aufgabe zugefallen, die zu ihrer Ausführung der höchsten staatsmännischen und sittlichen Kraft bedurfte. Es galt, dem ihnen anvertrauten Theil der plötzlich zweigetheilten Monarchie ein solches Fundament zu geben, daß die Zerreißung in weitere Theile unmöglich wurde; es galt, Cisleithanien, wo der Slavismus so viele Quellen hat, vor der Ueberfluthung durch diese Quellen zu sichern. Ging Das nicht, dann war es im eigenen Interesse besser, den Versuch, der nur furchtbare Reaktionen im Gefolge haben konnte, zu unterlassen und möglichst phlegmatisch an eine Auseinandersetzung mit den damals noch nicht revoltirten slavischen Nationalitäten zu denken. Ließ sich der Versuch aber machen — und Niemand wird es den Deutschen verdenken, daß sie, die kurz vorher noch von Wien aus das ganze Deutschland zu führen glaubten, nun, aus Deutschland verwiesen, wenigstens den Traum einer Führung in Oesterreich nicht verabschieden konnten — ließ er sich machen: welcher Mittel bedurfte es dazu? Der Kodifizirung ihres Willens durch das Parlament? Das versuchten sie und es gelang ihnen auch. Ihre Reichstage nahmen Gesetze an und ihre Minister unterbreiteten diese der Sanktion des Kaisers. Wie vordem das ganze Oesterreich-Ungarn, so wurde jetzt der verarmte Theil, der sich Oesterreich nannte, für eins und untheilbar erklärt; und ihre Staatsmänner schufen eine Wahlgeometrie, die der liberalen Partei die zur Aufrechthaltung ihrer Neuordnung nöthigen Majoritäten sichern sollte. Aber „Schiffe sind Bretter, Matrosen sind nur Menschen"; und von Majoritäten geschaffene Gesetze sind nur so lange brauchbare Fundamente, wie die Majoritäten bestehen. Diese Hauptsache aber, den ewigen Bestand der liberalen Partei, wer garantirte sie? Das war es: diese Garantie konnte nur die politische Klugheit der Leute von 1867 schaffen und außer der Einsicht war auch ein gut Theil Energie dazu nöthig. Wollten sie Oesterreich dauernd deutsch erhalten, so galt es, sich den Zugang zu den deutschen Quellgebieten zu verschaffen und ihn immer im guten Stande zu erhalten, denn nur Deutsche können deutsche Vertreter

wählen; die Czechen, die Slovenen thun Das nicht. Dann mußte man also die ganze deutsche Bevölkerung heranziehen und sie aufnahmefähig machen für den nationalen Gedanken, wo er etwa fehlte; durch nichts durfte man sie in der anfangs noch schwachen Anhänglichkeit stören; alle anderen Gegensätze mußte man um dieses einen erzieherischen Zweckes willen zurückstellen. Mit einem Wort: es gab nur diesen Weg, um den klerikalen Tiroler und Oberösterreicher, den von weltstädtischer Skepsis erfüllten Wiener, den halb protestantischen und mit dem Altkatholizismus spielenden Deutschböhmen, der mit ungebrochener Liebe an Deutschland hing, zu einem einzigen großen Körper zu vereinigen, der dann allerdings von sich hätte sagen können: wir Deutsche in Oesterreich sind neun Millionen stark und fürchten die Slaven nicht. Es war eine Situation, ähnlich der, in der sich Bismarck bei Nikolsburg befand, als er, in dem geschlagenen Gegner den künftigen Freund erkennend, ihm goldene Brücken baute. Ihm ging immer das im Augenblick Wichtigste vor, und wenn in Oesterreich damals das Wichtigste der nationale Zusammenhalt der Deutschen war, so gab es kein dringenderes Gebot als Schonung der Empfindlichkeiten in den klerikalen Provinzen und Selbstbeschränkung in der Ausführung des liberalen Programmes. Allerdings, der Klerikalismus war es gewesen, der Oesterreich an den Rand des Abgrundes gebracht hatte; der Klerikalismus hatte die unglückselige auswärtige Politik verschuldet, die Armee geschädigt, den freien Geist geknebelt und das Land aus der Welt der Bildung ausgeschaltet; und darum gehörte freilich Selbstverleugnung dazu, mit den Vertretern des Klerikalismus zu paktiren. Aber ist alle Politik nicht die Kunst der Kompromisse? Wäre Deutsch-Oesterreich nicht zur Hälfte klerikal, sondern ganz liberal gewesen, dann hätte es überhaupt keiner besonderen politischen Entschließungen bedurft und nur eben um der vorhandenen Gegensätze willen kam es darauf an, sich zu sagen: hier sind auch Deutsche und mit ihnen müssen wir zusammengehen, sie für uns zu gewinnen suchen; und Das ist kein Aufgeben, sondern nur ein Vertagen unserer Wünsche, zu dem wir uns entschließen. Eine solche Politik war sicher nicht aussichtlos. Sind nicht durch geschickte Behandlung schon ganze Bevölkerungen umgestimmt worden? Steht nicht das einst liberale Wien heute im klerikalen Lager und sind nicht die südlichen Städte in dem einst völlig römischen Tirol heute radikal-deutsch? Es war auch 1867 kein phantastischer Traum, an ein langsames Keimen und Reifen der freiheitlichen Ideen in den Alpenländern zu denken, — um so weniger, als die Bevölkerungen dort zu den der Dynastie anhänglichsten gehören; in einem Augenblick, wo sie nach dem furchtbaren Doppelkrieg das Reich entzweigerissen sahen, wären sie wohl der Wahrheit zugänglich gewesen, daß es nun vor Allem nöthig sei, den Staat vor weiteren Konvulsionen zu schützen. Was that man aber? Man schuf die Staatsgrundgesetze, diesen Kodex eines lauteren und begeisterten, von Paradiesen träumenden Liberalismus, der leider nur das wankende Staatsgebilde nicht festigte und die wahren Klammern zu seinem Zusammenhalt unbenützt ließ. Ja, es ist traurig-komisch, dieses Staatsgesetz und die Debatte, die ihm vorausging; die ganze Kindlichkeit politischer Romantik zieht da an uns vorüber. Ein einiges und untheilbares Oesterreich — Aufklärung — Unabhängigkeit von der Kirche — Freiheit der Wissenschaft. Da findet der Einzelne auf dem Papier allen Schutz, die Individualität alle Garantien für ihre Ausbildung und die Gerechtigkeit thront unbeschränkt: Gleichberechtigung ohne Rücksicht

auf konfessionelle und nationale Schranken ist höchstes Gesetz. Und dabei kann man nicht einmal sagen, daß die damaligen Gesetzgeber in ihrem Doktrinarismus allzu starrsinnig gewesen wären; sie wußten, daß der Politiker Bundesgenossen suchen, versöhnen und nachgiebig sein muß. Das Konkordat und die alten Ehegesetze hoben sie auf; aber vor der Civilehe schraken sie zurück und schufen das Monstrum unserer einzig in der Welt dastehenden Nothcivilehe. Sie schufen eine wundervolle Freiheit von religiösen Banden und dekretirten die volle bürgerliche Anerkennung der Konfessionlosigkeit; dabei zwangen sie aber die konfessionlosen Eltern zur Erziehung ihrer Kinder nach einem konfessionellen Bekenntniß. Sie schufen ein freies Volkshaus, aber mit einem erdrückenden Vorrang für die Geburtaristokraten. Sie bestimmten: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Und zwei Dezennien später konnte der Staat einen Professor wegen eines Vortrages über die darwinische Theorie aus dem Amt jagen. Sie hoben die Preßcensur auf und ließen ein furchtbares Konfiskationrecht in Kraft, unter dem Titel des objektiven Verfahrens. Sie schufen ein freies Vereins- und Versammlungrecht; nur wird man wegen Nichtanmeldung von Vereinen und Versammlungen gestraft und auf Grund des dehnbaren Gesetzes kann jede Versammlung aufgelöst werden. Sie flossen von Humanität über und gaben der Polizei die Handhabe, wenn es ihr paßte, jeden unbequemen Arbeiter abzuschieben. Sie garantirten die Heiligkeit des Briefgeheimnisses, aber Briefe wurden nach wie vor geöffnet; sie verbürgten das Recht der Freizügigkeit, aber nur den Bemittelten, denn der Obdach- und Erwerblose, der Arbeitsuchende, der sich auf dem Weg in einen anderen Fabrikort befindet, kann von jedem Gendarmen als Vagabund angehalten werden. Kurz: Rücksichten auf den Hof, Rücksichten auf den Adel, Rücksichten — und zwar welche! — auf die Bourgeoisie: sie wußten also ganz gut, daß man politisch sein muß. Nur gegen die Hälfte der Deutschen selbst übten sie keine Rücksicht und kannten keine politische Mäßigung.

Freilich: wenn man diese Thatsachen konstatirt und über die Politik jener Generation den Stab bricht, ist man es ihr auch schuldig, ihrer guten und reinen Absichten zu gedenken. Nie wurde Oesterreich so geliebt wie von den Deutschen nach 1866, als sie sich zu dem aus tausend Wunden blutenden Lande herabbeugten, um es wieder aufzurichten und zu zeigen, daß es nichts Schöneres giebt, als das Wiederfinden von Kräften, wo Niemand mehr Kräfte vermuthet. Und sie hatten auch eine Mission für das neue Oesterreich. Oesterreich sollte eine Art Schweiz — nein, diese Schweiz mußte größer sein — eine Art Amerika werden, Völker erziehen und gemeinschaftlich an der Zukunft arbeiten lassen: der Triumph des Völkerassoziationgedankens. Und die Deutschen selbst, die diesen Staat begründet hatten? Sie wollten nur Erzieher sein, nichts weiter. Es war die Zeit, wo die Alleinherrschaft der Personen Schiffbruch gelitten hatte, und man glaubte daher an die Alleinherrschaft der Ideen; und weil der Klerikalismus, der Absolutismus und der entsetzliche metternichische und bachische Zwang das alte Oesterreich gestürzt hatten, darum beeilte man sich, nach der Gift- und Gegengifttheorie, mit dem Klerikalismus, dem Absolutismus und dem Zwang aufzuräumen und ihnen den Kampf auf der ganzen Linie zu erklären. Wer sollte sich dagegen sträuben? Man wollte ja nur das Glück aller Völker: für Galizien, das von seiner Szlachta ausgesogen war, einen starken und Werthe

schaffenden Bürgerstand; für die Slovenen, die noch keinen rechten Namen hatten, Schulen, in denen man Etwas für den Weltgebrauch lerne; und die Czechen, die alten Hussiten, mußten doch auch einmal von ihrem Trotz lassen, wenn sie sahen, daß das Regiment mit Rom anband, die Bischöfe Mores lehrte und den Feudaladel befehdete. Denn „Freiheit ist die große Losung, die die ganze Welt durchzieht"; und will Einer nicht, so vertraue Du nur getrost auf Gott: er wird den Widerstrebenden an Deine Tugend glauben lehren. Und so operirte man drauf los und hatte gegen sich den Widerstand der slavischen Völker, den Widerstand der Alpenländer, den Widerstand des böhmischen und sonstigen Hochadels, ferner die Minirarbeit der Kirche; und zu Alledem kam die stille, scheue Abneigung des Hofes, der sich nach Königgrätz hatte führen lassen und die Etablirung eines starken Parlamentes als ein inneres Königgrätz ansah, — nur daß er sich noch nicht Revanche zu nehmen getraute.

Wenn man nun aber als Aufklärungpartei mit aller Welt im Kriege lag und darum selbst auf die Mithilfe der Alpenländer verzichten mußte: was war da das erste Gebot? Doch was soll die Fragestellung? Der Steinklopferhanns wiederholte sich täglich sein „Es kann Dir nichts geschehen"; und dieses Sicherheitgefühl und der den Geistern anhaftende partikularistische Fluch waren so groß, daß man angesichts einer Welt von Feinden noch der unglückseligen Neigung nachgab, um geringfügiger Fragen willen die Partei zu spalten und immer weiter zu spalten. Wie viele Fraktionen hatten wir damals? Es war die helle Desorganisation. Da war zunächst die liberale Verfassungpartei, zerfallend in eine mildere Hofraths- und eine eigentlich liberale Fraktion, und daneben der verfassungtreue Großgrundbesitz, die Fortschrittspartei κατ᾽ἐξοχήν und der steyrische Fortschritt. Es war die zerschlissenste Einigkeit, die man nur denken kann, eine Einigkeit in Fetzen, jeder Lappen eine eigene Fahne; und im Jahre 1879 leistete diese Einigkeit ihr Meisterstück.

Auch darüber habe ich mich vor Jahren schon in der „Zukunft" geäußert. Ich glaubte und glaube nicht, daß Bosnien für uns ein Vortheil war, und glaubte und glaube nicht, daß es ein Verbrechen ist, den persönlichen Wünschen des Staatsoberhauptes entgegenzutreten; aber Eins ist gewiß: eine Partei ist nicht lebensfähig, die weder zu rechnen, noch zwischen größerem und geringerem Uebel zu unterscheiden versteht. Frage und Lage war damals so, daß Entzweiung gleichbedeutend mit politischem Selbstmord war. Durfte man hoffen, die Annahme des bosnischen Mandates hintertreiben zu können? Nein. Das war aussichtlos, selbst wenn das gesammte Cisleithanien in der Opposition stand, denn der Kaiser hatte die Ungarn für sich und war also mächtiger. Und nun war diesseits der Leitha gar nicht einmal Alles gegen die Okkupation. Die slavische und klerikale Intrigue nützte den Augenblick aus, — und die Deutschen selbst waren uneinig! War da also ein Sinn in der Opposition? Man sage nicht, daß Opportunismus hier eine Todsünde, daß die Stimme des Gewissens allein hier am Platz war und daß das Gewissen gebot, vor der Erneuerung der alten Abenteuerpolitik in einem südlichen Schleswig-Holstein zu warnen. Genau die selbe Instanz, das Gewissen, hatte seit 1867 nach Einigkeit der Deutschen als Voraussetzung des deutschen und liberalen Charakters Oesterreichs geschrien; und da es nicht anders ging, mußten entweder Alle gemeinsam für die Okkupation

stimmen, in der Erwägung, daß auch mit Bosnien die Möglichkeit blieb, den deutschen und liberalen Charakter der Regirung zu erhalten; oder sie mußten Alle gemeinsam gegen Bosnien sein, in der Erwägung, daß der Hof angesichts der unbeugsamen Masse sich mit der Stillung seines bosnischen Hungers begnügen und froh, vor dem übrigen Europa nicht blosgestellt zu sein, es nicht wagen würde, nachträglich an einen Rache- und Vergeltungskrieg gegen die Deutschen zu denken. So stand die Sache: es handelte sich um das Höchste, was die deutsch-liberale Doktrin je verkündet hatte, um die Herrschaft einer Weltanschauung, eines Staatscharakters, — und da theilte man sich, erfand zu der ersten und obersten Staatsnothwendigkeit eine zweite hinzu, die da verlangte, daß ein Stück fremden Landes dem Reich angegliedert oder nicht angegliedert werde; und die Einen stürzten ihr eigenes Kabinet und lehnten die Bildung eines neuen ab, so lange nicht die österreichische Besatzung aus Bosnien wieder herausgezogen würde, und die Anderen rechneten mit unglaublicher Naivetät darauf, daß der Kaiser um ihrer gerechten Stimmen willen auch dem dissentirenden Deutschthum vergeben und vergessen würde. Und so beschaffen war die Situation, daß im ersten Augenblick dem Hof nicht einmal ein Unrecht vorzuwerfen war und daß er in aller Ruhe und Bequemlichkeit an der Zukunft spinnen und die konstitutionelle Gesinnung hervorkehren konnte. Man bot der Opposition die Bildung des neuen Kabinets an, bat wieder und wieder und war damit auch deutsch, wie auf dem Deutschen Fürstentage. Und erst als sie, blind für die Fallen, nicht wollte und im Gefühl ihrer eingebildeten Unentbehrlichkeit immer wieder die vorherige Aufgabe Bosniens verlangte, da schuf man sich eine neue Majorität und rief die achtzehn Jahre lang dem Parlament fern gebliebenen Czechen wieder herein.

Und nun geriethen die Deutschen in eine ganz neue Situation. Ihre Redner hielten wundervolle Reden; besser wäre es aber gewesen, sich die Sinne nicht zu umnebeln und die Lage zu studiren. Denn was war geschehen? Nicht mehr und nicht weniger, als daß der Traum von einem Oesterreich deutschen Charakters jetzt wirklich aus war. Der Kaiser sagte es den ad audiendum verbum citirten deutschen Deputirten, sein Vertrauensmann Graf Taaffe wiederholte es täglich und der feste Zusammenhalt der Slaven und Klerikalen bewies unwiderleglich, daß Oesterreich aufgehört hatte, ein deutscher Staat zu sein. Und die gestern noch Zerklüfteten und Getheilten, deren Rodomontaden Heiterkeit hervorrufen mußten, wenn sie von der frisch besiegelten und gekitteten deutschen Einigkeit sprachen, lebten noch immer in der Fiktion einer deutschen Macht und träumten von Zurückeroberung. Es ist wahr: es giebt nichts Schmerzlicheres als eine Abdikation; aber will man zurückerobern, so beginnt man nicht mit Sentimentalitäten. Für Eins reichten die Kräfte der Deutschen auch im Augenblick noch aus, für die Idee eines Deutschthums für sich, nicht für Andere; und darum keine Hegemonie, kein Wunsch mehr, den Anderen mit unerbetenen Gaben nachzulaufen, sondern eine Art von geschäftsmäßiger Politik. Das war das natürliche Ziel angesichts der geschehenen Wandlungen, durch die der Deutsche nur noch eine Nation unter den anderen bildete. Da es mit den Vorrechten nicht mehr ging, mußte man durch nüchterne Abmachungen so viel wie möglich Terrain behaupten, und da die patriotische Verläßlichkeit in Oesterreich immer am Wenigsten angesehen und am Schlechtesten bezahlt worden ist, mußte man un-

zuverlässig scheinen und dadurch die auf das do ut des eingerichtete Regirung zu immer neuen Vertragsanerbietungen drängen. Das hätte einen doppelten Gewinn versprochen: erstens, daß man, wenn auch indirekt, dauernd Einfluß behaupten und für die Lebensmöglichkeit und Fortentwicklung des Deutschen Garantie um Garantie herausschlagen konnte; und zweitens, daß man den Feind unter den Arm nahm und Slaven und Klerikale dann nicht Jahrzehnte lang in prachtvollen Defensoren- und Siegerstellungen gesehen worden wären, mit der suggestiven Wirkung, die der Anblick einer lebhaft agirenden Majorität auf ein wetterwendisches Volk immer ausübt. Graf Taaffe wäre froh gewesen, sich vor dem Kaiser mit einem behaglichen Fortschnurren der Maschine produziren zu können, und die Czechen hätten für ein mäßiges Entgegenkommen dem Liberalismus die gesicherte Gerichtsbarkeit in den deutschen Landestheilen, die Vermehrung der Bildungstätten, die Lebensmöglichkeiten für das Individuum und jede Art von Einfluß in Aemtern und wirthschaftlichem Leben zugestanden. Gewiß, eine Politik der parlamentarischen Triumphe wäre Das nicht gewesen. Aber handelte es sich denn noch um den Parlamentarismus? Man stand vor dem beginnenden Existenzkampf und mußte als Minorität verlieren, wenn man die Entscheidung auf parlamentarischen Boden verlegte; ja, wenn man noch einmal zur Regirung kam, stellte man sich gegenüber der feindsäligen Majorität in ein noch vernichtenderes Feuer; gewinnen konnte man nur, wenn man als gefährlicher und doch leicht zu habender Kompaziszent dem in seinem Charakter gänzlich geänderten Staate gegenübertrat. War es also im Jahre 1879 Wahnsinn gewesen, die Uebernahme der Regirung auszuschlagen, so war es jetzt unter den geänderten Umständen eine noch verhängnißvollere Politik, sich zur Regirung zu drängen —: und Das, gerade Das, that man, schielte mitten in der Opposition nach dem Hof hin und schonte „maßgebende" und „maßgebendste Gefühle"; man verspielte und verschleuderte den liberalen Besitzstand, nur um sich regirungfähig zu erweisen, und erreichte endlich, daß ein Deutscher ein halbes Jahr lang mit Taaffe, und nach dem Sturze Taaffes, daß der Führer der Deutschen selbst Minister ward. Der Weg war mit Mißerfolgen parlamentarischer Diplomatie gepflastert. Da war eine Kooperation mit Taaffe, die den Deutschen freie Hand ließ, bis sich herausstellte, daß sie auch ihn nicht band; ein böhmischer Ausgleich, dessen Aktivirung damit begann, daß man über die Unterwerfung der Czechen jubelte und sie aufs Bitterste reizte; und dieser Ausgleich schließlich nur mit einer konservativen Minderzahl vereinbart, worauf die ungeheure Mehrzahl der Czechen sich erhob und den „Ausgleich" mit Hohn zerriß. Das waren die deutschen Siege! Und als nun endlich Graf Taaffe fiel, da folgte die weitere, in Wahrheit noch furchtbarere Niederlage der Deutschen; denn in dem Bedürfniß, doch wieder an die Regirung zu kommen, vereinigten sie sich mit den Todfeinden ihres Prinzips, mit denen sie seit 1867, ja, seit 1848 erbitterten Krieg geführt hatten, und bildeten mit den Klerikalen Hohenwarts ein Kabinet.

Eine fürchterlichere Entblößung der Untreue und inneren Hohlheit war im konstitutionellen Oesterreich noch nicht dagewesen. Was blieb noch von dem Programm von 1867 übrig? Man hatte sich deutsch genannt und das Deutschthum der Regirungfähigkeit geopfert; man war zur Begründung und Erweiterung des Liberalismus ausgezogen und „vertagte" nun alle „Parteiwünsche", stellte den

ganzen Liberalismus ins Magazin. Und was geschah? Es geschah, daß die Klerikalen unter den Augen Pleners, ohne daß er sich regte, die Zurückschraubung in Schul- und Freiheitfragen, die Slavisirung von Aemtern und deutschen Gebieten, die Aussperrung des Deutschthums aus dem offiziellen Oesterreich fortsetzten —: ich wiederhole, ohne daß Plener sich regte. Und was über Alles ging: in der Frage des Arbeiterwahlrechtes, in der selbst die Konservativen nicht starr blieben, nahm er eine so triste und verderbliche Haltung ein, daß endlich in der Bevölkerung die Erkenntniß durchdrang, daß die von diesem unthätigen, engherzigen und zögernden Führer geleitete Partei das Recht verwirkt habe, sich liberal zu nennen. Und so stürzte denn endlich das Kabinet, dem er angehörte, mit Ach und Krach; und statt wieder ins Parlament zurückzukehren und Opposition zu machen, griff Plener nach einer Versorgung. Schon früher hatte man ihn zum Gesandten in Rio de Janeiro oder an irgend einem kleinen Hof ernennen wollen, um ihn aus Wien zu entfernen; jetzt nahm er einen für Greise geschaffenen, gut dotirten Präsidentenposten an und entsagte der Opposition, überhaupt dem politischen Leben für immer. Das Aergerniß war so ungeheuer, die Gesinnunglosigkeit so augenfällig, daß die Wählerschaft, entsetzt über alle diese Dinge, bei der nächsten Wahl schon, die sich damals in Wien vollzog, in hellen Haufen von der Partei abfiel, in deren Schoß Solches möglich gewesen war, und zu Lueger überging. Kurz vorher noch hatte man über Lueger in den Kreisen der gebildeten und gesitteten Wählerschaft nichts als vernichtende Urtheile gehört. Alles an ihm empörte: sein häufiger Gesinnungwechsel, seine Verwegenheit in persönlichen Angriffen, sein Verkehr mit Leuten, denen man die Hand zu reichen Anstand nahm, sein ganzes Wesen, das zusammengesetzt war aus den übelsten Ingredienzien der Advokatur, des Demagogenthumes und des Jesuitismus. Aber in Wien stand, so weit man sah, kein Anderer auf der Platform; er war die einzige werbende Macht und Energie, von der man fürchtete, betrogen, von der man aber auch hoffte, gehoben zu werden. Ja, er hatte keine Grundsätze. Aber hatte man nicht eben an der zusammengebrochenen Partei erfahren, wie Leute schwören können, ohne Grundsätze zu haben? Ja, er war Renegat. Aber hatte man nicht eben ein Beispiel von Renegatenthum erlebt, wie es trauriger nicht möglich war? Und dann hatte er den Erfolg für sich: dort ein Mann und eine Partei, die seit fünfundzwanzig Jahren nur abwärts gegangen waren, hier eine Partei, die noch tief in der Bezirkspolitik steckte, aber doch aufwärts ging. Wenn es möglich gewesen war, daß aus Gutem Schlechtes wurde: warum sollte nicht einmal das umgekehrte Wunder geschehen und Schlechtes sich in Gutes verwandeln? Und nicht nur zu Lueger vollzog sich der Abfall. Wien, das die slavische Frage am Liebsten überhört hätte, weil es bemüht ist, die Hauptstadt eines durch nichts erschütterten Reiches vorzustellen, dieses auf Berlin eifersüchtige und niemals ganz deutsche Wien schlug sich nach lange vorausgegangener Propaganda zur nationalheuchlerischen und raffinirt illiberalen Luegerpartei, während in den Provinzen der impetuose Nationalismus Schönerers reißende Fortschritte machte, der auf den Kampf gegen den nationalen Quietismus ausging, während Luegers Antisemitismus doch doch nur eine Nummer mehr unter den der Menge gefälligen Melodien war. Aber ob so oder so: gewiß ist, daß der Liberalismus unter diesen Umständen von allen Seiten geächtet und fallen gelassen ward und mit ihm auch der so-

genannte Verfassungsgedanke; denn die Verfassung von 1867 liegt in den letzten Zügen! Nicht nur der Hof und die slavisch-klerikale Majorität wollen sie nicht mehr, sondern auch die Deutschen nicht; jetzt endlich fühlen sie, welches Nessusgewand sie damit um ihre Glieder geworfen haben. Mit der verfassungmäßigen Gleichberechtigung der Nationalitäten hat Graf Taaffe an ihnen operirt; mit dem verfassungmäßigen Verordnungrecht hat Graf Badeni sie strangulirt; mit dem Paragraph Vierzehn hat Graf Thun staatsgrundgesetzlich das Staatsgrundgesetz umgangen. Was haben sie also von dieser Verfassung? Ach, sie war ein schöner Traum! Und so ist die ganze Erbschaft aus dem Jahre 1867 zerronnen: das Phantom einer liberalen Mission, das Phantom einer deutschen Führung und endlich der Traum von der völkerversöhnenden Kraft eines geschriebenen Verfassunginstrumentes. Nein, der Druck des wirklichen Lebens ist stärker und nur noch an Festtagen wird von einem Allösterreich gesprochen. Allösterreich! Noch ist der Ausgleich mit Ungarn nicht heimgebracht; und nach den Deutschen, die die Zurücknahme der badenischen Sprachenverordnungen erzwangen, laufen die Czechen jetzt Sturm. Was werden die Deutschen nun thun? Wer kann es sagen? Gerade in diesen Tagen wird von einer weiteren Wendung zu ihren Gunsten geredet, der Kaiser hat einige Worte gesprochen, die ihnen Freude machen, und ein neues Ministerium ist da, das vielleicht bald einem Koalitionministerium Platz machen wird. Aber wenn Das geschieht und wenn die Deutschen sich mit den Klerikalen in die Regirung theilen, dann wird sich zeigen, daß auch Das für sie nicht die geeignete Position und Mitarbeiterschaft zur Neuordnung der österreichischen Verhältnisse ist. In dem Bewußtsein des deutschen Volkes hat sich in den letzten zwanzig Jahren der Prozeß der Loslösung von dem Gedanken eines österreichischen Einheitstaates vollzogen. Wer Das nicht versteht oder nicht verstehen will, hat vielleicht das Zeug zum Minister, — aber Staatsmann ist er nicht.

Michel von Wien.

Idylle.

„Ane Maren!“

Es war am letzten Sonnabend vor Weihnachten, abends, und Karsten Steinkroken hatte einen kleinen Schwipps: dann war er immer so zu Formalitäten geneigt und pflegte Maren mit zwei Namen zu rufen.

„Ane Maren!“

„Karsten!“ Sie steckte den Kopf durch die Küchenthür und nickte Karsten zu, der am Klapptisch vor dem Fenster saß. „Du hast mich gerufen, Karsten! Willst Du Etwas?“

Karsten verließ seinen Platz am Tisch und ging auf sie zu, groß und breit, die beiden Hände in den Hosentaschen, die Mütze auf der einen Seite tief in die Stirn gezogen und den letzten Rest einer Fünf-Oere-Cigarre, wie sie Danielsen am Markt für seine Kunden führte, wie einen Glühwurm tief drinnen im Bart.

„Ob ich Etwas will! Hol' mich der Teufel! Hab' ich je so was gehört! Ob ich Etwas will? Sag' mir doch, Ane Maren, hab' ich Dich jemals gerufen, ohne daß ich Etwas gewollt hätte?"

Er blieb vor ihr stehen, ganz starr vor Verwunderung.

„Weiß Gott, ich versteh' mich nicht mehr auf Dich, Ane Maren! Du hast Dich in letzter Zeit so närrisch und verrückt angestellt, daß ich es wirklich satt habe; ja, wahrhaftig, ich habe es satt! Mich zu fragen, ob ich Etwas will!"

Maren kannte nur zu gut die Veranlassung seines argen Hochmuthes: er hatte nämlich fast den ganzen Wochenlohn in der Tasche, außerdem hatte er eine volle Schnapsflasche im Eckschrank stehen und sie hatte ganz deutlich gesehen, daß er unten an der Biegung des Weges eine Unterhaltung mit dem Schulzen in höchsteigener Person gehabt hatte; und wenn all so Etwas an einem Tag zusammentraf, so war es wohl danach angethan, selbst stärkeren Seelen als Karsten Steinkroken den Kamm zu schwellen.

Sie schüttelte den Kopf und wischte sich die Nase mit der Schürze ab. „Ja, natürlich war es eine dumme Frage, Karsten, natürlich! Als ob Du nichts von mir wolltest!"

Karsten war augenblicklich besänftigt.

„Ja, natürlich, natürlich! Glaubst Du, daß die Schulzenfrau in Herrestad ihren Mann fragt, ob er Etwas will, wenn er sie ruft? Nein! Die muß — weiß Gott! — hübsch fragen, was er will. Findest Du Das vielleicht sonderbar, Maren?"

„Ja, Du bist sonderbar, Karsten. Immer gehst Du nach Büchern und Regeln; aber recht hast Du doch immer; ich weiß wirklich nicht, wie Das zugeht."

„Man muß seine Worte zu setzen wissen, Maren. Meinst Du etwa, es ist so ganz ohne Grund, daß der Schulze und der Pastor mehr Vergnügen daran finden, mit mir zu plaudern als mit allen den anderen Bauerntölpeln in Steinkroken und im ganzen übrigen Kirchspiel? Ja, was hast Du denn nun zu sagen?"

„Ja, was wolltest Du denn, Karsten?"

Er lehnte sich hintenüber, spreizte die Daumen über den Rand der Taschen und blies eine Wolke von Cigarrenrauch zur Decke hinauf.

„Ja, der Schniegel!"

„Herr Jemine, der Schniegel, Karsten!"

„Ja, der Schniegel, ja! Sollt ich vielleicht zum Heiligen Weihnachtfest meinen Schniegel nicht haben?"

Es wurde Maren förmlich schwarz vor den Augen. Der Schniegel war natürlich seit dem letzten Weihnachtfest nicht hervorgeholt worden, und wo er jetzt war, Das zu wissen war wirklich nicht so einfach . . . Daß sie auch nicht früher daran gedacht hatte!

„Karsten, Karsten! Wenn ich Dich nicht hätte, so wüßte ich wirklich nicht, wie es mir ergehen würde; ja, Du hast einen Kopf, Du denkst auch an Alles, Das will ich meinen! Wir müssen auf dem Boden suchen, Karsten, denn gefunden werden muß er ja."

„Ja, auf dem Boden, ja! Da muß er sein, Maren; ich glaube, es ist mir, als wenn ich ihn im Sommer gesehen hätte; entweder hing er am Dach oder auch er lag in einem Fischkorb. Aber nun wollen wir hinaufgehen und suchen, — nimm die Lampe!"

„Nein, ich will allein gehen, Karsten! Als wenn Du, der Mann im Hause, es nöthig hättest, auf dem Boden nach Deinem Schniegel zu suchen!"

„Nein, Maren, ich will doch lieber mitgehen, denn Du weißt, herbeigeschafft werden muß er."

Ihm kam ein Einfall:

„Verdammt und verflucht, Maren, ich geh' allein hinauf; wozu willst Du die Leiter in die Höhe klettern und auf den Knien liegen und zwischen all dem Gerümpel auf dem Boden herumsuchen? Nein, Maren, dumm bin ich nie gewesen. Sollte meinen, Du hättest hier unten genug zu thun!"

„Klug bist Du, Karsten, schrecklich klug. Hab' ich Das nicht immer gesagt? So Einen wie Dich giebts nicht zum zweiten Male."

Karsten nahm die Lampe und arbeitete sich die Bodenleiter hinauf. Er hatte den Kopf schon durch die Luke gesteckt, als er sich wieder umwandte und zu ihr hinabsah. „Dumm bin ich nie gewesen, Maren!" Und damit verschwand er.

Du großer Gott, was für ein Leben sich da oben auf dem Boden entwickelte! Alle Kisten und Mehltonnen wurden umgestürzt, Fischkörbe wurden ausgeschüttet, so daß ihr ganzer Inhalt auf dem Fußboden lag, ein ganzer Stapel Tauwerk entwirrt und die Hühner, die sich, drei an der Zahl, in dieser Jahreszeit hier oben aufhielten, flogen schreiend und flatternd nach allen Richtungen hin, unter das Dach und wieder auf den Fußboden, so daß die Sägespähne aufstoben, bis sie schließlich gleich Spechten an der kahlen Wand sitzen blieben. Als aber dann Karsten wieder herunterkam, ganz von Staub bedeckt und im Haar Strohhalme, hatte er nichts Geringeres als den Schniegel in der Hand.

Er war nicht wenig stolz auf sein Findertalent. Er reichte ihn Maren. „So, nun nimm Du ihn und wasche ihn und spüle ihn unten im Bach, keine Klarrerei im Waschzuber hier, hörst Du!"

* * *

Es war am Abend vor der Weihnacht.

Karsten und Maren waren zusammen in der Stadt gewesen und hatten einander beschenkt. Zuerst hatte Maren ein Halstuch von Karsten bekommen und dann hatte Karsten ein eben solches von ihr bekommen. Darauf hatte Karsten eine Flasche Cognac zu einer Krone und zwanzig Oere gekauft und sie Maren in die Hand gesteckt und dann hatte sie eine Flasche Branntwein gekauft und sie ihm hingereicht. Alles war im Voraus verabredet worden; und auf gemeinsame Kosten wurde dann für den Haushalt ein Stück Kautabak erstanden, so lang und dick, daß es von Weihnachten bis Neujahr reichen mußte, wenn sie auch Beide noch so eifrig davon priemten.

Sie hatten zu Abend gegessen und getrunken und nun rauchten und tranken sie. Sie hatten Beide ganz abgezirkelte rothe Backen bekommen und eine Wolke leichten, blauen Tabakrauches stieg quer durch das Zimmer zwischen Fußboden und Decke auf und sammelte sich um die Lampe.

„Prost, mein Mädchen!“ Karsten hob das Glas in die Höhe. „Wir hätten eigentlich einen kleinen Tannenbaum auftakeln sollen, Du!“

„Ach, es stehen Büsche genug hinterm Zaun; wenn nur Kinder im Hause gewesen wären, so . . .“

„Ja, Das hat sich nicht so gemacht, Maren.“

„Bist Du deshalb traurig, Karsten?“

„Ach nein, . . . zum Kukuk auch! Aber Du weißt, es ist so schön, was in der Bibel steht: Mehret Euch, steht da, und erfüllet die Erde, steht da.“

„Ja, Das kannst Du wohl sagen, Karsten! Sag lieber: Füllet Steinkroken; und ich sollte meinen, es ist voll genug hier mit uns Beiden, so ein Lauseloch, wo nicht mal Platz für eine Kuh ist! Ich möchte wirklich mal sehen, was daraus hätte werden sollen, wenn hier auch noch Kinder gewesen wären!“

„Ja, es hat sich nicht so gemacht, Maren.“

„Ach nein, es ist wohl zu armsälig und elendig hier oben dazu!“

„Maren, Maren! Wir sind so vergnügt hier oben in Steinkroken gewesen . . .“, er erhob drohend den Zeigefinger. „So mußt Du nicht reden, Maren.“

Freundliche Erinnerungen huschten über Marens Steinkroken Gesicht.

„Darauf wollen wir anstoßen, Karsten! Wir sind sehr vergnügt hier oben gewesen, voll Fröhlichkeit und Ausgelassenheit manch liebes Mal, — um nicht zu sagen: immer.“

„Prost, Maren!“

„Prost!“

* * *

Dreimal machte die Cognacflasche zu einer Krone und zwanzig Oere die Runde.

* * *

Karsten zog sich am Hosenqueder. „Wenn ich heute Abend nur nicht verrückt werde!“

„Sage lieber: ausgelassen, Das paßt besser, Karsten. Uebrigens weißt Du ja, daß ich für Dich sorge. Herrjemine, weißt Du wohl noch damals, Karsten, als es hier so schrecklich herging, als Paul Langberg und seine Alte bei uns waren und hier solch gottloses Leben geführt wurde? Weißt Du wohl noch, wie sich die dicke Marte Langberg anstellte?“

„Ja, als sie springen wollte, nicht wahr?“

„Ja, Die . . . und als sie, so lang sie war, über die Bank fiel!“

„Gott ja, ich weiß es noch ganz genau. Aber Du verstandest Dich aufs Springen, Maren! Weiß Gott, Du sprangst so leichtfüßig wie ein Wiesel über die Bank. Damals warst Du noch jung, Maren!“

„Ach, was Das anbetrifft, Karsten, so ist Das erst vier Jahre her!“

„Lange genug für Dich, um es nicht mehr zu können, Kleine!“

Karsten lächelte glückselig bei dem bloßen Gedanken daran, wie Maren über die Bank gehüpft war. Es war der drolligste Anblick, den er jemals gehabt hatte. Sein angeborener Sinn für das Komische verleugnete sich niemals, selbst wenn es über seine angetraute Ehegattin herging. Er hatte seitdem wieder-

holt versucht, sie dazu zu bewegen, aber sie hatte sich immer ganz entschieden ablehnend verhalten, sobald die Rede auf die Bank gekommen war. Nur noch zweimal hatte sie es gethan, aber Das war allerdings bei ganz besonders festlichen Gelegenheiten gewesen. Heute aber, am Heiligen Abend, jetzt, wo sie so gemüthlich bei einander saßen und getrunken und geplaudert hatten, könnte es sehr ergötzlich sein. Sollten sich jetzt nicht Mittel und Wege finden lassen?

„Prost, Maren!"

„Prost!"

„Du, Maren! Du glaubst nicht, was für eine famose Magd sie da unten bei Halvorsens auf der Landzunge bekommen haben, eine so appetitliche Person. Und wie sie sich lecker macht! So honigsüß, wie Die gegen alle Männer ist! In der vergangenen Woche, als ich da unten war und Holz fuhr, warf sie mir eine ganze Handvoll Zucker in meinen Kaffee. Und wie dick sie Butter auf mein Brot strich! . . . Ja, Das ist eine fixe Person! Aber mein Gott, es ist ja auch die pure Jugend!"

„Herrje, Karsten, so ganz alt bin ich denn doch auch noch nicht!"

„Du kommst nicht mehr über die Bank, Kind!"

„Sage Das nicht, Karsten."

„Bewahre, Du kommst nicht mehr hinüber! Aber die Magd auf der Landzunge! Es ist mir, als sähe ich sie hinüberhüpfen, so leicht wie eine Feder!"

Jetzt sollte die Bank her, dachte Maren. Jetzt sollte er es doch sehen. Jetzt wollte sie!

„Soll ich es mal versuchen, Karsten?"

„Ach nein, laß es nur; Du kannst es doch nicht mehr, Maren." Er schüttelte sich vor Vergnügen bei dem bloßen Gedanken.

„Ja, Karsten, jetzt sollst Du mal sehen!"

„Na ja, denn nur her damit!"

Karsten rieb sich die Hände, während Maren die Bank mitten ins Zimmer stellte.

„So, jetzt zählst Du bis Drei, Karsten!"

Sie stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand und strich das Haar aus der Stirn.

Karsten zündete die Pfeife an und legte die Hände in den Schoß; er war mehr als halb bezecht und nahm die Sache sehr ernsthaft.

„Eins — Zwei — Drei — hopp!"

Maren streckte das eine Bein vor das andere, während sie die Kleiderröcke mit beiden Händen zusammenraffte.

„Unsinn, Maren, Unsinn! Noch einmal! Du spreizest ja die Beine! Als ob Das eine Kunst wäre! Nein, Mutter, mit beiden Füßen zugleich, darin besteht die Kunst! Dies ist ja kein Springen, zum Teufel auch!" Er stand auf, legte das eine Bein über die Bank und zog das andere nach. „Das nenne ich hinüberspaziren. Das ist kein Springen! Hast Du je eine Kuh über einen Zaun steigen oder ein Pferd unter einer Hecke hindurchkriechen sehen? Hast Du ein Schwein auf den Hinterbeinen gehen sehen oder wo — zum Teufel auch! — hast Du so Etwas gelernt? Nein, Mutter, noch einmal, aber nicht so!"

Er blieb hart an der Bank stehen und sah abwechselnd diese und Maren

an, während sie sich wieder an der Wand in Positur gestellt hatte. „Vergiß nun auch nicht, mit beiden Füßen zugleich, Maren, so, jetzt: „Eins — Zwei — Drei — hopp!“

Sie hielt das Kleid zierlich zurück, preßte die Füße, so gut sie konnte, gegen einander und sprang dann so flott hinüber, wie es überhaupt nur möglich war. Karsten aber fand, daß die ganze Vorstellung, ihr kleiner, gekrümmter Körper, das Gesicht mit den starr auf die Bank gerichteten Augen und die kleinen in die Höhe gezogenen Füße ein so überwältigend komisches Ganze bildeten, daß er auf einen Stuhl niedersank und lachte, bis er bebte, während er die Stirn wieder und wieder gegen die Tischplatte schlug. „Hol mich der Teufel, wenn ich je so was Komisches gesehen habe! Herr Du meines Lebens! Welch ein Anblick! Mir bleibt förmlich der Athem weg! Ja, wenn Du nur wüßtest, wie drollig Du aussahst, Maren! Weiß Gott, Du darfst es nicht thun, wenn andere Leute es sehen! Ja, Du solltest nur ahnen, wie lächerlich es wirkt, ha, ha, ha! Du lieber Gott!“

Maren aber saß siegesstolz auf ihrem Stuhl.

„Da kannst Du sehen, Karsten: Du darfst deine Frau nicht schlecht machen, weil sie nicht mehr jung ist, und diese Magd bei Hans Halvorsen auf der Landzunge, die ist auch wohl nicht lauter sprudelndes Leben, Die!“

„Zum Teufel auch mit der Magd auf der Landzunge! Da ist ja gar keine! Hast Du denn nicht gemerkt, daß das Alles nur Unsinn war?“

„Na, dann laß die Flasche nur noch mal herumgehen, Karsten! Puh, ich bin ordentlich warm geworden nach diesem Cirkusspielen!“

„Ja, aber amusant war es doch, Maren!“

Die Flasche machte die Runde und die Schlücke wurden nicht so genau gezählt und sie beschuldigten einander hitzig, daß sie nicht fest genug tränken. Maren gerieth, wie Das so ihre Art war, in Ekstase. Es gab nichts, was sie nicht lächerlich fand. Sie lachte, sobald nur Karsten den Mund aufthat, und als er seine Pfeife auf die Erde fallen ließ und auf allen Vieren herumkroch, um sie zu suchen, konnte sie sich vor Lachen kaum mehr halten und mußte sich am Tisch festklammern.

Nach einer Weile zeigte sie wieder auf die Bank.

„Wollen wir noch einmal, Karsten?“

„Nein, Tod und Teufel, Maren, jetzt nicht! Nein, nein! Alles hübsch mit Maß! Jetzt würde es zu gewagt sein!“

Sie wollte in die Küche hinaus, um Streichhölzer zu holen; sie schwankte durch die Stube und mußte sich am Bettpfosten festhalten. Sie wandte sich nach Karsten um und lachte. „Sieh doch nur, Alter! Ich glaube, daran ist die Flasche schuld!“

Karsten schüttelte nur den Kopf und lachte: „Was für Faxen!“

„Du, Maren,“ sagte Karsten ganz bedenklich, nachdem sie wieder hereingekommen war, „die Leute sagen, daß ich Dich prügle und hier oben schrecklich hause. Ich habe Das nun schon mehrmals gehört und — weiß Gott! — ich will es nicht auf mir sitzen lassen.“

„Du, Karsten? Nein, hat man je so was gehört! Soll ich rufen?“

Karsten hatte sie öfters, wenn sie Beide betrunken waren, dazu ge-

bracht, vors Haus zu gehen und dort sein Lob aus Leibeskräften zu verkünden. Es war verteufelt flott, drinnen in der Stube zu sitzen und es mitanzuhören, fand er, ... und außerdem konnte es dem Kirchspiel gar nicht schaden, es zu hören.

„Soll ich es thun, Karsten?" Mit dieser Frage erbot sie sich nochmals in überströmender Glückseligkeit.

„Ja, wenn Du es thun wolltest. . . Denn es ist wirklich nicht angenehm, so Etwas auf sich sitzen zu haben!"

Maren segelte aus der Thür heraus und Karsten preßte das Ohr gegen das Fenster. Ja, jetzt hörte er sie: „Karsten — ist — der — beste — Mann — in — ganz — Steinkroken — Der — solls — mir — bezahlen — der — was — Anderes — sagt!"

Er hörte sie Das eine Weile rufen, dann ward es still.

Er öffnete das Fenster.

„Zum Teufel auch, warum rufst Du denn nicht? Du sollst rufen, bis ich Dir Bescheid sage."

Und dann schrie sie von Neuem aus Leibeskräften, während Karsten, wohlbehaglich lächelnd, das Ohr gegen die Fensterscheibe gepreßt, dasaß und hörte, wie der Wind sein Lob über das ganze Kirchspiel trug. Er öffnete das Fenster abermals.

„So, jetzt kannst Du hereinkommen, Maren!"

Sie lachte, als sie hereinkam.

„Na, ich glaube, Das hab' ich Ihnen gründlich klargemacht, Karsten!"

* * *

Wie es zuging, weiß Niemand, aber auch diesmal nahm der Heilige Abend in Steinkroken ein Ende. Er endete wie die Morgenstunde im Himmelbett, — und sonderbarer Weise ohne jeden Unfall, denn die Lampe wurde ausgelöscht, ehe sie sich zur Ruhe begaben, und Karsten hatte wenigstens den einen Stiefel und die Jacke ausgezogen, Maren dahingegen war „in vollem Ornat", wie Karsten es nannte, in die Klappe gegangen.

Sie lachte sich in den Schlaf. „Du, Karsten," begann sie nach einer Weile, „weißt Du wohl noch, damals, als die dicke Marte Langberg springen wollte? Du süßer Mann!"

Und Karsten schrak auf, als er gerade eben einschlummern wollte. „Tod und Teufel, Maren, hast Du den Schniegel gewaschen?"

„Herrje, ja, mein Junge!"

„Im Bach?"

„Ja, ganz hinten, draußen auf dem Floß!"

Christiania. Jakob Hilditsch.

Eine Erinnerung an Karl du Prel.

Beim Durchstöbern alter Papiere fällt mir ein Brief Karls du Prel in die Hand, des münchener Mystikers, der in diesen Blättern seinen Gedanken oft Ausdruck gegeben hat. Der Brief zeigt den heiteren Gleichmuth eines Mannes, der doch zu den Isolirten und gezwungen Resignirenden gehörte.

Im Herbst 1895 verlebte ich ein paar Wochen in einer sehr hübschen kleinen Nervenanstalt des Dr. von Kaan in Martinsbrunn bei Meran. Noch lastete gewaltige Hitze über dem schmalen Thal und kochte die braunvioletten Trauben reif, die in schwerer, lastender Fülle in den Laubengärten hingen. Den ganzen Tag hörte das Schießen nicht auf; der Tiroler dort, nach dem Welschland zu, singt nicht, er juhut und schießt und in der Nacht knattern die Saltner, um ihre Wachsamkeit zu beweisen. In der Anstalt war beim Beginn der Saison nur eine kleine Gesellschaft, die hübsch zusammenhielt. Eine schöne wiener Gräfin, ein kluges berliner Fräulein, ein oberschlesischer Hüttenmagnat, münchener Maler und ein paar österreichische Offiziere: Das war so ziemlich Alles. Und plötzlich saß eines Abends Karl du Prel dazwischen. Er war ein kleiner, sehr zarter und magerer Herr, mit einem überaus fein geschnittenen, mehr verblühten als gealterten Kopf und stillen, etwas starren Augen, die sich merkwürdig eindringlich an Den festheften konnten, mit dem er gerade sprach. Etwas Besonderes — gleichsam Entmaterialisirtes — lag wohl schon in der äußeren Erscheinung. Wenn man Berlinerin und Tochter eines überzeugten Achtundvierzigers, also in scharf rationalistischer Atmosphäre erwachsen ist, dann hat man beim besten Willen für Okkultismus und für die Philosophie der Mystik kein anerzogenes Verständniß. Vielleicht war gerade mein ehrlich ausgesprochener Unglaube du Prel behaglich; es war ihm bequem, daß er, als mein Tischnachbar, meinem grassen Laienthum gegenüber nicht metaphysisch-spiritistisch zu kommen brauchte. Es ist ja durchaus nicht nur das Vorurtheil der Fürsten, man müsse jeden Mann von Gewicht auf sein Metier hin anreden. Gerade du Prel konnte darüber in komisch-nervösen Furor gerathen, ganz besonders, wenn er auf das heikle Kapitel der Phänomenologie des Spiritismus zu sprechen kam. Anknüpfungen fanden sich auch so genug. Er war immer dankbar für ein paar Töne Beethoven oder Chopin, abends für eine harmlose Partie Halma; besonders aber lachte er gern und hatte großes Vergnügen an einem Scherz, — ja, er gab in solcher, allerdings seltenen Stimmung selbst die spaßhaftesten Mediumsgeschichten zum Besten. Er wollte sich in Martinsbrunn nur ausruhen. So sind wir damals oft den langen Weg zwischen den Rebenbergen nach Meran zusammen geschlendert, sind dort in den steinernen Lauben in dunkle Lädchen gegangen und er hat gewissenhaft sein Gutachten über altes Bauernspielzeug — Spinnrädchen und Weinkelter — für meine jungen Kinder abgegeben.

Aber seltsam: trotz dieser harmlosen Art, sich zu geben, saß doch immer Etwas vom Mystiker, Etwas von besonderen Nervenkräften, von „magischem Geistesleben" in und an ihm. Konnte es auch eine glücklich gewählte Pose oder die zähe Leidenschaft eines — übrigens sehr geistreichen — Monomanen sein: unwillkürlich mußte man bei ihm doch an fremdartig mitschwingende Saiten denken.

Während einer vielstündigen Fahrt der ganzen Gesellschaft auf den Egerhof, wo uns oben der inzwischen auch verstorbene münchener Professor Oertel durch

ein fabelhaft weit tragendes Perspektiv der Weltfirma Zeiß bis zu den kahlen Schroffen der Dolomiten schauen ließ, kam du Prel auch ins Monologisiren über sein Todesanschauung und feierte den Tod als die Pforte zu einer freieren, zarteren und geistigeren Existenz. Da war nichts von finsterer Lebensverneinung; es war eine in reiner Lust, in einer schönen Stunde ausgelöste, dichterisch inspirirte Seelenstimmung. Daran erinnert mich sein Brief, die Antwort auf ein Neujahrskärtchen:

„München, vierten Januar 1896.

Verehrte Frau Professor!

Auch mir liegt Meran im Erinnerunghintergrund. ‚Abwesenheit verklärt' nach Jean Paul; und dazu trägt auch der Schneewirbel vor meinen Fenstern bei, der als Kontrast wirkt. Ich sehe ihn aber von meinem Schreibtisch aus und darin liegt der dritte Bestandtheil meiner derzeitigen Lage. Von Dem, was auf diesem Schreibtisch geschrieben wurde, will ich Ihnen wenigstens ein Stück senden, aus dem Sie ersehen werden, daß ich stets in der gleichen Richtung wandele, so wenig dankbar sie auch ist. Sie melden mir zwar, daß allerlei Menschen sich mit Antheil über mich geäußert haben; aber Das macht mich nicht optimistisch. Ich weiß es, daß Alle, die ihren Eigensinn darein setzen, ein Paradoxon zu vertheidigen, immer und überall das gleiche Geschick haben und daß sie den Augenblick nicht erleben, wo das Paradoxon Gemeinplatz wird. Dem kann also auch ich nicht entgehen. Das ist keine nachträgliche Einsicht, sondern war vorausgesehen, als ich vor fünfzehn Jahren anfing, gegen den Strom zu schwimmen. Ich bin also wenigstens nicht enttäuscht worden.

Unter diesen Umständen ergiebt es sich von selbst, daß unser Haushalt ganz anders aussieht als der Ihrige. Weil geistig isolirt, sind wir es auch gesellschaftlich. Das hätte nun nichts zu sagen, wenn mir nur nicht eben das Paradoxon einen um so größeren brieflichen Verkehr zugezogen hätte, der mir die Hälfte meiner Arbeitzeit raubt. Noch dazu handelt es sich dabei häufig um Leute, die, wenn sie eine kleine Schrift von mir gelesen haben — meistens ‚Räthsel des Menschen' oder ‚Spiritismus' —, ganz perplex sind und dann mit Anfragen kommen, zu deren Erledigung ich Bände von mir selbst abschreiben müßte, welche zu lesen sie zu bequem sind.

Eben erfahre ich, daß ein Freund von mir gestorben ist. Es ist mir Das ein angenehmes Gefühl; und daß ich diese Ansicht vom Tode allgemein machen will, ist mein Verbrechen in den Augen der Zeitgenossen. Und doch war es historisch schon da, daß man bei Geburten klagte und bei Todesfällen jubelte. Wenn es nicht wiederkommen sollte, werde ich wahrlich schuldlos sein.

Wenn ich bis dahin nicht selbst Objekt solcher Aeußerungen werde, werde ich vermuthlich wieder nach Tirol und schließlich nach Martinsbrunn kommen. Hoffentlich hatten Sie davon eine Nachwirkung, die Sie zum Wiederkommen bestimmt.

Ihr hochachtungvoll ergebener

Karl du Prel."

Wir aber, die wir nicht zur sicheren Ueberzeugtheit einer ewig unzerstörbaren Präexistenz und Postexistenz der Seele, einer bewußt fortwirkenden Individualseele, gelangt sind, wir beklagen auch heute noch von Herzen das frühe Scheiden eines feinen und schwungvollen Geistes.

Jena. Else Franken.

Selbstanzeigen.

Multatuli. Auswahl aus seinen Werken in Uebersetzung aus dem Holländischen, eingeleitet durch eine Charakteristik seines Lebens, seines Schaffens und seiner Persönlichkeit. Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns' Verlag. 1899. 24 Bogen groß 8⁰. Preis broch. 4,50, geb. 5,50 Mark.

Ganz in der Ueberzeugung, eine nothwendige und gute That zu thun, bin ich an die deutsche Uebersetzung Multatulis gegangen und übergebe hiermit den ersten Band dem Publikum. Ich fühlte mich durch eine kleine Wesensäußerung des Mannes, die ich zufällig in einer französischen Zeitschrift fand, auf eine ganz besondere Weise zu ihm hingezogen, erlernte Holländisch und sah mich für meinen Glauben reich belohnt. Dekker, der sich Multatuli nannte, fühlte sich in erster Linie als Mann der That und empfand beinahe Etwas wie Scham, wenn er nicht ganz unmittelbar das Leben anpacken und kneten konnte, wenn er als Kämpfer sich der Feder bedienen mußte. Er hatte für diese Waffe eine Verachtung, die wenige Größen der Literatur mit ihm theilen dürften. Als er durch die Veröffentlichung des „Max Havelaar" Aller Augen auf sich zog, schien ihm diese Leistung doch nur die kleinere zu sein. Als hoher Staatsbeamter in Niederländisch-Ostindien hatte er, unbekümmert um die Folgen, die Partei der Eingeborenen gegen die Regirung ergriffen. Sein Programm war einfach und bündig: „Der Javane wird mißhandelt! Ich will Dem ein Ende machen!" Aber die angegriffene Bureaukratie, die auf jeden Fall „Ruhe im Lande" haben wollte, war doch stärker als er. In heiliger Entrüstung nahm er endlich seinen Abschied, um als Privatmann den Kampf weiter zu führen; erst als er auch bei den Ministern und bei seinem Könige kein williges Ohr fand, schleuderte er seinen „Max Havelaar" in die Welt: eine Vertheidigung- und Anklageschrift in künstlerischer Form, wie die Welt keine zweite kennt. Hier erstand im Bilde das herrliche Reich Insulinde mit allen Wundern und Schrecknissen, die sich dem Dichter und Denker offenbart hatten, und das Ganze war wunderlich umrahmt von einer drastischen Satire auf das Philisterthum ... mit seinem Gott auf den Lippen und mit dem Geschäft im Herzen. Den Leuten standen die Haare zu Berge. Aber es sollte noch besser kommen. Er reckte sich wie ein Riese und er war gefürchtet wie ein strafender Prophet der alttestamentarischen Bücher. In den „Liebesbriefen" wies er mit dem Finger „auf die schwärende Krankheit, an der das Volk leidet: die Lüge", in den „Ideen" und in den späteren Werken betonte er immer bewußter seinen Erzieherberuf gegenüber der Zeit. So hat er über zwei Jahrzehnte sich bemüht, seine Anschauungen in Leben umzusetzen, und als ein Held ohne Wank gerungen. Er starb in Deutschland als ein freiwillig Verbannter.

Von diesem Leben, dem die Entbehrungen eben so vertraut waren wie die höchsten Freuden, das keinen Tag ohne nützliche Thätigkeit kannte, rede ich in dem biographischen Theil des Buches und zeige das Milieu, das die Liebe um ihn breitete, und den Haß Derjenigen, von denen er sagen durfte: „Wenn ein Schnellläufer das Bein bricht, ist bal paré bei den Kriechern."

Friedrichshagen. Wilhelm Spohr.

Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen, Band I: Georg Liebe, der Soldat. Verlag bei Eugen Diederichs, Leipzig. Broch. 4 Mark, geb. 5,50 Mark.

Die Monographien zur deutschen Kulturgeschichte wollen im besten Sinne modern sein. Der Grundgedanke, der allen Mitarbeitern ans Herz gelegt wurde, war der, in knapper Zusammenfassung ein anschauliches Bild von der Entwickelung eines jeden Standes, seiner Sitten und Gebräuche vom Mittelalter bis zum Anfang dieses Jahrhunderts zu geben. Der Leser soll erfahren, was in dem Baum deutschen Volksthumes unter der Rinde quillt und rinnt, und die köstlichen Blüthen sehen, die solchem Lebenssaft entsprossen sind. Der Soldat, der Kaufmann, der Handwerker, der Richter, der Arzt, der Gelehrte, der Geistliche, der Lehrer, der Künstler können sich im Spiegel der Vergangenheit schauen und unsere Sittlichkeit, Geselligkeit und häusliches Leben werden an den früheren Jahrhunderten gemessen. Wie lange wird es dauern, bis unsere heutige literarische Geistesrichtung, die in logischer Entwickelung die vom Naturalismus preisgegebene Seele wiederzufinden trachtet, wie zu einem Jungbrunnen zu dem Zeitalter des Paracelsus und zu den ungebrochenen Naturen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts hinabsteigt? Nirgends kommt dieses Wesen besser zum Ausdruck als in der Kunst der Baldung, Beham, Burgkmair, Dürer, Holbein, Schäuffelin, Schongauer; aber vergraben liegt sie in Kupferstichkabinetten und Bibliotheken und nur wenige Liebhaber kennen ihre Schätze. So habe ich es denn mir zur Lebensaufgabe gesetzt, diese Geister zu neuem Leben zu erwecken und die alten Holzschnitte und Kupferstiche von Neuem zu drucken. Sie geben nicht nur dem Text eine Anschaulichkeit und Stimmung, die direkt in die Zeiten Dürers und Luthers zurückversetzt, sondern dienen auch der Kunsterkenntniß in hohem Maße. Dem Herausgeber Dr. G. Steinhausen in Jena stehen die Herren A. Bartels in Weimar, H. Boesch, Direktor des Germanischen Museums, Dr. Th. Hampe, Bibliothekar am Germanischen Museum, Dr. F. Heinemann, Bibliothekar der Bürgerbibliothek zu Luzern, Dr. G. Liebe, Archivar in Magdeburg, Dr. E. Mummenhoff, Archivrath in Nürnberg, Dr. H. Pallmann, Kustos am Königlichen Kupferstichkabinet in München, H. Peters in Nürnberg, Dr. E. Reicke, Kustos an der Stadtbibliothek in Nürnberg, und andere bewährte Mitarbeiter zur Seite.

Leipzig. Eugen Diederichs.

Revolution der Lyrik. Berlin, Johann Sassenbach. Preis 2,50 Mark.

Ich übergebe dem Publikum die Geschichte eines Kampfes, dessen erste Phase eben hinter uns liegt. Damit meine Schrift nach Kräften lehrreich sein möchte, habe ich sie mit möglichst vielen „Dokumenten" versehen. Seit Lessing hat Deutschland keinen Kritiker mehr. Es besaß keinen Taine und besitzt keinen Brandes. Die Herren, heute, sind nur Rezensenten. Wenn daher ein Mann, der gewohnt ist, die Dinge bereits perspektivisch zu sehen, auf diese Weise gezwungen war, sich und Anderen selbst zu helfen, so war Das nicht seine Schuld, sondern die unserer verfahrenen literarischen Zustände. Selbstverständlich soll Dies nur eine Erklärung sein, keine Entschuldigung. Arno Holz.

Der große Dreyfusschwindel. Ein Beitrag zur Psychologie des Pansemitismus. Verlag von Schwetschke & Sohn. Preis: 2 Mark.

In dieser neun Bogen starken Schrift habe ich meine Sinneswandlung in der „Affaire“ klargelegt. Hyndman, der englische Sozialistenführer, hat Recht: „Die jüdischen Kapitalisten sind gefährlicher als die Jesuiten; klopft man ihnen auf die Finger, so schreien sie über Rassenhaß.“ Ich zweifle daher nicht daran, daß eine gewisse Presse mich mit dem Brustton der Ueberzeugung als Renegaten behandeln wird, der blitzschnell seine Ansichten, seine gesammte demokratische Weltanschauung ändert und einen Saltomortale von fanatischem Dreyfusismus zu antisemitischer Verdammungwuth gemacht habe. Natürlich ist Das reiner Unsinn. Gewiß bin ich früher leidenschaftlich für die Revisioncampagne eingetreten, weil die Rechtsbrüche in Sachen Zola, Esterhazy, Picquart allzu deutlich die geheime Mitverschuldung der Generalstabshäupter verriethen. Nun: in dieser Hauptsache bin ich unerschüttert geblieben. Aber die Unschuld des edlen Märtyrers erschien mir mehr und mehr fragwürdig und die unerhörten Entstellungen von Wahrheit und Logik in der internationalen Dreyfuspresse schienen mir jeden ehrlichen Menschen geradezu zur Kritik herauszufordern. Nachträglich hat sich übrigens, wie ich erfahre, noch ein vierter Spion herausgestellt — die drei anderen sollen Dreyfus, Esterhazy und der in meiner Brochure signalisirte Weill gewesen sein —: der viel genannte Polizeiagent und angebliche Antidreyfusard Guenée, der als Zeuge in Rennes auftreten sollte und kurz vor der Verhandlung starb.

Karl Bleibtreu.

Meine Welt. Verlag von S. Calvary & Co. Berlin. Broch.: 2 Mark, geb.: 3 Mark.

In diesem Gedichtbande gebe ich die Früchte zehnjährigen Schaffens. Ich folge weder den Spuren Dehmels noch Georges, Liliencrons oder Anderer, sondern gehe, frei von jeder Schule und Richtung, meinen Weg, ohne mich den Einflüssen der Zeit zu entziehen. Das Wort Liliencrons:

„Sei stolz — sei frei — schreib Dich! Vergiß Das nie,
Und schreibst Du Poesie, schreib Poesie!“,

das ich als Motto vorangestellt habe, ist die Richtschnur meines Strebens.

Kurt Holm.

Zwei Welträthsel und die Möglichkeit ihrer Lösung. Ein paar Aufsätze für Fachgelehrte und Laien. Kommissionverlag von A. Zimmer (Ernst Mohrmann). Stuttgart. Preis: 2 Mark.

In diesen Aufsätzen ist der Versuch gemacht worden, die Probleme der Wetter- und Weltenbildung zu lösen, und zwar auf rein spekulative Weise, — wohl die einzige, die in diesen Fragen angängig ist. Sollte Falb, nachdem die Ankündigung einer verhängnißvollen Katastrophe für unsere Erde um Mitte November sich eben so wenig erfüllt hat wie früher die Mehrzahl seiner Wetterprognosen, noch ernste Beachtung verdienen? Das ist die erste Frage, die ich stelle. Die zweite

ist die Hohlkugelgestalt der Erde. Außer Dante und Jules Verne hat allerdings Niemand die phantastische Reise nach dem Mittelpunkt der Erdkugel unternommen. Kann ein Anderer also wissen, wie es dort aussieht? Die Geologen unserer Zeit zweifeln freilich gar nicht daran, daß der Erdmittelpunkt als Schwerpunkt der Kugel deren größte Dichte repräsentiren müsse. Ein Vakuum, ein Hohlraum im Erdcentrum ist also unvereinbar mit den ihnen als feststehend geltenden Gesetzen der Physik. Mag sein! Trotzdem verlangt der von mir vorgeschlagene Weg eine eingehende wissenschaftliche Prüfung. Darf denn nur vom konzessionirten Schulkatheder aus Wahrheit, vermeintliche Wahrheit, verkündet werden? Ernst vom Wege.

Das Haus Fugger. Von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Augsburg, Lampart & Co., 1900.

Das Fuggerjubiläum in Augsburg vom vierten Februar 1899 ließ allgemein ein Gefühl des Bedauerns darüber laut werden, daß noch keine zusammenfassende Geschichte der Fugger vorhanden sei, jenes berühmten Hauses, das sich um das Jahr 1370 aus kleinen Anfängen erhob und im ganzen sechzehnten Jahrhundert den Geldmarkt und den Bergbau beherrschte. Von welcher außergewöhnlichen Art die Beziehungen des Hauses zu den deutschen und spanischen Habsburgern waren, ergiebt der Brief eines Fugger, Jakobs des Reichen, an Kaiser Karl den Fünften nach dem Jahre 1519, in dem es heißt: „Es ist auch bekannt und liegt am Tage, daß Eure Kaiserliche Majestät die Römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätten erlangen können.“ Und doch gab es noch keine deutsche Geschichte dieses Hauses, die über die Anfänge des siebenzehnten Jahrhunderts hinausreichte. So darf das Buch den Anspruch erheben, eine Lücke in der Geschichte der großen deutschen Familien auszufüllen.

Augsburg. Professor Anton Stauber.

Aus Natur und Kunst. E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig. 1900. Preis: 4 Mark.

Unter diesem Titel habe ich eine Anzahl von Feuilletons gesammelt, deren eins — das über Vivisektion — vor zwei Jahren in der „Zukunft“ erschienen ist. Die vorliegenden, an Inhalt vermehrten Aufsätze behandeln Themen aus dem Bereich der Wissenschaft, der Kunst und des Sportes. Mein Ausgangspunkt ist das Sehnen des modernen Naturforschers, der, schwächlichen Kompromissen mit überwundenen Weltanschauungen und allen metaphysisch-glaubensseligen und moralistischen Unklarheiten gleich abhold, wie einen mächtigen Baum mit tiefen und starken Wurzeln aus gesunder Erde, so aus Wissenschaft, Kunst und Sport eine neue, der antiken verwandte und doch eigenartige fruchtbare Kultur emporsprießen sehen möchte.

Wien. Dr. Theodor Beer.

Umwölkter Himmel.

Ist es mit der blanken Winterherrlichkeit schon aus? Die Börse harrt noch immer geduldig der Dividendenerklärungen; aber der Regen regnet jeglichen Tag und alle Hoffnungen auf Mehrgewinn werden zu Wasser, weil die Abschreibungen für Effektenentwerthung den besten Theil davon hinwegspülen. Was thuts? So mag Mancher fragen. Lächelt uns doch durch die Wolken die milde Frühlingsonne der Marinehoffnungen. Aus Wasser ist Alles, in Wasser kehrt Alles zurück, sprach der weise Thales schon vor zweitausendfünfhundert Jahren und so soll die holde Feuchte des Wassers das wohlthätige Element werden, das unsere wirthschaftliche Volkskraft immer von Neuem belebt. Daß das Interesse der Börse daher heute den Maschinen- und Schiffbauunternehmungen gilt, ist nicht zu verwundern; wird ihnen doch eine goldene Ernte verheißen. Aber dürfen die Verwaltungen wirklich länger dulden, daß Wirrköpfe und gewissenlose Spekulanten von gewaltigen Geschäftsgewinnen fabeln, während die wirklichen Erträgnisse der Unternehmen zum Theil sogar geringere sind als in früheren Jahren? Liegt irgend ein vernünftiger Sinn darin, daß die Aktien des stettiner Vulkan kürzlich in die Höhe getrieben wurden, obgleich es heute schon sicher ist, daß die gestiegenen Rohstoffpreise den Gewinn erheblich schmälern und die Dividende verkürzen müssen? Was bedeutet übrigens die Aussicht auf größte Staatsaufträge für die Werften, so lange sie so stark in Anspruch genommen sind, daß sie nur mit besonderer Vorsicht und bei Einräumung liberalster Lieferungfristen an neue Abschlüsse herangehen können?

Roheisen wird in der nächsten Zeit noch knapper werden und alle Augen richten sich auf die Vereinigten Staaten. Die Frage ist nicht nur, ob ihre Roheisenproduktion dem europäischen Festland zu Hilfe kommen wird, sondern, wenn es geschieht, ob sie uns nützlich sein oder den europäischen Markt zu unterjochen und die Preise zu diktiren versuchen wird. Unter solchen Verhältnissen wird jedes Quantum, das dem Markt entzogen wird, vermißt und Oberschlesien sieht mit banger Sorge dem Bau der geplanten Stahlfassongießerei durch die Donnersmarckhütte entgegen, denn sie wird voraussichtlich nicht weniger als vierzigtausend Tonnen Roheisen jährlich in Anspruch nehmen. Freilich müssen, bevor an die Erweiterung der Anlagen gedacht werden kann, die inneren Verhältnisse der Hütte geregelt sein und vorläufig schwebt der Prozeß über die Gründerrechte noch. Ungünstig dürfte der Verkauf der hernadthaler Betheiligung ausfallen, und wenn auch in Erwartung der kommenden Dinge in den letzten Jahren schon erhebliche Abschreibungen vorgenommen wurden, so würden die einst so hoch bewertheten Aktien der Donnersmarckhütte darunter doch leiden.

Jede Betheiligung ist eben eine zweischneidige Waffe, die sich leicht gegen den Träger selbst kehrt. Am Schlimmsten sind dann solche Unternehmen daran, die keine eigenen Geschäfte betreiben, sondern sich auf die Finanzirung anderer Gesellschaften beschränken. Müssen sie auf schwebende Transaktionen größere Abschreibungen vornehmen, so steht ihnen gewöhnlich ein Rückgriff auf feste Fonds nicht zu Gebot. So ist es gekommen, daß die Bank für Bergbau und Industrie in Düsseldorf, die ihre Gründung dem Geschäftsbedürfniß einer ähnlichen Alimentirungsgesellschaft verdankt, schon nach zweijährigem Bestehen trotz einem Aktien-

kapital von fünfzehn Millionen Mark, worauf beinahe zehn Millionen voll eingezahlt sind, in diesem Jahre auf jede Dividendenleistung verzichten muß. Die Hoffnung auf fette Konsortialgewinne, wenn Alles gut geht, verführt zu Vorschüssen und Darlehen aller Art, umfangreiche Risiken werden ohne große Bedenken übernommen, in den Prospekten werden die Zukunftaussichten aufs Schönste ausgemalt und man fürchtet höchstens, als daß eine rivalisirende Bank das Kindesalter des oder der bevormundeten Unternehmen ausbeuten könnte, um sich an den Früchten der eifrigen Treibhauspflege zu betheiligen. So kommt man zu gewagten Geschäften; und fährt dann plötzlich ein Blitz in das künstlich zusammengefügte Gebäude solcher Konsortial- und Finanzirung-Banken, so ist es um alle Hoffnungen geschehen. Niemand fragt heute nach den Aktien der Bank für Bergbau- und Industrie, — trotz dem berühmten Aufschwung der Montanindustrie.

Wenn irgend eine Fabrik von Dachsteinziegeln einige benachbarte Ziegeleien, deren Konkurrenz ihr unbequem ist, aufkauft und sich, um ihre Bewegungfreiheit besser zu wahren, den Neuerwerb nicht inkorporirt, sondern eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung daraus macht, in die sie nur einige hunderttausend Mark einschließt, so ist Das zwar nicht ganz einwandfrei, denn es führt leicht zu Verschleierungen, da die Verwaltung der Hauptgesellschaft nicht genöthigt ist, in ihrem Geschäftsbericht Auskunft über den neuen Betrieb zu geben; der Kreis Derer, die durch ein Fiasko geschädigt werden können, ist aber beschränkt. Ernster liegt der Fall, wenn die Hochfinanz ihre Kapitalmacht benutzt, um antiökonomischen Interessen zu dienen. Kommerzienrath Klönne sagt sich vom Schaaffhausenschen Bankverein los und führt sein Fähnlein in das Lager der Deutschen Bank, um dort einen Aufsichtrathsposten zu erhalten. Und dem Ehrgeiz der größten deutschen Privatbank genügt es nicht mehr, in dem Schlesischen Bankverein und der Bergisch-Märkischen Bank Verbündete zu besitzen, die ihr die Herrschaft über den oberschlesischen und rheinischen Montanbezirk sichern, sie begnügt sich nicht mit den Kontokorrentgeschäften, durch die sie die Hauptindustrie-Unternehmen Deutschlands unter ihr Szepter beugt, — und deshalb kommt sie dem Liebeswerben des einflußreichen Mannes gern entgegen.

Der Partikularismus trägt das Seinige dazu bei, um die Konkurrenz der Banken zu verschärfen. Die Schuckertsche Elektrizitätgesellschaft hat den Schaaffhausenschen Bankverein, der ihre Kindheit und ihre manchen schnöden Versuchungen ausgesetzte Jugend sorglich behütet und ihr vor Allem den norddeutschen Markt eröffnet hat, treulos verlassen, als sie sich stark genug glaubte, der außerbayerischen Hilfe entrathen zu können. Die blau-weißen Gefühle hatten sich mächtig geregt, als vor Jahresfrist die Interessengemeinschaft mit der Loewe-Gesellschaft in Frage stand, und waren wirklich stark genug, die nürnberger Allmacht, als die sich Schuckert präsentirt, zum Kontraktbruch zu nöthigen. Das mußte belohnt werden; und so nimmt sich jetzt die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank der landsmännischen Gesellschaft an, — etwas spät zwar, aber immerhin wohl nicht zu spät. Daß die alte Verbindung zwischen Schuckert und den norddeutschen Elektrizitätwerken dadurch völlig gelöst werden sollte, ist übrigens nicht wahrscheinlich und in Wien vereinigt sich Schuckert mit Siemens & Halske zum Bau der elektrischen Centralanlage, obgleich da wenig zu verdienen ist. Höchstens kann es sich darum handeln, erst einmal Fuß zu fassen und dann weiteres Terrain in Oesterreich zu erobern. Wenn

große Unternehmen umsonst arbeiten, um sich künftige Gewinne zu sichern, so mag Das hingehen; kleinere Gesellschaften ruiniren sich natürlich auf diese Weise im Handumdrehen. Dem lieben Publikum aber gehen natürlich erst die Augen auf, wenn Gericht und Konkursverwalter einschreiten. Bei dem Fallissement eines westdeutschen Elektrizitätwerkes stellte sich kürzlich heraus, daß es elektrische Kraft weit unterm Selbstkostenpreis abgegeben hatte. Es ist eben trotz aller Blüthe der Industrie nicht leicht, ins Geschäft zu kommen. Die Anlage von Straßenbahnen ist bei Elektrizitätgesellschaften beliebt, weil sie populär machen; dafür erfordern sie aber auch schwere Opfer. Charakteristisch ist ein Betriebs- und Pachtvertrag eines der ersten deutschen Elektrizitätunternehmen mit der Straßenbahngesellschaft einer westdeutschen Stadt. Sie verpflichtete sich zum Betriebe sämmtlicher Anlagen, die auf Grund eines Aktienkapitals von fünf Millionen Mark errichtet sind oder noch errichtet werden, gegen eine Jahrespacht von dreihunderttausend Mark und übernahm außer den Betriebskosten folgende Lasten: eine Rücklage im Betrage von jährlich 1657 Mark auf je hunderttausend Mark Anlagekapital zur Tilgung des Aktienkapitals im Falle der Liquidation und ferner eine Rücklage für den Erneuerungfonds von jährlich 1600 Mark auf je hunderttausend Mark; alle festen Abgaben und sämmtliche Steuern; die bei Vertheilung einer sechsprozentigen Dividende den Gemeinden zustehenden Gewinnantheile; die Generalunkosten der Gesellschaft bis zu jährlich fünfzehntausend Mark; die gesammte Instandhaltung der Anlagen einschließlich laufender Reparaturen. Nach Bestreitung aller dieser Ausgaben hat die Elektrizitätgesellschaft der Straßenbahngesellschaft noch sechs Prozent Dividende auf das gesammte Aktienkapital zu vergüten, fünfundzwanzig Prozent zur Deckung für mögliche Verluste zurückzulegen und vom Rest der Ueberschüsse zwei Drittel der Aktiengesellschaft zu überweisen: erst das letzte Drittel kommt der Elektrizitätgesellschaft zu! Wenn nicht bei allen Monopolbetrieben, zu denen die Straßenbahnen doch gehören, schließlich immer das fahrende Publikum die Zeche zu bezahlen hätte, wäre es doch vollkommen unmöglich, solche Bedingungen einzugehen.

Am Besten thut Einer, der auf eigene Arbeit seines Kapitals verzichtet und die Ausnützung Anderen überläßt, die ihm den gewünschten Gewinn garantiren. Vorläufig ist es weiter möglich, den Zins hoch zu bemessen, denn der Wettbewerb um flüssige Mittel ist immer noch im Steigen, obgleich der Geldmarkt allmählich seine äußerste Spannung verliert. Diese relative Besserung darf aber doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Geldverhältnisse erheblich schwieriger sind als in der selben Zeit früherer Jahre und daß die Lage erst dann wieder normal sein wird, wenn die Buller, Methuen, French — und wie die anderen Vierundzwanzigstundensieger Altenglands heißen mögen — keine Hiobsposten mehr nach London senden werden. Uebrigens sollte das Mißgeschick der Engländer in Südafrika unsere Flottenkorybanten nicht nur dazu anstacheln, auf deutsche Weltmachtpläne zu sinnen, sondern auch an die Worte erinnern, die John Ruskin einst seinem Vaterlande vergeblich zurief: „Kein vom Winde berührtes Schilf, dem kleinen Neste des singenden Halkyon nah, zittert mehr als wir, wiewohl wir eiserne Nester mit undurchdringlichen Wänden auf dem Meere gebaut haben. Haben wir Frieden erlangt? Trachten wir überhaupt danach?"

Lynkeus.

Kaisertoaste.

Zielbewußtsein und Jetztzeit, Kielfahrt und Kaisertoast: an diese grammatisch zwar anfechtbaren, aber vom erhabenen Geist der Moderne geweihten Wortbildungen muß der deutsche Patriot sich nachgerade gewöhnen. An den Kaisertoast hat er sich sogar schon gewöhnt. Denn beinahe täglich erhebt sich im deutschen Land irgendwo ein Berufener oder Auserwählter von seinem Sitz, klopft an das vorher sorglich zurechtgerückte Glas und kündet in tönender Rede, was er von Amtes oder Berufes wegen auf dem Herzen hat. Das steht am nächsten Morgen oder Abend unter der Rubrik „Kaisertoast" dann in den Zeitungen. Diese Rubrik ist nach dem Geburtstag des Kaisers natürlich immer besonders lang. So war es auch diesmal; und ein paar wenigstens von den bei diesem Anlaß gesprochenen Sätzen sollten über den Tag hinaus dem Gedächtniß bewahrt bleiben. Fürst Philipp zu Eulenburg sagte in Wien: „Freudig können die Deutschen der Zukunft entgegensehen, erfüllt von Vertrauen auf den Kaiser und die göttliche Vorsehung." Die göttliche Vorsehung wird nicht zürnen, weil sie erst nach dem Kaiser genannt wird; schon längst unterscheidet der Sprachgebrauch ja zwischen dem höchsten Herrn und den Allerhöchsten Herrschaften. Professor Waldeyer sprach in der berliner Akademie der Wissenschaften: „Der Kaiser versteht seine Zeit und weiß, was das Jahrhundert erheischt." Gemeint ist das zwanzigste Jahrhundert, das nach dem Bundesrathsbeschluß für das Deutsche Reich ein Bischen früher angebrochen ist als für die übrige Welt. Der Oberbürgermeister Kirschner erinnerte im Rathhaus die Hörer an den Schmerz, den die Kaiserin durch den Tod ihrer Mutter erlitten haben müsse, und fügte hinzu: „Ernst hat uns dieser Trauerfall daran gemahnt, daß Sorge und Kummer auch vor Fürstenpalästen nicht Halt machen, daß auch auf Fürstenthronen der Mensch dem menschlichen Schicksal unterliegt." Da seit den Tagen der Herodes und Alexander schon mancher Monarch gestorben ist, wird diese Entdeckung nicht auf alle Anwesenden den Reiz der Neuheit geübt haben. Professor Riedler, der Rektor der Technischen Hochschule in Charlottenburg, sprach also: „Unter des Kaisers Führung hat Deutschland sich wundergleich entwickelt. Unter des Kaisers unvergleichlicher Führung erhoffen wir eine weitere zukunftfreudige Entwickelung". Den ersten Blick befremdet das Wort „unvergleichlich"; man sollte meinen, vergleichen ließe selbst das Herrlichste sich minder Beträchtlichem. Doch auf noch größeres Staunen müssen wir uns gefaßt machen. Denn Graf Ballestrem, der Präsident des Deutschen Reichstages, sagte, wahrscheinlich in Erinnerung an Friedrich Wilhelm den Zweiten, den Dritten und Vierten: „Die Hohenzollernfürsten waren immer Männer, die ihre Zeit richtig verstanden haben; sie waren immer allen übrigen Fürsten ihrer Zeit voraus, indem sie die Zeit richtig verstanden. Das hat auch unser Kaiser gethan; er hat seine Zeit verstanden; er hat gesagt: ‚Ich lebe in der Zeit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit und ich will auch kein sogenannter konstitutioneller Monarch sein, der da herrscht und nicht regirt.' Ich glaube, Das würde unserem herrlichen Kaiser nicht zusagen, wenn man ihm diese Rolle zutheilte. Wir müssen der Vorsehung danken, daß sie uns in diesen Zeiten einen solchen Kaiser gegeben hat." Das wird jeder Einzelne mit seinem Gewissen abzumachen haben. Dem Reichstagspräsidenten aber wird man nicht nur danken, sondern auch wünschen müssen, daß ihm aus seiner unmotivirten und verblüffenden Behauptung, der Kaiser wolle kein konstitutioneller Monarch sein, nicht sehr ernste Unannehmlichkeiten erwachsen mögen.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Februar 1900.

Der neue Dreibund.

Das Deutsche Reich ist, so lesen wir jetzt in den Zeitungen, durch die patriotische Klugheit seiner Staatsmänner vor einer furchtbaren Gefahr bewahrt worden. Böse Menschen, die, wie es scheint, unter dem Kommando eines in London lebenden russischen Spions stehen, wollten das arme Reich aus der Intimität mit England locken, — man denke: mit England, dem es doch Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft verbünden! Der Plan war recht pfiffig eingefädelt. Die durch den Burenkrieg geweckte Antipathie sollte schlau benutzt und die Nützlichkeit eines Kontinentalbundes gegen Großbritannien gepriesen werden; in dem Augenblick, wo Deutsche und Briten unheilbar verfeindet wären, würde sich dann ein Szenenwechsel vollziehen: Rußland, Frankreich und England würden, des langen Haders müde, flink einen Bund schließen und gemeinsam über Deutschland herfallen. Eine wahrhaft teuflische Intrigue, für deren Enthüllung wir den leitenden Staatsmännern gar nicht dankbar genug sein können. Zunächst schon deshalb, weil mit dem Schleier einige schädliche Illusionen geschwunden sind. Bisher hieß es immer, die Freundschaft mit Rußland sei fester als je, die Monarchen seien ein Herz und eine Seele, und so lange der Fürst zu Hohenlohe Reichskanzler — also durch die Gnade des Zaren auch Besitzer des Gutes Werki — sei, brauche man mit der Möglichkeit, dieses innige Verhältniß könne getrübt werden, gar nicht zu rechnen. Das muß doch wohl nicht ganz stimmen; denn Rußland sucht, so hören wir staunend jetzt, Verbündete zu einem Krieg gegen Deutschland. Zweitens war uns viel von den

Wundern berichtet worden, die des Kaisers Artigkeiten in Frankreich gewirkt hätten; auch damit muß es aber wohl ein Bischen hapern, sonst könnte Marianne nicht zärtlich über den Kanal schielen und von einem franco-englischen Bund gegen Deutschland träumen. Die mit täglich gesteigertem Eifer von unseren lieben Offiziösen betriebene Aufklärungarbeit zeigt ein nicht allzu liebliches Bild: Germania, die auf den neuen Postmarken so theater-tapfer dreinblickt, ist, um sich vor einer übermächtigen Koalition zu schützen, genöthigt, in der Nähe des britischen Leun unterzukriechen. Die Meldung hätte geringeres Staunen erregt, wenn sie von einem Engländer in deutsche Zeitungen geschmuggelt worden wäre; doch auch nun, da sie von erprobten Patrioten stammt, denen zur Vorbereitung auf den Segen des Delegoa-vertrages wahrscheinlich nichts Besseres einfiel, ist sie willkommen. Wenigstens wissen wir jetzt, woran wir sind; und die guten Leute, die in Gedanken schon des Reiches neue Flotte die Briten aus einem Theil ihres Kolonialbesitzes treiben sahen, mögen sich enttäuscht die Augen auswischen ... Ich las die fürchterliche Historie zuerst in Paris und da wollte sie zu der mir sichtbaren Stimmung nicht recht passen. Darf ich meine Eindrücke zu schildern versuchen?

* * *

Zwischen Jeumont und Saint-Quentin fragte mich ein Franzose: „Und wird Ihr Kaiser wirklich zu unserer Ausstellung kommen?“ Ich antwortete, in die Gedankengänge Wilhelms des Zweiten könne der Blick des Bürgers nicht dringen; bei uns werde viel von dem Wunsch des Kaisers gesprochen, durch einen Besuch in Paris die Versöhnung zweier Völker, denen manches Kulturinteresse gemeinsam ist, feierlich zu besiegeln. Ob die Stunde zu solcher wünschenswerthen Versöhnung aber schon geschlagen habe? Darüber werde der Kaiser wohl besser unterrichtet sein als ein Privatmann. „In Paris wird jetzt geflüstert, er werde zugleich mit dem Zaren eintreffen und sich nur mit diesem Freunde Frankreichs öffentlich zeigen, um jede Möglichkeit einer unangenehmen Demonstration zu vermeiden.“ Das sei, sagte ich ohne Besinnung, sicher eine alberne Erfindung; schon der Gedanke, den höchsten Vertreter der in Versailles geeinten Nation in Paris als Schützling des Zaren, gewissermaßen unter fremder Flagge, geduldet zu sehen, wäre eine das deutsche Gefühl beleidigende Zumuthung. Stolzes Selbstbewußtsein habe an dem Kaiser auch der erbittertste Gegner bisher noch nicht vermißt; wenn er es für angebracht halte, nach Paris zu kommen, werde er

ohne den Gossudar Nikolaus sichtbar sein. Der neben mir in dem engen Gange des von Rothschild nicht allzu üppig ausgestatteten Nordbahnwaggons rauchende Herr machte eine bedenkliche Miene, murmelte ein verbindliches Sätzchen und sprach dann von anderen Dingen. Von der Ausstellung. Sie werde pünktlich fertig sein, wahrscheinlich noch vor dem vierzehnten April, und alle früheren an Reichhaltigkeit und Pracht übertreffen. Sechsunddreißig Eingänge auf beiden Ufern der Seine; den Haupteingang am Konkordienplatz wird die Statue einer Pariserin krönen, die nach der neuesten, von Paquin, Worth oder Redfern bestimmten Mode gekleidet ist und dem Heer der Besucher zärtlich die Arme entgegenbreitet. Hundertundfünfzig Kioske, in denen Zeitungen, Witzblätter, Kataloge, Bücher, Erfrischungen und Blumen verkauft werden sollen. Der Seepalast mit den Wundern der Meereswelt, der Riesenglobus und die Riesenpagode, Château d'Eau und Pavillon de la Femme, javanisches und indo-chinesisches Theater und das Militärmuseum am pont d'Jéna ... „Der Name kann höchstens uns heute noch wehmüthige Erinnerungen wecken", sagte der Franzose mit melancholischem Lächeln; „die deutschen Besucher werden in der rue des Nations den Triumph ihrer Industrie sehen. Schon jetzt mußte man in der Maschinenhalle einen deutschen Krahn verwenden und ich fürchte, es wird nicht das letzte Zeichen deutscher Ueberlegenheit sein. So weit sind wir nun. Seit Jahren können wir keine verständige Politik treiben, weil jeder Versuch einer kraftvollen Initiative mit dem Ruf verscheucht wird, gefälligst doch auf die Ausstellung Rücksicht zu nehmen. Und nun? Vielleicht bringt die Messe den Parisern die erwarteten sechzig Millionen ein, sicher aber wird sie der Welt unsere industrielle Rückständigkeit zeigen und den Fremden einen noch breiteren Weg in unser unglückliches, unter den Segnungen der parlamentarischen Demokratie leidendes Land bahnen".

Saint-Quentin. Man muß sich für die Ankunft rüsten. Das Schnüffeln nach verzollbaren Gegenständen dauert noch eine Weile. Dann geht es vom Nordbahnhof schnell auf die Großen Boulevards. Man sieht viele Gerüste, Häuser werden frisch gestrichen, Straßendämme aufgerissen, neue Leitungen gelegt. Paris macht Toilette. Dabei wird manches werthvolle Denkmal der alten Zeit geopfert: der Industriepalast und der Wintercirkus, das Haus der Königin Hortense und die Opernpassage verschwinden. Was thuts? Die Ausstellung schafft für Alles Ersatz. Ueberall wird von dem Goldstrom gesprochen, der seine Schätze bald in die Seine wälzen werde. An den Ecken des Boulevard des Italiens wird neben der neuesten grande filou-

terie anglaise der plan de l'exposition ausgebrüllt. Und im ersten Hotelgespräch taucht nach fünf Minuten wieder die Frage auf: „Wird Ihr Kaiser wirklich zu unserer Ausstellung kommen?"

Noch oft habe ich diese Frage gehört, auch von sehr ernsthaften Leuten in hohen, verantwortlichen Stellungen. Die Gestalt Wilhelms des Zweiten ist den Franzosen ein Gegenstand neugieriger Bewunderung. Sie schimpfen über den Parlamentarismus und seine korrumpirenden Wirkungen, seufzen sehnsüchtig nach dem starken Mann, der endlich Fäulniß und Anarchie beseitigen könnte, und haben im Grund ihres Herzens doch gar keine Lust, die Republik aufzugeben. Das Experimentirland der Weltgeschichte hat ja alle denkbaren Regirungformen schon durchprobirt; was könnte, was sollte nun noch kommen? Ein siegreicher General wäre vielleicht Frankreichs Herr; aber man hofft kaum noch auf glänzende Siege. Man höhnt Herrn Loubet, den unbeliebtesten aller Präsidenten, und läßt im Uebrigen die Dinge gehen, wie es Gott und den politischen Geschäftsleuten gefällt. Von dem Deutschen Kaiser weiß man nicht viel. Er hat Bismarck beseitigt: Das werden die Franzosen ihm nie vergessen. Er zeigt, wie viel ihm an dem Beifall der Pariser liegt: dafür sind die längst nicht mehr Verwöhnten ihm dankbar. Und der rhetorische Ueberschwang seiner Reden und Depeschen, die man nur aus Uebersetzungen kennt, behagt dem Pathosbedürfniß der Gallier. Sie finden ihn interessant; ein Kaiser, von dem täglich Etwas in den Zeitungen steht! Und die Menge möchte ihn gern auf der Weltausstellung sehen, an die sich, seit Dreyfus begnadigt und die dreiprozentige Rente unter Pari gesunken ist, die Hoffnungen mit verdoppelter Inbrunst heften. Ein clou, der nichts kostet. Und dann: wie pikant wäre es, wenn Wilhelm der Zweite an der Seite des Präsidenten — den Rochefort und Drumont Panama Premier und Loubet-la-Honte nennen — über die Boulevards führe, wo noch die in Deutschland verbotenen Hefte des Rire mit der Tournée Guillaume hängen, über den Platz, wo einst die Tuilerien standen und noch früher Ludwig Capet in den Konvent schritt, an dem von Déroulède und seinem Anhang mit Trauerkränzen bepackten Denkmal der Stadt Straßburg vorbei! Die bloße Vorstellung schon beschert jedem Franzosen einen wohligen Nervenreiz. Der Kaiser würde sicher auch in den Invalidendom gehen, an der großartigen Grabstätte des letzten Giganten verweilen, den er mit der ganzen Verachtung des Legitimen den korsischen Parvenu genannt hat; und dann würde er eine Rede halten. Auf diese Rede rechnet man bestimmt; ein Katalogverkäufer schloß seine Schilderung der zu erwartenden Herrlichkeiten mit dem

Satz: Et puis nous aurons le Kaiser qui nous tiendra un discours. So denkt die Masse, die gierig nach Sensationen langt. Oben weht ein anderer Wind. Die ernsthaften oder durch die Last der Verantwortlichkeit zu ernster Betrachtung gestimmten Politiker würden mit banger Sorge den Kaiser auf französischem Boden sehen. Sie erinnern an Berezewskis Attentat auf Alexander den Zweiten und erklären, keine französische Regirung habe die Macht, den Kaiser vor politisch gefährlichen Kundgebungen zu schützen. Wenn Déroulède, Rochefort, Millevoye durch hitzige Artikel die Menge entflammten, seien solche Kundgebungen immerhin möglich. Fast bis zur Gewißheit wahrscheinlich aber sei es, daß des Kaisers Erscheinen, gerade weil die Ausstellung Deutschland einen Triumph bringen müsse, ungünstig auf die Stimmung wirken werde. Ein Minister sagte mir: „Wer Ihren Kaiser am Kommen hindert, erwirbt sich um die Sache der Versöhnung ein großes Verdienst.“ Und mehr als einmal hörte ich: „Nur kein Werben, auch kein nur scheinbares, um Frankreichs Liebe, kein Erinnern, auch kein noch so ritterliches, an das Vergangene! Es handelt sich um eine schwer vernarbende Wunde, die selbst der Chirurg nur mit behutsamem Finger berühren darf und die unter jedem plumpen Griff wieder aufbrechen kann. Ein Bischen Geduld und Ruhe! Für das Uebrige werden die Engländer sorgen.“

Die Engländer werden in Paris jetzt nämlich noch mehr gehaßt als in Berlin. Die bei Faschoda erlittene Niederlage hat den alten Groll gegen die Angelsachsen wiedererweckt; und es ist, als sei in dem Lande, das, wie in den Tagen der Heiligen Ligue und der Hugenotten, von inneren Kämpfen um Glauben und Recht zerrüttet wird, die Erinnerung an Azincourt lebendiger als die an Sedan. Duguesclin und Jeanne d'Arc werden als Nationalhelden gefeiert. Zeitungbesitzer, die ihre Auflage vergrößern wollen, häufen die Schmähungen gegen England und durch die Vorstadttheater braust ein Beifallssturm, wenn auf der Bühne gesagt oder gesungen wird, auch heute würden, wie in Clissons Tagen, bretonische Wölfe den Kampf mit dem britischen Löwen nicht scheuen. Der Frau des südafrikanischen Gesandten traten Thränen ins Auge, als sie sah, wie auf den Boulevards einfache Leute einander selig zuwinkten, wenn sie in der um vier Uhr erscheinenden Patrie neue Meldungen über englische Schlappen gelesen hatten. Die Tapferkeit der Buren, deren Hutform ja sogar in die pariser Damenmode gekommen ist, wird in allen Couplets verherrlicht und die auf den Massenabsatz bedachten Redakteure sorgen dafür, daß jede Nummer ein paar Artikel gegen Englands Raubgier bringt. Die Oberfläche zeigt keine Spur einer den Deutschen feindlichen Stimmung;

die Macht und Herrlichkeit des jungen Reiches wird von den Franzosen sehr hoch — unter uns: vielleicht allzu hoch — geschätzt, für die im Dreyfusfall begangenen Thorheiten wird nur der jüdische Preßeinfluß verantwortlich gemacht und mit einem Seufzer entfährt den Vätern das Geständniß, das heranwachsende Geschlecht habe sich mit dem Verlust der Provinzen abgefunden und spreche gelassen von dem wünschenswerthen Bündniß, das Franzosen und Deutsche zu nützlicher Kulturarbeit vereinen werde. Aber auch von Greisen, die auf hoher Rangstufe stehen, habe ich Sätze wie diese gehört: „Wir mußten 1870 geschlagen werden und man müßte an dem Erfolg jeder vaterländischen Arbeit verzweifeln, wenn nach der emsigen und systematischen Vorbereitung des von unserer Narrheit provozirten Feldzuges das deutsche Heer nicht gesiegt hätte. Es war eine schmerzliche Erfahrung für uns; doch außer einem Häuflein betriebsamer Schreier denkt kein Mensch mehr im Ernst an eine Revanche. Wir haben ganz andere Hunde zu peitschen."

Diese Stimmung wird in dem Augenblick umschlagen, wo die Franzosen merken, daß Deutschland, von dem sie die Befreiung Europas aus dem englischen Joch erhoffen, sich von der Kaufmannsschlauheit der Briten abermals ködern läßt. Frankreich kann, mit seiner schwindenden Bevölkerungziffer und seiner rückständigen Arbeitleistung, heute nicht mehr allein stehen, wenn es Großmachtpolitik treiben will. Die französischen Politiker haben sich gesagt: „Deutschland baut eine Flotte, um gegen das Inselreich auf dem Meer nicht länger wehrlos zu sein; auch wir wollen unsere Flotte verstärken und, so weit es sich mit der dem Besiegten ziemenden Würde verträgt, jedes Unternehmen gegen das Volk fördern, das uns ein Jahrhundert lang bekriegt und ausgeraubt, die Bourbonen zurückgeführt, Egypten unserer Herrschaft entrissen, bei jeder kolonialen Erwerbung uns Schwierigkeiten bereitet und zuletzt noch im Sudan die nach Ruhm Lechzenden gedemüthigt hat. Mit diesem Volk hat auch der Deutsche alte Rechnungen zu begleichen; er kann nicht vergessen haben, daß nur England ihn hinderte, 1714 und 1814 den Elsaß wiederzugewinnen, nicht vergessen haben, was sein Stamm durch die Stanhope, Münster, Castlereagh, Wellington, Russell, Grey und Konsorten gelitten hat". Sobald die Franzosen einsehen, daß Deutschland bereit ist, Alles zu vergessen, um nur ja die — schon von Lothar Bucher so bitterlich verhöhnte — Stammverwandtschaft und Waffenbrüderschaft mit England pflegen zu können, muß ihr Lebensinteresse sie zu neuer Wühlarbeit gegen das Nachbarreich drängen. Und wenn dann der letzte Ton der zarischen Friedensschalmeien verklungen ist, kann der Dreibund entstehen,

mit dem die Bedienten der Wilhelmstraße uns jetzt schrecken wollen. Kein Nikolaus und kein Michael wird einen Krieg suchen, der ihn zwänge, zugleich gegen das britische Weltreich und gegen Deutschland zu fechten; wohl aber entspräche es den Ueberlieferungen russischer Politik, erst eine provisorische Einigung mit England zu erstreben und nach der Zerstückelung des Deutschen Reiches in Asien den Kampf gegen die vereinsamten Briten zu beginnen.

* * *

Unsere verhätschelten Staatskünstler sind so überaus redselig. Sie schwärmen von neuen Welttheilungen, bei denen Deutschland nicht zu kurz kommen dürfe, locken die Phantasie mit wundervollen Hoffnungen, blasen, wenn sie eine ärmliche „Genugthuung" erlangt haben, stolz die Bäckchen auf und rühmen sich ihrer „nicht so ganz einfachen" Erfolge. Wie wäre es, wenn sie uns einmal, noch ehe die neuen Schiffe bewilligt werden, Etwas von dem Delagoavertrag erzählten, den sie so bang verbergen wie ein Mägdelein des ersten Fehltrittes Folgen? Dürfen sie darüber nicht sprechen, — gut: dann müssen sie andere Thatsachen anführen, die bündig die Behauptung widerlegen, in der Geschichte des jungen Reiches habe es noch nie eine Epoche gegeben, die einer — für die Verwirklichung deutscher Weltpolitikpläne unbedingt nöthigen — Schmälerung der britischen Uebermacht und einer Versöhnung der Gegner von 1870 so günstig war wie die des südafrikanischen Krieges. Sie müssen uns Auskunft über die geheimnißvollen Kräfte geben, die das Zarenreich bestimmen könnten, sich England zu verbünden, in dem es bisher mit Recht seinen gefährlichsten Rivalen sah, um gegen Deutschland zu kämpfen, von dessen Landbesitz es nicht das kleinste Stückchen brauchen oder auch nur ersehnen kann. Wenn sie auch diese Auskunft nicht leisten können, dann müssen sie gütigst gestatten, daß man sie die Helden der verpaßten Gelegenheiten nennt und ihnen sagt, die in ihren Gesindestuben verhökerte Mär von der glücklich vereitelten höllischen Intrigue sei die dreisteste, aber auch dümmste Zumuthung, die jemals bisher an die Leichtgläubigkeit erwachsener Leute gestellt worden ist.

Tommy Atkins, Yankeesoldat und Bur.

Da ich diese Zeilen in den ersten Tagen des Jahres 1900 niederschreibe — beinahe hätte ich mich versehen und gesagt: in den ersten Tagen des neuen Jahrhunderts —, so liegt es sehr nah, vor Allem festzustellen, daß, so weit in den letzten Jahren gekämpft worden ist, hauptsächlich Amerikaner, Engländer und Buren in Betracht kommen. Spanien scheidet aus, weil keine wirkliche Volkstheilnahme an dem Kriege vorhanden war; seine Armee war konskribirt und die Vertheidigung der Kolonien war durchaus unpopulär.

Den Yankeesoldaten habe ich in Tampa kennen gelernt, wo ich das Lagerleben mit ihm theilte, und später in Manila. Ich kann nur sagen, daß er ein Bursche war, der das Herz jedes Werbers erfreuen mußte, durchschnittlich nicht viel weniger als sechs Fuß hoch, ein guter Zwanziger an Jahren, nüchtern, gewandt und gebräunt von harter Thätigkeit, an jede Art von Entbehrungen gewöhnt und von blindem Vertrauen zu seinem West-Point-Offizier erfüllt, der ihm als Vorbild diente und alle kleinen und großen Leiden mit ihm theilte. Diese Feststellungen stimmen aber nur in Bezug auf die „Regulars" der Vereinigten Staaten, durchaus nicht auf die schleunig ausgehobenen und schlecht disziplinirten Haufen, die sich „Volunteers" nannten.

Ich habe viele Prachtregimenter gesehen, nicht nur in England, sondern auch in Deutschland, Rußland und anderswo, und ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß diese Regulars in Tampa Mann für Mann und Offizier für Offizier, so weit es sich um Leute handelte, die aus der Kriegsschule in West-Point hervorgegangen sind, als Elemente der großen Kriegsmaschinerie von keiner Truppe der Welt übertroffen wurden. Die Zahl der Volunteers im spanisch-amerikanischen Kriege war ja groß genug — wie es heißt, etwa 250 000 —, aber in dem Feldzug von Santiago waren diese Regulars der Sauerteig, der die ganze Streitmacht durchdrang und der verhinderte, daß, so schwach der Feind war, der ihr gegenüberstand, sie sich auflöste. Freilich, die Presse sprach mit einer auffälligen Schiefheit des Urtheiles — man möchte beinahe sagen: Verlogenheit — fast ausschließlich von den Heldenthaten der politischen Heroen und sonstigen Volunteerführer, die die Kunst verstanden, sich als Helden zu drapiren. Wenn der spanisch-amerikanische Krieg einmal seinen Geschichtschreiber findet, so dürfte sich herausstellen, daß wir Amerikaner auf unser militärisches Rohmaterial stolz sein dürfen und daß die Mannschaft, die wir heute einstellen, tauglicher ist als jemals früher in unserer Geschichte. In Bezug auf persönlichen Muth hat dieser Krieg keinen Fall bewiesen, wo die Regulars gezögert hätten, ins Feuer zu gehen; dagegen sind mir zwei Fälle bekannt geworden, wo Volunteer-Regimenter das Schicksal der ganzen Angriffskolonne dadurch gefährdeten, daß sie etwas zu lange überlegten, ehe sie sich in Bewegung

setzten. Damit soll keineswegs der Muth der einzelnen Volunteers in Zweifel gezogen werden; aber der Muth des Soldaten ist eben sehr dem Muth des Seemannes verwandt, der bei einer schweren See hoch oben das Topsegel zu reffen hat. Dazu gehört eine systematisch gewonnene Vertrautheit mit den Gefahren, die zu bestehen sind.

Als der Krieg ausgebrochen war, handelten die Behörden in Washington nicht als Militärs, sondern als Politiker; sie thaten, als ob es nicht darauf ankäme, den Krieg schnell und glücklich zu Ende zu führen, sondern darauf, den Krieg den Interessen der politischen Parteien dienstbar zu machen. Der Staatssekretär für das Kriegswesen, der Generalstabschef, der Höchstkommandirende und die Spitzen der übrigen Ressorts: sie Alle beschäftigten sich hauptsächlich mit der Frage, wie die lautesten Politiker unterzubringen seien, nicht mit der, wie die besten Militärs auf die richtigen Plätze gestellt werden könnten. Natürlich kann es vorkommen, daß Einer ein tüchtiger Politiker und ein guter Heerführer zugleich ist. Immerhin haben wir in Amerika Das noch nicht erlebt. Im Allgemeinen wurden alle hohen Posten im Kommando der Brigaden, Divisionen und Armeecorps, alle Aemter, die mit der Verpflegung, dem Transport, der Krankenpflege und den sonstigen Kriegsbedürfnissen zu thun hatten, an Politiker vergeben, die wenig oder gar keine Erfahrung in Bezug auf die Bedürfnisse des Heeres hatten und sich auch nicht die geringste Mühe gaben, solche Erfahrungen zu sammeln. So kam es, daß die Truppen aus dem Krieg nicht wie eine siegreiche Armee von Bürgersoldaten, sondern wie ein Haufe von übel zugerichteten Vagabunden zurückkehrten. Es gab kaum eine Verwaltungabtheilung des Kriegsamtes, wo nicht peinliche Enthüllungen zu befürchten waren, und das eingesetzte Komitee hatte alle Mühe, solche Enthüllungen zu vertuschen. Ein einziger Offizier der regulären Armee war so tollkühn, seine Erfahrungen öffentlich preiszugeben; zum Lohn dafür erhielt er einen der abscheulichsten und einsamsten Posten an der cubanischen Küste. Wir Amerikaner errötheten vor Scham über die Handlungweise der Männer, denen wir die Ehre des amerikanischen Soldaten anvertraut hatten. Wir waren wüthend, weil jene Politiker, die mit der Gesundheit und dem Leben unserer Krieger gespielt hatten, nicht vor ein Spezialgericht gestellt wurden, um sich zu verantworten. Aber das einzige Resultat war, daß der Staatssekretär für das Kriegswesen genöthigt wurde, seinen Abschied zu nehmen; die vielen Anderen, die eben so schuldig waren, die ihn unterstützt und eben so wie er mit dem politischen Klüngel um Stellungen im Verpflegung-Departement gefeilscht hatten, gingen straflos aus.

Was nun Tommy Atkins betrifft — mit diesem Namen wird, wie bekannt, im Scherz der englische Soldat bezeichnet —, so möchte ich glauben, daß er der am Meisten verhätschelte Soldat der ganzen Welt ist. Zwar bezieht

er keine dreizehn Dollars monatlich wie sein amerikanischer Vetter, aber er lebt in so vorzüglichen Kasernen, wird mit so zärtlicher Rücksicht behandelt, hat so reichliche Zeit zur Erholung und zum Sport, ist so glänzend equipirt und wird so reichlich genährt, daß man glauben sollte, er hätte sich über nichts zu beklagen als über eine zu kurze Dienstzeit. Ich erinnere mich eines Abends in Woolwich, wo ich mit dem Hauptmann Du Cane die Artillerie-Baracken besichtigte. Wir kamen in einen Mannschaftraum und fanden Niemand darin als den Sergeanten; auf den Tischen standen große Schüsseln mit ausgezeichnetem Hammel-Curry und Reis. Der Hauptmann fragte: „Wo sind die Leute?" Und der Sergeant antwortete: „Sie mögen das Essen nicht und sind ausgegangen, um sich etwas Anderes zu holen." Ich kostete das Gericht: es war ausgezeichnet. Jeder amerikanische Regular würde bei einem so guten Abendbrot überglücklich gewesen sein; nicht so der verwöhnte Tommy Atkins, der offenbar die Speisekarte nicht abwechselungreich genug fand und dagegen in seiner Weise demonstrirte.

Es scheint, daß in der britischen Armee große Verschiedenheiten in Bezug auf Größe und Körperkräfte der Mannschaften vorhanden sind, — und Das ist ein nicht unwichtiger Nachtheil für den Ernstfall. Der Anblick, den Regimenter wie die Gordon-Highlanders und die londoner Garde bieten, ist glänzend, aber im Kriege ist es viel wichtiger, daß alle Mannschaften einen gewissen gleichmäßigen Durchschnitt repräsentiren. Ich habe am Kap der Guten Hoffnung Truppen gesehen, denen verschiedene Zolle an Körperlänge und verschiedene Jahre am Alter fehlten, ehe sie als wirklich brauchbare Soldaten hätten gelten können. Solche Leute verlängern nur die Krankenlisten und stehen den Leistungen der kriegstüchtigen Mannschaft im Wege, — und Das ist in einem Krieg gegen die Buren, wo gerade die tüchtigsten Leute tüchtig genug sind, keine Kleinigkeit.

Es ist schwer, die britischen und die amerikanischen Offiziere mit einander zu vergleichen, obgleich sie ziemlich in der selben Weise ausgebildet werden und der Offizier, der die Kriegsschule von West-Point durchgemacht hat, viel Aehnlichkeit mit dem Engländer zeigt, der in Woolwich oder in Sandhurst ausgebildet worden ist; aber der Amerikaner nimmt seinen Beruf ernsthafter. Die amerikanischen Garnisonen liegen hauptsächlich in der Nähe der mexikanischen Grenze und da, wo die Indianergefahr des Skalpirens und Viehraubes droht. Meistens sind diese Garnisonen klein, kaum stärker als zwei oder drei Compagnien. Eigentliche Garnisonstädte giebt es in Amerika nicht, daher auch keine üppigen Tischgesellschaften in Kasinos oder Klubs; und Offiziere und Mannschaften würden in ernsthafte Verlegenheit gerathen, wenn man sie nach besonderem Zeitvertreib oder nach ihren Zerstreuungen fragte. Hie und da eine Jagd: Das ist das einzige Vergnügen, das sie haben; und

dieses Vergnügen wird bald eintönig. Der Kleinkrieg mit den Indianern ist für die Truppen überaus gefahrenreich. Der Schauplatz solcher Aktionen liegt fern von den Großstädten und der Aufmerksamkeit des Publikums; und die Presse wird eher Notiz von einer gepfefferten Gerichtsverhandlung nehmen als von der Vernichtung eines Militärkommandos am Rio Grande. Die Geselligkeit spielt in der amerikanischen Armee keine nennenswerthe Rolle und man weiß nichts von den angenehmen Beurlaubungen für einige Tage nach da oder für einige Tage nach dort, die das Garnisonleben in der britischen Armee so häufig zu einer Kette von allerliebsten Ausflügen und Picnics unter Kameraden machen. Der amerikanische Soldat und sein West-Point-Offizier leben einsam, thun ihre Pflicht anspruchlos und wissen, daß sie von allen Launen des Kongresses abhängen. Sie tauchen in den volkreichen Städten oder Industriebezirken nur auf, wenn es Unruhen niederzuschlagen gilt, denen die Polizei und die Volunteers nicht gewachsen sind, und wenn von der blanken Waffe oder der Flinte Gebrauch zu machen ist. Dann wird eine Compagnie dahin beordert, die vom Pöbel verhöhnt und beworfen und von der volksthümlichen Presse mit Insulten überschüttet wird und nach gethaner Arbeit schweigend in ihren Standort zurückkehrt. Wenn ein Kongreßmitglied das Bedürfniß hat, eine populäre Rede zu halten, greift er die reguläre Armee an. Das ist ungefährlich, denn die Armee stimmt nicht oft.

Einer dieser Regulars kam nach dem Kriege durch eine Stadt im Norden der Union. Eine Dame fragte ihn: „Und Sie sind also auch Einer von unseren Helden?“ „Nein, Madame, Das dürfte ein Mißverständniß sein; ich wüßte nicht, daß ich ein Held wäre; ich bin nichts als ein Regular.“

Tommy Atkins sollte besser besoldet und weniger verzärtelt werden, dann würde es auch nicht nöthig sein, ihn zu beschwatzen, damit er sich anwerben läßt. Ich hatte mit einem Regiment im kubanischen Kriege zu thun, dessen Oberst mir sagte, seine Leute hätten, Mann für Mann, schon eine Kapitulation von fünf Jahren hinter sich und das Regiment hätte keinen einzigen Rekruten gebraucht. Dabei war die Uniform der Leute keineswegs geeignet, die Augen des Anzuwerbenden zu blenden. Früher glaubte man, ohne Zwangsmaßregeln keinen Matrosen für die englische Kriegsmarine haben zu können; und es leben noch Admirale, die mir unumwunden gestanden, sie hätten, als sie jung waren, fest an das System des Matrosenpressens geglaubt. Heute ist die englische Blaujacke vorbildlich für die ganze Welt und doch wird keinerlei Zwang oder Ungehörigkeit angewandt, um sie für den Dienst zu gewinnen. Der südafrikanische Krieg wird in der englischen Armeeleitung die Ueberzeugung schaffen, daß der Soldat eben so gut bezahlt werden muß wie ein Zimmermann oder anderer Handwerker; und bei besserer Entlöhnung wird zweifellos die Durchschnittstüchtigkeit des englischen Soldaten erheblich gewinnen.

In den Vereinigten Staaten, in England und vielleicht in allen Ländern mit parlamentarischer Regirung leidet man unter dem selben Uebelstand: es fehlt an geeigneten Einrichtungen, um in Friedenszeit bereits die Männer zu bestimmen, die im Kriege die Aktion leiten sollen. In England und Amerika rückt man in die höheren Stellen nur nach Anciennetät auf; es giebt da in wichtigen Stellungen Männer, von denen Jeder weiß, daß sie thatsächlich nicht mehr im Stande sind, ein Pferd zu besteigen, und deren Anwartschaft für ihre Charge auf Leistungen beruht, die zehn bis zwanzig Jahre alt sind. Natürlich sind sie inzwischen nicht leistungfähiger geworden, sondern haben die Fähigkeiten, die sie früher besaßen, eher durch ein flottes Leben verringert. Daß solche Männer sich früher einmal bewährt haben, ist kein Grund, sie in Stellungen zu bringen, in denen sie die Wohlfahrt ihrer Untergebenen geradezu gefährden. Der kommandirende General in Tampa war so fett, daß man meinte, er könnte kaum in den Sattel gehoben werden und nicht ein Pferd, sondern allenfalls ein kleiner Elefant würde stark genug sein, um ihn zu tragen. Es war einfach ausgeschlossen, ihn sich im Felde zu denken, und doch war er aus politischen Rücksichten auf einen Posten gestellt worden, wo er über das Leben von Tausenden braver Leute verfügte. Was ich an körperlichen Bewegungen von ihm im Hauptquartier gesehen habe, ging kaum über eine Handhabung des Fächers gegen die Hitze und ein feierliches Erheben des Trinkglases hinaus.

Der Bur ist das Ideal des Bürgersoldaten. Vor dem Kriege hatten mich einige Bekannte, die an den Goldminen von Johannesburg betheiligt sind, versichert, die Buren seien degenerirt und feig, sie hätten verlernt, zu schießen, und würden um Frieden bitten, sobald sie die britische Armee zu Gesicht bekämen. Das war, wie alle wirklichen Kenner von Land und Leuten von vorn herein wußten, aber die Ansicht von Touristen, die Land und Volk nur aus Reisehandbüchern beurtheilten. Man muß eben zwischen Bur und Bur unterscheiden. Die Buren, die mit unseren Minenspekulanten in Berührung kamen, taugen allerdings nicht viel und haben — es fällt mir schwer, es zu sagen — alle unsere Untugenden. Aber es giebt noch genug Burghers von altem Schrot und Korn, die alle Eigenschaften unseres besseren Selbst haben und anders beurtheilt zu werden verdienen als mit landläufigen Phrasen.

In Südafrika muß jeder Soldat Etwas vom Buren haben, wenn er nicht jämmerlich untergehen soll. Tommy Atkins hat im „Veldt“ eine Menge Dinge zu lernen, die der Bur schon als Kind gelernt hat. Jeder Bur verfügt über gewisse praktische Fähigkeiten, die in seinem Lande für die Kriegführung einfach unentbehrlich sind. Als ich nach dem Jameson Raid von Bloemfontein in das Basutoland reiste, machte ich die Bekanntschaft

eines Herrn, der auf den Tagungen des Höchsten Gerichtshofes zu thun hatte und den jetzigen Präsidenten Steyn, ehe er Staatsoberhaupt wurde, verschiedentlich begleitet hatte. Der Mann ritt seinen Klepper, den er selbst besorgte, verstand ein Feuer mit Büffelmist anzumachen, eine Mahlzeit im Freien zu kochen, eine schwierige Furt zu ermitteln, zu schießen, zu fouragiren und das Aussehen des Himmels zu beurtheilen, kurz: er wußte in hundert Dingen Bescheid, die man in jenem Lande wissen muß, aber im Kasernenhof nie lernen kann. Die Eisenbahn und die Anhäufung von Ansiedlern in einigen Städten haben allerdings den Charakter der Südafrikanischen Republiken etwas verändert, aber diese Veränderung ist doch nur oberflächlich. Gewiß: nicht jeder Afrikander geht heute mit einem Löwen spaziren wie einst Oom Paul, als er jung war; aber es giebt immer noch eine unerschöpfliche Jagd für Jeden, der sich einen freien Tag macht, und die Uebung mit der Flinte ist der gewöhnliche Zeitvertreib von Alt und Jung. Die Eisenbahn ist eine Ausnahmeerscheinung und für gewöhnlich muß, wer reist, sei es in Geschäften oder zu seinem Vergnügen, einige Künste Robinsons Crusoe ausüben. Noch heute ähneln die Buren sehr den Pionieren des Westens, die den Mississippi überschritten und durch die großen Ebenen in schwerfälligen „Prairie-Schooners", die mit Ochsen bespannt waren, zogen, das Dorado gegen die untergehende Sonne zu suchend.

Der Bur ist so schwer niederzukämpfen, weil er so Vieles mit uns gemeinsam hat. Er hat keine gelehrte Bildung — außer der Bibel liest er nicht viel —, er weiß nichts von Statistik und ist nicht einmal bis zu einer Vermögensaufnahme im Transvaal zu bringen gewesen, aber er ist ein ausgezeichneter Schütze, er ist höchst kaltblütig, er operirt auf der inneren Linie in einem Lande, das er kennt, er hat Vertrauen zu seinen Offizieren und wird nicht von politischen Abenteurern beschwindelt, wie der Yankeesoldat in Tampa, oder Strategen preisgegeben, deren Fähigkeiten, wenn sie solche je hatten, für die ihnen jetzt gestellte Aufgabe nicht mehr ausreichen. Er kämpft einen nationalen Existenzkampf, an dem sich nicht nur die Männer, sondern bis zu einer gewissen Grenze sogar die Frauen betheiligen.

Dieser Krieg ist für die ganze angloſächsische Rasse ungeheuer wichtig, weil er uns zu unserer Befriedigung zeigt, daß der südafrikanische Bur fähig und würdig ist, Schulter an Schulter mit uns an der Neugestaltung Afrikas zu arbeiten. Die Art der Buren ist die Art von Männern, die lieber der schwersten Gefahr ins Auge sehen, als daß sie sich einem politischen oder religiösen Zwang unterwürfen; es ist die Art der Männer, die zur Zeit der Königin Elisabeth die spanische Weltmacht in den Staub warfen. Mag das heutige Burenregiment im Recht sein oder Unrecht gethan haben: wir Angelsachsen freuen uns, daß in diesem Kriege Bur und Brite einander wirklich kennen

gelernt haben, was nie vorher der Fall gewesen war. Der Bur achtet den Briten und in England hat man aufgehört, geringschätzig von den Buren zu sprechen. Meine persönliche Erfahrung geht dahin, daß die Buren durchschnittlich in Bezug auf alle Mannestugenden den Vergleich mit uns aushalten können und daß sie uns in vielen Stücken sogar übertreffen. Mag im Volksraad Korruption zu finden sein: nun, daran fehlt es auch im Kongreß von Washington nicht! Jedenfalls hat sie noch nicht dahin geführt, den Kampfesmuth der Buren zu beeinträchtigen. Wenn Tommy Atkins sein Blut in diesem Kriege freudig vergießt, so fehlt ihm doch ein hohes Ziel, für das er Opfer brächte. Was er thut, ist einfach, was man ihn in Aldershot gelehrt hat. Er hält es für unmännlich, sich vor einer Kugel zu scheuen, er hält seinen Posten und läßt sich erschießen. So war es auch, als General Braddock die Hälfte seiner Mannschaft im Jahre 1755 in Virginien opferte, und so war es in dem Kriege, der im Jahre 1775 begann und mit der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten endete. Bur und Yankee haben den Krieg hauptsächlich in Kämpfen gegen Eingeborene und wilde Thiere gelernt. Die britische Armee sollte daraus eine Lehre ziehen. Ein Schütze, der hinter einem Felsstück Deckung sucht, ist darum noch kein Feigling; und die Aufgabe des Truppenführers ist nicht, vor Allem Schneidigkeit und persönliche Bravour zu bethätigen, denn diese Eigenschaften sind für einen Soldaten unserer Zucht selbstverständlich. Aber wie stark der Feind ist, wie er sich vertheidigt und wie er mit dem geringsten Verlust an Menschenleben auf eigener Seite besiegt werden kann: Das ists, worauf es ankommt. Eine Armee, die in Feindesgebiet kämpft, hat nicht die Aufgabe, für Zeitungsensationen zu sorgen, sondern die, Schlachten zu gewinnen und den Krieg so schnell wie möglich zu Ende zu führen.

Der Yankeesoldat kann von Tommy Atkins eine ehrliche Verwaltung und eine bessere Fürsorge für die Feldarmee lernen; dagegen kann Tommy von dem Yankeesoldaten lernen, wie man marschirt, wie man rekognoszirt und wie man sich mit einem geschickten Feind in schwierigem Gelände schlägt. Beide aber können viel, viel mehr von diesem kleinen Aufgebot von Landleuten lernen, die bisher alle Anstrengungen der regulären Truppen zu Schanden gemacht haben und an Patriotismus, Einigkeit und kaltblütiger Intelligenz im Augenblick der Gefahr für jedes Volk in Waffen vorbildlich sind. Was dieser Krieg außer Zweifel setzt, ist, daß England und die Vereinigten Staaten so bald wie möglich die allgemeine Wehrpflicht annehmen sollten.

London. Poultney Bigelow.

Die Schöne Seele.

Nachdem die Reformation die engen Schranken der mittelalterlichen Scholastik kühn durchbrochen hatte, gewann der Humanismus, dessen Regungen bereits seit längerer Zeit zu spüren waren, mehr und mehr an Einfluß. Mit dem wiederbelebten Sinn für die Antike trat das Gefühl für die Form in den Vordergrund und damit verband sich das Ich-Gefühl, das die Reformation als großartiges Geschenk der Menschheit vermacht hatte, — das Bewußtsein der Persönlichkeit, das jedem Einzelnen die Pflicht auferlegt, sich selbst zu bilden und Alles zu entwickeln, was eine höhere Vorsehung in ihn hineingelegt hat.

Der Pietismus hat die religiöse Seite dieses Bewußtseins besonders entwickelt. In der Vorstellung des Pietisten ist es die Seele, die mit der Gottheit, mit Christus verkehrt und dem Höchsten in Liebe sich nahen darf. Wenn sie aber dieses hohen Verkehres würdig sein soll, so muß sie, die Schlechte und Niedrige, sich zu höherer Vollendung entwickeln, muß schön werden, um Christus, ihren Bräutigam, herrlich empfangen zu können. So ist denn schon in der Lyrik der pietistischen oder vom Pietismus beeinflußten Dichter der Begriff der „Schönen Seele" vorhanden, in erster Linie in rein religiösem Sinne. Die bekannteste „Schöne Seele" des Pietismus ist das Fräulein von Klettenberg. Diese rein religiöse Bedeutung des Begriffes tritt aber von dem Zeitpunkt an, wo man den Ausdruck „Schöne Seele" als eine Art Schlagwort, als ein Kennzeichen für gewisse Kreise anwendet, mehr und mehr in den Hintergrund.

Die andere Seite des Begriffes entwickelte Shaftesbury, der als Erster mit bewußter und gern betonter Anlehnung an die Antike eine Philosophie des Schönen lehrte. Er sieht in der antiken Kunst das Ideal aller Schönheit; die Ethik wird ihm zur Aesthetik. Er spricht das Wort aus: Das Schöne ist das Gute und das Gute das Schöne; und die führenden Geister des achtzehnten Jahrhunderts haben es ihm nachgesprochen. Shaftesbury wurde eifrig studirt. Durch ihn wurde wahrscheinlich Richardson und durch Richardson wahrscheinlich Wieland angeregt. Von nun an wird der Ausdruck immer häufiger und schließlich durch Rousseaus belle âme allgemein verbreitet.

In seiner Schrift vom Jahre 1793: „Ueber Anmuth und Würde" sagt Schiller: „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen." Für gewöhnlich geräth aber in Affekten die Vernunft in Widerspruch mit den Forderungen der Natur, die vermöge der augenblicklichen Erregung um so heftiger sich geltend machen. Da nun also hier die Natur durch die Vernunft unterdrückt werden muß, während Beide im Ideal vereinigt sein sollten, so kann in Affekten keine ausgeglichene Harmonie, keine moralische Schönheit erzielt werden, sondern nur moralische Größe. Die schöne Seele muß sich also im Affekt in eine erhabene verwandeln.

In Schillers Theorie tritt deutlich hervor, daß die „Schöne Seele" nicht

etwas Ursprüngliches, nicht etwas dem Menschen Angeborenes ist, sondern daß der Mensch sie entwickelt, daß er einen Läuterungprozeß durchmachen muß, um endlich den Zustand der „Schönen Seele" zu erreichen. Die „Schöne Seele" ist ein Zustand: Gefühl ist das Kennzeichen ihrer Vollendung und eine That, indem diese Vollendung durch die vernünftige Reflexion bewirkt wird.

Wir sehen: den Dualismus im Geistesleben des achtzehnten Jahrhunderts findet man auch im Wesen der „Schönen Seele" wieder; so zwar, daß der Verstand, die ästhetische Empfindung, die nothwendige Bedingung für ihr Werden, das Gefühl ihre Aeußerung darstellt. Ist der Zustand der „Schönen Seele" im Menschen erreicht, so ist der Mensch sittlich. Schiller gelangt zu dem Schluß: „Bei einer schönen Seele sind die einzelnen Handlungen nicht eigentlich sittlich, sondern der ganze Charakter ist es." Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Der Mensch hat sich für ihn durch die Reflexion der ästhetischen Bildung so weit erhoben, daß er im einzelnen Falle nicht mehr nach Gut und Böse fragt, sondern mit Nothwendigkeit das Richtige und Moralisch-Schöne trifft.

Die selbe Ansicht vom Werdegang der „Schönen Seele" hat Johann Georg Jacobi. Nur zieht er einen gewissen Einfluß der Gottheit, die mit der Seele des Menschen durch Eingebungen und Träume redet, für die Vollendung mit heran. In der Erzählung „Charmides und Theone", die auf der verderbten Insel Cypern spielt, schildert er ein unschuldiges Liebespaar. Charmides, abgestoßen von den üppigen Festen und Tänzen im Dienste der Venus, verletzt durch die verführerischen, die Sinne reizenden Bildnisse der Liebesgöttin, die sein hochberühmter Vater verfertigt, hat sich innerlich durch die Anschauung der wahren Schönheit, die ihm ein vergessenes, aus alter Zeit stammendes Venusbild offenbart, geläutert. Er ist allmählich eine schöne Seele geworden und Theone folgt seinem Einfluß. Obgleich Theone alle jungfräuliche Unschuld hat, wird sie erst dann eine schöne Seele genannt, als sie durch den Geliebten zum Nachdenken angeregt worden und zum Bewußtsein ihrer Vollendung gelangt ist. Beide wenden sich nun auch an ihre Umgebung und nach vielen mißlungenen Versuchen wird ein Orden der schönen Seelen gebildet, der in verschiedene Grade, die jeder Neuling erst durchwandern muß, eingetheilt ist. Also streng durchgeführtes Prinzip der Bildung und des Werdens, hier mit pedantischem, bewußtem Moralisiren und Bildenwollen durchsetzt. Mit Jacobi habe ich das Gebiet der Dichtung betreten. Die „Schöne Seele" in der Dichtung ist dem Leben entnommen und sie steht da so deutlich und greifbar vor uns, daß wir sie lebend zu sehen glauben.

Am vierzehnten Juni 1771 schreibt Karoline Flachsland an ihren Bräutigam Herder:*) „Ich habe die Geschichte des Fräulein von Sternheim gelesen, mein ganzes Ideal von einem Frauenzimmer! Sanft, zärtlich, wohlthätig, stolz und tugendhaft und betrogen. Ich habe köstliche, herrliche Stunden beim Durchlesen gehabt. Ach, wie weit bin ich noch von meinem Ideal, von mir selbst weg!" Dieses Nachstreben zu idealen Höhen ist bezeichnend. So werden, wie Julie, wie Fräulein von Sternheim, ist höchster Wunsch. Man geht bewußt darauf aus,

*) Aus Herders Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Dritter Band. Herders Briefwechsel mit seiner Braut. (April 1771 bis April 1779) Zweite Auflage. Frankfurt a. M. 1857.

die Empfindungen, die man bei diesen Idealbildern findet, in Briefen und im thätigen Leben nachzuempfinden und nachzuäußern. Die schöne Seele weiß, daß sie schön fühlt und handelt, sie unterscheidet sich mit Bewußtsein von den Seelen, die noch nicht so hoch gestiegen sind. Ein Mann wie Merck, der Lieder an den Mond dichtet, der Thränen darüber vergießt, daß Herder in Bückeburg keinen ihm zusagenden Menschen hat, schwimmt, wie Karoline (Ende März 1772) schreibt, „doch nicht so ganz in dem Vergnügen der Seele." Als ein Zeichen höherer Tugend wird die „sanfte, süße, einsame Thräne" angesehen, die so viel Seligkeit giebt. Thränen zu weinen, ist höchstes Glück. Karoline schreibt an Herder (November 1771): „O, wie glücklich bin ich, daß ich von meiner Jugend an hab' weinen können. Es ist Trost und Wollust in den Thränen. Komm, wenn Du mich liebst, und weine mit mir. Süße Wehmuth ist der Liebe heiligstes Heiliges!" Und wie im Sprachgebrauch der schönen Seelen die Seele Trägerin der Empfindungen, Aeußerungen und Handlungen ist, so vermag auch sie zu weinen. Karoline feiert mit ihrer ganzen weinenden Seele die tote Clarissa. Eben so schnell wie mit Thränen ist man mit Kuß und Umarmung bei der Hand. Wenn man in gleichgesinntem Kreise beisammen ist, überläßt man sich ganz der vollen Empfindung der zärtlichsten Freundschaft und ist noch lange in süßen Träumen von Freundschaft befangen. Was man im Augenblick gefühlt hat, sucht man auf jede Weise in der Erinnerung festzuhalten. Man schenkt einander blaue Bänder, blaue Herzchen an weißem Unschuldband, Blümchen aus dem Garten und legt sie in Bücher. Vor Allem aber schreibt man den Freunden unzählige Briefe, lange und kurze, — Briefe voll schwärmerischer Versicherungen von Liebe und Zärtlichkeit, voll enthusiastischer Berichte von Begegnungen mit schönen Seelen und von Eindrücken aus der Lecture. Als Karoline Flachsland einmal in einem Briefe an Herder nichts oder nur wenig dieser Art schrieb, glaubte sie, sich entschuldigen zu müssen, weil der Brief nichts als Erzählung sei, „um derentwillen man sie gar für eine gute Zeitungschreiberin halten könne."

Außerordentlich gesteigert durch diese fortwährend erregte Gefühlsschwärmerei wird die Phantasie, die sich besonders darin gefällt, abwesende Personen als gegenwärtig zu malen. Häufig findet man, daß der Geliebte das Bild der Geliebten betrachtet und dabei glaubt, sie leibhaftig vor sich zu sehen, oder daß der Freund so lebendig erscheint, als sollte er gleich zu reden anfangen.

„Je länger ich Sie auf dem Bilde ansehe, desto mehr scheint die himmlische Seele gleichsam emporzuquillen und sich sanft zu enthüllen", schreibt Herder an seine Braut und er denkt vielleicht dabei an die Szene in Rousseaus „La Nouvelle Héloïse", wo St. Preux Julies Bild betrachtet und dabei ihre Reize athmend vor sich zu sehen glaubt. Die Phantasie braucht aber nicht einmal das Bild der Geliebten. Für Herder genügt es, sich Karoline bei der Lecture des „Emile" vorzustellen, um zu empfinden, wie sie ihm ihr verschämtes, empfindungvolles Auge zuwendet, und um ihre Seele an seine Lippen zu drücken.

Ein ähnlicher Fall, wohl aus der Neuen Heloise herübergenommen, ist die Zergliederung der Empfindungen, von denen man beseelt ist, wenn man in der Kammer der Geliebten weilt. Die wundervolle Gestaltung der Szene, wo St. Preux die Geliebte in ihrem Schlafzimmer erwartet, hat in dem Bewußtsein der Zeitgenossen stark nachgewirkt. Das Kämmerchen ist ein Heiligthum.

Herder begleitet Karolinen in Gedanken in ihr heiliges Schlafzimmerchen und weilt an ihrem Bett. Jacobi dichtet: „Du kleines Lager, wo vergnügt die Schönheit mit der Unschuld liegt! Beglücktes Heiligthum der Liebe."

Karoline Flachsland ist der vollendete Typus der „Schönen Seele", und zwar insofern, als man bei ihr ganz deutlich merkt, wie diese ganze Empfindungseligkeit etwas Aeußerliches, Angelerntes ist. Im innersten Herzen ist sie unberührt von dem flimmernden Schein, der sich um die schönen Seelen breitet, natürlich und frisch. Herder selbst nennt sie eine kindliche, offene, einfältige, gute Seele und wünscht, daß sie bleibe, wie sie ist. Darum kann sie auch ruhigen Gewissens über die hochgespannte Empfindungspielerei anderer schöner Seelen potten und sie zurückweisen. Sie fühlt, daß sie mit ihnen nichts gemein hat, merkt aber gar nicht, daß die äußeren Formen bei ihr die selben sind und daß sie sich von ihrer Umgebung bis zur Verkennung ihrer selbst hat anstecken lassen. Sie urtheilt selbst einmal von sich, sie habe in ihrem armen Gehirn zu wenig Phantasie, um eine Schwärmerin zu sein. „Was ich sehe und glaube, sehe ich Alles mit solchen gesunden, ausgewaschenen, leibhaftigen Augen an wie unser Freund Sancho." Ohne alle Mädchenblödigkeit redet sie davon, daß ihre süße Bestimmung sei, dereinst eine gute Gattin und Mutter zu sein. Sie findet wunderbar schöne, einfach liebliche Töne. Da, wo sie Herder bittet, ihr zur Verlobung keine Geschenke zu bringen, redet die rührende Sprache ihres liebenden Herzens.

Herder hatte sie auch ganz so begriffen. Als er sie in ihrem schöngeistigen Kreise zurücklassen mußte, schrieb er ihr. „Kehren Sie sich, meine liebste vortreffliche Freundin, an alles Zuckerwerk und Näscherei von Empfindung nicht, mit denen man sich im Uebermaß eben so sehr und noch ärger den Magen verdirbt als mit den offenbarsten Völlereien." Und: „Der Mensch ist zu etwas Besserem auf der Welt da, als eine Empfindungpuppe oder ein Empfindungtrödler zu sein." Eine solche Empfindungpuppe ist dagegen der im darmstädter Kreise viel verkehrende Leuchsenring. Er scheint ein fader, lästiger Geselle gewesen zu sein, der durch seine kränkliche Empfindsamkeit und sein aufdringliches Moralisiren bei Herdern und Karolinen anstieß. Er ist die Karikatur der „Schönen Seele". Bei Jacobi überlud er sich den Magen mit Milchspeise, meinte Herder. Mit dem Wort „Milchspeise" wird die Dichtweise J. G. Jacobis treffend charakterisirt. In seinen Gedichten herrscht eine Weichheit, eine Kraftlosigkeit, die unerträglich sein würde, wäre sie nicht mit einer wahrhaft kindlichen Liebenswürdigkeit und naiven Unschuld gepaart, die sich in heiteren Spielen auf blumigen Wiesen bei Flötenklang und Rosenkränzen vergnügt und dem Betrachter ein Lächeln ruhigfrohen Mitgenießens entlockt. Er wendet sich nicht an das deutsche Volk, sondern begnügt sich, einige Seelen des weiblichen Geschlechtes durch seine Dichtung zu verschönen. Dabei wird er nicht gewahr, wie sehr seine Gefühle Spielerei sind, und theilt hierin den Fehler aller schönen Seelen; denn eine eigenthümliche Charaktereigenschaft der schönen Seele ist die Selbsttäuschung, in der sie sich wiegt: ihr Dilettantismus.

Wenn im weitesten Sinne des Wortes irgend Etwas den Dilettanten von dem ernsten, strebenden Menschen unterscheidet, so ist es der Umstand, daß der Dilettant, und zwar der gebildete, sich überall an das Aesthetisch-Schöne im Leben wendet, daß das Leben ihm nur so weit lebenswerth dünkt, wie es dazu

beiträgt, dem eigenen Dasein lichte Farben, ein gewisses Wohlbehagen zu geben. Die Arbeit, so weit er sie, um dieses Ziel zu erlangen, braucht, ist ihm nicht Endzweck, sondern Mittel zum Zweck.

Wie anders spricht Schiller in dem Aufsatz „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen"! . . . „Keine Erkenntniß wird durch die Empfindung der Schönheit gewonnen" . . . „Unser Wissen wird durch die Urtheile des Geschmackes nicht erweitert". Hier wird auf den Grundmangel einer ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes hingewiesen; und in der That: die schönen Seelen kranken in größerem oder geringerem Grade an diesem Mangel. „Ils prennent," sagt Rousseau in der ersten Vorrede zu seiner Neuen Heloise, „pour de la philosophie les honnêtes délires de leur cerveau." Darum wird es ihnen auch leicht, über die mannichfachsten, schwierigsten Fragen mit ernsthaftem Gesicht zu diskutiren, Probleme der Philosophie, Moral, Geschichte und Mathematik in Briefen und geistreichen Unterhaltungen zu erörtern. Aber all diese Beschäftigung bleibt ein Spiel, das nur die Oberfläche der Dinge kräuselt.

Der Grund für diesen Dilettantismus mochte zum großen Theil in der verkehrten Erziehung liegen. Verderblich war sicher das Hofmeisterunwesen. Den Knaben und Mädchen wurden allerlei Dinge beigebracht, ohne daß sie in irgend einem Fache das Wesen der Sache gründlich erfaßten; nur eine gewisse Gewandtheit, eine graziöse Leichtigkeit, auf Spazirgängen über Politik und Weltgeschichte und alles Erdenkliche zu reden, wurde erworben und durch fortwährende Uebung gesteigert. Wie weit der Dilettantismus jener Tage verbreitet war, lehrt uns anschaulich, „Wilhelm Meister".

Goethe wollte in einer Abhandlung „Ueber den sogenannten Dilettantismus oder die praktische Lebensweisheit in den Künsten" das Uebel an der Wurzel angreifen. Er hat den Entwurf nicht vollendet; doch als Ersatz haben wir den „Wilhelm Meister".

Dem Dilettantismus der schönen Seele entspricht es, wenn ihr Leben, sofern sie es nicht selbst durch gesellschaftliche Zerstreuungen, durch selbstgewollte oder wenigstens selbstverschlimmerte Seelenkämpfe unruhig gestaltet hat, in behaglichem Fluß, in heiterem Genuße dahingleitet.

St. Preux malt das häusliche Leben seiner Julie folgendermaßen: Elle s'occupe, sans ennui, des travaux de son sexe, elle orne son âme des connaissances utiles, elle ajoute à son goût exquis les agrémens des beaux arts et ceux de la danse à sa légèreté naturelle . . . Je la vois consulter un pasteur vénérable sur la peine ignorée d'une famille indigente, là secourir ou consoler la triste veuve et l'orphelin délaissé. Tantôt elle charme une honnête société par ses discours sensés et modestes, tantôt en riant avec ses compagnons elle ramène une jeunesse folâtre au ton de la sagesse et de bonnes mœurs".

Karoline Flachsland schreibt italienische Arien ab, und zwar möglichst sanfte, wie überhaupt die Damen vielfach Gedichte abschreiben und sammeln. Ein besonders unter den Damen weit verbreitetes Unterhaltungmittel ist das Spiel, das oft bis zur Leidenschaft ausartet. In all diesem Thun, in Beschäftigung und Unterhaltung herrscht eine feine Liebenswürdigkeit, eine Grazie und eine Art kindlichen Selbstgefühles, die wirklichen Verdruß über die Oberflächlichkeit des

Handelns nicht aufkommen läßt. Auch wurde immerhin durch diese Liebhaber und Liebhaberinnen des schönen Geschmackes ein Sinn für Form und Eleganz verbreitet, der, wenn er einmal seine Absurditäten und Verirrungen abgestreift hatte, als ein Bleibendes dem allgemeinen Volksleben zu Gute kommen mußte. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in dem liebenswürdigen, schmiegsamen Empfindungleben gewisser Kreise die erste Spuren und Bedingungen der Poesie der Romantiker sucht. Auch sie leidet freilich an dieser Plan- und Ziellosigkeit, die den Eingebungen des Augenblickes, der schweifenden Phantasie die Führung überläßt und Gefühle und Empfindungen an die Stelle scharf umschriebener und logisch fortschreitender Gedanken setzt. Ihre bunte Farbenpracht steht dem eigentlichen Leben eben so fern wie das Idyll der schönen Seele.

— —

Der Boden, auf dem die „Schöne Seele" erwuchs, ist die feine Kultur, die Luft, die sie athmete, die mit Problemen gesättigte Atmosphäre des achtzehnten Jahrhunderts. Das schwärmende Träumen von unschuldvollem, friedlichem Dahinleben abseits vom Getriebe der Welt ist nichts Anderes als das zwiespältige Sehnen nach wirklicher Natur und reinem Glück.

Die Natur redet eine einfache, Allen verständliche Sprache. Aber Rousseau erklärt, man müsse das menschliche Herz genau zu analysiren verstehen, um die wahren Gefühle der Natur zu entdecken. Um die Feinheiten des Herzens zu schmecken, von denen sein Werk „Die neue Heloise" erfüllt ist, verlangt er eine Zartheit des Taktgefühles, das sich nur durch die Erziehung der großen Welt erwerben lasse. Die große Welt aber lehrt doch nicht Natur, sie lehrt nur die Feinheiten des Herzens erkennen, die sie selbst in ihren Kreisen herausbildet, — in den Kreisen, von denen Rousseau sagt, daß in ihnen jener subtile Sinn herrsche, der zwar die Tugend selbst nicht besitze, aber das Herz bei ihrem Anblick in Entzücken setze. Also: die Personen der Neuen Heloise sind zwar äußerlich Provinzbewohner, leben abseits vom Getriebe der Hauptstadt, im Grunde aber unterscheiden sie sich nur wenig von den pariser Weltkindern. Wenn St. Preux und Julie Etwas fehlt, so ist es höchstens der bel esprit, das virtuosenhafte und geschmeidige Wesen der pariser galanten Salons. Julie und ihre Freundin, so jung Beide sind, haben doch bereits Kenntniß von den intimsten Beziehungen der Geschlechter. Die Erzieherin ihrer Jugend hat ihnen von den eigenen Liebesabenteuern erzählt, ihnen tausend Dinge gesagt, die die beiden jungen Mädchen vor den Fallstricken der Männer bewahren sollten, — und sie dadurch zu frühreifem Denken angeregt. Bei Julie kommt noch ein Zweites hinzu: neben der allzu weit getriebenen Fürsorge der Erzieherin steht die harte Strenge der vornehmen Eltern. Ihre Erziehungmethode bewirkt, daß das Mädchen die reinste Liebe für den Gipfel der Unehre ansieht; daß sie glaubt, das fühlende Mädchen sei verloren beim ersten zärtlichen Wort, das ihre Lippen sprächen. Und nun sprosst in ihr die Liebe, die Liebe zum Mann, so gluthvoll und erhaben, so sinnenverwirrend und farbenprächtig, so verlangend und verzichtend zugleich, daß Romeo und Julia vor dem rousseauschen Paar verblassen müßten, fehlte diesem Bunde nicht Eins, das die Liebenden in Verona so ewig jung und unverwelklich erscheinen läßt: die frisch gesunde, reine Sinnlichkeit.

Es weht eine heiße Luft in dem französischen Roman. Rousseau selbst

sagt, ein Mädchen, das nur die ersten Seiten lese, sei für immer verloren. Vom ersten Brief an, den Julie schreibt, herrscht eine wahrhaft fiebernde Angst vor dem Kommenden in ihrer Seele, eine Angst, die ihr mit schreckender Deutlichkeit zeigt, wohin sie mit unwiderstehlicher Macht getrieben wird. Eine solche Stimmung ist aber nur da vorhanden, wo an der Stelle einfacher, mädchenhafter Gefühle krankhaft vorausgreifende Phantasie herrscht. Liest man die Stelle im neunten Briefe: „Le moment de la possession est une crise de l'amour", so kann man mit Gewißheit sagen: Das Mädchen, das einmal ein solches Wort geschrieben hat, muß einst fallen.

In der zweiten Vorrede führt Rousseau sie ein als „une jeune fille offensant la vertu, qu'elle aime". Wie erklärt sich dieser Widerspruch?

Vermögen wir Das festzustellen, so wissen wir, wie es mit der Sittlichkeit der schönen Seele steht. Hier hilft uns Schiller. In dem bereits erwähnten Aufsatz „Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen" heißt es: „Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joch des Instinktes. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft und versteht sich dazu, die Objekte seiner Begierden sich von dem denkenden Geist bestimmen zu lassen."

Wir stoßen wieder auf eine Selbsttäuschung der schönen Seele. Wie Rousseau selbst zwischen sentiment und âme sensible sein unterscheidet, so Julie zwischen amour und amant. Ihr Herz, meint sie, habe Liebe nöthig, aber ihre Sinne brauchten keinen Geliebten.

Bis zu welchem Grad die vermeintliche Sittlichkeit der schönen Seele geradezu Unsittlichkeit wird, zeigt auch Gellerts Roman: „Leben der schwedischen Gräfin von G . . ." Gellert wollte die Heldin als durchaus moralisch und nacheifernswerth, im Sinne der richardsonschen Pamela, darstellen: in Wirklichkeit ist sie eigentlich stets doppelt verheirathet. Wenn aber ein Mensch in einzelnen Fällen da, wo er sittlich zu handeln glaubt, nach allgemeinen Begriffen unsittlich handelt, so muß er sich eine Art Sittlichkeit zurechtkonstruiren, die über den allgemeinen sittlichen Forderungen im besonderen Falle wie ein höheres Gesetz steht. Eine Parodie auf dieses komplizirte Sittlichkeitprinzip der schönen Seele scheint mir die amusante Geschichte vom Prinzen Biribinker zu sein, die das sechste Buch von Wielands Roman „Don Sylvio von Rosalva" ausfüllt.

Biribinker geräth auf seinen wunderbaren Abenteuern zur Ondine Mirabella. Diese, von dem mächtigen Geist Padmanaba, der sie liebte, wegen offenbarer Untreue mit einem Fluch belastet, erzählt dem Prinzen die Geschichte ihres Vergehens: „Flox, so hieß mein Freund, der Salamander, war zu gleicher Zeit der zärtlichste und der geistigste Liebhaber der Welt. Er merkte gleich, daß mein Herz nur durch den Kopf gewonnen werden könne. . . . Er ging mit mir um, als ob ich lauter Geist gewesen wäre. Anstatt mit mir zu tändeln, analysirte er mir die geheimnißvollen Schriften des Averroes. Wir sprachen ganze Tage lang von unseren Empfindungen; und ob es gleich im Grunde immer die selbigen waren, so mußten wir ihnen doch so vielerlei Wendungen zu geben, daß wir immer etwas Neues zu sagen schienen." Ohne Zweifel ist das Alles Parodie; denn in Wirklichkeit bleiben Beide keineswegs bei diesem geistigen Gedankenaustausch stehen.

Wir sehen: die Sittlichkeit der schönen Seele ist ein zusammengesetzes Gebilde, nicht einfach so oder so zu bestimmen. Rousseau selbst hat Das empfunden. Er sagt, man könne kein lebhaftes Interesse an der Neuen Heloise nehmen, sans avoir ce sixième sens, ce sens moral, dont si peu de cœurs sont doués et sans lequel nul ne saurait entendre le mien.

Dieser sechste Sinn ist eben der eigenthümliche, moralische, der sich nicht in einen Satz oder in eine Formel sperren läßt, jenes unbestimmte Etwas, das dem Empfindungleben der schönen Seele seinen charakteristischen Ausdruck verleiht und das vielleicht in der endgiltigen Definition enthalten ist: die Sittlichkeit der schönen Seele ist eine beseelte Sinnlichkeit, bestimmt durch das Schönheitgefühl.

Es sind ziemlich verschwommene Begriffe, die Verstand und Gemüth der schönen Seele charakterisiren. Gerade wegen ihrer Phantasie, ihrer regsamen Gewandtheit verschmilzt sie den einen Gedanken mit dem anderen, sei es durch Freude an der sich daraus ergebenden schönen Gestaltung, sei es durch den ihr anhaftenden spielenden Trieb oder in Anlehnung an irgend welche wirkende Einflüsse literarischer Art. Ein bezeichnendes Merkmal dieses Charakterzuges ist die Verschmelzung von Liebe und Religion.

Diese Verschmelzung wird am Stärksten durch Fräulein von Klettenberg vertreten. Sie ist innig und überzeugt in die stillen Tiefen des Pietismus versenkt und ihr persönliches Verhältniß zu Gott weist jede äußerliche Neigung ab. Auch sie erzählt aber, wo sie ihr heißes Ringen beschreibt, zu erfahren, was Glaube sei, und im Bilde plötzlich den gekreuzigten Jesus gesehen habe: „Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuz hin, an dem Jesus einst erblaßte, ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird."

Ich füge zur Charakteristik aus Herders Briefwechsel mit seiner Braut hinzu: „Sei meine Vorbitterin bei Gott, süße Liebe", oder: „Haben Sie ein Bild von Ihnen, wohlan, es fliege her und ich will ihm täglich opfern." „Ihr sanfter, halbverschlossener Marienblick", oder, indem er biblische Wendungen gebraucht: „süße Pilgerin im Thale des Kummers." Oft endet er Sätze und Perioden mit Amen oder Hosiannah, einmal sogar mit Kyrie Eleison; und Karoline, die ihn gelegentlich mit „Du Engel Gottes" anredet, schreibt, daß ihm ein ewiger, ewiger Altar in ihrem Herzen gebaut sei.

— —

Die am Meisten in die Augen fallende Erscheinung im Wesen der schönen Seele ist nach Alledem das Weiche der Empfindung, das Zerfließende und Verschwommene der Anschauung, — leicht erklärlich durch das vorherrschende Walten des Gefühles. Das Selbstbewußtsein der Renaissance hat sich in der schönen Seele erhalten, aber nicht im kraftvollen Betonen dieses Prinzipes, sondern im weichen Genießen und Schwelgen in der eigenen Persönlichkeit. Niemand wird aber ein solches Empfinden als frisch und gesund bezeichnen, im Gegentheil: man darf sagen, die schöne Seele war krank wie die ganze Zeit. Eine Krankheit braucht ja nicht immer zum Tode zu führen. Es kann im Blute eine Mattigkeit und Müdigkeit walten, die die lebendige Thatkraft lähmt und dem Beschauer als allgemeiner Leidenszustand erscheint. So ist es mit dieser Zeit, die

Herder gelegentlich als ein „spitzfindiges, zerstreutes, früh entkräftetes, mit Empfindungen und Jahren und Lebensaltern hinscherzendes Jahrhundert" bezeichnet. Wo das Gefühl überwuchert, muß eine falsche Beurtheilung der Dinge, eine falsche Auffassung des eigenen Thuns Platz greifen. Alles Gedachte ist der schönen Seele zuwider und wird von ihr den süßen Eingebungen des Gefühles nachgestellt. Eine krankhafte Ueberreizung des Nervensystemes wird dadurch hervorgebracht. Ueber grenzenlosen Wünschen und ätherischen Gefühlen beraubt man sich selbst der Freude an der Gegenwart. Aus dieser Stimmung heraus ruft St. Preux: „O Julie, que c'est un fatal présent du ciel qu' une âme sensible! Celui qui l'a reçu doit s'attendre à n'avoir que peine et douleur sur la terre."

Wo so ganz und gar die eigene Persönlichkeit den Mittelpunkt der Gefühle und Beschäftigungen bildet, wo die quälende Selbstbeobachtung die erste Stelle im Empfindungleben einnimmt, wird bei wenig energischer Anlage stets eine Störung, eine Erschlaffung in den Lebensfunktionen eintreten; die einseitige, nur auf das Subjekt beschränkte, stets in sich zurücklaufende Reflexion lähmt jedes thätige Handeln. Wo man dagegen die Persönlichkeit als drängende, gährende Kraft auffaßt, die schöpferisch gestalten will, da gelten andere Ideale. Daher ist einem Goethe in seiner Dichtung der Begriff „Schöne Seele" fremd. Daher fassen auch die Stürmer und Dränger den Begriff „Schöne Seele" in einem ganz anderen Sinn. Die schöne Seele ist ihnen eine leidenschaftliche, wie ihnen das Ideal der Dichtkunst der leidenschaftliche Mensch ist. Das, was dem Menschen des Sturmes und Dranges seine Schaffenskraft verleiht, was ihn mit spontaner Gewalt drängt, sein Herz auszuschütten, ist das geheimnißvolle δαιμόνιον, sein Genius, der in Aufruhr und Sturm zu ihm redet. In der schönen Seele dagegen, wie wir sie erkannt haben, schlummert dunkel und verborgen die Welt des eigenen Selbst, die über ihre innere Verfassung nicht hinauskommt und in verschwommenen Begriffen von reizvoller Form sich erschöpft, statt dem Leben Inhalt und Wahrheit zu verleihen.

Wie wenig stimmt dieses letzte Resultat mit dem Idealbild zusammen, das Schiller in seinem Traum einer ästhetischen Erziehung des Menschen geschaffen hat. Wohl mag sich in einem idealen Leben die schöne Seele zu einer moralischen im Sinn Schillers entwickeln; sobald sie aber auf den Boden der Wirklichkeit gesetzt wird, stürzen die rauhen Winde der Außenwelt auf sie ein und machen sie krank vom Augenblick ihres Bestehens an. Die Aeußerungen des Gefühles werden so „vollgestopfte Sentiments und Tugendsprüche, für Schneeflocken anzusehen, und weiße, stäubende Rosen."

Bei allen ihren Schwächen hat die schöne Seele doch ein ungetrübtes Glück genossen; wo sie Schmerz fühlte — und sie hat ihn reichlich gekostet —, war es ihr eine Art Wollust des Gefühles. Glücklich war sie gerade in ihrer Schwachheit. Das sprach auch Jacobi aus, als er über die Neue Heloise urtheilte: „Wer das Buch las, fühlte sein Herz schlagen. Er fühlte, wie Menschenherz ein so schwaches Ding sei, wie aber ohne dasselbe keine Wonne des Lebens wäre."

Leipzig. Walther Küchler.

Haben die Pflanzen Nerven?

„Es ist sicher, daß die vielzelligen Thiere und Pflanzen von den Protisten herkommen."

In diesem Satz hat Haeckel den Muth gehabt, zu bejahen, daß die Pflanzen von den Thieren abstammen; und da seine Beweisführung mir unwiderlegbar erscheint, zögere ich nicht, a posteriori den Satz aufzustellen, die Pflanzen besäßen Nervencentren.

Die Haut der Gastraea schließt schon ein rudimentäres Nervengewebe ein, die Zoophyten oder Thierpflanzen haben Nervenmuskelzellen und bei den Echinodermen sind Nerven- und Muskelzellen getrennt.

Man hat die Pflanzen auf Grund ihrer Unfähigkeit, sich von Ort und Stelle fortzubewegen, tiefer als die niederen Thiere stellen wollen; aber wenn in Wahrheit die Fähigkeit, den Platz zu wechseln, eine höhere Existenzstaffel bewiese, müßte man Vögel und Insekten für übermenschlich begabt halten und die Zoosporen der Alge auf eine höhere Stufe stellen als die Orchideen.

Erinnern wir uns der Ascidia, die man zu so verschiedenen Zwecken mißbraucht hat; sie fängt mit einem Nomadenleben an und ist mit einem Rückenmark begabt; des unfruchtbaren Vagabondirens müde, heftet sie sich schließlich an den Boden des Meeres, wo sie ihre Beute erwartet. Wenn Das gegeschieht, hat sie ihr Rückenmark verloren, aber nicht ihr Nervensystem; und ihre Haut hat sich in eine Art von Zellengewebe verwandelt, das der Epidermis der Pflanzen ähnlich ist.

Könnte die Ascidia uns vielleicht auf die richtige Spur führen? Ist sie vielleicht ehemals ein Wirbelthier gewesen, das, des Kampfes müde, sich zu einem Mantelthier zurückentwickelte, eine Art Wurzel trieb und die Zellenhaut der Pflanzen annahm?

Woher stammen die Pflanzen denn, da sie die Fortpflanzungart der Säugethiere bewahrt haben und deren Organe, männliche wie weibliche, zum Verwechseln nachahmen?

Ist der Seetang, dessen Epidermis Gelatine führt und dessen Zoosporen freiwillige Bewegung besitzen, den Thieren näher als die unbeweglichen Wesen, die mit Cellulose bedeckt sind? Wahrscheinlich nicht, obgleich es oft sehr schwer ist, in der Natur festzustellen, was Fortschritt und was Rückgang ist. Wenn aus der Schnecke eine Muschel wird, wie Haeckel nachgewiesen hat, so bedeutet Das zwar vom morphologischen Standpunkt aus einen Rückgang, dagegen einen nützlichen Fortschritt für die Muschel, die jetzt durch ihre hermetisch verschlossenen beiden Schalen und durch ihre relative Unbeweglichkeit viel besser geschützt ist, als es die Schnecke vorher war.

Ein Insekt, das sich auf einer Pflanze niederließe, um sein bewegliches

Leben plötzlich einzustellen, würde sich ohne Zweifel in eine Blattlaus verwandeln; es würde seine fein organisirten Fühler und die unnütz gewordenen Flügel allmählich verlieren und sein Mund würde ein Saugorgan werden, das der Pflanzenwurzel entspräche.

Wenn ein Epheuzweig, der sich um einen Baumstamm geringelt hat, anfangen würde, Adventivwurzeln zu treiben, und diese sich übten, wie Nahrungorgane zu funktioniren — was vielleicht bei Epheu, der auf Mauern mit Mörtelbewurf in die Höhe klettert, wirklich stattfindet —, so würde der Zweig sich schließlich nach und nach von der Hauptwurzel abwenden und Parasit werden.

Ich machte einmal den Versuch mit einem Epheu, der eine Fichte mit seinen Adventivwurzeln umschlang; ich schnitt ihn ab und der abgeschnittene Zweig lebte noch zweiundzwanzig Tage.

Die Cuscuta, die sich an Nesseln klammert, stellt jeden Rapport mit der Erde ein, sobald sie bei ihrem neuen Wirth Wurzel gefaßt hat, — doch zur selben Zeit vereinfacht sie sich gänzlich.

Die Mistel, die zuerst an den Bäumen hinaufkriechen mußte, ist in der Folge vollständig Parasit geworden. Ihre Blätter gleichen denjenigen der Kotyledonen und ihre Fortpflanzungart nähert sich der der Kryptogamen, da die Staubkölbchen sich in dem Mark der Blumenblätter befinden und die Keimsäcke in dem der Fruchtblätter.

Niemand denkt daran, den Pflanzen die fünf thierischen Funktionen abzusprechen, nämlich: Ernährung, Verdauung, Cirkulation, Athmung und Fortpflanzung. Die Wurzel ist der Magen der Pflanze und die Haare der Würzelchen sondern außer Kohlensäure, Essigsäure und Chlorwasserstoffsäure auch mehrere organische Säuren ab. Daß die Wurzel Chlorwasserstoffsäure ausscheidet, giebt ihr eine frappante Aehnlichkeit mit dem Magen der höheren Thiere.

Hat die Wurzel der Pflanze Absonderungdrüsen, die der Leber und der Bauchspeicheldrüse entsprechen und ohne die keine Verdauung stattfinden kann? Die Botanik antwortet: Nein.

Bei den niederen Thieren sondern die Epithelzellen der Gedärme Das ab, was wir Galle nennen würden, und bei den Insekten nehmen die Schleimkanäle die Stelle der Leber ein.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Wurzeln keine Leber haben, dagegen scheint es, daß die Wurzelhaare, die Verdauungtaschen und vielleicht auch die Haube die Fähigkeit der Verdauung besitzen, und zwar bis zu dem Grade, daß sie selbst Steine verdauen können.

Kurz: das äußere Kleid der Wurzel, das immer drüsig ist, sondert ab und saugt ein wie ein Darm und führt den zur Hälfte zubereiteten Stoff in den centralen Cylinder, in dem das Aufsteigen beginnt und den man ein Milchsaftgefäß nennen könnte.

Dieses Gefäß geht in den Wurzelhals aus — bei den Dikotyledonen in die Peripherie des Stammes — und führt, wie die Adern, den Nahrungsaft in die Lungen oder Blätter über, wo Das stattfindet, was man Oxydation nennt. Wenigstens will ich annehmen, daß der Prozeß in den Blätterlungen eine Oxydation ist, obgleich er eben so gut eine Verdampfung genannt werden könnte, eine Absonderung von Kohlensäure, Wasser, Ammoniak und Stickstoff ...

So weit sind alle Botaniker einig; aber hier trennen sich ihre Wege. Die Einen glauben, daß der in den Blättern oxydirte Nahrungsaft durch die Pflanze zu den speziellen Gefäßen hinabsteige, Andere, wie Sachs und van Tieghem, sind entgegengesetzter Ansicht.

Da die Cirkulation bis hierher vollkommen der Blutcirkulation bei den höheren Thieren gleicht, liegt es sehr nah, auch bei den Pflanzen nach Arterien zu suchen, die die Säfte durch den ganzen Organismus verbreiten.

Daß dieser Punkt bisher aber nicht aufgeklärt werden konnte, kommt daher, daß die Ernährung vielleicht nur periodisch stattfindet. Die Obstbäume haben zwei Saftstöße: den einen im Frühling und den zweiten gegen Ende des Sommers. Und der Winterschlaf der Pflanzen, die ihre Blätter abwerfen, könnte sehr wohl nur eine Periode der Ausarbeitung der Säfte sein.

Alles Das ist wissenschaftlich noch so wenig aufgeklärt, daß man genöthigt ist, bei Landwirthen, Gärtnern und Apothekern in die Lehre zu gehen, um einigermaßen eine Vorstellung davon zu bekommen, wie die Natur arbeitet.

Man nimmt heute an, die Cirkulation sei bei den Pflanzen nicht durch ein Herz geregelt, sondern durch mechanische Kräfte: als ob nicht auch das Herz mechanisch wie eine Pumpe thätig wäre! Vor fünfzig Jahren glaubte man, daß gewisse Zellen oder Gefäße Systole- und Diastolebewegung besäßen*), heute leugnet man Das.

Ein wenig bekannter Autor erwähnt im Vorübergehen, der Wind spiele eine besondere Rolle in dem Leben der Pflanzen.

Ich kann darauf hier nicht näher eingehen, verweise aber auf die beiden Saftstöße, die ich eben erwähnte, und ihr merkwürdiges zeitliches Zusammentreffen mit den Aequinoktialstürmen des Frühlings und Herbstes.

Was endlich die Fortzeugung der Pflanzen betrifft, so kann sie nicht nur derjenigen der höheren Thiere verglichen, sondern in gewissen Sinne sogar als identisch damit betrachtet werden.

Wenn man dann aber fragt, wie es möglich sei, daß so verschiedene Funktionen, von denen jede ihr eigenes Organ hat, ohne verschiedene Energiecentren oder Innervationorgane thätig sein könnten, läßt uns die Botanik ohne Antwort. Sie bleibt dabei: die Pflanzen haben keine Nerven und ihre Energie befindet sich überall im Protoplosma. Das trifft jedoch in Wirklichkeit nur bei den

*) Siehe „La Botanique“ von De Candolle.

einzelligen Zoophyten zu. Schon die Gastrula hat unter der Haut ein Nervengewebe und die Hydra hat sensorische Nerven, die den Eindruck empfangen, und motorische Nerven, die die Handlung ausführen.

Wenn wir den Pflanzen das Bewußtsein und die Sinne verweigern, so streichen wir das Gehirn; verweigern wir ihnen die freiwillige Bewegung, so streichen wir das kleine Gehirn und eine gewisse Partie des Rückenmarkes. Aber da wir ihnen weder organisirte Ernährung, Verdauung, Cirkulation noch Respiration verweigern können, müssen wir ihuen eine Partie des verlängerten Rückenmarkes, eine Partie des Rückenmarkes und den Plexus solaris, das sympathische Nervensystem, zugestehen.

Darwin wollte bekanntlich der Haube, die die Spitze der Wurzel schützt, gewisse Fähigkeiten zusprechen, ja, er redet bei dieser Gelegenheit direkt von einem Gehirn. Dieses kleine, zart gebaute Organ schien ihm wählen, fühlen und unterscheiden zu können. Er hielt es selbst einer freiwilligen, bewußten Bewegung für fähig. Ich weiß nicht, ob er Recht hat, aber ich empfehle Folgendes der Beachtung des Botaniker:

Ich hatte lange Zeit mit dem Mikroskop nach den Nerven der Pflanzen gesucht und fragte schließlich, um die Entdeckung der dem nackten Auge unsichtbaren Fasern zu erleichtern, einen Nervenphysiologen, unter welchen krankhaften Phänomenen die Nerven der Thiere hypertrophisch werden oder sich sonst anormal entwickeln. Seine Antwort gab mir Veranlassung zu einem Experiment. Ich setzte eine Hyazinthenzwiebel so in eine Vase, daß die Wurzeln die Oberfläche des Wassers nicht erreichen konnten, und zwar, um ihre Aktivität zu vermehren; denn sie suchen das Wasser mit Gier. Mit dem Wasser, in das ich Stärke und Zucker gethan hatte, besprengte ich häufig die Wurzeln. Die stärksten Wurzeln trieben nun ganz gerade gegen das Wasser, ohne das Licht zu fliehen; sobald sie aber das Wasser erreichten, senkte ich das Niveau, so daß die Wurzeln, in ihren Hoffnungen getäuscht, gezwungen waren, ihre Anstrengungen fortzusetzen ... Als ich darauf die Haube öffnete und sie mit osmiger Säure behandelte, zeigte sie in Schwarz unter dem Mikroskop Nervenelemente, die vollständig identisch mit dem sympathischen Nervensystem der Säugethiere waren. Die osmige Säure ist, wie man weiß, das Reagens der Nervengewebe der Thiere.*)

Eines Tages legte ich Pflanzengewebe einem Mediziner vor, der in der Frage der Gewebe und überhaupt der Nerven sehr bewandert, aber nur wenig beschlagen in der Botanik war. Er war überrascht, zu finden, daß die Pflanzenzellen sich ganz wie die Thierzellen durch die Karyokinesis vervielfältigten. Er erstaunte, diesem Reichthum von Gewebetypen bei Organismen zu begegnen, die

*) Wer den Versuch wiederholen will, kann, wenn er nicht Histologe ist, die Figur 97 der Histologie von Klein, die ein Bündel des Sympathikus eines Kaninchens darstellt, mit seinem Präparat der Hyazinthenhaube vergleichen.

auf der Skala so tief stehen und von denen er gelesen hatte, daß sie unter dem Mikroskop nur eine ermüdende Einförmigkeit zeigten. Als ich ihm aber die Linienfasern der Fichte mit ihren alveolaren Punktationen zeigte, konstatirte er deren Identität mit den Herzmuskeln der Säugethiere. Er verglich das Sklerenchym der Wallnußschale mit dem Laminagewebe des Knochens. Die Pflanzengefäße mit Valven entsprechen den Adern und Lymphgefäßen. Auch Muskelfasern fehlten nicht; und er zweifelte keineswegs an dem Vorhandensein von Luftröhren oder geringelten und spiralförmigen Gefäßen, — besonders solchen, die bei den Insekten in den Magen münden. Als ich ihm schließlich die Siebröhren zeigte, bestätigte er meine alte Behauptung, daß sie den Myelinnerven der Wirbelthiere zum Verwechseln ähnlich seien. Und doch, selbst als ich ihm mittheilte, daß diese geheimnißvollen und umstrittenen Pflanzengefäße von mir durch Chlorgold violett und durch Osmium schwarz gefärbt worden seien — wie die Elemente der Thiernerven —, wagte er nicht zu glauben, daß die Pflanzen Nerven hätten. Ich berief mich auf einen berühmten Botaniker, der beobachtet hatte, wie die Röhren Schlangenbewegungen machten, wenn man die Blätter der Mimose reizte. Ich versicherte ihn, eine Autorität wie Sachs habe geleugnet, daß diese Röhren die präparirten Säfte in die Blätter überführen, so daß sie weder eine Aorta noch andere Arterien sein können. Ich erklärte ihm, daß sie Albuminate und Fette führen und daß man selbst Fibrin angetroffen hätte. Alles vergeblich! Die Pflanzen hatten für ihn keine Nerven, denn ... sie durften keine haben!

Um noch mehr Licht in diese Sache zu bringen, möchte ich die Zoologen bitten, sich einen Augenblick mit der Pflanzenphysiologie zu beschäftigen und diese Siebröhren zu prüfen, die den Myelinnerven gleichen; nicht nur durch die Konstruktion der Röhre mit der in einer Scheide laufenden Faser, sondern eben so darin, daß sie einen schließenden Ring, eine Annexzelle und eine motorische Platte besitzen, die bei der Pflanze Sieb genannt wird.

Diese Siebröhren — so behauptet man — überführen Albuminate und dienen nur dazu, den herabsteigenden Saft zu verbreiten. Das ist aber nicht wahr, da jede Zelle — und besonders der Kern — Albuminkörper und Fette enthält. Und selbst der steigende Saft enthält Albumin, wie man im Frühling feststellen kann, wenn man den Weinstock vor der Blätterbildung anschneidet oder eine Birke zur Ader läßt.

Die kletternden und kriechenden Pflanzen haben die größten Siebröhren. Kommt Das daher, daß der Anfang einer unabhängigen Bewegung Motoren erfordert? Und sind also diese Röhren mit ihren Fasern degenerirtes Rückenmark?

Es giebt auf dem Grunde des Auges eine Siebplatte, durch die mitten hindurch der Sehnerv geht. Die äußere Schicht enthält eine Siebsubstanz und eine große Anzahl ovaler Kerne.

Das Gehirn enthält unter Anderem eine Substanz, die Inosit genannt

wird, $C^6 H^{12} O^6$. Man findet sie bei gewissen Pflanzen wieder, besonders bei den kletternden.

Man hat genkint, die Pflanzen wären im Allgemeinen unempfindlich, bis auf einige frappante Ausnahmen, wie die Mimose. In Wirklichkeit sind die Pflanzen träg, doch sehr empfindlich; nur ist eine große Geduld nöthig, um ihre Bewegungen zu sehen. Berühmt ist der Versuch, den Claude Bernard mit der Mimose machte, die er chloroformirte und dadurch in Starrkrampf versetzte. Wie man weiß, wirkt Chloroform zuerst auf die graue Gehirnsubstanz — das Bewußtsein erlischt —, dann auf die sensoriellen Nerven: der ganze vegetative Apparat fährt fort, zu funktioniren. Man urtheile danach, ob die Mimose nicht doch andere als rein vegetative Funktionen besitzt. Den Leuten, die die Pflanzen mit Haaren, Nägeln und Federn zu vergleichen lieben, die wachsen, ohne zu fühlen, würde ich rathen, Haare zu chloroformiren und zuzusehen, ob sie dann irgend welche Analogie mit Pflanzen zeigen, — ganz abgesehen von der enormen Differenz, daß das Haar sich nicht fortpflanzt.

Es ist schwer, zu entscheiden, ob die Nerven der Pflanzen Ganglientendenzen besitzen, aber unwahrscheinlich ist es nicht. Ich kann Thatsachen berichten, die Solches wenigstens andeuten.

Der Sauerklee zeigt, wie man weiß, im Stielgrund ein Motororgan der Blattbewegung. Ich habe es bei einem überwinterten Exemplar gefunden, das ich mit Sodiumhyposulfat behandelt hatte. Meine Notizen ergeben unter Anderem: Sauerklee in Wasser gesetzt, das Salzsäure enthielt, schloß seine Blätter nicht wieder, wenn man ihn am Tage in einen dunklen Schrank einschloß; in Wasser ohne die Säure geschah es stets. Als ich mit Hilfe einer Linse die Hauptrippe eines Blattes verbrannte, war das Blatt paralysirt. An jeder anderen Stelle verletzt, schlossen sich die Blätter wieder.

Eine der empfindlichsten Pflanzen ist sicher die gelbe, wilde Balsamine, Impatiens noli tangere. Beim ersten Mal, wo ich dazu kam, eine reife Kapsel zu berühren, und sie mir aus den Fingern sprang wie ein Insekt, ihre Körner ringsum verschüttend, glaubte ich, mit einem lebenden Wesen zu thun zu haben, das sich durch die Flucht retten wollte. Wie weise eingerichtet, sagte ich mir, daß diese Pflanze, die im Schatten der Bäume wächst, ihre Samenkörner der Sonne hinwerfen kann. Ein älterer Freund erklärte mir, im Inneren sei ein Mechanismus vorhanden, der dieses Manöver ausführe; er wollte aber an keinen Mechaniker glauben. Seitdem habe ich den Mechanismus der Sprungfeder näher untersucht: er ist bemerkenswerth gut gearbeitet. Aber die Balsamine versteht sich noch auf andere Kunststücke. Unter den Bäumen von Parkanlagen und Wäldern lebend, streckt sie während des Tages ihre goldgelben Blüthen gegen das Licht der Sonne aus und zieht sie für die Nacht unter die Blätter zurück. Da das Blatt vom Knoten des

gegliederten Stieles ausgeht, argwöhnte ich ein Energiecentrum im Innern des Knotens und machte folgenden Versuch: Ich schnitt von zwei verschiedenen Füßen von Impatiens Stiele ab. Den einen verwundete ich im Knoten, den anderen im Zwischenglied und stellte dann beide in Wasser. Der im Knoten verwundete Stiel starb am Ende von zehn Minuten, der im Zwischenglied verwundete fuhr fort, zu leben.

Darauf hat man mir unüberlegter Weise die Einwendung gemacht, der in der Artikulation verwundete Stiel verliere seine Anschwellung durch den Verlust von Wasser und Luft. Das hat aber keinen Sinn, denn er könnte dann nicht weiter verwelken als bis zum oberen Knoten.

Uebrigens weiß jeder Gärtner, daß man einen Steckling nicht im Knoten abschneiden darf, wenn er auch nicht sagen kann, warum.*)

Um die Sache zu kontroliren, das Wasser herauszutreiben und die Luft eindringen zu lassen, richtete ich die Flamme des Löthrohres a) auf den Knoten einer Impatiens, — und der Stiel sank sofort zusammen; b) auf das Zwischenglied, — und der Stiel hielt sich aufrecht. Uebrigens wird die Mimose unter der Luftpumpe steif. Sachs ist der Ansicht, Das komme von dem Mangel an Sauerstoff.

Ich setze ein Innervationcentrum in den Knoten voraus; und ein moderner Autor hat, ohne es zu wollen, meiner Voraussetzung Stützen gegeben, — allerdings nur schwache.

Adolphe Prunet hat in seiner Dissertation über die Glieder und Zwischenglieder bei den Dikotyledonen (Paris 1891) unter Anderem bemerkt, die Glieder seien reicher an Fetten und an Albuminoiden als die Zwischenglieder; die Substanz sehe man als die Grundsubstanz der Nerven an.

Wenn ich hinzufüge, daß das berühmte Reagens von Golgi, Bichromat von Pottasche und Azotat von Silber, mir Nervenreaktionen auf die Pflanzenknoten, die ich studirte, ergab, scheint es mir der Mühe werth zu sein, daß man sich mit der Frage näher befasse.

Der Hauptgrund dafür, daß man die Nerven der Pflanzen bisher weder gesucht noch gefunden hat, ist ohne Zweifel, daß man weder zweipolige noch vielpolige Ganglien angetroffen hat, die als entscheidende Zeichen der Nervenelemente gelten. Nun findet man aber diese Ganglienzellen, die denen der höheren Thiere gleichen, im Chlorophyll der Algen. Und wenn man das Diagramm der Strychnosfrucht prüft, so sieht man, daß jeder Zellenkern durch Nervenfasern mit dem anderen verbunden ist.

Wenn man dann weiter nach Elementen sucht, die den Nerven und den

---

*) Das Selbe gilt vom Wurzelhals der Pflanze, den man nicht verletzen kann, ohne daß die Pflanze stirbt, was die Gärtner sehr wohl beachten.

Ganglien der Krustazeen, der Gastropoden und der Insekten ähnlich sind, so kann man sie an vielen Stellen finden. Ich nenne nur die Haube, den Hals der Wurzel, die Falten der Blätter, die Knoten des Stieles, den Fruchtboden der Blüthe, die Epidermis, speziell die Haare, die man mit Recht das Riechorgan der Pflanze nennen kann und die wie die Haare des Krebses konstruirt sind.

Was noch einmal die Siebröhren betrifft, so habe ich neuerdings erfahren, daß ähnliche sich bei der Krustazee Palaemon wiederfinden.

Ich empfehle Allen, die die Nerven der Pflanzen studiren wollen, die Dissertation von B. de Nabias über die Nervencentren der Gastropoden und die von Alfred Binet über die Nervencentren der Insekten. Die wunderbaren Abbildungen in beiden Werken sind sehr geeignet, diesen dunklen Gegenstand zu erhellen. Haeckel fand, daß die Ganglien des Krebses Zellen enthielten, die den Ganglien des großen Sympathikus der Wirbelthiere glichen. Er erklärte daraus, daß die Nervenröhren eine klebrige, durchsichtige Substanz enthalten und daß die Zellen mit den Nervenröhren in Verbindung stehen. Nabias giebt zu, daß, wenn man zwar die Pflanzenzelle nicht in den Details des Protoplasmas mit der Thierzelle vergleichen könne, doch im Ganzen eine Analogie bestehe, da sie die selben chemischen und physikalischen Reaktionen ergäben. Und an anderer Stelle: die vergleichende Histologie zeige, daß die Dimensionen des Nervenelementes sich in dem Maße verminderten, wie man in der Thierskala aufstiege.

Wenn es also eine Skala giebt, wohin gehören dann die Pflanzen? Wohin?

August Strindberg.

Wahrheit und Liebe.

Hast Du den Willen, recht zu lieben,
Laß Dich durch Wahrheit nicht betrüben;
Hast Du die Absicht, brav zu hassen,
Magst Du die Wahrheit fühlen lassen.

* * *

Es preist als sein Höchstes der Muth
Die Liebe zur Wahrheit,
Die Liebe als ihr höchstes Gut
Den Muth zur Wahrheit.

* * *

Dankbarkeit schuldest Du Dem,
Der aus Liebe die Wahrheit Dir sagte;
Dankbarer zeige Dich Dem,
Der sie aus Liebe verschwieg.

Rudolf Heyne.

Selbstanzeigen.

L'Ennemie des Rêves. Paris, Paul Ollendorff.

Ce roman expose la psychologie du jeune écrivain moderne, compliqué et fatigué par l'abus de la philosophie et des songes, mis en présence d'une femme vraiment intelligente et énergique, dans la vie d'intimité. L'artiste craint en la femme l'éternelle ennemie des rêves, et se défend contre le prestige moral qu'il sent chez elle. Tout le but du livre est de montrer que les rêves, si vantés, sont au fond des éléments stériles et démoralisants qui affaiblissent l'artiste et ne l'aident pas à créer; que la femme peut aider adorablement l'écrivain en représentant près de lui la vraie vie active, en bannissant les rêves malsains; et que les rêves ne sont que les névroses de l'artiste, parce que la contemplation profonde et sincère des beautés et des tristesses de la vie est plus féconde que toutes les illusions. Après une lutte d'âmes très-poignante, les deux personnages du roman s'accordent sur ces idées et se réconcilient.

Paris. Camille Mauclair.

Ludwig Jacobowski. Werk, Entwickelung und Verhältniß zur Moderne. Berlin. S. Calvary & Co. 1900. Br. 63 S. 1 Mark.

Kaum gab es eine Zeit, die wie die unsrige ihre eigene Schönheit und Niedrigkeit als eine Blüthe ihres ganzen Lebens empfand und sich gleich jenem Narcissus in ihr eigenes Bild verliebte. Man könnte vielleicht die Renaissance nennen, die ihren Aretino und Dolce dennoch nicht mit Dem in Verbindung bringen könnte, was wir heute erleben. Ich habe über Jacobowski Das gesagt, was mir recht schien, zu sagen, und ich glaubte, es werde eine gewisse Bewunderung den Erscheinungen unserer Zeit gegenüber von jenen Geistern nicht mißverstanden werden, die gleich dem Autor den ehrwürdigen Spuren des Lebens liebend nachzugehen bestrebt sind. An diese Stelle darf ich das Wort setzen, das der Bewunderer der maëstra delle cose, Leon Battista Alberti, an Johann Andreas, den Bischof von Alezia, bei Uebersendung seines Buches De statua richtete: Praeterea quae scribimus, ea nos non nobis sed humanitati scribimus, cui tu, et ductor meus et coadjutor, si quid attuleris, facies, quod te deceat. Vale.

Köln am Rhein. Otto Reuter.

Baudelaire und Verlaine. Gedichte. Mit Buchschmuck von Edmund May. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock) 1900. 8⁰. XVI und 112 S.

Die Verse des „pauvre Lélian“, deren schlichte Stimmungsgewalt unerreicht geblieben ist, bedürfen elf Jahre nach Lemaîtres beredter Fürsprache keiner Rechtfertigung. Von Baudelaire genügt es, zu sagen, daß ihm seit 1860 die „Dekadenten“ kaum eine neue seelische Nuance hinzugefügt haben. Vielleicht erinnern sich unsere anspruchsvolleren Modernen in Berlin, München und Wien doch einmal daran, wie viel sie den Franzosen danken und daß ihr unsteter und

geräuschvoller Snobismus im Grunde nur von verleugneten Erinnerungen lebt, ohne daß sie eine starke neue Welt zeugen können.

Paul Wiegler.

Das Keltenthum in der europäischen Blutmischung. Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig. Preis: 4 Mark.

Der Verfasser hat versucht, die sich kreuzenden Richtungen und Bestrebungen des modernen Lebens in Kunst, Religion, Politik und Wirthschaft auf die verschiedenartigen Rassenelemente zurückzuführen, die der europäischen Blutmischung zu Grunde liegen und trotz aller Kulturverkleidungen immer und überall wieder durchschlagen. Das Unternehmen ist auf mehrere Bände berechnet; das vorliegende Werk ist der zweite Band. Kein Volk hat jemals allein eine Kultur erzeugt. Selbst die Griechen sind erst durch Vermischung mit fremdem Volksthum, durch die phönizische Blutbeimischnng, kulturfähig geworden. Die gesammte moderne europäische Kultur ist aus einer Mischung von germanischem und keltoromanischem Blut erwachsen; ich verfolge daher an der Hand der geschichtlichen Entwickelung den Antheil, den die keltische Rasse an der Entwickelung von Mittel- und Westeuropa gehabt hat, und die verschiedenen Grade dieser Blutmischung nebst den entsprechenden wechselnden Kulturformen in Frankreich, England, Deutschland, Oesterreich, in der Schweiz, Italien, Spanien und in den Niederlanden. Meine Untersuchungen erstrecken sich auf das historische, literargeschichtliche und künstlerische Gebiet. Der dem Buch gegebene Untertitel „Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte" findet dadurch seine Rechtfertigung, daß die Entwickelung der europäischen Kulturvölker auf das Widerspiel und die Kreuzung der verschiedenartigen Rasseninstinkte zurückgeführt wird.

Heinrich Driesmans.

Lebende Bilder aus dem Reich der Thiere. Augenblicksaufnahmen nach dem lebenden Thierbestande des Berliner Zoologischen Gartens. Werner-Verlag, G. m. b. H. Berlin. Sechzehn Lieferungen à 50 Pfennige, in Prachtband gebunden: 10 Mark.

Ich habe mir mit unserem Werke keine geringere Aufgabe gesetzt als die, der Thierwelt, der mein eigenes Leben und Streben gehört, neue Freunde zu gewinnen und so eine Quelle idealer Interessen und reinen Genusses allen Denen zu erschließen, die das städtische Kulturleben mit seinem Hasten und Treiben der Natur entfremdet hat. Aber auch Denen soll Etwas geboten werden, die schon zur Gemeinde der Thierfreunde gehören, Brehms Thierleben oder das naumannsche „Thierreich" wirklich im Geist, nicht blos im Bücherschrank besitzen. Dieser Absicht entsprechend habe ich von vorn herein die Auswahl der Bilder getroffen: neben den „berühmten Größen" der Thierwelt, die nicht fehlen durften, sind mit Absicht solche Arten bevorzugt, die man nicht überall abgebildet findet, und unsere zwanglos zusammengestellten „Lebenden Bilder" sind so eine hoffentlich nicht unwillkommene Ergänzung zu den verbreiteten systematischen Werken über Thierkunde. Gerade in dieser Beziehung hilft der reiche Thierbestand des berliner Gartens,

wie kein anderer, etwas Außerordentliches zu leisten, und so enthält das Werk von Dutzenden hochinteressanter Thiere die erste authentische — weil nach dem Leben photographirte — Darstellung, ja, von einer ganzen Anzahl Seltenheiten überhaupt die erste zuverlässige Abbildung. Und deshalb glauben wir schließlich — Das macht unseren größten Stolz aus —, selbst bei den offiziellen Vertretern der strengen Wissenschaft auf Beachtung und Anerkennung rechnen zu dürfen. Blätter wie der persische und Mandschurenleopard, der deutschostafrikanische und der vorderindische Leopard möchte ich aus voller Ueberzeugung nicht nur für Thierbilder halten, die an Schärfe und Lebenswahrheit nichts zu wünschen übrig lassen, sondern auch für zuverlässige wissenschaftliche Urkunden, die dem Systematiker für sein vergleichendes Studium und seine wissenschaftlichen Forschungen eine Unterlage bieten. Das Selbe gilt für den deutschostafrikanischen Löwen, den ostsibirischen und persischen Tiger, die drei prächtigen Wildrinder Südasiens, Banteng, Gaur und Gayal, den Elbe-Biber, der bald von der Erde ganz verschwunden sein wird, den südarabischen Wolfsschakal und den mexikanischen Prairiewolf, die Fossa oder Marderkatze von Madagaskar, den isländischen Jagdfalken, den branickischen und den Riesen-Seeadler, den Einlappkasuar aus Deutsch-Neu-Guinea, den Massaistrauß aus Deutschostafrika, den Weißnackenkranich, den Baßtölpel, den Nashorn-Pelikan, das Gabelschwanzhuhn und viele andere seltene und merkwürdige Thiere mehr.

Dr. L. Heck,
Direktor des Berliner Zoologischen Gartens.

P. J. Proudhon. Leben und Werke. Stuttgart 1899. Fr. Frommanns Verlag (F. Hauff). 240 Seiten. Preis: 2,80 Mark, gebunden: 3,60 Mark.

Von allen Sozialschriftstellern des Jahrhunderts hat wohl Proudhon die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren. Ich habe versucht, die großartige Einheit, die ihn als Menschen, Gelehrten und Denker auszeichnet, zu charakterisiren. Wenn nebenbei die Einsicht gewonnen wird, daß er unter den sozialistischen Autoren noch heute der aktuellste sei, so wird mir der Leser dafür dankbar sein. Auch die literarische Bedeutung des Mannes kommt, wie ich hoffe, zu ihrem Recht. Ich darf hier die Worte aus einer meiner früheren Publikationen wiederholen: „Proudhon gehört anerkanntermaßen unter die hervorragendsten Schriftsteller seines Vaterlandes. Als Stilist ist er unbedingt allerersten Ranges. Die lichte Klarheit des Satzes, die Schärfe und Bestimmtheit des Wortes, die knappe, jedem Prunk abholde Diktion und den geschmeidigen Wohllaut der Periode mögen Andere mit ihm gemein haben. Sein Vaterland ist reich an Meistern dieser Art. In der Kraft des Stiles aber, in dessen männlicher Energie und in der Komprimirung des Gedankens steht er wohl unerreicht da. Erwägt man noch, daß ihm jene echt gallische Ironie, die Freude an der Antithese und der lachende Widerspruch im höchsten Grade eigen sind und daß diese Verbindung von Geschmeidigkeit und Kraft, von Ernst und Humor, von sittlicher, fast asketischer Strenge und heiterer Ruhe dem Stil ein eigenthümlich charakteristisches Gepräge geben, so versteht man leicht, daß seine Werke, zumal an den Nichtfranzosen, keine ganz gewöhnlichen Anforderungen stellen. Ihn zu übersetzen, ist fast unmöglich."

Crailsheim. Dr. Arthur Mülberger.

Bruder Jonathan.

Bruder Jonathan hat Glück. Der Stand der Finanzen ist glänzend; und wo die Zahl spricht, muß der Zweifel schweigen. Aber Geld macht auch übermüthig. An gewisse kleinliche Praktiken sind die europäischen Industriestaaten, die um das weite Absatzgebiet werben, längst gewöhnt und Reklamationen nützen nicht viel, wenn man drüben das Heft in Händen zu haben glaubt. So protestirt jetzt Herr von Holleben bei dem Staatssekretär Hay vergeblich gegen die Art, wie die Zollbestimmungen auf die aus Deutschland eingeführten Waaren angewandt werden. Die amerikanischen Konsularbeamten in Europa benutzen die für die Beglaubigung der Ursprungszeugnisse vorgeschriebene Form, um ihrem Heimathland werthvolle Informationen zum Schaden des deutschen Handels zu verschaffen, und die amerikanischen Zolltaxatoren setzen sich ganz nach Belieben über die Beweiskraft dieser Ursprungszeugnisse hinweg, um ihre Entscheidungen auf angebliche Thatsachen zu basiren, von denen die Exporteure nichts wissen. Die Diplomatie der Vereinigten Staaten verschanzt sich hinter eine willkürliche Auslegung des Gesetzes vom Jahre 1890, obgleich sie nicht leugnet, daß das beanstandete Verfahren in hohem Maße geeignet ist, unsere Industrie zu schädigen. Daß sie nicht offen bekennt, wie sehr die dehnbaren Bestimmungen des Gesetzes von vorn herein gerade darauf abzielten, spricht mehr für die übliche internationale Heuchelei als für den guten Willen, die Uebelstände abzustellen. Der Unionkonsul ist entweder Kaufmann gewesen oder will es nach Beendigung seiner gewöhnlich nur kurzen Dienstzeit werden; und so kommt ihm die Kentniß ausländischer Fabrikationgeheimnisse sehr zu Statten. Europa mag sich nach besten Kräften wehren, sonst wird das wirthschaftliche Uebergewicht der Vereinigten Staaten sich überraschend schnell geltend machen.

Eine besonders gewissenhafte Beobachtung der Verträge war nie die starke Seite der Union; und der Schatzsekretär Gage übt sich, wie es scheint, mit besonderer Vorliebe darin, durch Drehungen und Wendungen gewagtester Art aus Schwarz Weiß zu machen. Um die Erfüllung eines Versprechens freilich, das Mac Kinley vor drei Jahren seinen Wählern gab, wird auch er sich nicht herumdrücken können, nämlich um die Einführung der Goldwährung, — um so weniger, als die Amtsperiode des Präsidenten sich ihrem Ende nähert. Mac Kinley kann freilich darauf hinweisen, daß die bestehenden Währungverhältnisse den wirthschaftlichen Aufschwung des Landes nicht gehindert haben. Wie aber — so argumentiren die Goldwährungpolitiker — würde die natürliche Spannkraft des Landes erst gewirkt haben, wenn sie durch gesunde Währungverhältnisse unterstützt worden wäre! Inzwischen können Senat und Repräsentantenhaus sich noch nicht einigen. Wenn — getreu den clevelandischen Traditionen — Banken auch in kleineren Orten errichtet werden sollen, so müßte das Bankgesetz geändert werden; und Das empfiehlt sich aus dem Gesichtspunkt einer besseren Vertheilung des produktiven Kapitals. Heute konzentrirt sich die amerikanische Finanzkraft fast ganz auf New-York und Philadelphia; erst in weitem Abstand folgen Chicago, St. Louis, Cincinnati und Washington; alle anderen Städte kommen für Millionenunternehmungen kaum noch in Betracht. Obgleich der Clearingverkehr sich auf neunzig Milliarden Dollars jährlich beläuft, häufen sich doch die Geschäfte in den wenigen Verkehrscentren übermäßig an, während weite und volkreiche Theile des Landes voll-

ständig abseits liegen bleiben. Der günstige Kursstand der als Unterlage für die Staatsbanknoten dienenden Effekten hat den Banknotenverkehr selbst nicht gefördert; die theuren Preise dieser Obligationen ließen kein rechtes Kaufinteresse aufkommen und so mußte man schließlich gerade zur Zeit des dringendsten Bedürfnisses den Notenumlauf einschränken. Jetzt wird von vielen Seiten gefordert, man möge, unter Ermäßigung der Notensteuer, das Notenausgaberecht der Privatbanken erweitern und dadurch auch kleineren Instituten die Existenz ermöglichen. Daß der Staatsschatz selbst in der Zeit stärkster Inanspruchnahme im Dezember 1899 immer noch über Goldreserven in der Höhe von 234 Millionen Dollars verfügte, ist ein Umstand, der den Anhängern der Goldwährung sehr nützlich ist. Wahrscheinlich werden sich Senat und Repräsentantenhaus schließlich einigen und dann wird der Golddollar in seinem jetzigen Feingehalt die Grundlage der neuen Währung werden. Staatsnoten werden nur noch gegen Gold einlösbar und zu verausgaben sein und für die gesetzliche Notenbedeckung der Nationalbanken wird voraussichtlich der bisherige Satz von neunzig Prozent des Nennwerthes der hinterlegten Staatsobligationen in Geltung blieben. Ein wichtiger Streitpunkt ist, ob die Goldreserve ausschließlich zur Einlösung von Staatsnoten verwendet und ein- für allemal auf 150 Millionen Dollars festgesetzt oder ob sie im Verhältniß zu den jeweilig in Umlauf befindlichen Staats- und Schatznoten bemessen werden soll. Dann wird auch noch zu entscheiden sein, ob ferner verzinsliche Obligationen, um die Reserve auf ihrer jetzigen Höhe zu erhalten, ausgegeben werden oder ob diese Sicherheitmaßregel erst eintreten soll, wenn die Reserve unter einen Mindestbetrag — etwa 100 Millionen Dollars — hinabsinkt. Die im Umlauf befindlichen etwa 400 Millionen Dollars Silberzertifikate könnten nur dann im Verkehr bleiben und weiter in Silber eingelöst werden, wenn sie sich auf dem Niveau des Goldwerthes halten. Nach Alledem ist aber doch bei Freunden und Gegnern der Goldwährung viel Selbstverleugnung nöthig, wenn die Währungreform noch vor der Präsidentschaftwahl eingeführt werden soll.

Der Kampf der amerikanischen Trusts zeitigt nicht selten Phasen, in denen selbst Hundertmillionensummen verloren gehen; aber wenn der Kampf zu Ende ist, reichen die Gegner einander die Hände, um gemeinsam neue Konkurrenten abzuwehren. Welche Macht diese Trusts haben, weiß, dank der Herrschaft der Standard-Oil-Company, nachgerade jeder Petroleumkonsument. Allein schon die im Jahre 1899 neu gegründeten Vereinigungen besitzen ein Kapital von mehr als 5 Milliarden Dollars. An der Spitze stehen die Gesellschaften der Eisen- und Stahlbranche mit 900 Millionen Dollars, darunter die Federal Steel-Company mit 200 Millionen. Die Automobil- und Fahrradgründungen haben im letzten Jahr etwa 700 Millionen Dollars Kapital in Anspruch genommen, dürften aber bei den schlechten Geschäftsresultaten kaum weitere Nachfolge finden. Um so üppiger gedeihen die Genußmitteltrusts. Whisky- und Tabak-Gründungen von 100 Millionen Dollars waren nicht selten. Erst die Schwierigkeiten des Geldmarktes geboten Einhalt. Mit der Trustbildung geht die Begründung von Trustcompagnien Hand in Hand, deren Daseinszweck lediglich in der Vorbereitung von Trustgründungen besteht. Dadurch wird zwar die Herstellung von Verbindungen gewerblichen Charakters erleichtert, was ein Vortheil ist, schließlich aber auch alle Macht in die Hände der Verwaltungen gelegt, ohne daß die Aktionäre auch nur den gering-

sten Einfluß auf die Geschäftsführung behielten. Und Das ist ein Nachtheil. Daß die Konkurrenzrücksichten erforderten, außer den Direktoren und Vorsitzenden der Aufsichträthe keinen Menschen Einblick in die Betriebsverhältnisse nehmen zu lassen, ist eine oft gehörte, aber werthlose Redensart. Mit diesem Nachtheil hängen die Ueberraschungen bei der Dividendenvertheilung zusammen, die gerade bei den größten Unternehmungen an der Tagesordnung sind. So vertheilte die American Sugar-Refining-Company zuletzt zwölf Prozent. Dann schien es, als habe sie den Kampf gegen die anderen großen amerikanischen Raffineure aufgegeben: sie wurde entgegenkommender und erhöhte sogar ihre Preise, nachdem sie früher, um die Konkurrenz zu unterbieten, Monate lang an lächerlich niedrigen Preisen festgehalten hatte. Nun harrt der Aktionäre dieses Zuckertrusts aber eine unangenehme Ueberraschung: sie werden sich mit einem äußerst geringen Gewinn begnügen müssen, wenn sie nicht überhaupt leer ausgehen.

Zu einem eigenthümlichen Vorkommniß hat die Rivalität zwischen den großen new-yorker Versicherungsgesellschaften Equitable und New-York Life-Insurance-Company geführt: das gesammte new-yorker Personal der einen Gesellschaft ist in das Lager des Konkurrenzunternehmens übergegangen. Als nämlich die Equitable ihren Agenten die Provisionen kürzen wollte, drehten diese Herren ihr den Rücken und wurden mit offenen Armen von der New-York Life aufgenommen. Als der Generalvertreter sich allein sah, folgte er seinen Agenten nach.

Sämmtliche Versicherungunternehmungen versprechen sich viel von der Belebung des Geschäftes durch die pariser Weltausstellung. Die Ueberfahrtpreise sind allgemein beträchtlich erhöht, die Billetvergünstigungen aufgehoben, die Schiffsräume erweitert worden; und es bedarf nur noch der Pilgerschaaren, die sich schröpfen zu lassen geneigt sind. Die Erhöhung der transatlantischen Passagepreise — auch bei den deutschen Schiffahrtgesellschaften — wird damit begründet, daß mißliebige Einwanderer, die den Behörden und Rhedereien Unannehmlichkeiten bereiten, ferngehalten werden sollen; von den Ausstellungbesuchern ist natürlich keine Rede.

Lynkeus.

Notizbuch.

Mancher ehrliche Mann im gebildeten Mittelstand hält alle nationalökonomischen Theorien für Hirngespinnste und die Darstellung der Schattenseiten des Kapitalismus für leeres Geschwätz; und von seiner Erfahrung aus hat er ja Recht. Da ihn sein Beruf weder mit den obersten noch mit den untersten Sprossen der Gesellschaftleiter in unmittelbare Berührung bringt, so sieht er nichts um sich herum als allgemein verbreiteten behaglichen Wohlstand, — allgemein verbreitet nämlich bei seinen Nächsten; was ihn selbst betrifft, so jammert er natürlich, daß er viel zu wenig habe und nicht durchkommen könne. Es giebt aber Gegenden, in denen die Wirkun-

gen der Ordnung, die man die kapitalistische nennt, sehr deutlich hervortreten, und Zeiten, wo der dortige Zustand auch auf weite Entfernungen hin sichtbar wird. Eine solche Gegend ist das nordösterreichische Kohlengebiet und eine solche Zeit ist die des jetzigen Ausstandes. Aus dem statistischen Material, das bei dieser Gelegenheit die wiener „Arbeiterzeitung“ brachte, will ich nur einen kleinen Theil herausheben. Das sozialdemokratische Blatt ist selbstverständlich durchaus nicht unparteiisch, aber da es Einfluß genug hat, um selbst von hohen k. k. Behörden und von großen Unternehmern einer Berichtigung gewürdigt zu werden, so oft dazu Gelegenheit ist, so würde wohl gerade diesmal die Berichtigung nicht ausgeblieben sein, wenn das Blatt zu stark von der Wahrheit abgewichen wäre. Es berechnet an der Hand von amtlichen Veröffentlichungen, daß die prager Eisenindustriegesellschaft aus den Kohlengruben des kladnoer Bezirkes auf $8^1/_4$ Millionen Gulden Kapital in den letzten zehn Jahren außer fünf Prozent Zinsen an Superdividenden, Tantiemen, Abschreibungen und Neuanlagen über 30 Millionen Gulden gezogen hat. Dagegen macht der Arbeitlohn, der in dieser Zeit ausgezahlt wurde, noch lange nicht 15 Millionen aus. Er betrug 1890 für 2832 Arbeiter 1152015 Gulden, im Jahre 1898 für 3040 Arbeiter 1164282 Gulden, so daß also in der selben Zeit, wo der Kapitalgewinn seinen höchsten Stand erreichte, der Jahresverdienst des Arbeiters von 407 auf 383 Gulden gesunken ist. Hier haben wir die Thatsache handgreiflich vor uns, daß in der kapitalistischen Ordnung der Reichthum aus dem Massenelend fließt; denn wäre die Lage dieser Kohlenarbeiter weniger jämmerlich, so könnten die Aktionäre nicht so rasch reich werden. Eine andere Eigenthümlichkeit des Kapitalismus ist, daß er, eben durch die maßlos ungleiche Einkommenvertheilung, die Produktion in falsche und verderbliche Bahnen drängt. Die Anhäufung ungeheuerlicher Einkommen in den höheren Kreisen zwingt förmlich zum Luxus. Das wird noch deutlicher, wenn man bedenkt, daß viele dieser Kohlengruben nicht Gesellschaften, sondern einzelnen Personen gehören: so die ostrauer, deren Arbeiterschaft die allerelendeste ist, abgesehen von dem Antheil der Nordbahn, den Firmen Rothschild und Gutmann, dem Erzherzog Friedrich, den Grafen Larisch und Wilczek. Nun sind diese Personen schon ohnehin ungeheuer reich, so daß also die ihnen aus den Kohlengruben zufließenden Millionen nur eine Zugabe, und sogar nichts weiter als so zu sagen ein Taschengeld vorstellen; denn, wenn sie nicht durch Neukapitalisirungen ihren Besitz zu einer unerträglichen Last anschwellen lassen wollen, bleibt ihnen gar nichts Anderes übrig als: einen Luxus zu treiben, dessen Hauptzweck ist, Geld auszugeben, und der damit nothwendig barbarische Formen annehmen muß. Bei uns hat ja die Ungleichheit der Vertheilung noch nicht diesen ungeheuerlichen Grad erreicht. Unsere Arbeiter haben sich eben trotz allen Chikanen und trotz Bedrohung mit schweren Strafen nicht abhalten lassen, durch die nie rastende Lohnbewegung einen bedeutend höheren Antheil am Nationalprodukt zu erobern als ihre österreichischen Brüder. Aber auch bei uns sind doch die Mittel für Luxus in solchem Umfange vorhanden, daß die überflüssigsten Industrien, die unsinniger Weise auch noch dazu dem Luxus der Ausländer dienen, ganze Schaaren von Arbeitern beschäftigen. Dann nehmen noch die Verkehrsanstalten, die ebenfalls zu einem großen Theil nur Luxusansprüche befriedigen, und die der zur Freude der Großindustriellen unersättlichen Militär- und Marineverwaltung so viele Hände in Anspruch, daß die Gewerbe, die der großen Masse der Bevölkerung ein behagliches Dasein zu schaffen vermöchten, eine verschwindende Rolle spielen.

Daher wird auch die Landwirthschaft mehr und mehr Saisongewerbe und kein Mensch rührt eine Hand, um die daraus entstehenden Uebelstände zu beseitigen. Das hat zur Folge, daß die ländlichen Arbeiter in die Luxusgewerbe fliehen, die ihnen, wenn auch keine glänzende Lage, so doch wenigstens Winterarbeit gewähren. Und Das ist nun der wirkliche Umsturz, dem wir entgegen gehen oder vielmehr mit Volldampf zurasen; wetteifern doch einige hunderttausend Flottenschwärmer, die Maschine zu überheizen. Die Sozialdemokratie aber sieht sich durch die Rücksicht auf ihre Wählerschaft gezwungen, gegen ihre Grundtendenz als Bremse zu wirken. β.

* * *

Die Verbündeten Regirungen wollen dem unhaltbaren Zustand ein Ende machen, der sich aus der reichsgerichtlichen Ausdehnung des Begriffes der Kuppelei auf das Vermiethen an Prostituirte ergiebt. Da der amtlich geltende Sittlichkeitkodex aber verbietet, diese Rektifizirung des Reichsgerichtes pure et nude und sonst nichts zu fordern, so umkleidet man sie mit einem Wust anderer Bestimmungen, die eine reinere und strengere Volkssittlichkeit erzwingen zu sollen scheinen. Das ist der Grund, weshalb wir alljährlich das klägliche Schauspiel einer Berathung der lex Heinze haben. In der Reichstagssitzung vom fünfunzwanzigsten Januar nun hat ein Centrumsabgeordneter seine Ablehnung des § 181 b, der das Vermiethen unter gewissen Bedingungen für straffrei erklärt, damit begründet, daß ja das bloße Vermiethen schon jetzt nichts bedeute und daß nur, wenn die Person ihr Gewerbe betreibe und der Wirth darum wisse, eine Bestrafung eintrete. Man sollte eine solche Naivetät nicht für möglich halten. Daß ein Hausbesitzer bestraft werden könne, wenn in seinem Hause eine emeritirte Venuspriesterin ihre Renten verzehre, hat doch wahrhaftig noch Niemand befürchtet. Die Verlegenheit besteht ja eben darin, daß entweder die von Polizei wegen zur Ausübung ihres Gewerbes berechtigten Frauenzimmer es nicht ausüben können, wenn ihnen die Rechtsprechung das Wohnen unmöglich macht, oder daß Staatsanwalt und Richter auf die Erfüllung ihrer gesetzlichen Pflicht, strafrechtlich einzuschreiten, verzichten müssen. Der Begriff der „Vorschubleistung" mag gedehnt und gezerrt werden: das Vermiethen schließt er nicht ein. Das ist nur eine Ermöglichung. Dagegen liegt in dem polizeilichen Kontrolsystem eine offenbare Begünstigung, nicht Begünstigung des Gewerbes im Allgemeinen, aber doch der Prostituirten, die durch die Kontrole eines Privilegiums theilhaftig werden. Die „gewerbsmäßige Unzucht" ist nämlich an sich strafbar, bleibt aber straffrei, wenn sich die Prostituirte der Kontrole unterwirft; die Eintragung in die Kontrolliste bedeutet daher auch dann einen Gewerbeschein, wenn dem Mädchen nicht, wie an vielen Orten üblich ist, ein gedrucktes Gewerbereglement eingehändigt wird. Von dieser Seite fassen auch die Sittlichkeitvereine die Sache auf, die die Aufhebung der Kontrole fordern, und sie fügen noch hinzu, daß die ärztliche Untersuchung dadurch, daß sie die Männer vor möglichen üblen Folgen schütze, eine Aufmunterung zur Unzucht bedeute. Aus diesem ganz unzweifelhaften Charakter der Begünstigung, den das Kontrolsystem trägt, folgt mit zwingender Nothwendigkeit, daß, wenn schon die Ermöglichung als Kuppelei bestraft wird, um so mehr diese Begünstigung bestraft werden müßte, daher die Polizeipräsidenten und alle an der Kontrole betheiligten Polizei- und Sanitätbeamten strafrechtlich zu verfolgen wären. Wer demnach den gegenwärtigen Zustand der Rechtsprechung auf-

recht erhalten wissen will, Der muß, da natürlich die Polizeibeamten wegen Ausübung einer ihnen auferlegten Pflicht nicht verfolgt werden können, ihre Entbindung von dieser Pflicht und die Aufhebung der Kontrole fordern. Ueber die Daseinsberechtigung einer besonderen Anklagebehörde sind die Meinungen sehr verschieden; aber daran zweifelt Niemand, daß, so lange diese Behörden existiren, es ihre Pflicht ist, alle Gesetzesübertretungen, von denen sie Kunde zu erhalten in der Lage sind, zu verfolgen. Mit wie löblichem Eifer sie im Allgemeinen ihre Pflicht erfüllen — auch in Fällen, wo nach der Meinung der überwiegenden Mehrheit des Volkes etwas weniger Eifer dem Staate zuträglicher wäre —, Das erfahren ja täglich Personen, die keine Verbrecher sind, an ihrem Leibe. Wie steht es aber in dieser Angelegenheit? Das Vermiethen an Prostituirte soll sträfliche Kuppelei sein. Die Staatsanwälte wissen, daß in allen Polizeibureaux der mittleren und der großen Städte die Listen der Hauswirthe liegen, die sich dieser Strafthat schuldig machen. Sie haben also die Pflicht, diese Listen einzufordern und die Schuldigen zu verfolgen. Hat Das je Einer gethan? Kann es Einer thun? Wie muß sie der Gedanke drücken, daß sie Tausende von Schuldigen unverfolgt lassen, die zu verfolgen ihre Pflicht wäre! Und wie muß dem Richter zu Muthe sein, der durch eine Denunziation gezwungen wird, einen Einzelnen zu bestrafen, und doch weiß, daß Tausende das selbe Delikt ungestraft verüben? β

* * *

Außer dem Gebiet der sogenannten Sittlichkeit giebt es noch andere Gebiete, zum Beispiel das des Arbeiterschutzes, wo den Justizbeamten ihre Pflicht, Gesetzesverletzungen zu verfolgen, recht schwer gemacht wird. Als hier einmal von der nächstbetroffenen Seite auf die Seltenheit und Geringfügigkeit der Bestrafungen hingewiesen wurde, war der Einwand zu hören, es würden ja auch nicht alle Diebstähle bestraft. O doch, alle werden bestraft, von denen die Anklagebehörde Kenntniß erhält und deren Thäter ermittelt werden kann. Erst neulich hat die Strafkammer zu Graudenz eine blutarme Arbeiterfrau, nachdem sie einen Monat in Untersuchunghaft gesessen hatte, zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, weil sie sich bei hartem Frost ein zwölf Pfennige werthes Bündel Reisig aus dem königlichen Forst geholt hatte. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß es nach der katholischen Moral kein Diebstahl ist, wenn sich Jemand in extrema necessitate das zum Leben Nothwendige aneignet, und daß sich Luther und Friedrich der Große in diesem Stück ausdrücklich zur „Jesuitenmoral" bekannt haben. Aber wo bleiben bei der königlichen Forstverwaltung und bei den Justizbeamten Noblesse und Würde, von Nächstenliebe gar nicht zu reden, und wo bleibt beim Vergleich mit der wundermilden Bestrafung so manches wirklich schweren Verbrechens das richtige Verhältniß von Strafe und Schuld? Schuld! Welcher Mensch von gesunder Empfindung bringt in diesem Fall das Wort Schuld über die Lippen? Raffholz und Beeren ins unverletzliche Privateigenthum einzubeziehen: so sparsam war man anno 1525 noch nicht geworden; aber Freiheit der Jagd, des Fischfanges und der Holzung forderten die Bauern. Und Ranke bemerkt dazu: „Wie oft seit der Gründung des feudalistischen Staates haben die Bauern Klagen über die Beschränkungen in dieser Hinsicht ausgesprochen!" O über den unverbesserlichen Kindersinn deutscher Gelehrten! β.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Februar 1900.

Carrus Navalis.

Die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt ein Exemplar der ersten Ausgabe, die Sebastian Brant 1494 von seiner Sittensatire „Das Narrenschiff" veranstaltet hat. Für das Titelblatt hat der Dichter das Schiff gezeichnet, das die Brüdergemeinde vom Schlauraffenland nach Narragonien führt. Da sieht man unter Schellenkappen die heiteren oder in ihrer grotesken Feierlichkeit doch heiter stimmenden Mienen der guten Leute, die von der Fahrt ins ferne Land das Heil der Menschheit erhoffen; sehnsüchtig strecken die noch nicht Eingeschifften aus kleineren Booten die Hände nach dem hohen Bord und unter das Bild hat der Schalk die Worte geschrieben: „Zu schyff, zu schyff, Brüder: eß gat, eß gat!" Der straßburger Spötter knüpft sein Lehrgedicht an den schon damals in den Niederlanden und im deutschen Rheingebiet heimischen Brauch, nach des Winters Scheiden die Wiedereröffnung der Schiffahrt durch einen großen Festzug zu feiern. Wenn, nicht allzu spät nach dem Epiphaniastage, der erste Frühlenzblick die Ströme vom Eis befreit hatte, dann wurde in festtägiger Prozession ein bunt ausgeputztes Schiff durch die Straßen der Städte gefahren, deren wohlhabenden Bürgern der Flußverkehr mittelbar oder unmittelbar nützlich war. Jung und Alt freute sich der wärmer wehenden Luft, des helleren Himmels, der günstigeren Geschäftshoffnung, die sich nach der langen winterlichen Leblosigkeit nun wieder bot. Die Schiffe brachten alte Bekannte und neue Nachrichten aus der Fremde, löschten längst gewünschte Waaren, die der binnenländische Handel nicht herbeischaffen konnte, nahmen Güter, Grüße

und Botschaften aus der Landungstadt mit und halfen manchem Darbenden zu auskömmlicher Erwerbsmöglichkeit. Deshalb wurden sie überall froh begrüßt und deshalb wurde zum Symbol der Freude über den Abschied vom Winter der Schiffswagen gewählt, der carrus navalis, von dem, wie eine Ueberlieferung lehrt, der Karneval seinen Namen erhalten haben soll. Denn der Festzugstag war der Höhepunkt einer Zeit ausgelassenen Frohsinnes, der auf mancherlei Arten Bethätigung suchte und fand. Männlein und Weiblein, die sich sonst höchst ernsthaft und würdig hielten, thaten nun plötzlich scheckige Fabelgewänder an, banden Larven vor das Gesicht, stülpten Narrenkappen auf das manchmal nur noch dünnhaarige oder schon ganz kahle Haupt und verübten tolle Streiche und Schabernack nach der Weise fahrender Schüler und loser Dirnen. Der Frühling nahte, das erste Frachtschiff kam wieder in Sicht, bald würde vollwichtige Münze auf dem Ladentisch klappern: da durfte man Sorge und Griesgram verbannen und sich, ehe die Fastenregel in Kraft trat, der animalischen Freude an buntem Spiel hingeben. Diese Stimmung kannte Sebastian Brant; darum ließ er auf seinem Schiffsbilde die Häupter der Fahrtgenossen von Narrenschellen umklingeln.

Rollen die Räder des Narrenschiffes jetzt durch Deutschlands verschneite Auen? Oder ist das erst den Denkern, dann den Heerhaufenführern und endlich den Händlern zugesprochene Land zur Provinz des Weltreiches Narragonien geworden? Wer Ohren, zu hören, und Augen, das Gedruckte zu lesen, hat, könnte sich im heutigen Deutschland an Bord des Fabelfahrzeuges wähnen, das von der Schlauraffenküste den Kurs ins Land der Blauen Wunder nahm. Die thörichtesten Verheißungen werden pathetisch ausgesprochen und ohne Lächeln erörtert, die phantastischsten Hoffnungen klettern ans Licht und locken unselbständige Geister in Märchenwünsche. Und diesen ganzen Spuk haben ein paar Reden heraufbeschworen: die Behauptung des Kaisers, unsere Zukunft liege auf dem Wasser, und sein Ruf, eine starke Flotte zu schaffen und mit ihr das größere Deutschland zu gründen. Vor zehn, vor fünf Jahren hatte noch kaum Jemand an solche Pläne gedacht; und wer etwa von einer expansiven Politik Deutschlands träumte, Der faßte sich in Geduld, denn die Geschichte des Reiches schien noch zu jung, seine innere Einheit zu wenig gefestigt, das ganze europäische Machtverhältniß zu unsicher schwankend, um zu einem Trekk ins Ungewisse zu laden. Daheim war, hinter der schön gestrichenen Fassade, genug zu thun; die Aufgabe, den Massen das Zufallsland der Geburt in eine wahre, zärtlicher Liebe würdige Heimath zu wandeln, bot jeder brauchbaren Kraft ein hohes Ziel und noch war Bismarcks

Wort nicht vergessen, nur an der Pforte des eigenen Hauses werde unser Besitz, auch der jenseits der Meere liegende, zu vertheidigen sein und der Deutsche solle sich freuen, daß er den asiatischen und anderen orientalischen Händeln gleichmüthiger zusehen könne als Hamlets betrottelter Freund Hekubas Schmerz. Da tönten die Reden des Kaisers vom Meer zum Fels, — und ein Taumel packte die sonst Gelassensten. Den Zweiflern, selbst den eifrigsten Bekennern des ökonomischen Determinismus, ist damit bewiesen, daß für eine Weile wenigstens der kräftige Wille eines Einzelnen, der, wie man sieht, nicht einmal ein genialer Mensch zu sein braucht, die scheinbar lückenlose Kette der Entwickelung durchbrechen und ein ganzes Volk aus Ruhe und Stetigkeit scheuchen kann. Schon wundert sich über das Merkwürdigste Keiner mehr. Des Kaisers Bruder kommt von einer Reise zurück, die ihn zwei Jahre lang dem Vaterland fern hielt; er war in Ostasien, hat frohe Stunden verlebt, werthvolle Eindrücke empfangen, gewiß Manches gelernt und in China, Japan und den holländisch-indischen Settlements gezeigt, daß auch ein Deutscher als Tennisspieler und Radfahrer Vorzügliches leisten kann. Die Möglichkeit, als ein Heros zu handeln und vom blutigen Feld Lorber zu pflücken, blieb dem tüchtigen und bescheidenen Seemann versagt; und dennoch wird er von den nach immer neuen Sensationen Lechzenden begrüßt, als kehrte siegend ein Held von Herkulesthaten heim. Wenn man nach den Gründen fragt, wird erwidert: Prinz Heinrich ist der Repräsentant unserer Flotte und die Flotte ist unserer Zukunft einziger Hort. Ueberall wird ja mit Wasser gekocht; wird in der deutschen Politik der aquarische Zusatz nachgerade aber nicht allzu beträchtlich? Ernste Gelehrte halten Reden und schreiben Artikel, in denen Vernunft Unsinn wird; sie, die doch wissen müßten — und zum größten Theil wohl auch wissen —, daß die wirthschaftliche Lage die ideologische Richtung bestimmt, setzen sich billigem Hohn aus, weil sie zu glauben scheinen, es könne ihrer Beredsamkeit gelingen, aus besitzlosen Sektenproletariern feurige Patrioten zu werben. Händlergemeinschaften, die man sonst nur mit Alkaios singen hörte: χρήματα, χρήματ' ἀνήρ, Geld allein, Geld ist der Mann, rufen in Hymnentonart nun das Reichsoberhaupt an und entblößen die nationale Brunst auf offenem Markt vor den gaffenden Quiriten. An einer anderen Ecke des Marktes wird, zum Staunen der Fremden, die neidisch bisher und vom Glanz geblendet über die Grenze blickten, laut über des Deutschen Reiches Wehrlosigkeit gejammert und flennend verkündet, unsere ganze Herrlichkeit könne übermorgen schon eines frechen Eroberers leichte Beute sein. Histrionen, Thespiskarren-

schieber und Bierwirthe fordern in gereimter Rede auf, dem Kaiser zum Geburtstag ein Kriegsschiff zu schenken: „Auf, deutsches Volk, zum Ehrentage, greif' in die Taschen tief hinein: als Liebespfand zusammentrage ein Kriegsschiff für den Kaiser Dein, damit er schützen kann den Handel, die deutschen Brüder in der Fern'! Er schirmt den Frieden ohne Wandel: Hoch Wilhelm, Hohenzollernstern!" Frauenvereine treten in pomphaften Sätzen für den neuen Flottengesetzentwurf ein und werden nächstens vielleicht ihren Mitgliedern gegen wasserscheue Abgeordnete das Mittel empfehlen, das sich im ehelichen Gemach der aristophanischen Lysistrate einst als so wirksam erwies. Talmudisch geschulte Rabbiner agitiren in ihren Predigten für die Vermehrung der Kriegsschiffe urd fürchten nicht einmal, auf dem Heimweg aus der Synagoge von spottlustigen Antisemiten mit dem Zuruf begrüßt zu werden: Hepp Hepp Hurra!... Man sollte meinen, die Frage, ob ein Staat mehr Schlachtschiffe bauen muß, sei nach nüchterner Prüfung ruhig zu beantworten; wie der Einzelne sich Kosten, Risiko und Ertrag berechnet, ehe er sein Leben oder sein Haus versichert, so müsse auch ein ganzes Volk sich leicht über die Höhe der Gefahrenprämie klar werden können, die es zahlen will, durch sein Interesse zu zahlen gezwungen ist. Das geschieht auch in anderen Ländern und sogar die an Phrasen doch nicht armen Franzosen haben ihrer Regirung eben eine halbe Milliarde für Panzerschiffe bewilligt, ohne dabei mit einer Silbe der Hoffnung Ausdruck zu geben, der große Aufwand könne der Nation ein neues Paradies bescheren. Bei uns weht ein anderer Wind. Daran, daß die vom Kaiser gewünschten Schiffe über kurz oder lang gebaut werden, zweifelt im Grunde Niemand mehr; um weit wichtigere Dinge aber scheint es sich jetzt zu handeln. Der Deutsche wird als ein Mensch geschildert, der bis heute auf seinem Berglein oder in seinem Thälchen saß, Kühe, Ziegen und Schweine züchtete und sich, wenn draußen in der Welt ein Gewitter losbrach, geschwind die Zipfelmütze über den Michelkopf zog. Jetzt soll er hinaus, der Arme, der seit vierzig Jahren nichts, rein gar nichts erreicht hat, soll bei der vom redseligen Propheten Bülow geweissagten neuen Welttheilung seinen Anspruch geltend machen und ein mächtiger Herr werden, der seine Hand über die ganze Erde streckt und vor dessen Stirnrunzeln Mongolen und Angelsachsen, Yankees und Mandschus in ein Mauseloch kriechen. Der alte Wunderglaube ist wiedererwacht, und da bald das Morgenroth der überaus herrlichen Tage dämmern muß, von denen schon lange geredet wird, so überläßt man sich gern der Karnevalslust und umjauchzt den Schiffswagen, den bunt ausstaffirte Miethlinge durch die Straßen schleppen. Der

Wassermanometerstand der Begeisterung ist auf bedenklicher Höhe angelangt und der Kessel kann nächstens platzen; aber vom carrus navalis her klingeln laut und immer lauter die Faschingsschellen.

Ihr Narrengeläut klingt bis in den Prachtbau des deutschen Parlamentes hinein. Drei Tage hat die erste Lesung der Flottenvorlage im Reichstage gedauert; und wenn man sich stöhnend durch den Wust der von Regirenden und Volksvertretern gehaltenen Reden gearbeitet hat, faßt man an den Kopf und fragt wieder einmal, ob es denn wirklich nöthig ist, einen Palast bauen, erhalten, verwalten zu lassen und das Volk alle fünf Jahre in Wahlwirren zu hetzen, — nur, um solchen Resultates sich freuen zu dürfen, nur, um abermals zu hören, was seit Monaten in allen Zeitungen zu lesen war. Da wird erzählt, das deutsche Volk, das jährlich ungefähr sechzig Millionen Hektoliter Bier vertrinkt und dessen Schuldenlast um die Hälfte kleiner ist als die Frankreichs, könne für seine Wehrhaftigkeit neue Opfer nicht bringen. Da wird verkündet, jetzt erst nahe die große Epoche deutscher Macht, deren Glanz alles bisher Geleistete verdunkeln werde, jetzt erst werde der ungeheure Ueberschuß an Nationalkraft lohnende Verwendung finden. Da wird mit rührender Naivetät von der Möglichkeit gesprochen, die imperialistische Exportpolitik mit einer wirksamen Pflege des Ackerbaues zu verbinden. Da weisen die Wortgläubigen auf eine seit dem Jahr 1898 fabelhaft veränderte Weltlage hin, die doch Keiner von ihnen deutlich definiren kann. Und wenn ein einfacher, nicht zum Redner erzogener Mann aus seinem Herzen keine Mördergrube macht und mit ungelenker Zunge sein aus resoluter Ueberzeugung stammendes Sprüchlein sagt, dann geberden die Hörer sich, als sei in einen Philosophenkongreß ein Idiot eingedrungen. Der Deutsche Reichstag ist das heiterste Parlament der Welt; es geht dort immer zu wie auf Kommersen nach dem Beginn der studentischen Fidelität. Als aber der fränkische Metzgermeister Leonhard Hilpert über die Flottenvorlage sprach, da erinnerten die Erwählten sich wahrscheinlich, daß auch der bayerische Metzgersprung zu den Karnevalsvergnüglichkeiten gehöre: sie johlten, brüllten, kreischten, daß man sich in eine Branntweinschänke versetzt glauben konnte. Und was hatte der Unselige gesagt, der so lästerlich verhöhnt wurde? Er war ehrlich gewesen, hatte, ein Bischen plump, wie es eben eines Bauern und Dorfmetzgers Art ist, ausgesprochen, was mindestens ein Drittel der Reichstagsabgeordneten denkt, aber scheu in des Busens Tiefe bewahrt. Herr Hilpert erklärte, ihm und seinen Freunden vom bayerischen Bauernbund gehe es so schlecht, daß sie nicht in der Stimmung seien, in Berlin

die Patrioten zu spielen und Geld für Schiffe zu bewilligen, deren Bau den Großhandel nur noch mehr auf Kosten der Landwirthschaft begünstigen müsse. Wenn neue Handelsverträge ihre Lage besserten, würde auch ihr Patriotengefühl sich wieder erwärmen; und wenn Andere die Schiffe bezahlten, seien die bayerischen Bauern bereit, für die Vorlage zu stimmen. Im Grund ihres Herzens denken fast alle Erwählten und Wähler so; ubi bene, ibi patria, sagte schon der liberale Herr Cicero; und für ein Land, wo es ihm schlecht ging, hat selten wohl Einer freiwillig Gut und Blut hingegeben. Man setze den Fall, ein Minister oder Staatssekretär spräche heute zu einem Großindustriellen: „Wir brauchen, da wir die Landwirthschaft für unser wichtigstes Gewerbe halten, einen Kornschutzzoll von sieben Mark. Um ihn durchzusetzen, werden wir einige Erschwerungen unserer industriellen Ausfuhr in den Kauf nehmen müssen, die auch Sie empfindlich spüren werden. Aber es handelt sich um das Ihnen bekannte allgemeine Interesse und ich erwarte von Ihrem bewährten Patriotismus unbedingte Zustimmung." Der also Angeredete wäre sicher gewandter als der windsheimer Schlächtermeister; er würde von seinem für den Massenexport eingerichteten Betrieb, in den er sein ganzes Kapital gesteckt habe, und von den gegen ein großes Arbeiterheer übernommenen Pflichten sprechen, die Folgen einer durch falsche Zollpolitik heraufzubeschwörenden industriellen Katastrophe anschaulich schildern und nicht eher ruhen, als bis die Excellenz ganz genau wüßte, daß da nichts zu machen ist. Wie unendlich schneller würde der parlamentarische Apparat arbeiten, wenn immer so bündig, so ohne Phrase und konventionelle Lüge geredet würde, wie es Herr Hilpert that! Dann brauchte Herr Diederich Hahn nicht einem Kollegen den Wunsch zuzuraunen, das Centrum möge „die gräßliche Flotte" ablehnen, während er selbst mannhaft für jede geforderte Panzerplatte und Schiffsschraube stimmt, und der alberne Heuchlervorwurf, der Gegner treibe „Interessenpolitik", würde bald verstummen. Interessenpolitik ist immer getrieben worden und wird, wie auch die Formen des ideologischen Ueberbaues sich ändern mögen, immer getrieben werden. Das wirthschaftliche Interesse der einzelnen, gegen die Konkurrenz stärkerer Staaten nicht mehr leistungfähigen Stämme hat vor dreißig Jahren die Reichseinheit entbunden, nicht, wie Graf Posadowsky meint, die Schwärmerei lyrisch gestimmter Seelen. Das ist auch ganz gut. Die Zahl der für das Reich Schwärmenden ist im deutschen Süden wohl recht spärlich geworden; so lange der Bayer, der Pfälzer und Schwabe aber ein in klingende Münze prägbares Interesse daran hat, einer großen, geachteten und gefürch-

teten Firma von Weltruf anzugehören, braucht uns um den inneren Bestand des Reiches nicht allzu bang zu werden.

Diese Firma will ihren Geschäftsbereich jetzt erweitern. Die Chefs glauben, es nahe eine Zeit, die Friedrich Ratzel in seiner geistreichen Schrift „Das Meer als Quelle der Völkergröße“ eine ozeanische Epoche, im Gegensatze zu den kontinentalen, nennt. Sie sehen, daß es von Jahr zu Jahr schwerer wird, für die mühsame und schlecht rentirende Landarbeit das nöthige Leutematerial zu finden. Sie sehen eine in ungeheure Umfänge hineingewachsene Industrie, der, weil sie reichlicher als die Landwirthschaft löhnen kann und ihre Arbeiter in große Gruppen zusammenpfercht, die brauchbarsten Kräfte zuströmen und die längst nicht mehr für einen vorhandenen Bedarf produzirt, sondern, um fortbestehen zu können, neue Bedürfnisse wecken, neue Märkte erobern muß. In diesem Bemühen wollen die Regirenden sie unterstützen. Der Europäer, so rechnen sie, wird überhaupt nicht mehr lange Ackerbau treiben; er ist zu intelligent und zu anspruchsvoll, um im Winter stumpf am Herd zu sitzen und sich vom schmalen Ertrag der Sommerarbeit kärglich zu nähren. Die riesige Exportindustrie können wir, ohne die Gefahr einer in ihren Folgen unabsehbaren Katastrophe heraufzubeschwören, nicht opfern: also müssen die Bauern bluten und sich mählich in die industriellen Formen der neuen Zeit eingewöhnen. Um die Industrie vor Krisen zu schützen, müssen wir ihre wichtigsten Gebiete durch Staatsaufträge auf Jahrzehnte hinaus sichern. Also: bauen wir recht viele und recht große Kriegsschiffe; die brauchen wir ja doch, um unsere Konkurrenten von den Weltmärkten zu drängen, um die schwarzen und gelben Menschen zur Arbeit für uns zu zwingen und, nach Treitschkes Wort, eine Massenaristokratie der weißen Rasse zu schaffen. In den ozeanischen Epochen ist mit Landheeren nicht mehr viel anzufangen; die Kriege solcher Epochen sind kapitalistisch zu führen. Ein gepanzertes Linienschiff kostet ungefähr zwanzig Millionen. Wenn wir durch unsere Rüstungen reichere Konkurrenten nöthigen, für neue Schiffe zehnmal zwanzig Millionen auszugeben, so haben wir ihr für den Handel verfügbares Kapital um zweihundert Millionen vermindert; und wenn wir ihnen ein Linienschiff zusammenschießen, so haben wir ihnen einen empfindlicheren Schaden zugefügt, als er auf kontinentalen Schlachtfeldern mit einem Schlag möglich wäre. Wer weiß denn, wie ein moderner Landkrieg aussehen würde und ob nicht jedem Industriestaat auf bestimmter Stufe ähnliche Erfahrungen beschieden wären, wie England sie jetzt in Südafrika macht? Die heutigen Händlerimperien können einander nur noch kapitalistisch bekämpfen. Deshalb müssen

sie auf jede Weise ihre Kapitalkraft zu steigern versuchen, die Bodenfrüchte möglichst billig aus rückständigen oder tropischen Ländern beziehen und, mit Hilfe der besten Maschinen, nur die feinere Arbeit leisten, in der immerhin der Wettbewerb noch beschränkt ist. Wenn ganz Deutschland dann aussieht wie Bochum, Birmingham, Charleroi, wenn überall Schornsteine qualmen, wenn die Latifundien zu Landsitzen reicher Fabrikanten geworden sind und die letzten intensiv bewirthschafteten Bauerngüter in Pommern und Ostpreußen so neugierig betrachtet werden wie jetzt die als Kuriosität erhaltene letzte Farm in New-York, — dann werden die Briten ächzend bekennen müssen, daß sie besiegt sind, und das irdische Behagen des deutschen Volkes wird dann einen ungeahnten Hochstand erreichen.

Dahin geht die Reise; und man kann weder Herrn Hahn noch Herrn Hilpert verdenken, daß sie nicht mitfahren wollen. Die bayerischen Bauern kümmern sich in ihrer derben Offenheit nicht um berlinische Gunst; die preußischen Bauernführer sind durch Interesse und Vetternschaft an den Hof gekettet, sie möchten den Kaiser nicht kränken, dessen Minister sich rächen könnten, und stimmen deshalb für die Flotte, die sie im stillen Kämmerlein zum Hannibal Fischer wünschen. Wenn aber Herrn Hilpert auf seine verständige Frage, was man denn eigentlich mit den Schiffen wolle, vom Bundesrathstisch eine klare und bündige Antwort geworden wäre, dann hätten wohl, in Erkenntniß der drohenden Lebensgefahr, auch seine preußischen Berufsgenossen auf ihre kläglich kleinen Diplomatenkünste verzichtet. Und mit ihnen hätte Mancher, der vielleicht bedächte, daß es außer den Briten noch Yankees, Russen, Japaner und Chinesen giebt, sich vor der Fahrt ins Ungewisse gescheut. Doch dazu kam es nicht, — durfte es um keinen Preis kommen. Statt das Ziel zu enthüllen, stellen die Regirenden sich, als könnten sie auf dem einmal beschrittenen Wege für den heimischen Ackerbau überhaupt noch etwas Wirksames thun und als wüßten sie nicht, daß mit jedem neuen Jahr das Exportinteresse mächtiger in den Vordergrund treten muß. Sie reden von der Wahrung des deutschen Ansehens, von der Nothwendigkeit, den gewaltig vermehrten Handel Deutschlands kräftiger zu schützen, und von der „seit zwei Jahren völlig veränderten Weltlage". Diese ganze Phraseologie ist leicht zu durchlöchern. Um das deutsche Ansehen stand es nie besser als in den Jahren zwischen 1870 und 1890; heute noch zehren wir von dem damals ohne starke Flotte erworbenen Prestige. In der selben Zeit hat auch unser Handel seine internationale Machtstellung erlangt; er ist ohne Marineschutz groß, allzu groß und über die Bedarfsdeckung hinaus beutegierig geworden und wird nicht mehr geschützt sein

als heute, wenn 1917 die Flotten aller konkurrirenden Staaten vergrößert sein werden. Noch wundersamer klingt die Mär von der veränderten Weltlage. Alles, was seit zwei Jahren geschehen ist — die über die Grenzen greifende imperialistische Politik der Nordamerikaner, der hastige Wettbewerb der Russen, Briten, Japaner und Yankees auf den ostasiatischen Märkten, der südafrikanische Krieg, der die Engländer die Gefahren einer Abhängigkeit des Reichscentrums von der Peripherie kennen lehrt, und Rußlands rascher Erfolg in Persien —, kann doch nur von einem Unternehmen abschrecken, das vor hundert Jahren, als England ohne Konkurrenz dastand, leicht und profitlich war, bei dem nun aber das Risiko täglich wächst und die Reibungmöglichkeiten sich ins Unermeßliche steigern. Auf ein solches Unternehmen wird ein ernsthaftes, den eigenen Lebensinhalt achtendes Volk sich nur einlassen, wenn es das Ziel klar erkannt, Gefahr und Gewinnhoffnung sorgsam gegen einander abgewogen hat. Es ist Herr seiner Geschicke; aber es hat seiner Kinder zu denken und darf sich nicht im Nebel auf die Abenteurerfahrt schleppen lassen.

Das Seefahrerwesen, so sagt man uns, bedeutet für jedes Volk ein erzieherisches Moment von hohem Werth; und die Weltpolitik zeigt der Nation, die nicht nur von der Erinnerung an Friedrich, Blücher und Bismarck leben kann, ein neues Ziel, nach dem zu steuern sichs lohnt. Das klingt gut und ist zum Theil gewiß auch richtig, — trotzdem die Tage der Seefahrerromantik dahin sind und man wohl behaupten kann, daß auch in der deutschen Heimath noch lohnende, unerreichte Ziele sichtbar bleiben. Wenn das Volk sich nach reiflicher Ueberlegung von seinen Wurzeln löst, so mag es und muß es sein Schicksal vollenden. Solchen Entschluß aber faßt man nicht in einer Stimmung, die wohlwollende Beurtheiler vielleicht Begeisterung, andere Faschingslaune nennen werden. Wo sind denn die klaren Sinnes Begeisterten? Auf den deutschen Aeckern, in den Bergwerken und Maschinensälen sind sie nicht zu finden. Die Mehrheit will von der Reise nach Greater Germany nichts wissen; die winzige Minderheit der Interessirten aber rollt rastlos den Schiffswagen durch die Straßen und verkündet das Nahen beglückender Wunder. Ist sie stark genug, dann wird sie ihren Willen durchsetzen und mit dem Gewinn auch den Haß der in gefahrvolle Abenteuer Verstrickten auf sich laden. Zeit aber wirds, daß die kindische Karnevalslust endlich weicht, die zu dem ernsten Gegenstande nicht passen will. Die Reichstagserörterungen haben Schlauraffen und Narragoniern noch einmal die ersehnte Fidelität beschert. Nun sollte das Narrenschiff aus Deutschlands beschneiten Auen verschwinden, ehe der letzte Februartag uns den grämlichen Aschermittwoch bringt.

In Nordamerika.

Offen muß ich gestehen, daß ich mit gemischten Gefühlen den Boden der Union am Niagara betrat, mit Gefühlen, unter denen die Sympathie kaum vorherrschte. Die Art, wie der Yankee mit seiner Mutter und fortwährenden Blutspenderin Europa umspringt, seine brutalen Zölle, seine naive Selbstüberschätzung, seine politische und chauvinistische Leidenschaftlichkeit, bei der außerdem die Heuchelei gar zu dreist hervortritt, sein religiöser Formalismus und vor Allem sein Kultus des Dollars und der unbeschränkten Herrschaft des individuellen Erwerbes, bei Mißachtung des Staates und der Gesetze, sind am Allerwenigsten dazu geeignet, von vorn herein das Herz eines seiner Bürgerpflichten bewußten Schweizers zu gewinnen. Doch findet Alles in der Welt seine Erklärung, die Kenntniß der Ursachen ändert und mildert das Urtheil und es geht schließlich nichts über den Anschauunngunterricht. Das erfuhr ich einmal mehr in meinem Leben.

Um acht Uhr zwanzig Minuten abends, am sechsten Juli, fuhr ich vom Niagara nach Buffalo, auf dem Erie-See, mit einem schwedischen Guttempler. In der Umgebung des Bahnhofes jener Stadt konnten wir nun die ekelhaften Trinkspelunken der Amerikaner studiren, ungemüthliche Bars, rohe Tingel-Tangel der schlimmsten Sorte, wo der Wirth sich auf die Straße begiebt, um die Vorübergehenden in seine Höhle zu locken. Solche Bier- und Schnapskneipen gemeinster Art tragen den pompösen Titel „Saloon". In den Bars, selbst in kleinen Restaurants, verschmäht es der Amerikaner meistens, sich an einen Tisch zu setzen. Er sitzt an der Verkaufsbank auf einem hohen, runden Schemel, verschlingt rasch die nöthige Nahrung mit Bier oder Whisky — oder auch ohne solche Getränke, da er lieber allein trinkt — und verschwindet wieder. Ich spreche natürlich nicht vom „fashionable", obwohl es auch auf ihn oft zutrifft.

Um elf Uhr zwanzig abends raste ich nun im Schnellzug durch Albany nach Worcester, wo ich am Siebenten um ein Uhr ankam. Ich war erstaunt, in Massachusetts überall hübsche, romantische, stark bewaldete Hügel mit netten Dörfern und Farmen zu sehen, denn ich hatte mir das Land viel flacher und eintöniger vorgestellt. In Worcester, einer Universitätstadt mit etwa hunderttausend Einwohnern, begab ich mich in die große und schöne Irrenanstalt, wo mein Freund und Landsmann Dr. Adolph Meyer aus

Zürich, ein begeisterter und hervorragender junger Irrenarzt und Hirnanatom, Assistenzarzt und zugleich Professor an der Clark-University ist. Er hat dort das beste hirnanatomische Laboratorium Nordamerikas eingerichtet Rasch kleidete ich mich um, denn schon um vier Uhr mußte ich in der Clark-University, die ihr zehnjähriges Jubiläum feierte, einen wissenschaftlichen Vortrag in deutscher Sprache halten. Ich traf dort verschiedene bekannte Gelehrte Europas, unter Anderen die Professoren Mosso aus Turin, Ramon y Cajal aus Madrid, Boltzmann aus Wien und Picard aus Paris. Die dort anwesenden Vertreter amerikanischer Hochschulen, worunter ich die Professoren James, Bowditsch, Cowles, Hodge, van Gieson u. s. w. nenne, sprachen und verstanden fast alle Deutsch und man konnte bald den hohen Einfluß der deutschen Wissenschaft auf Amerika merken. Die Feier war vom Professor Stanley-Hall, dem verdienstvollen Philosophen und Präsidenten der Clark-University, geleitet. Abends unternahmen wir eine reizende Schiffstour auf dem gewundenen und beschatteten kleinen Worcester-See; später gab es Empfang und Abendessen an einer schönen, waldigen Stelle. Ich lernte dann auch in der Irrenanstalt, beim Direktor Quinby, zum ersten Male die herzliche und traditionelle amerikanische Gastfreundschaft kennen, die in ihrer offenen, formlosen, von aller Steifheit und Komplimenten völlig freie Art wirklich mustergiltig ist. In den nächsten Tagen folgte ich besonders den hochinteressanten Vorträgen des Professors Ramon y Cajal über die feine Anatomie des Gehirnes und hielt selbst noch einen Vortrag. Am Zehnten wurde den fremden Lehrern der „degree“ feierlich ertheilt und wir hörten größere Reden über die spezieller der Philosophie und Pädagogik gewidmete Arbeit der Clark-University; auf diesen Gebieten hat sich diese Hochschule große Verdienste erworben. Nachher wurde die Feier durch eine schöne Abendunterhaltung im Museum mitten unter den Apparaten und Tafeln geschlossen.

Bekanntlich sind die amerikanischen Hochschulen privater Natur und den Dotationen reicher Bürger zu danken. Daher sind sie auch höchst ungleichwerthig. Manche waren sogar früher auf Schwindel hin gegründet und mußten geschlossen werden, während andere aus „Blutarmuth“ starben. Ihre Abhängigkeit von den Spenden und auch von den Launen ihrer Stifter ist eine böse Seite des Systems. Diese Institute sind „echt amerikanisch“ und illustriren so recht den amerikanischen Geist. Ihr Zweck ist vornehmlich ein praktischer. Der Amerikaner will rasch Thatsachen und Erfolge sehen. Für Theorie und reine Wissenschaft fehlt ihm noch der Sinn so ziemlich durchgehend. In seinem Rasen und Jagen nach materiellen Errungenschaften, in seinen Kämpfen mit Natur und niedrigeren Rassen hat er noch keine Zeit gehabt, einzusehen, daß die Wissenschaft, eben so wie die Kunst, eine „Schöne“ ist, die für sich selbst geliebt und gepflegt sein will, und daß ihre Unterordnung unter materielle,

praktische Ziele eine Herabwürdigung, ja, eine Prostitution bedeutet und böse Früchte zeitigt. Das begreift ein heutiges Yankeegehirn noch nicht oder nur ausnahmeweise. Und wer nicht zum Gros der materiellen Praktiker gehört, Der fällt dann dem Mystizismus, Spiritismus oder sonstigen Thorheiten meistens anheim. Sobald der junge Amerikaner seine praktischen Studien zu Hause vollendet hat, geht er, wenn er Geld und Lust hat, nach Europa, um sich „wissenschaftlich" auszubilden. Doch ist es meistens zu spät. Er lernt dort gewöhnlich das Biertrinken und die „fesche Wienerin", weniger aber den wissenschaftlichen Geist kennen; denn dazu fehlen ihm Zeit, Vorbildung und Verständniß.

Trotzdem hat in den letzten Jahren die frühere unglaubliche Oberflächlichkeit und Ignoranz, durch die sich fast durchweg die amerikanischen Arbeiten auszeichneten, beträchtlich abgenommen. Ein konstanter Fortschritt von Jahr zu Jahr ist unverkennbar und beweist, daß der Fehler nicht an spezifischen Eigenschaften des Amerikaners, sondern an äußeren Verhältnissen und Gewohnheiten liegt, die sich allmählich ändern. Das war auch vorauszusehen, denn der Nordamerikaner ist ja nur ein Gemisch von Europäern. Mit Bezug auf Medizin nimmt unstreitig heute die John Hopkins-University in Baltimore den ersten Rang ein und kann in jenen Gebieten mit den besten europäischen Hochschulen konkurriren. Das Selbe gilt von ihrer Zeitschrift „General and experimental Medicine". Interessant ist es dabei, die befruchtende Rolle der Deutschen und der deutschen Wissenschaft zu beobachten. In den meisten Fällen, wo in den Vereinigten Staaten ernste, Geduld erfordernde, exakte und scharf kritische Forschungen entstehen, kann man bei näherer Untersuchung finden, daß ein ausgewanderter Deutscher (allenfalls ein Schweizer oder Oesterreicher) dahinter steckt, der in seiner Heimath geschult wurde. Der Name des Autors ist nicht immer ein Beweis des Gegentheils, denn es kam vor, daß schlichte, untergeordnete Forscher der Frucht ihrer Arbeit den Namen eines einflußreichen Vorgesetzten oder Kapitalisten geben mußten. Das sind delikate Dinge, für die ich aber Belege habe; doch nomina sunt odiosa. Dies Alles fühlt auch der Amerikaner und hat daher einen unbegrenzten inneren Respekt vor dem deutschen Gelehrten. So versteht man den ungeheuren suggestiven Einfluß der deutschen Wissenschaft in Nordamerika; es ist ihr direkt beschieden, die amerikanische Wissenschaft auszubilden und neuzugestalten. Natürlich ist auch die Kehrseite der Medaille sichtbar; und man sieht da und dort hochnäsige, selbstbewußte, aber wissenschaftlich minderwerthige Deutsche in Amerika eine unverdient hohe Stellung einnehmen. Daß es Ausnahmen, Das heißt: wissenschaftlich eifrige und tüchtige, hochbegabte eigentliche Amerikaner giebt, die sich aus eigener Kraft und eigenem Antrieb ausgebildet haben, und zwar in zunehmender Zahl, ist eben so erfreulich wie selbstverständlich, muß aber betont werden, damit man mich nicht

mißversteht. Doch fehlt den nach amerikanischer Art ausgebildeten jungen Männern die Schulung des selbständigen wissenschaftlichen Denkens ganz und gar. Dieses sollte Denen als Warnung dienen, die unsere akademischen Freiheiten verkürzen und unsere Hochschulen in praktisch-dogmatische Institute, nach Art der Mittelschulen, umwandeln möchten, während umgekehrt gerade diese Schulen einer Reform bedürftig sind. Bei Alledem jammern die ernsten eutschen Gelehrten in Amerika, denn rein wissenschaft iche Verdienste werden selten und schlecht bezahlt, weil nicht verstanden, — und man muß doch leben. Ist man nicht Hochschullehrer, so muß die wissenschaftliche Arbeit so nebenbei unter dem praktischen Titel irgend eines Staatsinstitutes, wie Ackerbau, Departement, Spital und Dergleichen untergebracht werden, wenn der Gelehrte kein reicher Mann ist.

Am zwölften Juli, nach herzlichstem Abschied von unseren so liebenswürdigen Freunden in Worcester, nahm ich direkt den Zug nach Morganton in Nord-Carolina, dessen Ameisen-Fauna und -Biologie ich studiren wollte. Mein Freund Dr. Meyer hatte mich unserem Kollegen Dr. Murphy, dem Direktor der nordcarolinischen Irrenanstalt, empfohlen und in sechsundzwanzig Stunden war ich bereits dort. Aus dem gebildetsten und am Feinsten civilisirten Staate der Union, aus Massachusetts, fuhr ich also durch New-York, Philadelphia, Baltimore und Washington nach dem heißen Süden, noch dazu in der heißesten Jahreszeit. Um dem furchtbaren Gewirr der Stadt New-York zu entgehen, hatte, ich ein sogenanntes Transferbillet genommen, mit dem man so ziemlich wie ein Koffer per Wagen vom nördlichen zum südlichen Bahnhof transportirt wird. Der Lärm, die Ueberfüllung mit Wagen, der oberirdische, in den meisten Straßen auf Eisensäulen angebrachte elektrische Tram in jenem Theile einer drei Millionen Einwohner auf ungenügendem Raume zählenden Stadt, sind nicht zu beschreiben; und ich war froh, schließlich wieder im Eisenbahnwagen zu sitzen, nachdem ich noch an einem dreiundzwanzigstöckigen Hause vorbeigefahren war.

Es sei hier bemerkt, daß die Schienen der amerikanischen Eisenbahnen zugleich größer, höher und viel sorgfältiger an einander befestigt sind als bei uns. So schien es mir wenigstens; und daher kann ein Schnellzug mit schrecklicher Geschwindigkeit rasen, ohne daß es ein solches Schütteln und Schwanken giebt wie meistens in Europa. Wenn diese Erklärung falsch ist, will ich meine Unwissenheit gern durch ein besseres Wissen belehren lassen.

Während man nach Süden fährt, ändert sich von Station zu Station die Physiognomie der Städte folgendermaßen, wobei ich besonders die kleineren Ortschaften im Auge habe, denn Philadelphia und Washington sind prachtvolle und besondere Städte: Die Zahl der Neger, die im Norden sehr gering ist, nimmt in erschreckender Weise zu. Hand in Hand damit nehmen

Häuser und Menschen — auch die Weißen und deren Wohnungen — ein immer nachlässigeres, schmutzigeres Aussehen (mit Ausnahme der vornehmen Villen und der Staatsgebäude) an. Immer zahlreicher treten verkommene Holzhäuschen, Negerhütten, schmutzige Trödelbuden, träg herumlungernde und zerlumpte Menschen aller Farben und Rassen, vorherrschend aber Neger, auf. Lebhaft wurde ich dabei an die Antillen, zum Theil auch an gewisse Plätze des altweltlichen Orientes erinnert. Man wird durch diese Aenderung peinlich berührt. Zugleich ändert sich auch die Landschaft. Statt der nordischen Koniferen, Ulmen und Ahorne treten immer zahlreicher die wunderbaren, so mannichfachen Arten amerikanischer Eichen, die Tulpenbäume, die Kastanienbäume, die südlichen Föhren, die Ebenholzbäume auf und schöne Passifloren schmücken den Eisenbahndamm. Endlich wird die Landschaft hügeliger und bergiger, ohne daß die Siedehitze sich vermindert. Hier beginnen die Erhebungen der südlichen Alleghennies: und die Station Morganton ist da. Ein Neger fährt mich zu dem kaum eine Viertelstunde entfernten imposanten Gebäude der nordcarolinischen Staatsirrenanstalt mit ihren wunderschönen Anlagen.

Was ich von der amerikanischen Gastfreundschaft sagte, trifft in erhöhtem Maße noch, und zwar als alte Familientradition, für den Süden zu. Eine solche Herzlichkeit und breite Gastfreundschaft habe ich bisher höchstens in den seltenen Haciendas Kolumbiens getroffen, wo sie jedoch durch die Umstände viel näher gelegt wird. Es sei hier meinem lieben Kollegen Direktor Dr. Murphy für seine väterliche Fürsorge und seine vorzüglichen Rathschlägen einem ihm bis dahin ganz Fremden gegenüber aufs Herzlichste gedankt. Die geräumige und doch schon zu kleine Anstalt enthält siebenhundert Kranke, sämmtlich Weiße, denn die Neger und Mulatten haben eine eigene Anstalt. Die peinlichste Reinlichkeit, eine musterhafte Ordnung und die Abwesenheit aller Zwangsmittel, fleißige Arbeit, besonders landwirthschaftliche, und große Freiheit für die Kranken zeichnen diese vorzügliche Anstalt aus. In solchen Dingen steht der Süden dem Norden nicht nach; nur in den privaten Verhältnissen des Volkes zeigt sich der Unterschied. Da ich etwas länger in Nord-Carolina verweilte, sei es mir hier erlaubt, Etwas über den viel, aber mit Unrecht geschmähten „Süden“ zu sagen.

Daß die Süd- oder Sklavenstaaten durch den blutigen Befreiungskrieg ökonomisch ruinirt wurden, steht fest. Doch kämpften sie damals zwar für ihr Geld, aber, ohne es zu wissen, gegen ihr Leben. Eine größere Thorheit als die Importation der Neger in die Union hat wohl nie ein Kulturstaat begangen. Es war die Importation eines tötlichen Krebses. Ich führe die eigenen Worte des Herrn Kollegen Murphy an: „Nicht die Neger, sondern wir Weiße sind durch den Krieg befreit worden, befreit vom Schicksal untergehender, nicht mehr arbeitender Sklavenhälter. Wir wurden ruinirt, aber

belehrt. Nun müssen wir unser Land durch körperliche und geistige Arbeit vom Fundament an wieder aufbauen, sind aber entschlossen, es zu thun. Es wird Zeit kosten; die Besserung ist jedoch schon überall zu sehen."

In Nord-Carolina bilden die Neger etwa ein Drittel der Bevölkerung. Immer strenger sondert sich die weiße Rasse, nicht nur in sexueller, sondern in allen Beziehungen, von ihnen ab, weil sie endlich erkannt hat, daß die Mischung ihr Untergang ist. Ist das Gehirn des Negers schwächer, so sind seine Fortpflanzungskraft und das Ueberwiegen seiner Eigenschaften bei den Nachkommen um so mehr denjenigen der Weißen überlegen. Außerdem setzt sein sorgloses und affektiv erregbares Wesen in Verbindung mit starken Trieben und der Affenliebe der Negerinnen für kleine Kinder der schrankenlosesten Kinderproduktion keine Grenzen. Es giebt also nicht nur eine eigene Irrenanstalt für Neger, sondern eigene Eisenbahncoupés, eigene Wartesäle und so weiter. Kurz, Alles wird gethan, um die strengste Rassensonderung durchzuführen. Die unverkennbare Folge davon ist freilich, daß der Neger, in Folge seiner Unfähigkeit, aus eigener Hirnkraft civilisirt zu bleiben, seinen Schwächen und Leidenschaften immer mehr anheimfällt. Er wird immer träger, alkoholisirt sich immer mehr und wird immer massenhafter das Opfer venerischer Krankheiten, die er sich durch sorg- und schrankenlose sexuelle Exzesse zuzieht. Dadurch steigert sich die Zahl der Verbrechen, besonders der sexuellen Attentate; und auch die Sterblichkeit, besonders bei Kindern, steigt so sehr, daß trotz aller Fruchtbarkeit ihre Zahl im Süden eher ab- als zunimmt, während sie im Norden zunimmt. Diese Verhältnisse haben einen bösen Auswuchs, nämlich das Lynchen verbrecherischer Neger, in den letzten Jahren üppiger als je treiben lassen, einen Auswuchs, den man tief bedauern muß, da er nicht nur inhuman ist, sondern auch viel mehr schadet als nützt. Während meiner Reise wurde eine Bande verbrecherischer Neger, die die Frau eines Weißen genothzüchtigt hatte, kurz und bündig wieder gelyncht. Das sind sehr häufige, sittenverrohende Ereignisse, die die Gerichte schweigend dulden oder mit einigen kaum verdeckten Phrasen sanktioniren.

Um jedoch die Sachlage objektiv beurtheilen zu können, muß die Psychologie des Negers und seine Geschichte unter verschiedenen Verhältnissen verstanden werden. Man soll aber nicht vom Kabinet aus theoretisiren, sondern vorurtheillos die Thatsachen prüfen, wozu ich schon früher manche Gelegenheiten hatte. Intelligenz und Kulturfähigkeit dürfen vor Allem nicht mit Zähmbarkeit und Gelehrigkeit verwechselt werden, sonst müßte man zum Beispiel die Katze höher stellen als den Fuchs und würde dabei schwer irren. Manche stolzen, wilden, intelligenten Menschenrassen sind so wild und kulturfeindlich, daß sie, wie gewisse Beduinen und Rothhäute, an ihrer Wildheit zu Grunde gehen, ohne sonst geistig niedrig angelegt zu sein. Der Neger

ist umgekehrt eminent zähmbar und gelehrig. Er bewundert die Kultur der Weißen, ahmt affenartig Alles nach und eignet sich daher die ihn umgebende Kultur mit großer Schnelligkeit und Leichtigkeit an. Das ist es, was alle naiven, religiösen und oberflächlichen Geister über die Kulturfähigkeit der Neger täuscht. In weißen Schulen, etwa mitten im frommen Neu-England, ist es nicht schwer, allerlei kleine sogenannte Negerwunder, Das heißt: Negerärzte, Advokaten, Pfarrer, Schullehrer und so weiter, zu erziehen, die mit dem ihnen eigenen gefühlvollen und pathetischen Ton weiche Herzen noch mehr erweichen, indem sie wie Papageien, aber mit Negeraffekt und Rührung, Alles nachthun und nachsagen, was man ihnen vorgemacht und eingepaukt hat. Fein und rein geputzt, höchst anständig erscheint dem Auge des Neulings der so im Norden erzogene Neger. Man wolle jedoch damit den von Franzosen, Engländern, Holländern aufgezogenen Neger vergleichen: überall wird man die selbe unselbständige Nachäffung des Weißen finden. Es ist geradezu drollig, den lüderlichen und nachlässigen, aber zugleich anmuthigen und frechen Neger der französischen Antille Martinique, wo fast jedes Negerweib eine Prostituirte ist, mit dem steifen, gedrillten, strammen englischen Neger der Antille Trinidad zu vergleichen, wo jedes Negermädchen ein Gebetbuch unter dem Arm und einen geschmacklosen Hut trägt und steif wie ein Brett herumspazirt. Dennoch sind beide nächste Nachbarn aus gleicher Rasse. Ich konnte selbst in sechs verschiedenen Antillen Vergleichungen anstellen.

Alles wäre aber noch gut, wenn es so bliebe. Aber — und Das ist des Pudels Kern — der so dressirte Neger ist absolut unfähig, die angelernte Kultur allein zu behalten, geschweige, sie auch nur seinen Kindern zu übertragen, wenn er nicht stets unter weißer Leitung oder weißem Einfluß bleibt. Sich selbst überlassen, fällt er in kurzer Zeit — oder wenigstens fallen seine Kinder — der totalsten urafrikanischen Wildheit anheim. Nur die Mulatten können eine Zeit lang noch eine oberflächliche Kultur bewahren, bis sie selbst bald ganz in das Negerblut zurückfallen. Das lehrt klar und in nicht zu mißdeutender Weise die Geschichte Haitis, der einstigen freien und dann durch die Revolution ganz befreiten französischen Kolonie, deren reine Neger im Innern heute bereits wieder die französische Sprache zu einer Negersprache, das Christenthum zum Kultus des Vaudu und die humanitäre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zum Kanibalismus umgestaltet haben. Den selben Weg nimmt die später von begeisterten christlichen, civilisirten, amerikanischen Negern in Afrika gegründete Kolonie Liberia. Und wer, wie ich, die Neger im Innern französischer und englischer Antillen gesehen hat, muß die Ueberzeugung gewinnen, daß nur die Kanonen der Weißen diese Inseln bisher vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt haben.

Man muß mich recht verstehen. Es giebt gewiß recht gutmüthige, treue

Seelen und auch einige bessere Köpfe unter den Negern, doch sind sie so unselbständig, so sorglos, so sehr von den Affekten des Augenblickes beherrscht, so unfähig, weiter, tiefer und konsequenter zu denken, zu fühlen und zu wollen; daß sie absolut keine Kultur erhalten, geschweige ausbilden können und, wenn sie Herren und Meister werden oder gar allein stehen, baldigst der wildesten Barbarei anheimfallen, in der sie alle vorher erworbene Kultur wieder zerstören. Es giebt auch höchst gelehrige, treue und anständige Hunde. Was wird aber daraus, wenn man sie der Wildniß überläßt?

Hier muß ich einem trügerischen, so oft erhobenen Einwand mit aller Energie entgegentreten. Man sagt, auch wir seien früher Barbaren gewesen; man müsse nur den Negern „Zeit" lassen, sich höher zu erheben und kulturfähig zu werden. Dieser Einwand beruht auf einer Verwechselung angepaßter oder erzogener Eigenschaften mit den seit Jahrtausenden im Keimplasma fixirten erblichen Potenzen — und Impotenzen. Das ist der Einwand des wissenschaftlich Ungebildeten. Ein Beispiel wird mir helfen. Der heutige Grieche oder Bulgare fiel zum großen Theil durch jahrtausendlanges türkisches Joch der Barbarei wieder anheim und man pflegt zu sagen, es brauche Zeit, bis er die Kultur wieder errungen habe. Als Volk ja, denn es braucht viel Zeit, bis durch Schulen und milde Sitten die Gewohnheiten aller griechischen und bulgarischen Dörfer umgewandelt, bis Hochschulen und deren Lehrer ausgebildet sind und so weiter. Wie unsere „barbarischen" Ahnen es waren, ist aber an und für sich der einzelne Grieche und Bulgare völlig kulturfähig, und zwar sofort, wenn man ihn von Geburt an in einer centraleuropäischen Familie erzieht. Was „Zeit braucht", ist nicht die Aenderung seiner Gehirnanlage, sondern die Aenderung der Sitten, Gewohnheiten, Erziehung und Traditionen in seinem Lande.

Total anders, man sieht es nun, liegt die Sache beim Neger. Man hat ja vergeblich für die Bildung jener untergeordneten Menschen, deren Schädel und Hirn noch so viele Merkmale vom pithekantropischen Vorfahren an sich tragen, eine Mühe und Sorgfalt in Kultur und Erziehung, besonders in Amerika, aber auch an anderen Orten verwendet, die besser anderweitig hätten angewandt werden können. Das muß mit aller Entschiedenheit im Interesse unserer gar zu sehr vernächlässigten weißen Rasse gesagt werden. Nach allen Berechnungen der Möglichkeiten einer rationellen phylogenetischen Rassenentwickelung wären wohl viele Hunderttausende von Jahren nöthig, um das Negergehirn auf die kulturfähige Entwickelungstufe unserer Rasse zu bringen. Unterdessen aber wäre unsere Rasse im naiv friedlichen Kampf ums Dasein bei brüderlicher Vermischung mit der Negerrasse oder einer Subspezies hundertmal von der Erdoberfläche verschwunden und wären die Neger wieder dem gemüthlichsten afrikanischen Kanibalismus anheimgefallen. Es gehört ein gutes Stück optimistischer Blindheit oder religiöser Verbohrtheit dazu, um seine Augen solchen klaren Thatsachen zu verschließen.

Es ist jedoch gar so bequem, wenn man mitten in Ländern sitzt, die die Negerplage noch nicht kennen, den Humanitätapostel zu spielen und mit erheuchelten oder auf Ignoranz beruhenden Entrüstungphrasen die weißen Bewohner der amerikanischen Südstaaten oder die Buren des Transvaales zu brandmarken. Erst wenn die Negerrasse an Zahl so zugenommen hat wie dort und in Westindien, beginnt sie, ihre schlimmen Natureigenschaften mehr und mehr zu entwickeln, weil der weiße Einfluß an Intensität und Beständigkeit abnimmt. Dann beginnt aber der Kampf ums Dasein und die Südisten haben völlig Recht, ihn zu führen, bevor es zu spät wird. Er soll so human wie möglich, aber fest und konsequent geführt werden. Dem Einwand, man habe den ehemaligen Sklaven gegenüber eine moralische Ehrenschuld zu bezahlen, ist freilich zuzustimmen. Doch soll diese Schuld auf andere Weise, nicht durch Preisgabe der eigenen Kulturrasse, bezahlt werden. Das sind wir wiederum unseren Nachkommen schuldig. Die Neger sollen human behandelt und vor Allem nicht schmachvoll alkoholisirt, aber außer Fähigkeit gesetzt werden, unsere Rasse zu schädigen. Zu ihrem eigenen Wohl sogar müssen sie als Das, was sie sind, als eine durchaus untergeordnete, minderwerthige, in sich selbst kulturunfähige Menschenunterart behandelt werden. Das muß einmal deutlich und ohne Scheu erklärt werden.

Im Süden sind übrigens die Gasthöfe miserabel: meist schlecht gebaute Baracken, schmutzig, mit primitiven Möbeln, schlechtem Essen und theuren Preisen. Fast überall wird man von Negern bedient. Eine eigenthümliche Sitte ist die, daß beim Essen eine Negerin oder ein Kind mit einem Palmenblatt oder etwas Aehnlichem die Fliegen vom Tisch wegjagt und zugleich den Gästen Luft zufächert. Vergebens hatte ich mein Moskitonetz mitgebracht, denn zu meiner Verwunderung gab es in Nord-Carolina weniger Moskitos als in der Schweiz. Um so abscheulicher wurde ich im Gebüsch von den „Jigos“ oder „Red bugs“, den Larven eines winzigen Acariden (Trombidium), geplagt, die nahezu unsichtbar sind, sich jedoch an den Beinen und Armen festsetzen und ein schreckliches, lange dauerndes Jucken — ähnlich den Ixoden oder Garapaten (Leptus), die ich aus Kolumbien nur zu gut kannte — verursachen.

Chigny. Professor Dr. August Forel.

Der Krieg.*)

Heilig acht' ich den Krieg:
Krieg mit der Feder, Krieg mit dem Schwert,
Wo des Germanen schöpferischer Werth
Selbstbewußt trotzet den wimmelnd Atomen
Affenentstammter Bastardengnomen.
Die ewige Lampe durch des Lebens Nacht
Ist der leuchtende Glaube an ererbte Macht;
Wir erbten Recht und wir erbten Pflicht, —
Und wehe uns, wenns uns an Thatkraft gebricht!
Weh', wenn nicht immer die Farbe des Blutes
Zu Wasser verblaßt in dem Auge des Muthes!
Göttersöhne, wir erstürmen die Welt,
Nur der Kampf stählt den Krieger, nur der Krieger ist Held.

Unheilig acht' ich den Krieg:
Wenn der German' in verblendendem Wahne
Gegen Germanen aufrollet die Fahne.
Das tückisch geschleudert', vergiftete Erz
Prallt tötend zurück ins eigene Herz;
Wenn wir geraubt den göttlichen Funken,
Er sank nicht allein, mit ihm sind gesunken
Die Söhne alle im Schoße der Zeit,
Künft'ge Erbauer der Ewigkeit;
Wer schied, hat gewirkt, doch wer nie geboren,
Bleibt uns wenigen Edlen auf immer verloren!
Wenn der German' den Germanen bekriegt:
Wer auch gewinnt, der Gott ist besiegt.

Wien. Houston Stewart Chamberlain.

---

*) Herr Houston Stewart Chamberlain, der begeisterte und doch nicht blinde Erforscher des wagnerischen Genies und Verfasser des starken, inbrünstiger Denkkraft entstammten Buches „Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts", ein Mann, der auf eigenen Wegen zu der „Bildung des Jahrhunderts" vorgedrungen ist und sich dennoch den Willen zum Glauben bewahrt hat, sandte dem Herausgeber der „Zukunft" diesen rhythmischen Zornruf, der ihm „in einer mächtigen Aufwallung des Blutes über den südafrikanischen Krieg" entstanden war.

Die Noth der Handlungsgehilfen.

Der Stand der Handlungsgehilfen hat im Allgemeinen aufgehört, ein Uebergangsstadium zur Selbständigkeit zu sein. Aus eigener Kraft ist dem Handlungsgehilfen die Gründung eines Geschäftes heute kaum noch möglich. Ein starker Bruchtheil verdient kaum mehr, als zur nothdürftigen Fristung des Lebens ausreicht, und von nennenswerthen Ersparnissen kann also keine Rede sein. Außerdem haben die großen Vermögen gewaltig zugenommen und der Abstand zwischen Gehilfen und Prinzipalen hat sich außerordentlich erweitert. Vor einigen Jahrzehnten galt es noch als selbstverständlich, daß der Gehilfe nach einer Reihe von Jahren des Fleißes und der Sparsamkeit in die Lage kam, sich mit Erfolg auf die eigenen Füße zu stellen; jetzt ist daran nicht mehr zu denken. Im Gegentheil: die Zahl der Handlungsgehilfen, denen von vorn herein jede Aussicht auf die Gründung einer unabhängigen Existenz fehlt, nimmt außerordentlich stark zu. Wer nicht außer Ersparnissen andere Mittel zur Verfügung hat, muß damit rechnen, zeitlebens als Handlungsgehilfe zu dienen.

So lange die Gehilfenzeit für den jungen Kaufmann ein Uebergangsstadium vorstellte, hatten Nachtheile und Unannehmlichkeiten der dienenden Stellung keineswegs die Bedeutung, die sie gewinnen, sobald es sich um einen Zustand handelt, den der Gehilfe seufzend als einen Dauerzustand für das ganze Leben ansehen muß.

Nun bemühen sich ja die bestehenden Gehilfenverbände, die Regirungen für gesetzliche Reformen zu ihren Gunsten zu gewinnen, und manche Regirungen wollen auch ernstlich helfen. Aber an der Thatsache, daß sich zwischen dem Gehilfenstande und dem Stande der Prinzipale eine Kluft geöffnet hat, die immer tiefer und breiter wird, kann auch der beste Wille der Regirungen nichts ändern.

Das patriarchalische Verhältniß zwischen Prinzipal und Gehilfen, in dem der Prinzipal väterlicher Freund und Berather des jungen Mannes, der Gehilfe aber der treue Mitarbeiter seines Prinzipales war oder doch sein sollte, hat dem kahlen Verhältniß des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer Platz gemacht. Zwischen dem Commis, der daran denken konnte, selbständig zu werden, und dem Prinzipal früherer Tage bestand eine gewisse Interessengemeinschaft; zwischen dem Arbeitnehmer und dem modernen Arbeitgeber ist jedes Band gänzlich zerrissen. Der Handlungsgehilfe ist nur noch ein Lohnarbeiter, der seine Zeit und seine Arbeitkraft verkauft, und sein vornehmstes Interesse ist und muß sein, seine Leistungen möglichst hoch bezahlt zu erhalten. Seltsames Mißgeschick! Je mehr dieses egoistische Interesse zur Geltung kommt und in den Vordergrund tritt, desto mehr sinkt — wenigstens relativ — aus anderen Ursachen die Bezahlung der Dienstleistungen. Trotz dem gewaltigen Aufschwung, den seit mehr als einem Jahrzehnt Handel und Industrie genommen haben, bewegen sich die Gehälter, abgesehen von Ausnahmen, in den altgewohnten Grenzen und nähern sich sogar öfter als früher dem Minimum des Auskömmlichen, — wenn sie nicht gar darunter stehen. Der moderne Geschäftsverkehr kennt und duldet kein patriarchalisches Verhältniß: der Prinzipal verlangt möglichst viele und gute Leistungen für ein möglichst niedriges Gehalt, der Gehilfe strebt nach einem möglichst hohen

Gehalt bei möglichst geringen Leistungen. Der selbe Gegensatz, der auf industriellem Gebiet seit dreißig Jahren zur Organisation der Arbeiter und zu Lohnkämpfen geführt hat, muß auch im Handelsgewerbe dazu führen. Der zum Lohnarbeiter gewordene Handlungsgehilfe sinkt aber sogar unter den Sklaven herab, sobald es dazu kommt, daß er dem dienenden Stand nie entrinnen kann, daß er nichts als eine Sache wird, die, so lange sie Etwas taugt, ausgenützt und dann erbarmunglos bei Seite geworfen wird. Der Sklave konnte sich immerhin loskaufen; er kann es nicht. Gewiß kommt der fleißige und sparsame Handlungsgehilfe auch heute noch in die Lage, von seinem Gehalt Etwas erübrigen zu können; aber man frage nicht, wie viel Das ist: höchstens ein Nothgroschen, der ihn vor den schlimmsten Folgen einer vorübergehenden Stellenlosigkeit schützen mag.

Selbst wenn es aber auch einer geringen Anzahl gelingt, die zu ihrer Etablirung erforderliche Summe zusammen zu sparen, so ist die aufgewandte Mühe zu groß, die Zeit der Entbehrungen zu lang gewesen. Der Gehilfe ist dann meist über das Alter hinaus, das zur Begründung eines eigenen Geschäftes am Geeignetsten ist. Der Unternehmungsgeist, die Seele jedes kaufmännischen Erfolges, hat sich verflüchtigt und nur ein grämlicher, um seine Existenz und um seine Spargroschen besorgter Mensch ist übrig geblieben. Die Jahrzehnte lang dauernde Knechtschaffenheit hat ihn jeder Selbständigkeit entwöhnt und seinen Willen gebrochen.

Heute bieten sich dem Handlungsgehilfen in der Regel nur zwei Möglichkeiten einer rechtzeitigen Etablirung. Entweder er wird der Schwiegersohn eines wohlhabenden Mannes oder er ist von Hause aus in der Lage, über ausreichende Mittel zu verfügen. Die erste Möglichkeit ist seltener, als gewöhnlich angenommen wird. Ein Handlungsgehilfe, und noch dazu ein armer, steht auf der gesellschaftlichen Stufenleiter sehr niedrig und hat wenig Aussicht auf eine „reiche Partie“. Erst wenn er etablirt ist und sein Geschäft blüht oder wenn er zu einer anscheinend dauernden und gut besoldeten Stellung gelangt ist, hat er eine bessere Anwartschaft. Ist er von Hause aus bemittelt, so wird er ja häufig noch seine Ersparnisse hinzulegen können. Aber mit dem erdrückenden Wachsthum des Großkapitales und der Großbetriebe wird die Möglichkeit, mit einem relativ kleinen Kapital anzufangen, stark beeinträchtigt. Es kommt hinzu, daß sich die breite Masse der Handlungsgehilfen aus den ärmsten Schichten der Bevölkerung ergänzt. Sie sind meistens Söhne von kleinen Handwerkern, Kleinbauern, Arbeitern, kurz: solcher Leute, denen die Mittel fehlen, ihre Söhne dem Beamten- oder Gelehrtenstande zuzuführen.

Daß sich durch die bedeutende Zunahme der großen Handelsgesellschaften von jeglicher Form auch die Zahl der Stellungen bedeutend vermehrt hat, die einer kümmerlichen Selbständigkeit vorzuziehen sind, kommt wenig in Betracht. Es darf aber nicht vergessen werden, daß, um eine solche Stellung zu erlangen, außer persönlicher Tüchtigkeit auch schon Mittel erforderlich sind, sei es zur Hinterlegung einer Kaution, sei es, weil Betheiligung an dem Unternehmen zur Bedingung gemacht wird. Der breiten Masse der Handlungsgehilfen bleiben diese Stellungen verschlossen. Und endlich, was das Schlimmste ist: die überwiegende Mehrheit der Handlungsgehilfen muß bei ehrlicher Selbsterkenntniß gestehen, nicht „Kaufmann“, sondern „Commis“ gelernt zu haben. Ihre Lehrzeit

war eine Dressur zu einseitiger, mechanischer Thätigkeit, nicht aber eine Erziehung zum Kaufmann. Der moderne Geschäftsbetrieb erfordert viele Lageristen, Kontoristen, Fakturisten, Kopisten, — kurz, alle möglichen Spezialisten, jedoch nur wenige allgemein durchgebildete Kaufleute.

Fragen wir nun nach dem Schicksal jener Lohnsklaven, so erfahren wir wenig Erfreuliches. Die Glücklichsten unter ihnen haben eine Stellung gefunden, die erträglich ist und ihnen bei bescheidenen Ansprüchen an das Leben sogar die Gründung einer Familie gestatten mag. Sie klammern sich an diese Stellung und werden in ihr alt und grau. Nimmt im Lauf der Jahre ihre Arbeitkraft ab, dann werden sie früher oder später, je nach der geringeren oder größeren Geduld des Prinzipales, aus ihrer Stellung entlassen. Dann, — wehe ihnen und ihren Familien, wenn sie keine Ersparnisse gemacht haben! Bejahrte Handlungsgehilfen werden von keinem Hause engagirt. Sie sind trotz der Invalidenrente dem Elend überliefert und fallen Verwandten oder der Gemeindearmenpflege zur Last. Daß solche Vorkommnisse heute noch verhältnißmäßig selten sind, beweist nichts. Die intensive Entwickelung des Handels und der Industrie dauert noch kein Menschenalter, — noch nicht lange genug, um im Gehilfenstande eine bemerkenswerthe Anzahl von Invaliden der Arbeit erzeugt zu haben. Doch schon das jetzige Jahrzehnt wird dem folgenden mehr als genug davon überliefern und jedes kommende Jahrzehnt in steigender Proportion; es sei denn, daß Mittel und Wege gefunden werden, um dieser zunehmenden Proletarisirung des Gehilfenstandes energisch Einhalt zu thun.

Der moderne Universalbalsam für alle sozialen Schäden, die Staatshilfe, war bisher nicht zu haben. Einsichtige Männer, die die prekäre Sachlage erkannten, haben sich vergeblich darum bemüht. Ich erinnere nur an die Eingabe des verdienstvollen Handelslehrers Beigel in Straßburg an das Reichsbankpräsidium. Er forderte, daß den Angestellten die Möglichkeit geboten werde, zum Zweck der Gründung eines eigenen Geschäftes unter gewissen Vorbedingungen und Kautelen den Kredit der Reichsbank in Anspruch zu nehmen. Das Ansinnen wurde, wie vorauszusehen war, abgelehnt. Die Reichsbank taugt nicht zur Lösung solcher volkswirthschaftlichen Probleme.

Staatshilfe ist nur auf dem Wege der Gesetzgebung möglich; und bis dahin ist ein weiter Weg. So bleibt nur die Selbsthilfe. Die Handlungsgehilfen haben das Recht, sich zur Erreichung wirthschaftlicher Vortheile zu vereinigen. Mögen sie der Noth gehorchen und sich in Verbänden sammeln, deren Ziel es sei, dem Einzelnen wieder den Weg zur Selbstständigkeit zu erschließen.

Eine Kreditgenossenschaft, die über einige Millionen verfügte, könnte für das einzelne Mitglied zwar auch nur nach Maßgabe seines Antheiles eintreten, aber doch sehr viel mehr leisten als der Einzelne allein. Da es ausgeschlossen wäre, daß sich alle Mitglieder zu gleicher Zeit etablirten, könnte die Genossenschaft für das einzelne Mitglied mit einem Vielfachen seines Antheiles eintreten. Eine solche Hilfe wäre wirksam und könnte unter günstigen Bedingungen geleistet werden; der Verwaltungapparat müßte freilich einfach und billig sein.

Das ganze Gestrüpp von „wenn“ und „aber“, das dem Gedanken an eine solche Kreditgenossenschaft entgegensteht, vollständig zu lichten, muß ich mir natürlich versagen. Ich will nur das Wichtigste streifen. Der nächstliegende Ein=

wand ist, daß die große Masse der Handlungsgehilfen leider nicht die erforderliche Einsicht und Beweglichkeit besitze, um sich spontan zusammenzufinden, und daß der Stand als solcher noch zu wenig „klassenbewußt" sei, um einer Agitation, etwa wie unter Arbeitern, Erfolg zu versprechen. Man hat Das in den bestehenden Gehilfenverbänden erfahren, deren Wohlfahrteinrichtungen so lange an Mitgliedermargel litten, bis der gesetzliche Zwang die fehlende Einsicht und die nirgends fehlende Trägheit ersetzte. So ging es mit der Krankenfürsorge u. s. w. Die Gewichtigkeit dieses Einwandes ist nicht zu leugnen. Aber wenn sich auch die Einsicht von der Nothwendigkeit des Zusammenschlusses nicht bei Allen sofort einstellt, was thuts? Muß der Kampf gegen Unwissenheit und Gleichgiltigkeit nicht überall im Leben durchgefochten werden? Sind es zunächst nicht Hunderttausende, die sich zu ihrem eigenen Vortheil führen lassen, so sind es doch vielleicht Tausende, — und ihr Beispiel würde auf die Anderen wirken. Ein weiterer Einwand wäre, daß unbemittelte Handlungsgehilfen ein sehr schlechtes Material für eine Kreditgenossenschaftabgeben. Auch Das mag zugestanden werden. Aber sind arme Handlungsgehilfen fähig genug, um große Vermögen verdienen zu helfen, so brauchten sie es als keine Erniedrigung zu betrachten, wenn unter den Besitzern solcher Vermögen edle Männer gesucht würden, die bereit wären, für ihr Theil an der Lösung einer Aufgabe mitzuwirken, die ihren eigenen Stand so nahe berührt.

Der erste Schritt zum Ziele wäre, daß mein Vorschlag im Prinzip als brauchbar befunden würde. Berufenere als ich mögen ihn wohlwollend prüfen: und Das habe ich hiermit anregen wollen.

Leipzig. Bücherrevisor Rudolf Taeuber.

In den Ferien.

Abends kam, wie immer, mein Schulkamerad zu mir. Wir wohnten Beide auf dem Lande, nur einige Werst von einander entfernt, und sahen uns täglich. Er war ein hübscher, blonder Jüngling, der mit dem sanften Ausdruck seiner schönen Augen manchem Mädchen den Kopf verdrehte. Ich fühlte mich durch seinen unerschütterlichen Gleichmuth und seine Geistesgegenwart zu ihm hingezogen. Diesmal kam es mir vor, als ob ihm Etwas fehle; er sah mir nicht ins Gesicht und beklopfte seine Stiefel nervös mit der Reitgerte. Ich getraute mich nicht, ihn nach dem Anlaß seiner Verstimmung zu fragen; er fing aber selbst davon zu sprechen an.

„Weißt Du," sagte er, „mir ist heute etwas Dummes passirt." Ich war erstaunt, denn es schien mir fast unglaublich, daß einem Menschen, der sich so sehr zu beherrschen im Stande war, etwas Dummes passirt sein könne.

„Es brannte heute bei uns," fuhr er fort „eine Hütte ist abgebrannt . . . . ."

„Und Du bist vielleicht gar in die Flammen gesprungen?" unterbrach ich ihn etwas ironisch.

Er zuckte die Achseln und mir schien, daß er erröthete. Aber vielleicht war es auch nur der Schein der untergehenden Sonne.

„Hanf, der beim Bauern auf dem Boden lagerte, war in Brand gerathen und bald darauf auch das Dach. Ich las gerade einen interessanten Artikel von Léon Say, aber beim Anblick der schwarzen Rauchwolken und der Funken, die aus dem Gebälk emporwirbelten, packte mich eine alberne Neugier und ich lief auf die Brandstätte. Die meisten Leute waren auf dem Felde, nur wenige waren zugegen: zwei alte Weiber, die laut über das Unglück jammerten, die Frau des Organisten, die mit dem Bilde des Heiligen Florian das Feuer besprach und ein Bauer, der verstört eine leere Wasserkanne in den Händen hielt. Ich hörte, daß die Hausthür verschlossen und der Besitzer mit seiner Frau bei der Feldarbeit sei . . . Da hast Du die schöne Bauart! dachte ich. Das Haus flackert auf, wie wenn es mit Schießpulver bestreut wäre . . . . Einige Minuten später brannte es schon lichterloh und die Hitze war so sengend, daß ich unwillkürlich einige Schritte zurücktrat. Inzwischen waren doch noch einige Leute hinzugekommen. Die Einen fingen an, die Thür, die noch Stand hielt, mit Aexten zu bearbeiten, Andere gossen Wasser aus Kübeln; aber sie durchnäßten nur die Umstehenden und kein Tropfen kam ins Feuer. Sie waren trotzdem eifrig bei ihrer Arbeit und warfen sogar eine alte Frau um. Ich stand dabei, ohne Etwas zu sagen oder zu thun. Die anderen Gebäude waren nicht in Gefahr und die Hütte war nicht mehr zu retten. Plötzlich rief Jemand: ‚Drin ist ein Kind, der kleine Stasiek!‘ ‚Wo?‘ fragte man. ‚In der Hütte, es schläft im Korbe am Fenster . . . Schlagt nur die Scheiben ein und Ihr könnt es lebend herausholen.‘ Aber Niemand rührte sich. Das Strohdach war schon heruntergebrannt und die Balken glühten wie Eisen in der Schmiede.

Als ich Das von dem Kinde hörte, schlug mir das Herz zum Zerspringen. Wenn Niemand geht — dachte ich —, so werde ich gehen . . . Um den Knaben zu retten, brauche ich eine halbe Minute. Es ist noch Zeit . . . Aber diese entsetzliche Gluth! . . . .

‚Na, rührt Euch doch‘, schrien die Weiber. ‚Ihr Feiglinge! Ihr seid ja nicht werth, daß Ihr Bauern seid!‘

‚So lauf' Du doch selber ins Feuer, wenn Du so klug bist!‘ höhnte Einer aus der Menge. ‚Das ist der sichere Tod und das Kind, das schwach wie ein Hühnchen ist, lebt ohnehin nicht mehr.‘ . . .

Schön! dachte ich. Niemand geht und ich besinne mich noch? Wozu, flüsterte mir die Vernunft zu, willst Du Dich einem solchen Abenteuer aussetzen? . . . Weißt Du, ob das Kind noch an dem selben Platze liegt? . . Vielleicht ist es aus dem Korb gefallen? . . ., Die Balken waren verkohlt und fingen an, mit dumpfem Krachen zusammenzubrechen.

Aber man muß sich doch hineinwagen . . . . Das Kind darf nicht hilflos verbrennen . . ., sprach mein Herz. Wahrscheinlich lebt es gar nicht mehr, antwortete die Vernunft: Da wäre es ja beinahe um den Anzug schade, den

man sich verderben wird. . . . Von fern her tönte ein fürchterlicher Schrei. Eine Frau rief: ‚Rettet das Kind!‘ ‚Haltet sie!‘ war die Antwort. ‚Sie wird in die Flammen springen und umkommen.‘ . . . .

Ich hörte hinter mir schreien und ringen: ‚Laßt mich! ‘. . . Es ist mein Kind!‘ . . . ‚Haltet sie zurück!‘ . . .

Ich konnte nicht länger unthätig bleiben und stürzte auf das brennende Gebäude zu. Ein erstickender Gluthhauch umgab mich, ich schluckte Rauch, das Dach krachte über mir zusammen und durch den Schornstein prasselten die Ziegelsteine herunter. Ich fühlte, wie meine Haare versengt wurden, und wich zurück. Welche dumme Sentimentalität! sagte ich mir ärgerlich. Um ein Häufchen Menschenasche wolltest Du ein Scheusal aus Dir machen? Außerdem würde man nur sagen, Du habest auf billige Art den Helden spielen wollen! . . .

Da stieß mich eine kleine Person bei Seite und lief geraden Wegs in das Feuer hinein. Ich hörte das Klirren einer eingeschlagenen Scheibe, und als der Wind plötzlich die Rauchwolke in eine andere Richtung fegte, sah ich durch das Fenster, daß sie gebückt ganz hinten im Zimmer stand. Ich konnte ihre schmutzigen Füße sehen.

‚Was thust Du, Wahnsinnige?‘ rief ich. ‚Dort liegt eine Leiche, aber kein Kind.‘ ‚Jagna! Hierher!‘ rief Jemand aus der Menge.

Die Balken stürzten zusammen und eine Garbe von Funken sprühte zum Himmel auf. Das Mädchen verschwand im Rauch und mir wurde es Nacht vor den Augen. ‚Ja — gna . . .‘, wiederholte die weinende Stimme.

‚Gleich! gleich!‘ . . . hörte ich das Mädchen antworten, das zurückkam und mich im Vorbeigehen streifte. Es trug den Knaben auf dem Arm. Er war erwacht und schrie aus Leibeskräften.“

„Also lebt das Kind?“ fragte ich.

„Natürlich, es ist munter und gesund.“

„Und das Mädchen ist seine Schwester?“

„Ach bewahre!“ antwortete er. „Es ist ganz fremd hier, dient sogar in einem anderen Hause und ist höchstens fünfzehn Jahre alt.“

„Und dem Mädchen ist nichts geschehen?“

„Es hat sich die Haare und das Kopftuch etwas verbrannt. Als ich hierher kam, sah ich es vor seiner Thür sitzen; es schälte Kartoffeln und summte ein Liedchen vor sich hin. Ich suchte nach einigen Worten der Anerkennung, aber plötzlich kam mir der Gedanke an die Entschlossenheit des Mädchens und an meine feige Vernünftelei und ich schämte mich so sehr, daß ich kein Wort hervorbringen konnte . . . . Ja, so sind wir!“ fügte er hinzu und hieb mit seiner Reitgerte über die Gräser am Wege.

Am Himmel blinkten die ersten Sterne; ein kühler Wind trug uns das Quaken der Frösche und das Geschrei der über den Weiher hinflatternden Wasservögel zu.

Gewöhnlich schmiedeten wir um diese Zeit heroische Pläne für die Zukunft; heute blieben wir Beide stumm. Mir schienen aber alle Büsche um uns her zu flüstern: „Ja, so seid Ihr!“

Warschau. Boleslaw Prus.

Smith, Marx und Wenckstern.

Der berliner Privatdozent Adolph von Wenckstern hat eine Brochure zu Gunsten der Flottenverdoppelung geschrieben.*) Seine Schrift zeichnet sich durch mehrere wesentliche Vorzüge aus. Sie ist niedlich brochirt, reizend gedruckt und jedem Kapitel ist ein sinniges Citat aus Goethe, meistens aus dem zweiten Theil des Faust, vorgesetzt. Ferner ist die Schrift nicht mit Ziffernmaterial beschwert, das dem Leser geistige Arbeit zumuthen würde, und endlich enthält sie einige so ehrfürchtige Verbeugungen vor Karl Marx, daß einem Sozialdemokraten darob das Herz im Leibe lachen kann. Neben so wesentlichen Vorzügen hat die Schrift aber auch einige unwesentliche Schwächen. Ich bin nun einmal ein kleinlicher und neidischer Mensch; und so möge man mir verzeihen, wenn ich mich bei diesen Schwächen ein Wenig aufhalte.

Herr von Wenckstern hat sich vorgenommen, Wölfe und Schafe, manchesterliche Großkapitalisten und sozialdemokratische Proletarier, in der Hürde der Flottenvergrößerung friedlich zusammenzubringen. Wie macht man Das? Sehr einfach: man beweist die Nothwendigkeit des Marinismus aus Adam Smith und Karl Marx zugleich. Und wie macht man Das? Ungeheuer einfach! Adam Smith spricht von der Arbeitstheilung in der Manufaktur, Karl Marx spricht gelegentlich von der Arbeitstheilung zwischen den verschiedenen Produktionzweigen in der kapitalistischen Gesellschaft. Er hat allerdings auch viel von Ausbeutung und Klassenkampf gesprochen, aber Das sind unerhebliche Dinge. Also: es giebt eine Arbeitstheilung zwischen den einzelnen Arbeitern in der Werkstatt, siehe Adam Smith; es giebt eine Arbeitstheilung zwischen den einzelnen Berufsklassen in der Gesellschaft, siehe Karl Marx; folglich — so dozirt Herr von Wenckstern triumphirend — giebt es auch eine Arbeitstheilung zwischen den verschiedenen Nationen.

So schief dieser Gedankengang und so willkürlich diese Aneinanderreihung disparater Vorstellungen auch ist: das Fazit könnte man sich dennoch gefallen lassen. Denn es bedeutet das Recht jeder einzelnen Nation auf selbständige Existenz, allgemeine internationale Rücksichtnahme, Handelsverträge, Schiedsgerichte als völkerrechtliches Tribunal, Ersetzung der Angriffsheere durch defensive Milizen, kurz: den Ewigen Frieden. Aber Das interessirt unseren Autor ja gar nicht. Auf diesem Weg glaubt er nicht an „sein" Ziel zu kommen. Also „Links um kehrt!" und statt des Weltfriedens neue Linienschiffe . . . Für diese jähe Schwenkung muß nun wieder Karl Marx herhalten, nämlich die marxische Theorie von der Konzentration des Kapitals. Ist einmal die kapitalistische Produktionweise im Gange, so lehrte der große Sozialist, dann konkurriren die einzelnen Kapitalisten unaufhörlich mit einander. In diesem Konkurrenzkampf siegen die Großen über die Kleinen und die Größten wieder über die Großen und so konzentrirt sich das Eigenthum an den Produktionmitteln schließlich in den Händen einer stetig zusammenschrumpfenden Zahl von Riesenkapitalisten. Was hat Das

---

*) „Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen." Adam Smith, Karl Marx und Seemacht des Reiches. Von Adolph von Wenckstern. Berlin 1900, Verlag von Hermann Walther.

mit den neuen Linienschiffen zu thun? Sofort, meine Herrschaften! Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Man substituire in dem Konzentrationschema dem Wort „Kapitalist“ das Wort „Nation“, — und alles Weitere ergiebt sich von selbst.

Wie der Fabrikant Schulze die armen kleinen Handwerker Müller und Lehmann niederkonkurrirt, sie zum Bankerott treibt und ihr Inventar für einen Schundpreis ankauft, um endlich als alleiniger Beherrscher des Marktes dazustehen —: so fällt das unbesiegbare England über San Marino, Liechtenstein, Monaco, Deutschland und ähnliche wehrlose Kleinstaaten her, schließt sie durch ungerechte Handelsverträge, die ihm seine unwiderstehliche Kriegsmacht zu diktiren gestattet, vom Weltmarkt aus, nimmt ihnen ihre „Produktionmittel“ — Das heißt: ihr Territorium — ganz oder zum Theil ab, — und Deutschland wird „proletarisirt“! Englands freihändlerische Traditionen, die Politik der offenen Thür, die es für seine kolonialen Besitzungen zu befolgen pflegt, die zollpolitische Selbständigkeit seiner autonomen Kolonien, vor Allem Kanadas: das Alles kümmert Herrn von Wenckstern nicht. Daß in Wirklichkeit nicht der englische Handel den deutschen, sondern umgekehrt der deutsche Handel den englischen verdrängt, sogar in England selbst, diese Thatsache genirt ihn eben so wenig. Doch Halt! Ich will nicht ungerecht sein. Wenckstern hält es nicht gerade für ausgemacht, daß England der Unhold sein werde, der den armen Däumling Deutschland verspeist. Es könnte auch Amerika sein, das sich in Kuba als ein gefährlicher Eroberer erwiesen habe, oder Rußland. Daß Amerika in Kuba nichts gethan hat, als daß es ein Stück von einem faulenden Leichnam löste, daß es jedoch dem zwar barbarischen, aber lebensfähigen kleinen Volk der Tagalen gegenüber seine Unfähigkeit, eine Erobererrolle zu spielen, unzweideutig offenbart hat, stört Herrn von Wenckstern nicht. Und daß Rußland, um seine unreife Industrie halbwegs auf die Höhe der Zeit zu bringen, alle erforderlichen Requisiten dazu aus dem Westen bezieht, Kapital, Unternehmer, Werkführer, Vorarbeiter und Maschinen, und daß an diesem Import Deutschland in hervorragender Weise betheiligt ist: Das verschweigt Herr von Wenckstern. Und daß Rußland vor Allem eine Landmacht ist und dem Deutschen Reich eine Landgrenze von enormer Länge zukehrt; daß ein zukünftiger Krieg zwischen Deutschland und Rußland zu Lande, auf polnischem Gebiet, ausgefochten werden müßte: davon scheint er keine Ahnung zu haben.

Aber verdient dieser Herr, der wohl bald Professor werden wird, wirklich eine ernsthafte Widerlegung? Warum soll er mit dem Namen eines Karl Marx nicht jeden Mißbrauch treiben, wenn es ihn nützlich dünkt? Warum soll er nicht — siehe Seite Zwanzig seiner Brochure — Kautsky einen wahnwitzigen Wunsch unterschieben, den Dieser nie gehegt oder geäußert hat? Alles Das dient dem selben Zweck. Ohne Zweifel auch, was er auf Seite Zweiundzwanzig schreibt: „Die deutsche Auswanderung in fremde Staaten hat in der letzten Zeit erheblich nachgelassen; zum Theil deshalb, weil die starke natürliche Bevölkerungzunahme in den anderen Staaten überall praktische Maßregeln irgend welcher Art hervorgerufen hat, sich der fremden Einwanderung von Arbeitern gegenüber zu schließen.“

In Wirklichkeit ist die Ursache der verminderten überseeischen Auswanderung darin zu suchen, daß die Industrie in Europa selbst, vor Allem in Deutschland, vermehrte Arbeitgelegenheit bietet. In Wirklichkeit ist in Frankreich eine „natürliche Bevölkerungzunahme“ überhaupt nicht vorhanden; Frankreich ist viel-

mehr, um die Lücken seines Geburtendefizits zu decken, auf die Einwanderung italienischer, belgischer und deutscher Arbeiter angewiesen. In Wirklichkeit sind in den Städten und Industrieorten der Schweiz bis zu fünfzig Prozent aller beschäftigten Arbeiter Deutsche. In Wirklichkeit finden deutsche Arbeiter ungehindert Beschäftigung in Oesterreich, in Rußland, in Dänemark, in Holland, in Belgien, vor Allem aber zu Tausenden im Gebiet des neuesten „Erbfeindes", in England. Und zwar ist es einem tüchtigen deutschen Schreiner nicht selten möglich, in London besseren Lohn zu erhalten als daheim; ganz abgesehen davon, daß in den meisten englischen Fabriken die Arbeiter mit mehr Achtung und Höflichkeit behandelt werden, als es in Deutschland üblich ist. In Wirklichkeit ist ferner die Einwanderung fremder Arbeiter nach Nordamerika nur erschwert, nicht unmöglich gemacht, während jüngere Kolonialstaaten, wie Kanada und Brasilien, die Einwanderung fremder Arbeiter nach wie vor systematisch begünstigen und die friedliche Kolonisationarbeit deutscher Einwanderer in Südbrasilien wächst und gedeiht. Denen um Herrn von Stumm möchte es freilich sehr behagen, wenn sie den deutschen Arbeitern sagen könnten: Der Ausweg der Auswanderung ist Euch abgeschnitten, kein Mensch in der Welt außer uns hat mehr ein Stück Brot für Euch übrig: Ihr müßt unsere Bedingungen annehmen oder verhungern! Aber zwischen solchen Wünschen und den Thatsachen klafft ein Abgrund. Jedem, der einen starken Magen hat, empfehle ich, auf Seite Fünfzig und Zweiundfünfzig selbst nachzulesen, welcher Unverdaulichkeiten der Autor fähig ist. Und Denen, die Sinn für Humor haben, empfehle ich die Lecture der beiden letzten Kapitel, worin Herr von Wenckstern, seiner von der Zuchthausvorlage her bekannten Methode getreu, die Forderungen der Regirung noch um einige Walfischlängen überholt: statt einer Flottenverdoppelung will er eine Flottenvervielfachung, statt eines neuen Flottengesetzes eine Novelle zur Verfassung, die die progressive Vergrößerung der Kriegsflotte bis auf münchhausenische Dimensionen ein- für allemal vorsähe! Wenn dem Reichstag nicht mehr patriotische Opfer zugemuthet würden, als die jetzige Regirungvorlage fordert, dann „würde sich der Reichstag schlecht behandelt fühlen". Also spricht Herr von Wenckstern und ich will durch kein kommentirendes Sätzchen die Wirkung dieser Worte schwächen.

Zürich. Dr. Ladislaus Gumplowicz.

Berlin und Teheran.

Stadt und Land dröhnen von „volltönendem Geschwätz, ganz leer an Gedanken", die Gymnasialdirektoren haben ein neues Thema für Schulfeiern gefunden und an den Hochschulen wetteifern die Herren Professoren und anderen Dozenten um die Palme des Redepatriotismus. Die Börse — wesentlich praktischer — hegt und pflegt das neue Motiv für Haussespekulationen, das die „Aussichten der Flottenvorlage" bieten, und die Gruppe westdeutscher Industrieller, die sich den Namen des Yachtklubs zugezogen hat, glüht ihr Eisen tapfer im Feuer. Mit

Ausnahme des Proletariates, das, so weit der Arm der Sozialdemokratie reicht, die neue Heilsbotschaft kräftig zurückwies, trainirt sich jetzt ganz Deutschland auf Weltmacht und Weltwirthschaft. Der Handel aber mag staunen, welches eifrige Interesse seinen Expansionbestrebungen plötzlich überall zugewandt wird; sonderbar freilich, daß der Außenhandel die alleinige Gewähr für das weitere Blühen Deutschlands bieten soll und daß gerade seine Schutzbedürftigkeit, von der die Interessenten bisher nie Etwas verlauten ließen, ausposaunt wird, während die Rufe um Hebung des Innenhandels heute, wie seit Jahrzehnten, ungehört verhallen. Nichts scheint den lärmenden Erbpächtern der Vaterlandsliebe ungeeignet, als Köder für die Begeisterungfähigkeit zu dienen: selbst der südafrikanische Krieg muß dazu herhalten, obgleich er der ersten Marinemacht der Welt Schlappe auf Schlappe einbringt. Die Nachtheile, die das starke und reiche Großbritannien durch den Krieg erleidet, werden, so weit nicht die Einbuße an Namen und Ansehen in Frage kommt, in absehbarer Zeit nach einem Friedensschluß wieder ausgeglichen sein. Denn diesem glücklichen Land stehen in der eigenen Produktion und in der Produktion seiner Kolonien die ergiebigsten Hilfequellen zur Verfügung. Aber Das beweist doch noch gar nichts für die Leute, die den Krieg als ein nützliches Mittel zur Steigerung des Güterumlaufes betrachtet wissen wollen. Wenn auch die Herstellung großer Mengen von Kriegsbedarf nothwendig wird — und dazu zählt ja auch die Ausrüstung der Kriegsschiffe, einschließlich ihres gewaltigen Kohlenverbrauches —, so würde gewiß das Land doch gern auf die hierdurch bedingte Produktionsteigerung verzichten, die der ganzen Bevölkerung schwere Lasten auferlegt. Eine allgemeine Knappheit und Preiserhöhung der nothwendigen Bedarfsmittel, ferner aber auch eine übermäßige Inanspruchnahme der verfügbaren Baarmittel sind die unausbleiblichen Folgen. Nur bei völlig stagnirenden wirthschaftlichen Verhältnissen läßt sich die Auffassung hören, daß der Krieg, da er zum Ersatz der zerstörten Güter anreize, die allgemeine wirthschaftliche Thätigkeit fördere; doch bleibt es auch hier bei einem ungeheuren Verlust an Menschenleben und Nationalvermögen, der erst durch neue Aufwendungen, die einem Volk gerade in schlechten Zeiten schwer fallen, wettgemacht werden muß. Auch die Anschauung, daß ein Krieg durch Dezimirung der in stärkerem Verhältniß als die Lebensmittel wachsenden Bevölkerung wohlthätig wirke, ist absurd. Wird das Kapital vernichtet, das ein Mitglied der Volksgemeinschaft dank seiner Ausbildung und seiner Arbeitkraft darstellt, so wird auch die wirthschaftliche Gesammtkraft geschädigt.

Der Entfaltung unserer wirthschaftlichen Kraft im Auslande droht ernstere Beeinträchtigung als durch englische Uebergriffe von unserem östlichen Nachbarn. Durch die Uebernahme einer Goldanleihe sucht Rußland politisch und wirthschaftlich Persien von sich abhängig zu machen; und diese Anleihefreudigkeit ist um so bedeutsamer, als die inneren, im Besonderen die finanziellen Verhältnisse Rußlands keineswegs so beschaffen sind, daß es ohne eigene Schädigung einem fremden Reich erhebliche Barmittel bieten könnte. Wahrscheinlich wird kein anderes Land geneigt sein, der russisch persischen Anleihe seinen Markt zu öffnen. Handelt es sich für Rußland zunächst wohl mehr darum, Persien dem englischen Einfluß zu entziehen, so droht doch die russisch-persische Interessengemeinschaft, deren Bekräftigung wir gegenüberstehen, die wirthschaftlichen Vortheile, die wir uns von der deutschen Bagdadbahn versprechen, erheblich zu schmälern.

Einstweilen hat die europäische Industrie in Persien keineswegs ermuthigende Resultate erzielt. Eine der leistungfähigsten deutschen Maschinenfabriken unternahm vor einigen Jahren das Wagniß, für belgische Unternehmer eine große Zuckerfabrik südlich von Teheran zu bauen. Mit unsäglicher Mühe wurden die Maschinen durch ganz unwegsame Gegenden an Ort und Stelle geschafft, montirt und die Fabrik trat auch wirklich in Betrieb, mußte ihn aber, da sie nicht genügende Beschäftigung fand und mit Verlust arbeitete, wieder einstellen. Jetzt steht sie verlassen da. Nicht besser erging es einer mit belgischem Kapital in Persien errichteten Glasfabrik. Um rationell zu arbeiten, hätte man das Rohmaterial aus Europa kommen lassen müssen; da ist es denn aber doch bequemer, das fertige Fabrikat den Verbrauchern zuzuführen. Nach der europäischen Rundreise des Schahs im Jahre 1889 war viel von den Minenkonzessionen die Rede, die englischen Gesellschaften zugefallen waren; dem Jubel, mit dem einst dieser „Erfolg" die bevorzugte Nation erfüllte, ist aber seitdem ein übler Katzenjammer gefolgt, denn die ganzen in die Erde gesteckten Anlagekosten sind als verloren anzusehen: es fehlt an abbauwürdigem Material, an maschinellen Baulichkeiten und an brauchbaren Transportstraßen. Diesem Grundübel, dem Mangel an Verkehrswegen, gegenüber ist Persien aber zur Zeit ganz machtlos. Hat es sich doch zu einem Vertrag verstehen müssen, der die Konzession für Straßenbauten während einer anfänglich zehnjährigen, dann noch erweiterten Periode von der Genehmigung des moskowitischen Nachbars abhängig macht! Selbstverständlich behält sich Rußland aber dieses Wegemonopol in persischen Landen für seine eigenen wirthschaftlichen und politischen Zukunftpläne sorgsam vor. So kam es zum Beispiel, daß der von den englischen Unternehmern begonnene Bau der Fahrstraße von Teheran nach dem Karunflusse eingestellt wurde. An russischen Einflüssen scheiterte auch das Tabakmonopol, das den Engländern um schweres Geld überlassen worden war und dessen Ausbeutung dem bedürftigen Land eine dem starken Verbrauch des Rauchmittels entsprechende, reichlich fließende Geldquelle sicherte. Ein von Rußland betriebenes Rauchverbot erging an alle Gläubigen, der Regiebetrieb mußte preisgegeben werden, und als dieser Zweck erreicht war, wurde auch das Rauchen als Gott gefällig wieder in seine alten Ehren eingesetzt. Der englische Einfluß in Persien beschränkt sich heute auf die Machtsphäre der Staatsbank, der „Imperial-Bank of Persia", die in allen größeren Orten des Landes ihre Niederlassungen hat und zur Notenausgabe berechtigt ist. Doch auch ihre Tage sind seit dem Abschluß der russischen Goldanleihe gezählt. Im Jahre 1892 gewährte die Bank dem Lande, das allen Kredit verloren hatte, ein sechsprozentiges Darlehen von 500 000 Pfund Sterling; als Sicherheit wurden ihr die Zolleinkünfte der Provinz Farsistan und der Häfen des persischen Golfes überlassen, sie verstand es aber, unter Mißbrauch dieses Rechtstitels, ganz Südpersien rücksichtlos auszubeuten. Jetzt will sich der Russe an die Stelle des Briten setzen. Schon hat als Totengräber der Bank of Persia die moskauer „Internationale Handelsbank" in Teheran Fuß gefaßt und ihre Wirksamkeit wird durch die Russische Leihbank unterstützt, die von der Regirung selbst verwaltet wird und persisches Staatsfinanzinstitut zu werden bestimmt ist, und schon ist jeder Abschluß einer neuen persischen Staatsanleihe von ihrer Bewilligung abhängig gemacht worden.

Die Herrschaft Rußlands über Persien, der nach vollendeter Rückzahlung des englischen Darlehens aus dem neuerdings gewährten russischen Kredit wirthschaftlich kein Widerstand mehr entgegentreten kann, würde militärisch und politisch durch eine transpersische Bahn besiegelt werden, deren Seitenlinien mit dem russischen Schienennetz in Transkaukasien und Mittelasien in Verbindung stünden. Bei der Schnelligkeit, mit der asiatische Eisenbahnen unter Rußlands Händen aus dem Boden wachsen, kann Das schon gelungen sein, wenn die Anatolische Eisenbahngesellschaft noch nicht einmal mit den Vorarbeiten zum Bau der Bagdadbahn ins Reine gekommen sein wird. Noch zwei Jahre: dann wird der Weiße Zar einen ununterbrochenen Schienenweg von der mittelsibirischen Transbaikaleisenbahn, Wladiwostok und der Ussuribahn bis Port Arthur besitzen und alle europäischen Völker werden in dem Bestreben wetteifern, ihre Pioniere und ihre Waaren dieser neuen Weltstraße anzuvertrauen.

Wie nichtig erscheint gegenüber diesem eisernen Pronunziamento Rußlands, das keiner diplomatischen oder parlamentarischen Verbrämung bedarf, sondern für sich selbst spricht, das Tohuwabohu unserer Flottenministranten, die um eines allerhöchst und hochindustriell gewünschten Doppelgeschwaders halber von einer Zukunft der deutschen Weltwirthschaft in fernen Meeren fabuliren, nein: ganz ernsthaft reden und schreiben! Die sibirische Eisenbahn ist wohl einer der goldenen Schlüssel zur Schatzkammer der Weltmacht und des Welthandels; nicht aber das uferlose Meer. Dort werden beispiellose wirthschaftliche Erfolge mit relativ geringen Opfern erreicht werden; hier soll die inländische Produktion ihre Kräfte vergeuden, ohne daß die nüchterne Ueberlegung auch nur klar formuliren könnte, wofür. So lange das Geld im Kasten klingt, mögen kostspielige Passionen ungefährlich scheinen; aber zutreffend wurde im Reichstag betont, daß in gewissen Kreisen der richtige Sinn für Geld und Geldeswerth leider zu fehlen scheine; und schließlich wird selbst aus einem bloßen Spielen mit dem Feuer in der Politik leicht bitterer Ernst. Ist die Gesammtheit des Wirthschaftlebens einmal einer so gewaltsamen Direktive gefolgt, wie man sie jetzt leichten Herzens ihr zu geben sich anschickt, so giebt es keine Umkehr auf halbem Wege. „Eine schlechte Sache stirbt nie", sagt das spanische Sprichwort. Alle professorale und gouvernementale Weisheit, die jetzt in langathmigen Berechnungen die Erstarkung unserer wirthschaftlichen Kräfte nachzuweisen sucht, stützt ihre Beweisführung auf die vage Voraussetzung einer im Tempo der letzten Jahre ungestört Jahrzehnte lang fortschreitenden Entwickelung. Wirthschaftgeschichtliche Erfahrung und Logik gelten heute als Kleinmuth und Unverstand. Die stolze Vorstellung eines weltwirthschaftlichen Fortschrittes beansprucht aber eine festere Grundlage, als ihr Bethörung und Thorheit zu geben im Stande sind, und noch immer hat spätestens die nächste Generation den Taumel solcher Räusche büßen müssen. Was schrieb doch der Patriarch von Ferney an Le Riche — es war gerade in diesem Februarmonat vor hundertunddreißig Jahren —? „Le nombre des sages sera toujours petit. Il est vrai qu'il est augmenté; mais ce n'est rien en comparaison des sots, et par malheur on dit que Dieu est toujours pour les gros bataillons."

Lynkeus.

Notizbuch.

Von der Großen Antille erhielt ich den folgenden Brief:

Port au Prince, am zwölften Januar 1900.

Sehr geehrter Herr Harden,

es wird Ihnen aufgefallen sein, daß von den im Auslande lebenden fünf Millionen Reichsangehörigen so selten Aeußerungen über die schwebenden Kolonial- und Flottenfragen in der Presse erscheinen, obgleich doch diese Leute unbestreitbar ein größeres Interesse und größeres Verständniß für diese Fragen haben als die im Inneren Deutschlands lebende Bevölkerung. Die Ursache für diese Erscheinung liegt in dem Umstande, daß uns, wie zum Beispiel hier in Westindien, Nachrichten erst drei Wochen nach ihrem Erscheinen in der deutschen Presse zukommen und daß wiederum Wochen verstreichen, bis ein den Gegenstand behandelnder Artikel in die Hände eines Redakteurs gelangt, für den der Stoff dann nicht mehr „aktuell" genug ist, — wenn er nämlich eine der Redaktion nicht angenehme Ansicht vertritt. Daß die Zeitungen ihre Ansichten oft recht schnell ändern, hat man ja seit dem Ausbruch des Burenkrieges wieder recht deutlich gesehen. Der fern lebende Deutsche kann aber nicht berechnen, wie lange diese oder jene Zeitung diesen oder jenen Standpunkt vertritt; und da er nicht für den Papierkorb schreiben will, so greift er überhaupt nicht zur Feder, sondern begnügt sich damit, Artikel, Reden, Brochuren, in denen häufig eine großartige Unkenntniß der Verhältnisse sich mit einem staunenswerthen Selbstbewußtsein paart, schweigend zu belächeln, wenn sie ihm zu Gesicht kommen.

Der Deutsche hat noch immer den Fehler, jedes von einer im Range hoch stehenden Persönlichkeit gesprochene Wort, mag es noch so ungereimt sein, kritiklos als Evangelium anzusehen und nachzubeten. Spricht ein Admiral zum Beispiel über Handel und Gewerbe — also über ein Thema, das jeder erfahrene Kaufmann besser behandeln könnte — und läßt einige unverständliche Phrasen vom Stapel, so kann er seines Erfolges sicher sein. Das Wort eines Privatmannes aber findet kaum Beachtung, mag er noch so sachverständig sein. England bezahlt diesen Eigendünkel des Kastengeistes jetzt mit schweren Niederlagen. Engländer, die die Burenmacht sehr gut kannten und denen auch die Werthlosigkeit der eigenen Armee kein Geheimniß war, haben rechtzeitig ihre warnende Stimme erhoben, sind aber von den uniformirten Hohlköpfen des englischen Kriegsamtes mit Hohn behandelt worden, weil sie, die ja keinen rothen Rock tragen, sich unterstanden, über militärische Dinge zu urtheilen. In Europa staunt man über die Erfolge der Buren; in den Kolonien dagegen, wo man sogenannte britische Truppen kennt, hat man nie an der Niederlage der englischen Waffen gezweifelt. Ich habe englische Soldaten im größten Theil der Welt gesehen, bei ihren Uebungen beobachtet, in den Offiziercorps verkehrt, habe die überwältigten Feinde kennen gelernt und den Eindruck gewonnen, daß die englische Armee das Pulver nicht werth ist, das sie verknallt. Seit dem Beginn des Krieges habe ich diese Ansicht in verschieden Blättern deutscher und englischer Zunge vertreten. Auch die Freiwilligenschaaren werden nichts erreichen, denn ihnen fehlt die Hauptsache, die Gambettas Legionen Kraft gab: das Bewußtsein, um Haus und Hof zu kämpfen. Die Erfolge der englischen Waffen in Indien und im Sudan beruhen auf unmenschlicher Grausamkeit, auf rücksichtlosester Anwendung aller zum Ziel führenden Mittel, auf einem nur gegen ganz oder halb Wilde anwendbaren Terrorismus. Einen

klassischen Beweis dafür liefert die in den letzten Novembertagen erfolgte Vernichtung der Streitmacht des Khalifen. In der Depesche des Sirdar an Lord Cromer heißt es, Oberst Wingate habe nach heftigem Kampf (er hatte drei Tote und zwölf Verwundete) die feindliche Stellung genommen, der Khalif sei, umgeben von seinen Emiren und der Leibwache, getötet worden u. s. w. Die unter englischem Kommando stehenden Truppen haben also Wehrlose niedergemetzelt. Die selbe Taktik haben die Engländer bei Elandslaghe versucht, wo die Lanciers wie die Bestien verwundete Feinde mit ihren Lanzen töteten. Diese angenehme Taktik werden sie gegen die Holländer nicht verwerthen können. Wenn Roberts, Kitchener und die Freiwilligen versagt haben werden, wird England sich entschließen müssen, um jeden Preis Frieden zu machen oder die gesammten Marinetruppen nach dem Kaplande zu schicken. Diese Situation wird den englischen Hochmuth brechen und hoffentlich den Anlaß geben, Englands Macht so zu beschränken, daß auch Deutschland die nöthige Ellbogenfreiheit erhält. Freilich: von einer thatkräftigen und erfolgreichen deutschen Politik scheinen wir noch weit entfernt; trotz allen in Deutschland gehaltenen Reden, in denen nur so mit Deutschlands Ansehen, Macht, Einfluß herumgeworfen wird, müssen wir uns an so manchen Punkten der Erde noch als Fremde zweiter Klasse behandeln lassen. Deutschland hat zum Beispiel in Haïti von allen Nationen die weitaus größten Interessen, aber es besteht zwischen den beiden Ländern kein Handelsvertrag. Ein solcher existirt mit Domingo, Frankreich und Amerika. Auf Grund des Vertrages mit Domingo sind die Dominikaner den Haïtianern gleichgestellt, in Folge der Meistbegünstigungsklausel auch die Franzosen und Amerikaner. Während die diesen Nationen Angehörigen die selben Steuern zahlen wie die Haïtianer, zahlen die Deutschen den doppelten Betrag. Deutsche, die Haïtianern Geld schulden, können wegen Fluchtgefahr ins Gefängniß gesperrt werden. Das ist auch thatsächlich schon geschehen. Haïtianischen Schuldnern aber kann man nicht beikommen, denn erstens müßte der Kläger eine vom Gericht zu bestimmende Kaution erlegen und dann würde das Gericht den Beklagten zu einer Ratenzahlung verurtheilen, die Raten aber nur sehr gering bemessen. Es ist auch nicht bekannt, daß ein Haus je den Klageweg beschritten hätte. Die Briten fordern im Transvaal die selben Rechte, wie sie die Herren des Landes genießen, Deutschland verlangt von Haïti für seine Angehörigen nicht einmal die Rechte, die andere Nationen haben, — und da muthet man dem Deutschen noch zu, daß er mit Stolz sagen soll: „Ich bin ein Deutscher." Wenn England in Haïti Interessen hätte, so würde es einen Fall Lüders anders ausgenützt haben als Deutschland. England hätte gewiß von der haïtianischen Regirung keine Entschuldigung verlangt. Das war eine unnöthige Demüthigung, die keinem Menschen Nutzen brachte, gegen Deutschland aber für Jahre hinaus Haß erregt hat. England hätte auf diesen moralischen Erfolg verzichtet, aber durch Abschließung eines Vertrages praktischen Gewinn erzielt. Daß die haïtianische Regirung einen Handelsvertrag einer Entschuldigung vorgezogen haben würde, darüber kann hier wenigstens kein Zweifel bestehen.

So lange die Diplomatie sich unserer Kriegsschiffe nicht öfter und energischer zur Erreichung greifbarer Erfolge bedient, wird man im Auslande nicht recht von der Nothwendigkeit einer größeren Flotte überzeugt werden können, wenn als einer der Hauptgründe stets der Schutz des Handels, die Stärkung des Ansehens der im Auslande lebenden Deutschen angeführt wird. Wohl aber wäre der Flottenplan

sofort populär, wenn es unzweifelhaft würde, daß unsere Regirenden entschlossen sind, den Kampf gegen britische Raubgier aufzunehmen. Deutschland kann eine Flotte schneller bauen, als England im Stande ist, eine Armee zu bilden.

Detlev von Heydebrand und der Lasa.

* * *

Herr Oberst z. D. Adalbert Boysen sendet die folgenden drei Notizen:

Die überraschenden Siege der kriegerischen Burenmiliz über die englischen Liniensoldaten werden, abgesehen von jeder anderen Rücksicht, besonders auch alle Anhänger des Milizsystemes erfreut haben. Aber der Fachmann wird die gepriesenen Vorzüge dieses Systemes nicht ernst nehmen; er wird die primitive Strategie und Taktik der englischen Heerführer, die Unterschätzung des Gegners, die schlechte Ausbildung ihrer Truppen für einen ernsten Krieg und die Schwierigkeiten des südafrikanischen Kriegsschauplatzes als die eigentlichen Ursachen der englischen Niederlagen erkennen. Der élan der Buren in diesem Volkskrieg und die gute Ausbildung im Schießdienst sollen daneben als Faktoren zum Siege gern anerkannt werden. Uebrigens wird durch den Erfolg im Schießdienst nur eine längere Dienstzeit, nicht aber das Milizsystem empfohlen. Wir haben in Deutschland und in den angrenzenden und in Frage kommenden Landgebieten, abgesehen von den Sümpfen Rußlands und von dem schwierigen Weichselstrom, mit keinem Kriegsschauplatz zu rechnen, der uns durch Klima und Bodenbeschaffenheit allzu fremde und schwierige Verhältnisse darbieten könnte. Die Vogesen tragen den Charakter des deutschen Mittelgebirges; wir brauchen also keine Spezialtruppen wie etwa die Franzosen und Italiener in den Pyrenäen und in den Alpen. Einige deutsche Jägerbataillone sind verständiger Weise an die Grenzen verlegt worden und finden dort eine dankbarere Aufgabe, als man ihnen im Brigade-Verband der Infanterie geben könnte. Leider entziehen unsere Jägerbataillone, eben so wie das Gardecorps, der Linien-Infanterie die besten Elemente; aber die altpreußische Tradition, die wir quand même hochhalten müssen, zwingt uns diesem nicht zu leugnendem Uebelstand gegenüber zum Schweigen. Das preußische Gardecorps ist seit einem Jahrhundert mehr gewesen als eine königliche Haustruppe und kann mit Stolz auf eine wahrhaft glänzende Geschichte hinweisen; und unsere Jägerbataillone sind nicht nur im Krieg als leistungfähig anerkannt, sondern auch mit dem Forstdienst eng verbunden. Im Interesse der Linien-Infanterie darf man aber wohl wünschen: „Herr, höre nun auf mit Deinem Segen!“ Für die reitenden Jäger-Detachements des Meldedienstes herrscht im Heer keine Begeisterung; die Kavallerie verliert gute Elemente und muß alle ihr gestellten Aufgaben nach wie vor erfüllen.

* * *

Dr. Lardy, der als Chirurg in Konstantinopel und im türkischen Heer während des griechisch-türkischen Krieges Erfahrungen sammeln konnte, berichtet, daß die Geschosse der im griechischen Heer fechtenden Garibaldiner, die mit einem Magazingewehr von 6,5 Millimeter Kaliber ausgerüstet waren, Verwundungen verursachten, die kaum im Stande waren, den Gegner außer Gefecht zu setzen. Dr. Lardy ist der Ansicht, daß ein kleineres Kaliber als etwa 7,5 Millimeter nicht empfehlenswerth sei.

* * *

Das Wort des greisen Feldmarschalls Grafen Blumenthal: „Der überspannte Werth, der heute auf das Wissen gelegt wird, kann das Können beeinträchtigen, so daß es in einem zukünftigen Krieg leicht Offiziere geben kann, die den Wald

vor Bäumen nicht sehen", wird vielen alten Offizieren ganz aus der Seele gesprochen sein. Nöthiger als gelehrte Theoretiker, Dialektiker und Diplomaten sind uns feste Charaktere und sichere Führer. Besonders gefährlich erscheint mir das auf Wohlleben gerichtete Streberthum, das der heute herrschende Luxus hervorgerufen hat. Fromme Reden und Wünsche nützen dagegen nicht; lieber möge man Spezialbefehle und Strafdrohungen erlassen und mit dem eigenen, persönlichen Beispiel vorangehen.

* * *

Am sechsten Februar hat sich im preußischen Abgeordnetenhause ein Ereigniß zugetragen, das, weil es selbst bei uns heutzutage noch selten ist, der Vergessenheit entrissen werden muß. Der Handelsminister Brefeld hat sich vor den Vertretern des Preußenvolkes stolz der Thatsache gerühmt, daß er ein giltiges Gesetz verletzt habe. Drei Jahre lang hat er, obgleich er wußte, daß es in Berlin eine legale Produktenbörse nicht mehr gab, den Handel in Oel und Spiritus an der Winkelbörse geduldet. Dieser Gesetzwidrigkeit schämt er sich nicht etwa, sondern sagt nach dem stenographischen Bericht: „Ich bin der Meinung, daß ich einen solchen Zustand, wenn er auch ungesetzlich ist, aber Niemandem schadet, Allen nützt, bestehen lassen darf, weil doch der öffentliche Nutzen wichtiger ist als die gesetzliche Vorschrift". Nach drei Jahren erst, als die Landwirthe laut Klage erhoben, beseitigte er endlich Börsenhandel und Börsennotiz. Und freudig fragt er: „Ist Das nicht korrekt?" Und fügt hinzu: „Ich meine, Das muß jeder verständige Mensch anerkennen." Herr Brefeld irrt. Er hat die Gesetze auszuführen, unweigerlich und sofort und ohne zu fragen, wem sie schaden, wem nützen. Wenn er diese Pflicht versäumt, macht er sich eines Amtsvergehens schuldig, das leider, weil die Verantwortlichkeit der Minister in Preußen nicht gesetzlich geregelt ist, nicht gebührend bestraft werden kann. Nicht um die Frage, ob das Börsengesetz gut oder schlecht ist, handelt es sich; wenn die Excellenzen willkürlich darüber befinden dürften, welche Gesetze sie ausführen, welche schweigend mißachten lassen wollen, dann könnten wir hübsche Zustände erleben. Nun ist zwar schon manches Gesetz nicht seinem Sinn gemäß ausgeführt worden — hier sei nur an die Bäckereiverordnung, den Kuppeleiparagraphen und wichtige Theile der gewerblichen Aufsichtvorschriften erinnert —, ganz neu aber ist der Vorgang, daß ein Minister sich seines illegalen Handelns noch ausdrücklich rühmt. Wenn der Herr nicht aus dem Amt geschickt wird, mag man ihm ein Denkmal setzen und auf den Sockel schreiben: Dem Handelsminister das dankbare Vaterland. Das wäre korrekt und müßte von jedem verständigen Menschen anerkannt werden, — ganz so wie das Verfahren des trefflichen Herrn, der in Börsensachen mit sich handeln ließ und dem die noch von ihrer schönen Empörung über die verletzte Verfassung schwitzenden preußischen Konservativen im Abgeordnetenhause aus voller Mannesbrust Beifall zuriefen.

* * *

„Zum Empfange des Prinzen Heinrich wurde außer dem Staatsministerium auch eine Ehrencompagnie des Alexanderregimentes auf den Bahnhof befohlen." So las man in berliner Zeitungen. Es geht doch nichts über eine gute Klimax. Ob auch vom Staatsministerium der Parademarsch verlangt wurde, darüber war bis Mittwoch früh selbst in den inspirirtesten Blättern noch nichts zu lesen.

Jau.

Was für den seligen Herrn von Goethe einstens Johann Peter Eckermann war, Das scheint für den in Kraftfülle lebenden Herrn Gerhart Hauptmann nun Alfred Holzbock werden zu sollen. Und da Herr Hauptmann zum deutschen Weltdichter des zwanzigsten Jahrhunderts geweiht worden ist, kann es nicht unnützlich sein, auch von dem Vertrauten seiner stillen Stunden ein paar Worte zu sagen. Alfred Holzbock wurde am einunddreißigsten Juli 1857 in Posen geboren. In harten Kämpfen gegen die deutsche Sprache blieb er siegreich, zwang die widerstrebende in seines Wesens besondere Art und errang sich früh eine führende Stellung in der berlinischen Literatur. Seine Seele war ganz von den Idealen der neuen Kunst erfüllt; er schrieb zwei Ballettexte, von denen einer in Deutschland, der andere in Oesterreich patriotische Gefühle wecken konnte, und bemühte sich, den Lesern des berliner Lokalanzeigers beim Erklimmen geistiger und gesellschaftlicher Höhen Führerdienste zu leisten. In die entzückendsten Heime berühmter Politiker, bildender und redender Künstler drang er ein, bei den keuschesten Priesterinnen reiner Kunst war er heimisch und brachte die ihm Bekannten den notariell nachweisbaren 218347 Abonnenten — oder sind es schon mehr? — menschlich näher. Bis zu den Müttern der Holden wagte der Furchtlose sich und rühmte dann ihrer Herzen edle Milde. In seine Hand war die Entscheidung darüber gelegt, wer zu Ganzberlin gehöre, wer nicht, und welche Namen in die Liste „unserer ersten" Dichter, Gelehrten, Staatsmänner aufzunehmen seien. Diese Allmacht raubte ihm nicht die bescheidene Anmuth einer schlichten Individualität, nicht die schöne Gerechtigkeit, die Jedem freudig das Seine gewährt. Ist es nicht natürlich, daß der große Poet der Versunkenen Glocke sich zu diesem Manne hingezogen fühlte? Ihm liest er, „beim matten Schein einer Lampe und weniger Kerzen", in seiner „trauten Villa" die neuen Werke vor, ihm enthüllt er das tiefste Wollen seines starken Dichterherzens, ihn führt er an leiser Hand zu den Quellen, die der sehnenden Phantasie im Lenz des Empfindens Befruchtung boten. Dem, der solchem Zusammenklingen zweier liebenswürdigen Persönlichkeiten lauschen dürfte, müßte gar andächtig zu Sinn werden. Doch ganz leer gehen zum Glück auch die Profanen nicht aus: die Güte des Begnadeten spendet aus dem Schatz der Erlebnisse manchmal ein köstliches Scherflein. Und Alfred Holzbock läßt auf seine lehrreichen Mittheilungen nicht so lange warten wie weiland Eckermann; ehe ein neues Werk des fruchtbaren Freundes noch ans Licht gebracht wird, ergreift er das Wort und kündet, wie dieses Kindlein empfangen, getragen, geboren wurde, was es will, soll und zu bedeuten berufen ist. So hat er auch diesmal gethan. Herr Hauptmann hat ein neues Drama geschrieben, das den Titel trägt: „Schluck und Jau, Spiel zu Scherz und Schimpf mit fünf Unter-

brechungen", und dieses so simpel benamseten Werkes Werden und Sinn hat uns Holzbock anschaulich geschildert. Aus seinem Bericht sei, weil selbst des Lokalanzeigers Verbreitung leider begrenzt ist, hier Einiges wiedergegeben:

In dem Arbeitzimmer des Dichters, wo „Alles Stimmung, Ruhe und Einfachheit ist, Alles von dem ganz nach innen gerichteten Wesen des Mannes zeugt, der hier denkt und schafft", saßen die Beiden wieder beisammen. Vor einem Jahr und etlichen Monden hatte in dem selben Raum der ganz nach innen gerichtete Poet dem Vertreter des Lokalanzeigers „ein gar wundersames Stück", „Das Hirtenlied", vorgelesen, das damals noch nicht vollendet war. Es ist seitdem „nicht um eine Szene vorwärts geschritten; und Das ist so recht bezeichnend für die Schaffensfreude des Dichters". Das Epos Hartmanns von Aue hatte es ihm inzwischen angethan; aber auch das Drama vom Armen Heinrich „bedarf noch der letzten Feile". Fertig ist nur das Spiel zu Scherz und Schimpf, das eigentlich gar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, sondern „zur Erheiterung und Erholung" des Dichters dienen sollte. Doch da kam Herr Brahm, der Direktor des Deutschen Theaters, und meinte, als ihm das Stück vorgelesen war, auch Andere könnten sich daran erheitern und erholen. Was war zu machen? Der Poet mußte es eben leiden. Aber er ließ uns durch seinen Holzbock melden, die Geschichte von Schluck und Jau sei beileibe keine Satire, sei „frei von jeder Aktuellität auf Ereignisse und Personen" (ich citire wörtlich), sei „ein lustiger Einfall", „eine reine, freie Erfindung", zu der ihn Shakespeares Vorspiel zur Widerspenstigen „literarisch angeregt" habe. Dann erklärte er noch „mit stolzem Freimuth", sogar das Zischen könne eine Aeußerung berechtigten Unwillens sein und er selbst habe neulich in einem Konzert gezischt, weil des Spielers Oberflächlichkeit ihn geärgert hatte. Alfred Holzbock wünscht dem „ja doch schon heute Unsterblichen" ein langes Leben; und damit ist der Bericht leider zu Ende. Nun wissen wirs wenigstens: Herr Hauptmann wollte sich erholen und erheitern und ließ sich, wie früher von Tolstoi, Ibsen, Zola, Dostojewskij, Poë, Maeterlinck, Kleist, Lassalle, Goethe, Raupach, Boecklin, Nietzsche und Charlotte Birch-Pfeiffer, diesmal von Shakespeare „literarisch anregen". Und also vorbereitet, können wir ins Deutsche Theater gehen.

Der rothe Hauptvorhang wird in die Höhe gezogen. Ein zweiter Vorhang wird sichtbar. Die Nachbarn blinzeln einander zu: Zwei Vorhänge, also ein Märchenspiel. Durch die grünen Tuchfalten schiebt sich die behäbige Gestalt des Herrn Nissen. Eine Absage oder ein Prolog? . . Pst! Herr Nissen, der wie ein shakespearischer verarmter Edelmann angezogen ist, bittet in Versen um Nachsicht für das zu erwartende Spiel; es sei nicht so ernst gemeint, nur „einer unbesorgten Laune Kind". Die dem Dichter Getreuesten fühlen sich unbehaglich; ihr Held braucht doch nicht um Wohlwollen zu winseln; hat man je gehört, daß für ein Possenspiel mildes Urtheil erfleht ward? Schade; gewiß eine über-

flüssige Vorsichtmaßregel des ängstlichen Direktors, der dem ganz nach innen gerichteten Wesen des Poeten erst das Stück abgeschmeichelt hat und nun vor einem Durchfall bebt. Schade. Aber der grüne Tuchvorhang thut sich auf. Pst! ... Zwei betrunkene Strolche, die vor dem Thor eines englischen Edelmannssitzes schlesisch stammeln. Jau ist frech, Schluck ist sanft. Jau handelt, wenn er zufällig nicht sinnlos betrunken ist, mit Pfefferminzkuchen, Schluck ist in nüchternen Stunden Silhouettenschneider. Sie plaudern mit einander. Der arme Ritter, den wir schon zwischen den Vorhangsfalten gesehen haben, kommt wieder. Neben ihm schreitet ein steifer, heiserer Herr, der aussieht, als trüge er preußische Achselstücke unter dem Wams. Das muß ein Fürst sein; so, mit solcher Kammerdienereleganz, werden in Deutschland gewöhnlich die Fürsten dargestellt. Richtig: der Fabelfürst John Rand. Hinter ihm sechs oder acht haarbuschige Statisten, die schlecht gekleidet sind und nicht wissen, was sie mit ihren Armen anfangen sollen. Von Jägerei wird gesprochen und die Jagdgesellschaft giebt vor, höchst lustig zu sein. Wer noch nicht gesehen hat, wie im Deutschen Theater die Jagdgesellschaft eines Märchenprinzen kostümirt ist und sich benimmt, Der sollte nicht versäumen, sichs anzuschauen; in Magdeburg oder Lübeck kann es kaum schöner sein. Der Fürst ärgert sich über die trunkenen Wegelagerer, sein Freund — Karl heißt der Mann und ist seines Zeichens der von den Ganzmodernen oft so bitter gescholtene Raisonneur — möchte sich mit ihnen einen Spaß machen. Wahrscheinlich sucht er nach ernster Arbeit Erholung und Erheiterung. Dann kommt noch des Fürsten Liebste, Prinzessin Sidselill, mit ihrer Duenna, die Beide auch Einiges sagen. Die Prinzessin ist eben so steif und hölzern wie ihr Trauter; und beim Anblick der kümmerlichen Hofdamen erwacht der Wunsch, die Centralstelle für weibliche Bühnenangehörige möchte doch auch die Choristinnen etwas bedenken. Im Parquet wird geniest, im ersten Rang herausfordernd laut gehustet; die Leute langweilen sich also. Ein Glück, daß erst der grüne und gleich danach auch der rothe Vorhang das Jammerbild dem Auge entrückt.

Sehr herrlich war es ja nicht; aber es wird schon noch kommen. Und inzwischen können wir überlegen, wie es mit der literarischen Anregung steht. Die Spuren sind deutlich. Der Gegensatz zwischen Jau und Schluck ist dem alten Herrn Shakespeare entlehnt; siehe Holzapfel und Schlehwein in „Viel Lärm um nichts", Schaal und Stille in „Heinrich der Vierte". Die Vagabunden sprechen Shakespeares Rüpeljargon. Die Reden der Kavaliere, die „mit dem Spaten des Willens die Wurzel des Irrthums ausstechen", klingen, als hätte sie ein begabter Seminarist gedichtet, dem der Literaturprofessor eine Shakespearekopie aufgegeben hat. Der Fürst kehrt, wie Shakespeares Lord, von der Jagd heim. Aber der britische Trunkenbold hieß Schlau, der schlesische heißt Jau. Das ist doch wohl ein Unterschied? Immerhin würde kein Mensch

merken, daß ein anderer Autor spricht, wenn man John Rand vor der ersten Unterbrechung sagen ließe, was der Lord der „Widerspenstigen" sagt:

Der Spürhund Lustig hat sich überlaufen.
Man kupple Greif mit der vielstimmigen Bracke.
Sahst Du nicht, Bursch, wie brav der Silber aufnahm
Am Rand des Parks, so kalt die Fährte war?
Den Hund möcht' ich für zwanzig Pfund nicht missen.

Was giebts da?
Ein Toter oder Trunkner? Athmet er?

. . . .

Hört: Mit dem Trunknen will ich was beginnen.
Was meint Ihr, wenn man in ein Bett ihn legte,
In feinem Linnen, Ring' an seinen Fingern
Ein recht erles'nes Mahl an seinem Lager,
Stattliche Diener um ihn beim Erwachen:
Würde der Bettler nicht sein selbst vergessen?

. . . .

Tragt ihn behutsam in mein schönstes Zimmer
Und hängt umher die lüsternsten Gemälde.
Wärmt seinen strupp'gen Kopf mit duft'gem Wasser,
Mit Lorberholz durchwürzt des Saales Luft,
Haltet Musik bereit, sowie er wacht,
Daß Himmelston ihm Wonn' entgegenklinge.
Und spricht er etwa, eilt sogleich herzu
Und mit demüthig tiefer Reverenz
Fragt: Was befiehlt doch Eure Herrlichkeit?
Das Silberbecken reich' ihm Einer dar
Voll Rosenwasser und bestreut mit Blumen.
Gießkanne trage Dieser, Handtuch Jener.
Sagt: Will Eu'r Gnaden sich die Hände kühlen?
Ein Andrer steh' mit reichem Kleide da
Und frag' ihn, welcher Anzug ihm beliebt.
Noch Einer sprech' ihm vor von Pferd und Hunden
Und wie sein Unfall sein Gemahl bekümmre.
Macht ihm begreiflich, er sei längst verrückt,
Sagt er Euch, was es sei, so sprecht, ihm träume,
Er sei nichts Andres als ein mächt'ger Lord.
Dies thut und machts geschickt, Ihr lieben Leute.
Es wird ein schön ausbünd'ger Zeitvertreib,
Wird er gehandhabt mit bescheidnem Maß.

Shakespeare war reich. Er konnte den Stoff verschleudern, den er nur zur Einkleidung eines Schwankes brauchte, konnte auf die Vorführung der stärksten Situation verzichten und uns gleich den erwachten Strolch zeigen. Herr Hauptmann ist vielleicht etwas weniger reich und will den Stoff, den

vor ihm schon der Erdichter der Märchen von Tausendundeine Nacht („Erzählung vom Schlafenden und Wachenden"), Holberg („Jeppe vom Berge"), Plötz („Der verwunschene Prinz") und andere Fabulirer benutzt haben, über fünf Unterbrechungen hindehnen. Außerdem ist er literarisch angeregt und hat das gute Recht, das von dem shakespearischen Lord flüchtig Geschilderte in ausführlichster Bildlichkeit zu gestalten. Er thuts. Und so sehen wir Jau im Fürstenbett, von Höflingen und Lakaien umdienert, Jau, dem das Waschbecken, ein Blumenstrauß, ein köstliches Gewand dargeboten wird, der Tokaier trinkt, aus dem Katzenjammer in einen neuen Rausch fällt und sich endlich in dem Gedanken zurechtfindet, ein wirklicher Fürst zu sein. Wie bei Shakespeare der Lord, hat sich hier John unter das Gesinde gemischt. Wie dem britischen, so wird auch dem schlesischen Rüpel eingeredet, er sei, der liebenden Gattin zum Leid, Jahre lang krank gewesen und habe sich im Wahn für einen schmutzigen Landstreicher gehalten. Wie für Schlau, so kommt auch für Jau der Augenblick, wo er glaubt, das frühere Leben sei Traum gewesen, und mit dem ganzen Stolz eines im Purpur Geborenen ausruft: „Bei meiner Seel', ich bin ein Fürst, wahrhaftig!"... Dieser Shakespeare! Er ist ja, mit seinen Schlachten, Helden, Monologen — Alles noch dazu ohne Dialekt! —, furchtbar veraltet, aber als Anreger ganz gut zu brauchen. Schade, daß er nicht mehr lebt: er hätte an der schlesischen Ausgabe seines Schlau sicher noch mehr Freude gehabt als Cyrano von Bergerac an Molières Scapin.

Zweite Unterbrechung. Hm... Wie steht es nun eigentlich mit der „reinen, freien Erfindung"? Bis jetzt haben wir doch nur die — in die Länge gezogenen — Motive gesehen, die der Dichter der Widerspenstigen erfunden hatte. Früher hätte man in solchem Fall auf den Zettel gesetzt: „Nach einer shakespearischen Idee"; und der Spaß wäre dem p. t. Publiko dann vielleicht etwas salzlos und überflüssig vorgekommen. Aber Herr Hauptmann steht doch an der Spitze der „großen modernen Dichter", von denen der Direktor Brahm neulich zu dem auch ihm vertrauten Holzbock in so hohem Ton sprach. Da dürfen, da müssen wir Etwas erwarten; Herr Hauptmann wird sich nicht mit der altmodisch instrumentirten Paraphrase eines shakespearischen Themas begnügen. Und Holzbock ist zuverlässig; wenn Holzbock sagt, es handle sich um eine reine, freie Erfindung, dann darf man darauf schwören, daß er die lautere Wahrheit spricht. Es wird schon noch kommen. Ein Bischen Geduld. Wer Renans Caliban kennt, Der weiß, daß die Aufgabe, einen Einfall Williams des Ewigen zu modernisiren, zu verfeinern und zu vertiefen, nicht über Menschenvermögen geht. Und Renan war nicht einmal ein starker Dichter. Jetzt muß Gewaltigeres dem suchenden Blick tagen. Vielleicht wird Jau ein guter Fürst, ein roi des gueux, wie er im Märchenreich denkbar wäre, ein menschlich fühlender Herr, der die Kleinen zu sich kommen läßt, das Gewimmel der in

Nacht und Noth Gezeugten. Einen aus der Schlammschicht stammenden König gab es auf dieser Erde wohl nie; die Herren kamen immer von des Lebens Höhen oder aus dem einst fetten Flachlande der Gewappneten, wo man von Jammer und entehrendem Kampf um die Sättigung nichts weiß, und sie verstanden das Sinnen und Trachten Derer nicht, die ihnen unterthan sein sollten. Das könnte wundervoll werden: ein Bettler, der im Hermelin den gekrönten Vettern zeigt, wie man für Bettler sorgt, in Bettlern das Bewußtsein weckt, daß auch ihnen der Staat mehr sein kann als eine eiserne, empfindunglose Maschine, ein harter Machtmechanismus, der sie verbraucht, zerquetscht und mit den ihren Knochen entrinnenden Säften den Boden zu neuer Kulturfähigkeit düngt. Wie würden die Armen, die Knechte diesem König Jau zujauchzen! Er brauchte auf den Tokaier nicht zu verzichten, brauchte nur den Menschenverstand des Gehetzten und die Tschandalagüte zu haben, die der Galiläer, der Mönch von Assisi und der russische Laienpriester Sutajew lehrten und übten, — und mit dem Regiment Seiner Majestät John Rand wäre es gleich vorbei. Oder Jau bliebe auf dem Thron die Bestie, die er in Lumpen war, und zeigte, daß man auch mit Bestieninstinkten die Menge an einen Herrscherstuhl fesseln, auch als ein frech hausendes Ungeheuer wie ein Weltwunder bestaunt werden kann, daß es überhaupt gar nicht so unermeßlich schwer ist, den Monarchen zu mimen. Er würde den Schranzen erklären, das Waidwerk allein fülle das Dasein eines Großen nicht aus; draußen liege das Glück, die Grenzen des Reiches — er hat sie als Landstreicher abgestrolcht — müßten erweitert, den Nachbarn die wichtigsten Machtherde entrissen werden und in diesem heiligen Krieg solle dem Talent jede Rangstufe erreichbar sein. Dann kämen die Weisen des Landes, beugten bewundernd das Haupt und sprächen: Uns ward ein wahrer König! Uns winkt ein nationales Ziel! Und wir haben es eigentlich schon immer gesagt. Sidselill würde von solcher männischen Herrscherpracht entzückt und bezwungen sein, ihren mattherzigen Buhlen laufen lassen und den struppigen Pöbelbonaparte in die Arme schließen. Und wenn John Rand mit sentimentalen Einwänden käme, würde Jau befehlen, ihm den Kopf abzuschlagen, und der Hochgeborene Mühe haben, bei dem murrenden, von dem neuen Licht geblendeten Hofgesinde das Recht seiner Legitimität durchzusetzen. So wäre er, durch die Erschütterung seines Ansehens, vielleicht seines Landesvaterstühlchens, für den frevlen Versuch bestraft, mit Menschen spielen zu wollen. Denn auf die Riesenspielzeugsmoral muß die Sache hinauslaufen. Die hohen Herren müssen merken, daß man nicht ungestraft, um eine müssige Stunde zu kürzen, selbst mit den Aermsten ein ruchloses Spiel treiben darf. Sie müssen . . . Klingelzeichen. Rother Vorhang. Grüner Vorhang. Pst! Der dritte Streich des Spieles zu Scherz und Schimpf beginnt.

Richtig: es kommt so, wie wirs uns dachten. Karl, der das Shakespearische

immer mehr verweichlicht und verwässert und Vertrauter und Raisonneur, Theramen und Desgenais in einer Person ist, Karl erzählt der Duenna, was wir selbst leider eben mitansehen mußten. Jaus Erwachen, Jaus Blinzeln im ungeahnten Glanz, Jaus Wachsthum bis zur Höhe des Caesarenbewußtseins. Ein Witz wird durch Wiederholungen nicht besser; und der britische Lord war recht klug, als er für den Zeitvertreib ein bescheidenes Maß empfahl. Immerhin: wir kennen jetzt die Richtung des Weges und fühlen uns fast stolz, da wir sie früh vorausgeahnt haben. Der Lümmel im Purpur soll zum ersten Male aufs Pferd und Karl will der dicken Duenna das gewiß possirliche Schauspiel zeigen. Beide stehen verblüfft: Jau sitzt fest, Jau bändigt sein ungeberdiges Thier, Jau reitet, als hätten seine fernsten Ahnen schon Pferde geschunden. Endlich wird Leben in die bisher bewegunglose Geschichte kommen... Aber Karl hat das Vorspiel zur Widerspenstigen gelesen und erinnert sich, daß da ein Mann in Frauenkleider gesteckt und dem Märchenfürsten als Ehgemahl vorgeführt wird. Wozu ist Schluck da? Zwar würde, wenn es einen Spaß geben soll, der Regisseur jeden Anderen für die Frauenrolle lieber nehmen als Schluck, den Jau sofort erkennen muß und dessen alterndes Knochengerüst die Brunst, die doch, der Hofgesellschaft zur Wonne, in dem Stromer geweckt werden soll, nicht aufkitzeln könnte; er würde irgend einen Pagen oder Lakaien wählen. Aber Schluck muß doch auch wieder mal auf die Bühne. Die Damen sollen ihn instruiren, frauenhaft frisiren und in seidenen Gewändern als Fürstin vorführen. Er kommt, ißt und trinkt, schneidet aus Glanzpapier die Silhouette der Prinzessin und entwickelt in behaglichem Gestammel seinen Charakter. Den kennen wir schon. Ein guter Kerl, schwach, zimperlich, unselbständig, eine Schneiderseele. Schlehwein und Stille. Für die besondere Individualisirung sorgt, wie bei Jau, wie im ganzen engen Rund der Hauptmannwelt, der schlesische Dialekt. Schluck ist ungemein langweilig und wirkt auf die anwesenden Nasenschleimhäute. Auch weigert er sich nicht, wie wir wenigstens noch hofften, den rohen Spaß mitzumachen, lehrt die sittsamen Zierpüppchen nicht bessere Sittlichkeit, sagt ihnen nicht, wie die reine Flamme der Freundschaft sogar das Wegelagererelend noch erhellen kann. Nein: er wird machen, was von ihm verlangt wird. Und Das ist der dritte Akt.

Jetzt kommt die längere „Unterbrechung", die auf dem Zettel altfränkisch Pause heißt. Noch haben unter dem geputzten Pöbel nur Wenige sich an eigenes Urtheil über den Werth des Gesehenen und Gehörten gewagt... Ein widrigeres Publikum als das der ersten Vorstellungen des Deutschen Theaters wird man auf der bewohnten Erde vergebens suchen. Andere Zuschauermengen mögen noch so ungebildet, unkünstlerisch und geschmacklos sein: sie haben wenigstens den Muth, sich offen zu ihrem schlechten Geschmack zu bekennen, sie bejubeln die Banalität, finden ihrem Klassengefühl den derbsten

Ausdruck und verbergen ihr Unbehagen nicht, wenn sie von der Heerstraße in Tiefen oder gar auf Höhen geführt werden sollen. Die Premierensippe des Deutschen Theaters möchte stets auf der Höhe sein, — auf der Höhe des Tages, wie der die Sache treffende Ausdruck lautet. Sie hat immer Angst, nicht ganz modern zu scheinen, den letzten Zug ins Gelobte Land zu versäumen, und heuchelt deshalb, auch wenn sie sich bis zu Gähnkrämpfen langweilt, Interesse und Spannung. Sie klascht der Verhöhnung und Beschimpfung ihrer Klasseninstinkte, ihres eigensten Empfindens und Wollens Beifall und zischt, wenn ihr harmlose Nichtigkeiten vorgesetzt werden, die sie im Grunde doch gar so gern schlürft. Es sind die selben Leute, die sich seit ungefähr zehn Jahren die Wände der Wohnräume mit Bildern von Manet, Israels, Cézanne, Liebermann, Whistler, Khnopff, Klimt oder Hofmann behängen; die Bilder gefallen ihnen nicht, sie hätten viel lieber den glatten Becker, den süßen Thumann, den strammen Werner; aber die kritischen Markthelfer sind für die Neusten, der Geheime Kommerzienrath Kravattenmacher drüben hat einen Lechter gekauft und man will doch nicht altmodisch sein. Der ewigen Messiashoffnung dieser Leute wurde im Unheilsjahr 1890 verkündet, Herr Hauptmann sei der Verheißene, der Erlöser aus einer Noth — die sie nie gefühlt hatten —, der unermeßliche Dichter, zu dessen Verständniß sie sich — was ihnen Ehre mache — allmählich emporgearbeitet hätten. Seitdem nehmen sie Alles hin, was der Gesalbte ihnen bietet, und ächzen nur insgeheim manchmal über die Lasten des Kunstgenusses. Was soll man thun? Der Mann ist feinfein. Erich Schmidt hat es gesagt, Richard Moses Meyer hat es gesagt, Schlenther und Brahm haben es gesagt und im Börsencourier steht es auch. Prima-Referenzen von guten Häusern. Das Unternehmen kann gar nicht krachen ... Wenn es aber doch kracht? Wenn man sich blamirt hätte und in der gepumpten Löwenhaut nur Zettel, der Weber, steckte? Na, man hat Baring Brothers gestützt, man würde auch die führende Firma der neuen Richtung eine ganze Weile über Wasser halten können. Die Menge der Gläubiger schützt vor dem Bankerott; wo so Viele in der Hausse sind, kann die Contremine schwer durchdringen .... Diese Parvenuhorde, der jede Ursprünglichkeit, jede naive Regung fehlt, würde, mit ihrer frisch gefirnißten Unkultur, ihrer hastigen Sucht, in der Wochenstube der Künste zu sitzen, einem Satiriker unschätzbaren Stoff liefern. Auch diesmal kam sie aus dem schweißdunstigen Weiheraum in der festen Absicht, dem Maschiach zu singen und das Spiel zu Scherz und Schimpf für das herrlichste Poem aller Zeiten und Zonen zu erklären. Ein paar Tapfere müssen ihr früh entgegengetreten sein, denn die Stimmung schlug schnell um. Die Ernsteren aus der Hauptmannsekte schüttelten sorgenvoll die Häupter: „Nein, — Das geht nicht. Dazu haben wir nicht die große Revolution gemacht. Der moderne

Mensch soll die moderne Welt aus modernen Augen ansehen und nicht in den verwischten Fußstapfen eines seit dreihundert Jahren toten Dichters einherhumpeln. Und in Shakespeares Komoedien kann man wenigstens lachen. Hier ist Alles dürr, jedes Hälmchen mühsam emporgequält. Das erste wirklich ganz schwache Stück. Aber auch der alte Homer schlief mitunter. Unser Gerhart wird schon wieder die Schwingen regen". Einer war so leutselig, mir an der Logenthür zu gratuliren; wahrscheinlich dachte er, ich würde mich ärgern, wenn Herr Hauptmann endlich einmal sein Genie leuchten ließe. Wie ein Feuerruf drang es durch die Gänge: „Die Emittenten halten den Februarcoupon für faul!" Und nun war kein Hemmen mehr. Panikartig weichende Tendenz. Jeder hatte es gewußt, Jeder die Sache albern und langweilig gefunden. Soll man überhaupt noch das Ende abwarten? Im Metropoltheater ist Maskenball. Und London soll abends auf Goschen fester gekommen sein ... Man muß mal sehen, ob der vierte Akt vielleicht lustiger ist.

Aus diesem Akt habe ich nicht mehr viel im Gedächtniß bewahrt. Es ist der schwächste der schwachen Spaßmacherei. Ein höfisches Trinkgelage. Jau als Herrscher im Mittelpunkt der Tafelrunde. Allerliebst, wie eine Märchenorgie im Deutschen Theater aussieht. Man sollte eine Prunkhalle erwarten, an den Wänden blanke Jagdwaffen und Riesengeweihe von Fabelhirschen und Sagenelchen, kostbare Thierfelle auf den Fliesen, die Tafel fast vom Gewicht der Speisen und Weine erdrückt, fröhliche Waidmannsmusik, ein Heer betreßter Lakaien, das Ganze im Stil der Rabelais und Jordaens. Und was erblickt man? Ein grün paneelirtes Zimmer, wie aus einer Fabrik für Mittelstandsmöbel. Vier oder sechs kümmerliche Geweihe, deren ein pensionirter Oberförster sich vor seinen Gästen schämen würde. Auf dem Eßtisch der übliche Plunder aus der Requisitenkammer. Ein Vierteldutzend Bedienter — oder warens gar vier? — in verschlissenen Röcken. Sie tragen zwei Gänge auf, die bekannten Pappattrappen, von denen nichts abzuschneiden ist und zu denen aus leeren Bechern getrunken wird. Das nennt man in Berlin eine glänzende Inszenirung. Herr Sommerstorff, der legitime Fürst, ist noch immer heiser, steif und talentlos; ein Oberlehrer, der morgens höheren Töchtern Literatur vorträgt und abends auf einem Kostümball Abenteuer sucht. Herr Rittner spielt den Jau eifrig, mit derber Lust an der gröbsten Wirkung, ist aber nicht komisch; er „hat", wie die Bühnenleute sagen, „kein Auge" — und wie lustig müßten Jaus Aeuglein funkeln, wie gierig durch die Säle flackern, wie ängstlich das Ende des Rausches beblinzeln! —, seinem breiten Gesicht fehlt jede Ausdrucksfähigkeit und seine junge, fettige Tenorstimme paßt nicht in die Kehle des alten Alkoholikers. Das freche Genie des Herrn Engels hätte aus Jau einen verkommenden Prachtkerl im Stil des Frans Hals gemacht und, dem Dichter zum Trotz, wie als Crampton den Theatererfolg des Schwankes gerettet. Das

hübsche, frische, schlichte Talent des Herrn Rittner überlastet man durch die Bepackung mit solchen Rollen; er wird eine Weile in den Zeitungen als Meister aller Meister ausgebrüllt werden und dann den Weg aller Schlierseer gehen... Also was gab es im vierten Akt? Viel Geschrei und keinerlei Humore. Kaum einen armen Witz. An drei Spaßhaftigkeiten erinnere ich mich noch. Erstens: wenn Jau von seinen Landstreicherlebnissen schwatzt, rührt der als Leibarzt vermummte Fürst warnend immer die Tischklingel. Warum? Das weiß ich nicht; darin, den alten Schweinigel im Purpur so schwatzen zu hören, sollte doch gerade der Spaß der hohen Herren bestehen. Aber solche Klingelscherze haben sich bei Moser, Rosen und Schönthan sehr bewährt und trugen vielleicht nicht unwesentlich zur Erholung und Erheiterung des Herrn Hauptmann bei. Zweitens: Karl spielt den Seneschall und Jau nennt ihn stets Beeneschall. Das wird von den auf der Bühne Versammelten jedesmal furchtbar komisch gefunden; wenn der im Weißen Rössel heimische Urberliner solche Entgleisungen leistete, würde man die Nase rümpfen und sagen, Blumenthal sollte sich von Kadelburg nicht so kompromittiren lassen. Drittens: Schluck kommt, so unglaublich es klingt, als Frauenzimmer auf die Bühne. Und wenn Alfred Holzbock nicht versichert hätte, die Posse sei „frei von jeder Aktuellität auf Ereignisse“, dann wäre eine Satire auf das Erscheinen der Tante Charleys im Neuen Palais gewittert worden. Als Jau das Skelett im kurzen Röckchen sieht und die Bartstoppeln seines Heckengenossen erkennt, hält er sich erst, wie es scheint, für toll und zetert dann, man möge das gräuliche Weibsbild fortjagen. Und da das Publikum noch immer nicht lacht, befiehlt der Fürst: „Gebt ihm den Schlaftrunk und macht dem Spaß ein Ende!“ Fräulein Sidselill entlockt auf dem Altan ihrer Harfe die zartesten Töne, Jau rülpst im Entschlafen etliche unfläthige Worte und beide Vorhänge bedecken gnädig den Corpskneipenulk.

Als sie wieder weggezogen sind, sehen wir Jau und Schluck, wie wir sie früher sahen, im weichen Gras vor dem Edelmannssitz. Jau schwelgt noch immer im Vollgefühl seiner Ueberlegenheit und hänselt, ganz wie Lanzelot den Vater Gobbo, das arme, stets zufriedene Schlückchen. Dennoch ist dem Großmäuligen nicht recht wohl zu Muth. An den Morgenkater hat er sich längst zwar gewöhnt; aber heute ists ein Bischen zu wirblig im Hirn. Ist der Pfeffermünzküchler ein Diplozoon? Ward er etwa zu ruhlosem Doppelleben verdammt? Er weiß doch genau, daß er ein Fürst ist; aber als Fürst — daran erinnert er sich nicht minder genau — fühlte er sich als Jau, den Landstreicher, der bebend vor den Hofhunden ausreißt. Sonderbar; es muß wohl an seinem krankhaften Zustande liegen, an der ererbten Belastung, von der die Lakaien ihm sprachen. Einen Augenblick hoffen wir, Jau werde nun seine miserable Wirklichkeit für einen bösen Traum nehmen und im Größenwahn Ergötzliches leisten. Schnell aber biegt der Dichter, der uns in diesem Stück schon so oft ent=

täuscht hat, auch hier wieder ab, knickt unser Hoffen und läßt seinen Strolch Einiges über doppeltes Bewußtsein faseln. Dann, als John Rand mit seinem Gefolge erscheint, regt sich in dem Bettler die Renommirsucht. Wie Falstaff nach dem Erwachen aus wüstem Traum Herrn Robert Schaal, so möchte Jau seinem Schluck zeigen, welche Stellung er eigentlich in der Hofgesellschaft einnimmt; doch wie vor der Westminsterabtei, wird auch hier der Kumpan toller Laune brüsk abgewiesen. Die beiden Schnapsbrüder bekommen, mit einem ansehnlichen Trinkgeld, die Weisung, sich gefälligst alsbald aus dem Schloßbereich zu packen. Der Fürst schämt sich gar nicht: er hat seinen Spaß ja bezahlt. Und Karl, dem raisonnirenden und inszenirenden Freunde, fällt noch zu rechter Zeit ein, daß außer den Anderen auch der hochselige Calderon das Thema vom Schlafenden und Wachenden behandelt hat und seinen rauh aus dem Traum gerüttelten Prinzen sagen ließ, im Grunde sei alles Leben nur Traum. Karl ist sehr belesen und kann den gekränkten Schlesier deshalb fast mit den eigenen Worten Calderons trösten. Aber Jau hat das ewige Citiren aus alten Theaterstücken schon lange satt; er muß endlich zeigen, daß auch er seine Klassiker kennt. Und so wiederholt er denn, was Hamlet auf dem Kirchhof beim Betrachten von Yoricks Schädel zu Horatio ausstöhnte: alle Köpfe, auch die mit gewichsten Haaren, werden eines Tages tief unter der Erde von Würmern gefressen. „Ich wiß Bescheed! 's kimmt Alles uf Ees raus": mit diesem tröstenden Weisheitwort scheidet der gebildete Delirant von uns und taumelt neuen Räuschen entgegen.

Die Fixer zischen energisch. Der Schauspieler Reicher, der stark in Neuer Richtung engagirt ist, erklärt im Parquet Alle, die einen Dichter von Gottes Gnaden so zu behandeln wagen, summarisch für Schufte. Und als der Saal fast schon leer ist, erhebt sich ein Beifallsgetöse, das dem ruhigen Hörer die erste reine Freude des Abends beschert. Der Dichter, der sich „mit stolzem Freimuth" für die Berechtigung des Zischens ausgesprochen hatte, beugt dankbar vor den Getreusten das Haupt, zweimal, dreimal, vielleicht noch öfter. Draußen, im Korridor, wird inzwischen erzählt, der beste Akt, der für den Sinn des Stückes wesentlichste, sei während der Proben gestrichen worden. Schade; warum ließ man nicht lieber einen anderen Akt weg, den dritten, den vierten oder fünften — oder auch alle drei — und gönnte uns einen Blick, einen kurzen, in die sinnvolle Absicht des poetischen Planes? Am Besten wärs freilich, wenn aus den Werken des Herrn Hauptmann wenigstens bei der ersten Aufführung kein einziges Komma wegbliebe; sonst wird man immer hören, gerade dieses fehlende Komma sei zur gerechten Würdigung des Ganzen unerläßlich gewesen. Im Criticon des Spaniers Baltasar Gracian, an dem Schopenhauer sich so kindlich freuen konnte, stammelt der Baccalaureus in hellem Entzücken: „Wie herrlich! Welche großen Gedanken! Welche Sentenzen! Laßt sie mich aufschreiben! Es wäre ewig schade, wenn auch nur

ein Jota davon verloren ginge!“ Der gute Junge, dem Marktschreierkünste den Kopf verwirrt haben, hält einen Esel für ein geflügeltes Wunderthier und diesen Glauben theilt mit ihm eine Menge, die sich nicht aus der Bretterbude fortrühren mag, weil „Keiner sich zu der Einsicht, daß er ohne Einsicht sei, bekannte, vielmehr Alle sich für sehr einsichtig hielten, ihren Verstand ungemein estimirten und eine hohe Meinung von sich hegten“. Schließlich stellt sichs ja eines Tages immer heraus, zu welcher Thiergattung solche „Sehenswürdigkeit“ des Marktes gehört. Das dauert manchmal aber lange; und in den Zeiten des Wahnes ist es nützlich, dafür zu sorgen, daß kein Jota verloren geht. Auch keins aus den Reden der Marktschreier, die das Wunder geschäftig ausbrüllen; sie erst wirken ja die Suggestion, in deren Bannkreis der Aberglaube gedeihen kann.

Herr Hauptmann ist ganz sicher kein Esel, sondern ein sehr fein begabter Mann und ein Verwandlungskünstler, wie er auf Deutschlands Boden noch nicht geboren ward. Aber die Zeit scheint nah, wo man ihn auch nicht mehr für ein geflügeltes Wunderthier halten wird, — und dann wird er den Fluch der durch Marktschreierlärm aus ihren natürlichen Größenverhältnissen Gescheuchten zu tragen haben. Wäre sein Scherzspiel aufgeführt worden wie andere Spiele, dann hätte man einfach gesagt: Ein schlechter, verunglückter Spaß, und hätte halb mit Erbarmen vielleicht den an die Shakespearenachahmung verwendeten Eifer gelobt. Dieses Schicksal sollte durch das Brimborium der Holzböcke wohl vermieden werden. Wer mag einen Unsterblichen kränken, der sich nach ernster Arbeit erholen und erheitern wollte und das Kind einer unbesorgten Laune sich, des Widerstandes müde, von dem nach Kassenstücken gierenden Direktor abringen ließ? Daß es so rohe Naturen doch giebt, haben wir nun gesehen, haben sogar die Frage gehört, ob je ein wirklich großer Dichter, Einer von Denen, die der Menschheit Etwas zu sagen haben, selbst in der Stunde äußerster Ermattung so Unbeträchtliches so unbeträchtlich gestaltet hat. Sollte die Frage an sein Ohr dringen, dann würde Herr Hauptmann verächtlich lächeln, sich auf das Zeugniß der höchst Sachverständigen berufen, die auch in diesem Kneipenspiel noch die tiefe Psychologie eines unvergleichlichen Menschenschöpfers entdecken konnten, und Neid, Bosheit und Unverstand kleiner Geister als den jedem Genius gezollten Tribut hinnehmen ... Ein von Boutet de Monvel gemaltes Bild zeigt uns einen zerlumpten Trunkenbold, der den Königsthron erklettert hat und von einer hysterischen Menge bejubelt wird. Seine linke Hand umkrallt die unentbehrliche Branntweinflasche, den plumpen Fuß hat er protzig auf die leblose Brust eines schönen Weibes gesetzt, die rechte Faust hält den blanken Dolch. Will er die Wahrheit morden, wenn sie ihm naht und seinem Lügendasein das Ende droht? Sie wird den Weg zu seinem Thron nicht leicht finden. Denn hinter dem Gekrönten stehen zwei bösartige Gauner,

die jeden unbequemen Gast abzuwehren entschlossen scheinen. Einer von ihnen breitet segnend die Hände über seinen Kronenträger, der Andere schlägt die Pauke und läßt die Becken zusammenklingen. Das Bild wurde, fünfzehn Jahre nach den Communetagen, als eine Satire auf die Pöbelherrschaft genommen und von eifrigen Verfechtern republikanischer Freiheit aus dem pariser Salon entfernt. Jetzt, da wir Jau auf dem Thron gesehen haben, könnte es mit Nutzen in einer berliner Kunsthandlung ausgestellt werden.

Vielleicht kennt es Herr Hauptmann; und vielleicht ist die Stimmung des Dichters ganz anders, als man sie sich aus der Ferne denkt. Es ist schwer, den Sinn seines Scherz- und Schimpfspieles zu deuten. Wollte der gerühmte Poet nur die alte, schon von Mendoza gelehrte Moral der Schelmenromane auffrischen, die Lessings weiser Jude in das Wort faßt, der wahre Bettler allein sei der wahre König? Die heftige Abwehr jeder satirischen Absicht weckt den Verdacht, der Dichter könne, um sich Erheiterung und Allen, die ihn geärgert hatten, Schimpf zu schaffen, selbst ein lustiges Schelmenstückchen verübt haben, von dem freilich erst der Schleier gehoben werden muß, auf daß sein lustiger und doch zugleich bitterer Sinn klar erkannt werde. Wird Jau nicht von zwei Freunden seinem schlesischen Alltagsleben entrissen, mit der Krone geschmückt und vor dem Gesinde auf den Thron gesetzt? Und sehen wir nicht, wie das Lakaienheer, das den armen Teufel eben noch höhnte, auf die Weisung sofort bereit ist, unterwürfig winselnd vor dem neuen Herrn im Staube zu knien? Jedes große Gedicht, in Scherers Schule haben wirs gelernt, ist ein Erlebniß, in jedem müssen wir auf den Widerhall persönlicher Schicksale horchen. Wer weiß, ob Jau nicht den ganzen Schwindel durchschaut und, während er gefoppt werden soll, im Innersten seine Regisseure für Narren hält? Bei Banketten steht er wohl seinen Mann, randalirt und renommirt, wie es seine Rolle verlangt, aber von einem starken Glauben an sein Gottesgnadenthum spüren wir nicht viel; und als dem Sonnenaufgang des Glückes dunkle Nachtschatten folgen, rettet er sich mit stolzem Gleichmuth in neue, bescheidenere Räusche. Nach Neune ist Alles aus, sagen die Schauspieler; und dann ists auch einerlei, ob man vorher eine güldene Krone oder einen von Schweiß fettigen Filzdeckel trug, ein Genie oder ein tüchtiger Handwerksmeister war. So lange Jau noch einen Schluck hat, der ihn stärkt, einen sicheren Jünger, der, was auch kommen mag, inbrünstig an ihn glaubt und von seinen hochfliegenden Gedanken die Kunde weiterträgt, ist er nicht verloren. Er war gestern ein Fürst, ist heute ein Bettler und kann morgen wieder ein angebeteter Götze sein. Nur betölpeln, zum Narren halten läßt er sich nicht; er ist schlauer als die pfiffigsten Schmeichler und heult, weils in der Welt einmal so verlangt wird, mit den Wölfen. Nur dem unbedingt zuverläßigen Manne enthüllt er sein wahres Herz, nur der gläubige Schluck darf das Weisheitwort hören: „Ich wiß! Ich wiß Bescheed! Mir kinn se nischt vier macha!“ M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Februar 1900.

Tse-Si.

Von Zeit zu Zeit spukt jetzt ein orientalisches Gespenst durch die Spalten unserer geliebten Zeitungen. Wenn über Flotte, Fleischschau, Kanal, Kommunalwahlrecht, Erbschaft- und Waarenhaussteuer gerade nichts neu Scheinendes zu sagen ist und die langmüthigen Leser von der Verruchtheit des britischen Imperialismus, der eben ins Deutsche übersetzt werden soll, für ein Weilchen nichts mehr hören wollen, wenn selbst die Versicherung, daß Herr Paul Krüger als ein Held und ein Kindergemüth bestaunt, Herr Joseph Chamberlain aber als der Auswurf der Menschheit bespien werden muß, nebst der tiefsinnigen strategischen Weisheit, die pensionirte Offiziere über den Transvaalkrieg leisten, langweilig geworden ist, dann taucht irgend eine abenteuerlich klingende Kunde von blutigen Gräuelthaten der das Reich der Erdmitte regirenden Dame auf. Neulich hieß es, sie habe den Kaiser von China ermorden lassen, dann wieder, Seine Majestät geruhten, noch lebendig zu sein, und schließlich, über Tod oder Leben des hohen Herrn sei Sicheres nicht festzustellen. Nun sind, seit in Schantung die deutsche Flagge weht, die chinesischen Zustände für uns doch einigermaßen wichtig geworden; und wenn deutsche Inseratenfarmer sich schon nicht entschließen können, ernsthafte Berichterstatter nach Ostasien zu schicken und diese Leute so zu bezahlen, daß ihnen der gesellschaftliche Verkehr mit Kapitalisten und Mandarinen möglich ist, dann sollten sie wenigstens darauf halten, daß die in der berliner Meinungfabrik — Rayon: Weltpolitik — Bediensteten die von Mayers, Bard, Curzon, Favier, Brandt, Goldmann, Chavannes und

Anderen während der letzten Jahre über China veröffentlichten Bücher lesen und sich das von Landkundigen gefundene Material aneignen. Wäre diese geringe Mühe früher aufgewandt worden, dann hätte man den Buddhismus nicht für die chinesische Staatsreligion und den biederen Li-Hung-Tschang, der doch nur ein Tsung-tu, einer der acht Generalgouverneure, war, nicht für einen Vicekaiser und Regenten gehalten. Wer mit China politische Geschäfte machen will, muß die Verhältnisse des Riesenreiches kennen. Deshalb mag Manchem vielleicht der Versuch, von der in diesem Reich mächtigsten Persönlichkeit ein — in den Konturen freilich nicht allzu klares — Bild zu geben, nicht unnöthig scheinen.

Die heute schon recht betagte Dame, die man in unseren Zeitungen Kaiserin-Mutter nennt, ist nicht die Mutter des Kaisers von China, ist eigentlich auch nicht berechtigt, den Titel einer Kaiserin zu tragen, der übrigens in einem Lande, wo zwar die Lex Salica unbekannt, das ausschließliche Erbrecht der Männer aber Dynastiesatzung ist, politisch werthlos wäre. Sie stammt, wie seit der Theophano Tagen manche orientalische Herrscherin, aus dem Kleinbürgerthum; ihr Vater war ein armer Krämer, der die kaum der Kinderstube Entwachsene als Sklavin an einen der Generalgouverneure verkaufte. Fräulein Tse-Si muß wohl schon als Bachfischchen schlau und ehrgeizig gewesen sein: sie lernte lesen und machte sich bei ihrem Herrn, dem die bei uns zwischen Generalkommando und Oberpräsidium vertheilten Provinzialgeschäfte zufielen, so beliebt, daß er, um sich für einen Gnadenbeweis dankbar zu zeigen, die zierliche und gewandte Sklavin dem Kaiser schenkte. Sien-Fong, der Sohn des Himmels, war durch den Taiping-Aufstand und durch die franco-britische Invasion arg bedrängt, fand aber dennoch Zeit, unter seinen Haussklavinnen Umschau zu halten, und ließ sein Auge mit Wohlgefallen auf Tse-Sis jungen Reizen ruhen. Dabei kann es nicht geblieben sein; denn nach Ablauf der selbst für die Frucht der Himmelssöhne zum Reifen nöthigen Zeit wurde dem Schoß der Begnadeten ein Knäblein entbunden, als dessen Vater Seine Majestät sich bekannten. Daß ein Monarch mit einem hübschen Hoffräulein das Lager theilt, ist ein oft gesehener Vorgang, der nicht besonders auffallen kann; ungewöhnlicher war schon, was nun folgte. Sien-Fong ernannte Tse-Si zu seiner Favoritin, gab ihr, gleich hinter seiner legitimen Frau, den zweiten Fürstinnenplatz und wählte — die Freiheit der Thronfolgerwahl ist den chinesischen Herrschern nicht beschränkt — ihren Sohn Tung-Schi zu seinem Erben. In die Vormundschaft sollten sich bis zur Großjährigkeit des Knaben die Kaiserin und die Favoritin theilen; ein geheim zu haltender Testamentsparagraph bestimmte aber, in kritischen Lagen

solle die Kaiserin=Wittwe allein nach freiem Ermessen schalten. Als Sien=Fong in seiner Weisheit so bewiesen hatte, daß die illegitime Gattin ihm lieber, die legitime aber des Vertrauens würdiger war, legte er sich, bald nach dem pekinger Friedensschluß, auf sein letztes Prachtbett und starb. Und Tse=Si war nun die Mutter eines Kaisers von Gottes Gnaden.

Das war noch nicht viel, — wenigstens nicht genug für den Ehrgeiz der Plebejerin, die Macht und Glanz, Sein und Schein unterscheiden gelernt hatte. Sie wollte herrschen, allein, unumschränkt herrschen; der an dieses Ziel führende Weg mußte zunächst von zwei schweren Steinen gesäubert werden. Die Krämerstochter haßte die Kaiserin=Wittwe, haßte sie besonders innig seit dem Tage, da der geheime Testamentsparagraph ihr bekannt geworden war. War das Glück der Abenteurerin hold oder half sie mit Eunuchenkünsten ein Bischen nach? Einerlei: die Verhaßte starb und die Vormundschaftrechte brauchten nun nicht mehr getheilt zu werden. Der andere Stein war schon vorher eine hübsche Strecke weiter gewälzt worden, ganz aber war er noch nicht aus dem Wege geräumt. Sien=Fong hatte drei Regenten ernannt, die während der Unmündigkeit seines Sohnes die Staatsgeschäfte leiten sollten. Das paßte Tse=Si natürlich nicht; sie verständigte sich mit ihrem Schwager, dem Prinzen Kung, die lästigen Triumvirn wurden unter irgend einem Vorwande geköpft und Kung führte seitdem mit zwei Ministern die Regentschaft. Handelsverträge wurden geschlossen, europäische Gesandte nach Peking geladen, die letzten Taiping=Anhänger und die rebellischen Mohammedaner bezwungen; und Tse=Si saß mit im Rath der Männer. Endlich aber wurde Tung=Schi mündig und die Zeit der Regentschaft war aus. Mit dem Sohn wäre die Mutter vielleicht fertig geworden; doch er war schwächlich, die Leibärzte, die ihn von früh bis spät in bedrohlicher Anzahl umringten, stellten schlimme Prognosen und Mama mußte mit der Möglichkeit seines frühen Todes rechnen. Was dann? Schon war die Frau des neunzehnjährigen Kaisers in a family way; Tung=Schi konnte, bevor er starb, ihres Leibes Sprossen zum künftigen Kaiser erküren und der Wittwe die Regentschaft übertragen. Das durfte nicht geschehen. Tse=Si, der man messalinische Triebe nachsagt und zu deren Patiomkins in seinen rüstigen Jahren sogar der pfiffige Li=Hung=Tschang gehört haben soll, hatte auch ihren Sohn früh mit Kebsen versehen und sich seiner Knabenlüderlichkeit gefreut. Nun war der kaum mannbar Gewordene morsch; wars nicht für ihn und für das Reich besser, wenn ihm langsames Welken und Faulen erspart blieb und von dem kraftlosen Stamm nicht erst eine wurmstichige Frucht gepflückt

ward? ... Fromme Mutterwünsche werden manchmal erfüllt. Tung-Schi war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er starb, und seine Wittwe stieg, bald nach seinem Tode, nicht ins Wochenbett, sondern ins Grab. Tse-Si aber ließ ihren dreijährigen Neffen Kuang-Sü zum Kaiser ernennen.

Seitdem sind fünfundzwanzig Jahre vergangen und über die alte Tschunghwa, die still in der Erdmitte blühende Riesenblume, hat vom westlichen Himmel mancher Sturm hingefegt. Mit dem Verlust von Anam und Tonkin begann das Unheil, den Franzosen folgten Briten, Russen, Japaner und Deutsche und heute sind aus allen Flanken des Reichskörpers große Fetzen gerissen. Wer ist für diesen Zusammenbruch einer unerschütterlich scheinenden Macht verantwortlich? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Kuang-Sü trug den Titel des Himmelssohnes; er, der wie ein scheuer, kränklicher, aber nicht unintelligenter Tatarenknabe ausgesehen haben soll, empfing um drei Uhr nach Mitternacht die höchsten Reichsbeamten, unterzeichnete mit dem Scharlachstift Ernennungen und Ukase und ließ sich von Zeit zu Zeit in seiner Prunksänfte, die ein Schwarm von Bogenschützen und Reitern geleitete, durch die leeren Straßen der Hauptstadt tragen. Vor ihm beugten auch, als sie zum ersten Male ins Innerste des Palastes vordringen durften, die europäischen Gesandten das Knie und ihn begrüßte im Mai 1898 der Bruder des Deutschen Kaisers. Dennoch hat er, von dem Tage an, da der Großjährige aus dem goldenen Krönungwagen in den Palast stieg, nie die Wonne kennen gelernt, die der Vollbesitz der Macht dem Starken gewähren soll. Der Arme war eben nicht stark und mußte in dem Kampf gegen eine Kraftnatur unterliegen, die der Weiblichkeitgrenzen zu spotten scheint. An immer erneuten Versuchen ließ ers nicht fehlen; doch alle scheiterten und hatten nur den Erfolg, daß auch Tse-Si Jahre lang keine selbständige Politik treiben konnte. Sie hatte eine Reihe wichtiger Fragen ihrer Entscheidung vorbehalten und führte das große kaiserliche Siegel. Aber sie war zu lange schon an despotisches Walten gewöhnt, um sich jetzt noch bescheiden zu können, und so führte jede politische Wendung zu neuen Konflikten. Unter der glatten Oberfläche wuchs die Feindschaft der beiden Höfe; und als die Japaner auf ihrem Siegermarsch die erste Etappe erreicht hatten, brach das Unwetter los. Kuang-Sü war, im Gegensatz zu seiner Tante und deren Rathgebern Li und Kung, für den Krieg gewesen und glaubte nun, sicher mit Recht, die Ursache der schmählichen Niederlage in der Rückständigkeit aller chinesischen Einrichtungen suchen zu müssen. Eine Schaar modern empfindender Männer, an deren Spitze Kang-Yu Weï stand, hatte seine Gunst gewonnen, den Epileptiker ergriff ein Reformatorenfieber und selten verging ein Tag

ohne einen kaiserlichen Erlaß gegen veraltete Bräuche. Das Heerwesen sollte verbessert, die Landesverwaltung vereinfacht, der nach Zehntausenden zählende Schmarotzerhaufe aus Aemtern und Pfründen gejagt werden. Die Absicht war gut, über das Tempo der Ausführung ließ sich streiten, Jedem aber konnte sofort klar sein, daß solche Maßregeln die ganze Horde der an ihrem Beutel Bedrohten in das dem Kaiser feindliche Lager treiben mußten. Tse-Si konnte lachen. Doch sie war schlau und wartete geduldig auf die zu ihrem Plan passende Stunde. Eines Tages erschien Kuang-Sü bei seiner Tante in europäischer Kleidung, in der Tracht, die dem Chinesen, wenn er sie im Lande Itos und Ennomotos sah, Gräuel und Entheiligung gewesen war. Diese Kunde, dachte Tse-Si, muß auf das Volk wirken; sie wurde — gewiß erst nach kühler Ueberlegung — wüthend, überhäufte den ungerathenen Neffen mit Scheltworten und gab ihm eine schallende Ohrfeige. Und dieser Backenstreich sollte politisch wichtiger werden als die berühmte elisabethische Maulschelle, deren Tragik Lessing auf so vielen Seiten verfochten hat. Den gekrönten Schwächling hatte der Schimpf völlig gebrochen; er wollte abdanken und ließ sich, als der Plan seiner Freunde, zum Schutz des Monarchen Truppen herbeizuziehen, durch Tse-Sis Eingreifen vereitelt worden war, ohne Widerstand des letzten Machtrestes entkleiden. In seinem Abschiedserlaß übertrug er der lieben Frau Tante alle Regentenrechte; dann ward er nicht mehr gesehen. Es heißt, er hause in einem streng bewachten Pavillon mitten in einem See des Palastparkes. Dort hat ihn, als das erste Gerücht von seinem Tode aufkam und die fremden Diplomaten wissen wollten, bei wem sie eigentlich beglaubigt seien, der Arzt der französischen Gesandtschaft untersucht. Die Diagnose lautete nicht tröstlich. Ob der Unselige heute noch lebt? Die Gesandten sollen ihn neulich gesehen haben. Für die Politik ist er tot und die Geschicke der vierhundert Millionen gelber Menschen bestimmt Tse-Si, die Tochter des bankerotten Krämers.

... Diese Angaben habe ich den Büchern und Aufsätzen landkundiger Leute entnommen. Während ich sie sammelte, prüfte und niederschrieb, stieg dem Auge die uns heute fast schon mythisch anmuthende Welt Shakespeares herauf. Wenn Nietzsche, der Bewunderer gewissenloser Renaissancekraft, Tse-Si gekannt hätte, er hätte sich von Zarathustra vielleicht zu Khung-Fu-Tse bekehrt, ganz sicher aber das Haupt vor dem Weibe geneigt, das im Lande der Weiberverachtung stark genug war, um Männer niederzuzwingen, und klug genug, um dem Schein das Wesen, dem Glanz die Macht vorzuziehen.

Ein österreichischer Generallandtag.*)

Im Angesicht der steigenden inneren Reichsnoth ist es Pflicht jedes ehrlich Denkenden, Besserung zu erwägen. Alle politischen Verhältnisse sind entsetzlich verfahren. Die Gerechtigkeit fordert freilich die Feststellung, daß diese chaotische Verwirrung nur ein letztes Glied einer großen Kette ist: ein Jahrhunderte währender Kampf ist den Sprachenverordnungen vorausgegangen; er kann nach ihrer Beseitigung nicht beendet sein. Seit jenen Tagen, da Roger in seinem Carmen Miserabile Budapest eine ditissima urbs teutonica nannte und Friaul eine deutsche Bevölkerung besaß, ist deutsches Sprachland ununterbrochen von fremden Wellen verschlungen worden. Sollen wir ruhig, wie die Bewohner der Halligen, zusehen und warten, bis uns selbst die Woge mit sich reißt? Auch der letzte Altösterreicher wird nun nicht mehr behaupten wollen, wie man noch vielfach vor zehn Jahren hören konnte: in Oesterreich dürfe kein Volk nationale Politik treiben. Wohin hätte der bewußtlose österreichische Gesammtpatriotismus geführt, den nur die Deutsch-Oesterreicher gefühlt haben und auch nur sie weiter gefühlt hätten? Zur vollständigen Slavisirung Oesterreichs.

Die Verständigung-Konferenz, die klug veranstaltet war, kann einen Waffenstillstand schaffen. Abgrenzung der Bezirke und Theilung der Aemter in Böhmen wird Vieles bessern, aber diese Maßregeln brauchen ein Korrelat: ein Waffenstillstand giebt der Zukunft keine Richtung, den Kämpfenden kein sichtbares Ziel. Wir können aber ein solches Ziel schaffen, unser Volk schützen, einen höheren Damm aufrichten gegen weitere Angriffe und gleichzeitig die Ehre und Machtstellung des Reiches behaupten. Doch wie?

---

*) Seit dem zweiundzwanzigsten Februar ist Oestereich wieder ein Staat, der sich eines Parlamentes freuen darf. Das Ministerium Koerber, das etlichen Uebergangsministerien — der Volkswitz hatte sie Untergangsministerien getauft — gefolgt ist, erwartet das Heil einstweilen wenigstens weder von dem verschämten noch von dem anderen Absolutismus, sondern will versuchen, ob die Rückkehr zu geordneten Verfassungzuständen in dem zerklüfteten Lande am Ende doch möglich ist. Es ist ihm gelungen, eine Verständigung-Konferenz, die von Deutschen und Czechen beschickt wurde, zu versammeln, und es will sein Glück nun im Reichsrath versuchen. Noch sind die Aussichten nicht allzu günstig; und da man sich, wie es scheint, in Wien nicht zu dem Experiment entschließen kann, das allgemeine gleiche Wahlrecht zu gewähren und die Bitterkeit des nationalen Haders dadurch zu lindern, daß man den sozialen Kämpfen freien Spielraum gewährt, so wird man vielleicht bald geneigt sein, die weniger heikle Probe mit dem Vorschlag des Herrn von Scala zu wagen.

Welche Heilmittel sind nicht schon angepriesen worden für diesen in Krämpfen geschüttelten Staat! Absolutismus, um dem Spruch der Menge die Verhältnisse des Staates zu entziehen, — eine Staatsform also, die die Uneinigkeit der Völker durch die Weisheit der Rathgeber der Krone zu heilen sucht. Aber der Zwangskurs solcher Weisheit dauert nie lange und die schwebenden Probleme bleiben ungelöst. Nicht einmal der modernere Bastard des Absolutismus und der Verfassung, der Paragraph 14-Homunkulus, kann Dauerndes schaffen. Und wie sieht die vielgepriesene Autonomie der Königreiche und Länder als Heilmittel aus? Nicht allein das Reich soll als historisch Gewordenes anerkannt werden, sondern auch die Gesammtheit der Königreiche und Länder. Historisch geworden sind die Königreiche und Länder und wir wollen sie deshalb nicht zerreißen, historische Anarchie treiben, wie die Slovenen, die seltsamer Weise eine Stütze der Autonomisten und Rechtsparteien bilden. Aber mit dem Wort Autonomie wird ein frevles Spiel getrieben und die Autonomie der Königreiche und Länder deshalb zum Schlagwort gemacht, weil sie für alle anderen Völker Oesterreichs Autonomie der Nation bedeutet, nur nicht für das deutsche. Das Autonomieprinzip würde, durchgeführt, für die Czechen den Beginn des Czechenstaates bedeuten und das Ende der Daseinsberechtigung der Deutschen in Böhmen und Mähren. Und für die Polen bedeutet doch die Autonomie Galiziens schon lange die weitestgehende Autonomie der polnischen Nation in Oesterreich. Kann also ein politisches Prinzip nationales Heilmittel werden, wenn es in seinen Folgen dem Einen Alles, dem Anderen gar nichts bringt, den Deutschen Oesterreichs die Autonomie der Nation für immer nimmt, den Slaven aber diese Autonomie der Nation, die Besorgung und Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten, dauernd sichert? Ist also auch die große Bedeutung der Länderorganisation zuzugeben, so kann die Ausnützung ihrer Bedeutung für den nationalen Frieden nicht auf dem Weg dieser Autonomie geschehen: nicht die Zerreißung in Länder, nur die Zusammenfassung der Länder kann für den Aufschwung der Nationen in Oesterreich wahrhaft werthvoll werden.

Ausgeschlossen ist als Heilmittel der unerträglichen Zustände, durch die alle Stämme Oesterreichs im Weltwettbewerb minderwerthige Kämpfer werden, die Zerreißung des Reiches in Länder, ausgeschlossen ist aber auch eine solche Einigung auf dem Boden des Reichsrathes, die eine Verwerthung der vorhandenen Volkskräfte, nicht nur einen Waffenstillstand entgegengesetzter Kräfte, bedeuten soll. Wir können nicht verlangen, daß auf diesem Kampfboden etwa eine neue Volkseinheit nach dem Muster des Polenklubs sich bilde: zu stark differenzirt sind die politischen Parteien der Deutschen, als daß wir hier eine ständig gebundene Parteigruppirung auch bei politischen Reformen durchzusetzen vermöchten. Es muß eine Organisation gefunden werden, die

dem widernatürlichen Tausch politischer Ueberzeugungen gegen nationale Vortheile endgiltig ein Ende macht, es muß ein neuer, noch nicht mit Blut gedüngter, noch nicht vom Parteihaß zerwühlter Boden gefunden werden, der die lebendigsten Kräfte der Völker, die Volkskraft selbst dem Staat nutzbar macht, der in der letzten Zeit mit Mühe seine allernothdürftigsten Lebensansprüche dem Widerstreit der Völker abringen konnte und in natürlicher Wechselwirkung deshalb auch den allerbescheidensten Forderungen der Völker in fortschrittlicher und wirthschaftlicher Beziehung greisenhaft hilflos gegenüberstand. Die Nation ist ein sozial-sittlicher Verband, der den Auftrieb von unten erleichtert, die möglichste Gleichheit der höchsten geistigen Lebensinteressen ermöglicht, das Pflichtbewußtsein der Volksgenossen schafft. Kann der Staat auf die Dauer so lebendiger Kräfte entrathen? Man hat sich in überraschender Weise überzeugt, daß ein Regiren gegen die Deutschen unmöglich ist. Man würde den Anspruch auf den Namen eines Realpolitikers verlieren, wenn man ein Regiren gegen die Slaven — natürlich gegen ihre berechtigten kulturellen, nationalen, wirthschaftlichen Ansprüche, nicht gegen Kampfesforderungen — mit einheitlichem Aufschwung des Reiches vereinbar halten würde. Aber noch immer wird versucht, gegen die nationalen Kräfte zu regiren. Sollte man denn nicht einmal versuchen, mit der ganzen Schwungkraft der nationalen Kräfte zu regiren? Berücksichtigung der landschaftlichen Sonderinteressen und Zusammenfassung aller nationalen Kräfte muß das klare Ziel sein. Das kann zunächst bei uns Deutschen — und es ist nur selbstverständlich, daß wir mit uns beginnen, die wir in tiefstem Herzen durch langen, schweren Rechtskampf erregt sind, die wir die Zukunft unserer Söhne und deutschen Kulturbodens in stolzer Entschlossenheit vertreten — nur geschehen durch eine Kommission aller Deutschen Oesterreichs, die die Wahrung des deutschen Besitzstandes, wirthschaftliche, wissenschaftliche, künstlerische Gemeindeangelegenheiten in Berathung zieht. Eine solche Kommission muß alle deutschen Parteien ohne Unterschied der sonstigen Parteistellung umfassen.

Wie aber kann eine solche Kommission gebildet werden? Wie soll eine solche, in mehrere Ausschüsse zerfallende Gliederung geschaffen werden, wenn sie lebenskräftig sein soll? Mit zwingender Nothwendigkeit geht aus dem Grundsatz der Berücksichtigung der landschaftlichen Sonderinteressen und zugleich der Zusammenfassung aller nationalen Interessen und Kräfte die Eignung der Landtage für die Grundlage einer solchen Organisation hervor.

Eine berathende Körperschaft aus allen deutschen Landtagsabgeordneten aller Königreiche und Länder, eine Art Generallandtag, muß zusammentreten, der Ausschüsse für den nationalen Besitzstand, nationale Schulfragen, wirthschaftliche, wissenschaftliche, künstlerische Förderung, für die nationale Presse, für Schiedssprüche zwischen verschiedenen Parteien des deutschen Volkes in

Oesterreich zu wählen hätte. Diese Körperschaften haben nur berathende Geltung. Aber sie werden das Material der nationalen Wirksamkeit im Reichsrath schaffen. Wer wird nicht zugeben, daß durch eine solche Einigung den Deutschen eine Vorberathung ihrer tiefsten Interessen im Kreise ihrer Stammesgenossen ermöglicht wird, wie sie schon längst die Stärke des polnischen Volkes in Oesterreich bildet?

Die Widersprüche, die sich gegen diesen Plan erheben, mögen mannichfach sein, aber sie sind nicht stichhaltig. Vor Allem können staatsrechtliche Bedenken gegen blos berathende nationale Ausschüsse, so bedeutungvoll ihre Vorberathungen auch sein mögen, unmöglich ernst genommen werden. Die Reichseinheit kann bei der Zusammenfassung aller gleichartigen Kräfte, unter Schonung der einheitlichen Verfassung, nur gewinnen; und zugleich ist die Entwickelung landschaftlicher Sonderart bei der großen Rolle, die die Landtage als Grundlage national-geistiger Einigung übernehmen, gesichert.

Vom Standpunkt einer gesunden Politik ist von vorn herein zu prüfen, wie die einzelnen deutschen Parteien solcher Organisation gegenüberstehen werden. Für die in der Obmännerkonferenz vertretenen Parteien wären Ausschüsse zu nationaler Vorberathung nur eine Ausgestaltung der eigenen Organisation; für sie hätte diese Erweiterung also nur den Charakter einer natürlichen Fortbildung bereits vorhandener Ansätze. Die Radikal-Nationalen können mit Beruhigung in eine Versammlung eintreten, die eine — wenn auch nur berathende — Gesammtvertretung Deutsch-Oesterreichs darstellt; sie könnte eine größere oder geringere nationale Thätigkeit entfalten, aber in jedem Fall nur eine von den Gesichtspunkten des eigenen Volkes ausgehende Thätigkeit. Durch thatkräftige Theilnahme an den Berathungen und durch Verwendung ihrer weitgehenden Kenntnisse großer Volksschichten werden die Radikal-Nationalen mit Erfolg jene frische Kraft verwenden können, die sich bisher hauptsächlich der Gewinnung breiter Volksschichten für den nationalen Gedanken zugewendet hat. Etwa vorhandene deutsche sozialdemokratische Landtagsabgeordnete können und müssen in diese Ausschüsse wählende Versammlung eintreten, wenn sie nicht ihrer Wählerschaft schweren wirthschaftlichen Schaden zufügen wollen. Die am Wenigsten leichte Stellung hat einer solchen Organisation gegenüber die katholische Volkspartei; aber auch ihre Stellung ist doch nicht gerade schwierig. Diese Partei muß sehen, daß in einem Generallandtag eine Majorisirung in religiösen Fragen ausgeschlossen ist, da solche Fragen, dem Zweck und dem Charakter der ganzen Zusammenfassung der nationalen Kräfte entsprechend, ausgeschlossen sind. Aktionfreiheit und Bundesfähigkeit in politischen Fragen bleibt ihr vollständig gewahrt. Die von ihr stets betonte Nothwendigkeit einer größeren Berücksichtigung landschaftlicher Interessen wird hier zur Wirklichkeit. Der sie zusammenhaltende Parteigrund-

satz, an alle Angelegenheiten in erster Linie den religiösen Maßstab anzulegen, wird hier in keiner Weise verletzt, die Partei als solche bleibt in voller Reinheit bestehen, sie trägt nur ihren Theil zu einer allgemeinen Kräftigung bei. Sie kann hier dem Volke geben, was des Volkes ist, ohne auch nur im Mindesten ihrem Pateiprogramm untreu zu werden.

So können alle deutschen Parteien einer solchen Organisation beitreten, die den Gedanken einer Konsolidirung der nationalen Kräfte zu Gunsten des Gesammtstaates auch für die übrigen Stämme schafft. Und was für die Deutschen recht, scheint für die Czechen nur billig: ist für die Czechen das staatsrechtliche Programm, die Anerkennung der Länder der böhmischen Krone, wirklich ein von modern nationalem Streben, nicht etwa nur von Herrschaftgelüsten und geschichtlich-antiquarischer Liebhaberei getragener Herzenswunsch, dann müssen sie eine Organisation aller czechischen Landtagsabgeordneten Böhmens, Mährens und Schlesiens zum Zweck der Wahl nationaler Ausschüsse als eine nicht in der selben Ebene, wohl aber im selben Raum gelegene Maßregel der erwünschten Zusammenfassung der Kräfte des czechischen Volkes begrüßen. Die so bei Czechen und Deutschen auf fest zusammengewachsenem Stammesboden gegründeten Ausschüsse für nationalen Besitzstand werden in ganz anderer Weise, ohne Preisgebung nationaler Rechte und politischer Pflichten, Vorschläge für einen modus vivendi von Fall zu Fall machen können, als es bisher geschehen ist.

Die Verhandlungen dieser beiden Volksausschüsse würden natürlich noch nicht den Frieden bringen. Bei den durch die wirthschaftlichen Verhältnisse hervorgerufenen Bevölkerungschwankungen werden diese Ausschüsse immer wieder genöthigt werden, mit einander um die Erhaltung einzelner Orte, einzelner Bezirke zu ringen; der Kampf wird dann konkretisirt, und zwar in voller Schärfe — geführt werden müssen, aber örtlich gebunden sein. Das wird dann der nationale Kampf sein, der die Kräfte der Völker zu höchsten Leistungen spornt, der aber die ungesunde Atmosphäre der jetzigen Zustände, die Lähmung jedes Aufschwunges, die Abdrängung der auf Industrie angewiesenen Stämme vom Weltmarkt beseitigt. An der vom Grafen Bülow im Deutschen Reichstag als bevorstehend angekündigten neuen Theilung der Erde werden wir, was Gebietsbesitz betrifft, schwerlich theilnehmen können, aber wir müssen um der Söhne und Enkel willen aus dem grauenvollen Entweder — Oder heraus, in das wir jetzt gebannt sind. Heute sind wir gezwungen, entweder Verrath an dem quantitativen Bestand unseres Stammes zu üben, mit einer Stockung des Kampfes altererbte Gebiete verloren gehen und das Geltungsgebiet unserer Sprache einengen zu lassen — dazu werden wir der Deutschen Volkspartei Angehörigen niemals zu bewegen sein —, oder wir müssen verzichten, für den qualitativen Bestand des deutsch-österreichischen Stammes

so zu sorgen, wie wir sollten; wir müssen darauf verzichten, unseren Nachkommen jenen weiteren wirthschaftlichen Lebensraum zu sichern, der ihrem Gedeihen nothwendig sein wird; wir müssen verzichten, jenen Prozentsatz wissenschaftlicher, künstlerischer Leistung zu sichern, der nach Zahl und Veranlagung im Rahmen aller deutschen Stämme von unserem Stamm geleistet werden sollte; wir können unsere Aufgaben gegenüber dem aufstrebenden Vierten Stande nicht erfüllen, nicht ihm die Wege ebnen, wie wir in Auffassung der Nation als eines sittlich-sozialen Verbandes uns doch verpflichtet fühlen. Diesem Entweder — Oder müssen wir entfliehen, wenn nicht unser moralisches Empfinden, unsere sittliche Kultur, unser qualitativer Bestand, auf den ja vom nationalen Standpunkt aus nicht geringerer Werth gelegt werden muß als auf den quantitativen, schwer darunter leiden soll.

Wir entfliehen aber diesem Zwiespalt, wenn es gelingt, die höchsten Lebensinteressen der einzelnen Völker in ihrem eigenen Schoß berathen zu lassen, ohne die Verfassung zu stören, wenn es gelingt, durch die Einigung der Kräfte der einzelnen Völker, trotzdem der Kampf dadurch noch intensiver wird, ihm seine Bitterkeit zu nehmen und ihn abzulenken vom Heer und von der nothwendigsten Verwaltungeinheit, trotz seiner Fortdauer Raum zu schaffen für die Erfüllung von Aufgaben, die den qualitativen Bestand, die Art und Lebensführung unseres Stammes für jetzt und die Zukunft betreffen. Versuchen wir, Beidem dadurch gerecht zu werden, daß wir einen berathenden „Generallandtag“ den Czechen hauptsächlich zugestehen und ihn für uns Deutsche ins Werk setzen. Das ist auch der Weg, wie wir über das Pfingstprogramm — die Ordnung des Bestehenden — hinaus zu jener idealen Gemeinsamkeit gelangen können, die allein die Schwungkraft unserer Leistungsfähigkeit erhöhen kann. Ueber die gesetzliche Feststellung des Gebrauches der Landessprachen, Theilung der Länder in Bezirke nationaler Art und Theilung der Behörden in Böhmen hinaus müssen wir zu einer lebendigen Einheit des Volksstammes in Oesterreich fortschreiten, zu einer Einheit, die die Einzelinteressen aller Kronländer wie die Gesammtverfassung achtet, aber den hohen Kampf für die Rechte des eigenen Stammes in ruhig sicherem Bewußtsein führen kann. Schon einmal ging der Gedanke der Berufung eines Generallandtages — 1518 — von Tirol aus: sei es ein gutes Vorzeichen für den Plan, daß er neuerdings aus den tirolischen Bergen kommt!

Innsbruck. Professor Dr. Rudolf von Scala.

Inquisitio haereticae pravitatis.

In der „Kirchlichen Korrespondenz für die deutsche Tagespresse“ wurde neulich eine Methode geschildert, die aufmerksame Leser der berliner Zeitungen an einen dort mit besonderer Vorliebe behandelten „Fall“ erinnert haben wird. Es heißt dort: „Es spielt ein mit dem Bewußtsein der Unmöglichkeit des Erfolges angestrengter Prozeß gegen einen unantastbaren Ehrenmann. Das Ergebniß fällt so aus, wie es für jeden Unbefangenen von vorn herein zweifellos war. Da erscheint in einem der auf eben so großen wie raschen Gewinn zugespitzten modernen Geschäftsblätter ein — selbstverständlich anonymer — Artikel, der die vor Gericht widerlegten Behauptungen des gegnerischen Theiles als erwiesene Thatsachen voraussetzt. Beweise für die Anklage sind für die Schergen der sogenannten ‚öffentlichen Meinung‘ nicht nöthig. Dafür soll der so frivol Beschuldigte sich als unschuldiges Kind erweisen. Zu dem Behufe wird ihm zugemuthet, die intimsten Vorgänge seines Privatlebens einer Oeffentlichkeit preiszugeben, welcher die Umwerthung aller moralischen Werthe bereits trefflich gelungen ist. Mögen noch so viele unbescholtene Sachkenner erklären, daß sie mit ihrer eigenen Ehre für den tückisch Verleumdeten einstehen: für die wohlvermummten Buschklepper unseres Börsenraubritterthumes kommt Das nicht in Betracht. Die große Masse Derjenigen aber, welchen ihre Tageszeitung als Evangelium gilt, nimmt das Alles ruhig entgegen. Sie gemahnt darin lebhaft an jene Menschenmassen aus der Zeit der öffentlichen Hinrichtungen, die aus allen Fenstern, von allen Dächern sich an den Zuckungen des ‚armen Sünders‘ ergötzten.“

Die hier beschriebenen Erscheinungen haben in dem „Fall“ des Grafen Paul von Hoensbroech im vorigen Jahr ihre Rolle gespielt. Die Frage, ob sie auf diesen Fall zutreffen, kann daher nur mit Ja beantwortet werden. Aber diese Antwort wäre doch nur zum Theil richtig. Denn genau die selben Dinge sind im „Fall Küchler“ zu Tage getreten. Ja, auch der Hinweis auf diesen genügt noch durchaus nicht. Es handelt sich eben um eine Methode, die immer mehr Schule macht, um eine „Diffamation“ in der öffentlichen Meinung. In ergreifender Weise wurde diese Methode von Reinhold Baumstark, dem bekannten strenggläubigen Katholiken und parlamentarischen Vorkämpfer des Katholizismus in Baden (in seinem viel zu wenig bekannten Buch „Schicksale eines deutschen Katholiken, 1869 bis 1882“, geschildert: „Der ultramontane Haß gegen einen Menschen, dem die Kirche heilig und theuer ist, war so wahrhaft unmenschlich, daß er wünschte und hoffte, mich im eigentlichen Sinne des Wortes zu Grunde zu richten.“ Fast noch grauenhaftere Beispiele kann man im „Heimgarten“ finden für

die Mittel, wodurch Peter Roseggers Wirken für fromme Menschlichkeit zerstört werden soll. Durch all Das aber soll einfach das Selbe erzielt werden wie in der schon lange fühlbaren Beeinflussung unserer Rechtsprechung und zum Theil auch schon unserer Gesetzgebung im Geiste der durch die päpstliche Infallibilität gedeckten Inquisition.*)

Lassen wir einmal die so nah liegende Parallele mit der berühmten „Affaire" in Frankreich völlig bei Seite. Allerdings hat die spezifisch klerikale Presse in diesem Lande vom ersten Beginn an eine Haltung eingenommen, die schon längst eine sachkundigere Behandlung verdient hätte, als diesen Dingen gemeinhin in Deutschland zu Theil wird.**) Aber einstweilen hat die Gegenpartei durch ihre kaum geringere Maßlosigkeit dafür gesorgt, daß der Uebersättigung der Ekel gefolgt ist. Sehen wir jedoch auch von jedem Blick auf die französischen Parallelen ab, so dürfen wir dafür um so weniger an dem österreichischen Vorbild vorbeigehen, das im Deutschen Reich eine betrübende Nachahmung findet.

Die österreichischen Rechtsverhältnisse hängen ersichtlich eng mit der politischen Maulwurfsarbeit jener „katholischen Volkspartei" zusammen, die, wie sie die polnische Wirthschaft Badenis und die Staatsstreichsgelüste Thuns erst möglich gemacht hatte, so umgekehrt dem Ausgleichsministerium des Grafen Clary hinter den Coulissen von Anfang an ihre Fallen stellte. Schon die einem Brentano wie einem Falb angethane Behandlung hatte — neben zahllosen weniger bekannt gewordenen Fällen — zur Genüge gezeigt, wie sehr die Gleichberechtigung der verschiedenen Kirchen vor dem Staatsgesetz sich dem kanonischen Recht unterzuordnen hat. Noch drastischer aber war doch die Verurtheilung jener Abhandlung, die von Geschwistern Jesu zu reden gewagt hatte. Die Evangelien des Neuen Testamentes haben zwar die selbe Kühnheit gehabt. Aber das Dogma der päpstlichen Kirche dekretirt, daß Brüder und Schwestern in diesem Fall nicht als Brüder und Schwestern aufgefaßt werden dürfen. Und in allen Instanzen der österreichischen Gerichte ist der Verfasser, der das Selbe gesagt hatte wie die Evangelien, verurtheilt worden.

„Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet", muß man jedoch auch hier beifügen. Wer über die österreichischen Gerichte aburtheilt, sollte nicht vergessen, daß der oberste deutsche Gerichtshof in einem völlig parallelen Fall das

---

*) In überaus zutreffender Weise ist „der Einfluß der römischen Kurie auf die deutsche Gesetzgebung" dargethan in der unter diesem Titel erschienenen Flugschrift Nr. 108 des Ev. Bundes vom D. Leuschner. Eine umfassende Beleuchtung dieser wichtigen Zukunftfrage von hervorragender fachjuristischer Seite ist in Aussicht gestellt.

**) Vergl. die zahlreichen Auszüge aus dieser Presse in dem Anhang zu der Revue internationale de théologie. 7. Jahrgang Nr. 27. (Bern 1899.)

Selbe gethan hat. Die gesammte Geschichte der katholischen Theologie Deutschlands vor dem Vatikanum (eine Ruhmesgeschichte deutsch-wissenschaftlichen Geistes und allen Hemmungen zum Trotz immer wieder den Sieg eines ehrlichen Gewissens bekundend) zeigt in allen irgendwie hervorragenden Persönlichkeiten eben so viele Gegner des nachmaligen vatikanischen Dogmas, — wenigstens für Alle, denen nicht der freie Zugang zu ihren Werken versperrt ist. Aber es genügte, daß der Referent eines einzelnen Senates des Reichsgerichtes — ein Jurist als Richter über eine theologische, kirchengeschichtliche Frage! — die entgegengesetzte Privatmeinung hatte. Durch eine Reichsgerichtsentscheidung vom achtundzwanzigsten Juni 1883 ist nämlich jenes von der gesammten vorvatikanischen Theologie verworfene Dogma als „Theil und unbedingte Folge der ganzen Kirchenlehre“ unter den Schutz von gesetzlichen Bestimmungen gestellt worden, bei deren Abfassung kein Mensch an die Möglichkeit eines solchen Dogmas gedacht hat. Für eine geschichtliche Frage also, die bis dahin von allen kompetenten Historikern gerade entgegengesetzt entschieden worden war, ist damit eine völlig neue Rechtsbasis geschaffen worden. Wie viel Aehnliches seitdem zu Wege gebracht worden ist, darüber haben befugte Rechtslehrer längst vielfache Belege zusammengestellt: so über die Entscheidung von 1883 Schulte in Bonn; mit Bezug auf die zahlreichen Prozesse wegen Beleidigung des Trierer Rockes der Leipziger Wach. Noch lehrreicher ist es, in der vom „katholischen Juristenverein“ herausgegebenen „Juristischen Rundschau“ vom Jahre 1885 an im Zusammenhang einmal zu verfolgen, wie viele Etappen schon auf dem Weg zu dem Ziel erreicht worden sind, das — nach Bismarcks Mittheilung in den „Gedanken und Erinnerungen“ — für den Bischof von Ketteler nicht weniger bedeutete als den Anspruch „auf ein verfassungmäßiges Recht seiner Kirche, Das heißt: der Geistlichkeit, auf Verfügnng über den weltlichen Arm“. Um nicht früher Gesagtes wiederholen zu müssen, sei hier kurz erwähnt, wie oft ich selbst von meinem kirchenhistorischen Beruf aus mich über solche symptomatische Erscheinungen zu äußern hatte. Es bedarf dann keiner weiteren Motivirung, wenn ich auch heute in dieser Aufgabe fortfahre.*)

---

*) Mein Aufmerken auf jene Symptome begann mit den in ihren Anfängen bis in das Jahr 1882 zurückgreifenden Thümmel-Prozessen. In einem der späteren dieser Prozesse hat der durch seine zahlreichen Prozesse in weiteren Kreisen bekannte Redakteur Fusangel das Wort gesprochen: „Man wird zu überlegen haben, wie man ihn am Wirksamsten unschädlich macht“ (Märkische Volkszeitung 25. Januar 1888). Schon vorher war Das freilich mit solcher Virtuosität durchgeführt worden, daß einer der späteren Vertheidiger des Pfarrers Thümmel mir ausdrücklich sagte: „Wäre nicht Ihre Schrift vorhergegangen, der Mann hätte überhaupt keinen Anwalt gefunden.“ So lag es denn gewissermaßen in der Natur der Sache selbst, daß den beiden ersten Spezialschriften „Die thümmelschen Religion-

Mit allen diesen bisherigen zeitgeschichtlichen Bildern ist jedoch, wie ich heute zur Selbstkritik ausdrücklich bemerken muß, nur ein Bruchstück geboten gewesen. Erst allmählich habe ich Döllingers Warnung von 1868 vor der Unfehlbarkeiterklärung der päpstlichen Kathedralaussprüche über die Inquisition in ihrer ganzen Tragweite verstehen gelernt. Gerade jetzt aber werde ich zur rechten Stunde durch den Spectator redivivus in den „Deutschen Stimmen“ darauf aufmerksam gemacht, wie es sich auch bei den immer mehr Mode gewordenen „Diffamationen“ stets um eine „pflichtmäßige“ Methode in der Behandlung der haeretica pravitas handelt, um die selbe Methode, auf der auch die von der Indexkongregation eingeschärfte Regel beruht, daß bei Erwähnung eines Ketzernamens jedes irgendwie lobende Epitheton wegbleiben muß. Der Andersgläubige ist für diese päpstliche Behörde eo ipso ein moralisch minderwerthiges Individuum. Ihn zu vernichten, ist ein frommes Werk. Lassen sich vorläufig noch die alten Mittel zu diesem Zweck nicht aufs Neue anwenden, so müssen die Ketzer eben in anderer Weise unschädlich gemacht werden. Aber es wird dabei durchweg nur die alte Taktik angewendet, — die Taktik jener Gesellschaft, deren erster Begründung die Einrichtung der Kongregation der heutigen römischen und allgemeinen Inquisition auf dem Fuß gefolgt ist und deren Restauration im neunzehnten Jahrhunder die alsbaldige Anschürung eines neuen, aber mit den alten Mitteln geführten Ketzerkrieges bedeutete. Am Ende dieses Jahrhunderts ist Herr Gröber aus Schwaben bereits so gütig gewesen, in dem Goldenen Buch die Hoffnung auszusprechen, daß am Ende des folgenden Jahrhunderts Deutschland wieder im Glauben geeinigt sein werde. Die altbewährten Mittel zu diesem Zweck zeigt die Geschichte auch des erneuerten Jesuitenordens auf jeder Seite. Für ihn ist die Widerlegung der gegnerischen Ueberzeugung ein überflüssiges Ding. Die moralische Vernichtung der Personen der Gegner, die „Diffamation“, ist ein viel sichererer Weg. Scheiterhaufen aus Holz sind dazu nicht mehr nöthig. Die des heutigen Holzpapieres reichen vollständig aus.

Erst die beiden „Fälle“ des letzten Jahres haben mich jedoch speziell

---

prozesse, vom kirchengeschichtlichen und kirchenrechtlichen Standpunkt beleuchtet“ weitere folgen mußten, wie die „Ueber die jüngsten Religionprozesse und die ihnen zu Grunde liegende Rechtsanschauung“ und „Was haben wir aus den letzten thümmelschen Prozessen zu lernen?“ Die Klarstellung der einzelnen Fälle aber führte zugleich zu der prinzipiellen Frage nach dem Zusammenhang der — seit dem Infallibilitätdogma auch noch durch die Thomasbulle — „in ihrem katholischen Gewissen gebundenen Jurisprudenz“ mit der selben infallibilistischen Grundanschauung in Philosophie und Naturwissenschaft, Geschichtschreibung und Pädagogik u. s. w. Was in dieser Beziehung in der Monographie „Katholisch oder Jesuitisch“ zusammengefaßt war, forderte bald eine noch weitere Ergänzung in der Uebersicht über „Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland“.

über die Verwerthung moderner Prozeßführung für die inquisitio haereticae pravitatis belehrt. Ich begrüße es darum in hohem Grade, daß sowohl Graf Hoensbroech wie Direktor Küchler die Bedenken überwunden haben, die sie von der Klarstellung ihrer so schmachvoll entstellten Erlebnisse hätte zurückhalten können. Auf eine Belehrung solcher Gegner, wie es die Leute sind, die bei der „Diffamation“ die Hand im Spiel hatten, hat ja selbstverständlich weder der Eine noch der Andere zu rechnen gehabt. Auch die dem Jesuitismus die Schleppe tragenden Organe der „öffentlichen Meinung“ dürften sich abermals eben so unbelehrbar wie ihre jesuitischen Lehrmeister zeigen. Aber für Alle, die sich noch ein selbständiges Urtheil bewahrt haben, werden beide Schriften sich als überaus lehrreich erweisen. Ohne auf ihren Inhalt im Einzelnen einzugehen, soll in Nachstehendem die in beiden geschilderte Taktik kurz gekennzeichnet werden.

Man vergegenwärtige sich einmal aufrichtig den Ausgangspunkt der gegen den Grafen Hoensbroech gerichteten Agitation. Ist überhaupt etwas Klareres denkbar als Dieses: daß Jemand, der eine Schuld einklagt, auf die er nach seiner eigenen schriftlichen Erklärung keinen Anspruch hat, nicht klagt, um durch das gerichtliche Urtheil für seine Person irgend Etwas zu erlangen, sondern daß ein solcher Prozeß ganz andere Anlässe haben muß? Trotzdem erlebten wir, nachdem der Prozeß in allen Instanzen für den Beklagten siegreich entschieden war, die die Dinge geradezu auf den Kopf stellende Berichterstattung in einem berliner Blatt, das auf nicht sehr weiten Umwegen enge Beziehungen zur ultramontanen Geistlichkeit Berlins unterhält. Und ein Blatt nach dem anderen ist auf diesem Wege gefolgt. Bei so bewandten Umständen wird auch das Erscheinen der neuen Schrift Hoensbroechs selbstverständlich nur auf einen Theil der Tagespresse eine Einwirkung üben. Das Totschweigen der Rechtfertigung dürfte sogar beinahe noch eine größere Rolle spielen als vorher. Nur bei einem einzigen Blatt, das vorher ebenfalls durch die in der That geschickte Mache mitbeeinflußt gewesen war, ist diesmal eine rühmliche Ausnahme zu konstatiren. Das Berliner Tageblatt hat nämlich bei dem neuen Anlaß sich offen dahin ausgesprochen: „Daß gegen den Grafen Hoensbroech ein vernichtender Schlag geführt werden sollte, war, wie wir selbst zufällig wissen, in ultramontanen Preßkreisen schon lange vorher bekannt, ehe es zu jenen öffentlichen Auseinandersetzungen kam, in Folge deren Graf Hoensbroech sich von der Politik zurückzog.“ Dagegen hören wir sonst überall dort, wo der Eintritt des Grafen in die Journalistik die geschäftlichen Interessen rechts oder links geschädigt hatte, auch jetzt den gleichen Chorus mit ungeschwächten Kräften laut werden. Besonders denkwürdig ist wieder die Seelenverwandtschaft zwischen Frankfurter Zeitung und Kreuzzeitung. In dem frankfurter Blatt las man: „Für alle diese Behauptungen fehlt der Beweis, da Graf

Hoensbroech zum Schweigen über die Personen verpflichtet sein will. Nun klingt es aber doch höchst sonderbar, daß er sich auf die Heirathvermittelungsgeschichte eingelassen haben will, um Beweismittel in die Hände zu bekommen, obwohl er zu wissen behauptet, daß man ihn darin verwickeln wollte, um ihm daraus eine Schlinge zu drehen. Wie will er damit die mit dem Heirathvermittler gewechselten Briefe erklären?" Die Kreuzzeitung aber schließt ihre Ankündigung der Schrift mit folgenden Worten: „In dieser wie ein Roman klingenden Erzählung, über die wir uns jeden weiteren Urtheils enthalten, ist Eins von unbedingtem Interesse: die ganz bestimmte Erklärung des Grafen Hoensbroech, daß er niemals, weder mittelbar noch unmittelbar, eine Heirathanzeige erlassen oder veranlaßt habe. Daß er Dies wiederholt erklärt habe, ist uns unbekannt; so klar hat er es unseres Wissens niemals in Abrede gestellt. Wir ziehen daraus auch den Schluß, daß der als Faksimile in der ‚Germania' abgedruckte Brief entweder eine Fälschung der Handschrift des Grafen war oder sich auf etwas ganz Anderes als eine Heirathvermittelung bezog. Oder liegt in seiner obigen Erklärung der Hauptnachdruck auf dem Wort ‚Heirathanzeige' und soll die Benutzung einer Heirathvermittelung nicht in Abrede gestellt werden?"

Wer sind doch die namenlosen Gesellen, die Auskunft über Dinge fordern, bei denen höchstens das Bild vom Splitter und Balken auf sie selbst Anwendung finden würde? Für Jeden, der Augen hat, zu sehen, hat die eigene Schrift Hoenbroechs in Verbindung mit der des Grafen Wintzingerode mehr als genügende Auskunft gegeben. Aber nur um so eifriger zeigt man sich bei den Bundesgenossen des Centrums bemüht, das semper aliquid haeret zur Geltung zu bringen. Nicht nachdrücklich genug kann deshalb an Alle, die gerecht sein wollen, die Mahnung ergehen, die Schrift des Grafen Hoensbroech („In eigener Sache und Anderes", Berlin, H. Walther) zu lesen. Sie prüft in ihren Ausführungen weit über „die eigene Sache" hinaus und stellt wichtige Dinge und Verhältnisse unseres öffentlichen Lebens an den Pranger.

Beinahe noch drastischer ist die selbe Taktik im Falle Küchler. Von Alledem, was mit eherner Stirn in die Welt gesetzt war, hat sich durchweg das Gegentheil als richtig erwiesen. Cynisch hatte das „Mainzer Journal" den Zweck verrathen, um den es sich bei der ganzen Agitation handelte: den Mann aus seiner Stellung herauszudrängen. Aber ohne irgendwie stutzig dadurch zu werden, hat man der Jesuitenpartei diesen Gefallen gethan. Ob nicht noch Mancher von Denen, die in diesem Falle den Stab brechen, selbst der Taktik zum Opfer fallen wird, die uns hier geschildert wird:

„Aus den Disziplinarakten machte ich die merkwürdige Wahrnehmung, daß der Redakteur des ‚Mainzer Journals' eine überaus große Reihe ganz bestimmter Anklagen gegen mich erhoben und zu deren Beweis eine große Anzahl Zeugen benannt hatte. Er muß planmäßig seit Jahren Belastungmaterial

gesammelt und bis zur gelegenen Zeit aufbewahrt haben. Diese ‚Sammelmappe‘, deren sich das Journal auch in anderen Fällen schon rühmte, kann aber nur so zu Stande gekommen sein, daß es in Darmstadt, Offenbach, Gießen u. s. w. Personen giebt, die gelegentliche, am Biertisch, in Gesellschaften, auf Spazirgängen oder in der Eisenbahn gefallene Bemerkungen und Aeußerungen einer Stelle meldeten, die das Material dann dem ‚Mainzer Journal‘ zur ‚weiteren Verwerthung‘ übermittelte. Die Herren nun, die so unvorsichtige Bemerkungen gemacht, wurden die vom ‚Mainzer Journal‘ benannten Zeugen und waren höchst betreten, als sie von der Generalstaatsanwaltschaft vernommen wurden. Sie konnten sich nicht erklären, wie ihre vertraulichen Mittheilungen in die Oeffentlichkeit gelangt waren. Allerdings waren die meisten Anschuldigungen unwahr, da sie eben nur auf derartigem leeren Gerede beruhten, aber es geht daraus hervor, daß ein ganz planmäßiges Spionagenetz besteht und daß hierzu eine Anzahl Leute der gebildeten Stände mithalfen. Die Vermuthung, daß dieses System nicht nur gegen mich allein angewendet wurde, sondern eine ständige Einrichtung ist, liegt nah."

Im Anschluß an diese Dinge muß noch eine Erscheinung beleuchtet werden. Wie die Rechte und die Linke in den Parlamenten im Wettkriechen vor der Ausschlag gebenden Partei rivalisiren, so stehen auch die Blätter der verschiedensten anderen Parteien zur Disposition des Centrums. Um den Freiherrn von Zedlitz und Neukirch zu diskreditiren, ist sogar der „Vorwärts" angeworben worden. Wieder ein anderes Mal besorgt die berliner „Volkszeitung" das Geschäft. Ich kann da sogar aus eigener Erfahrung reden. Auf Anfang Oktober war ein Vortrag von mir in Berlin über die Mitschuld des deutschen Protestantismus an der Oberherrschaft des Papstthumes über das Deutsche Reich angekündigt worden. Einige Tage vorher brachte die „Volkszeitung" die Notiz, daß dieser Vortrag benutzt werden solle, um den Grafen Hoensbroech in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren. Gleich nachher konnte dann die „Germania" diese Nachricht auf die „Volkszeitung" zurückführen, genau eben so wie im vorigen Jahre auf den Lokalanzeiger. Andere Fälle sind beinahe noch frappanter. Als der bekannte Kuhhandel bei der Kanalvorlage mit der sogenannten Reform des Gemeindewahlrechtes schwebte, sahen wir sogar Nationalzeitung, Vossische Zeitung, Magdeburger Zeitung eifrig für die Zahlung des vom Centrum ausbedungenen Kaufpreises eintreten. Als Herr Lieber seinen bekannten Vorstoß in Mainz gegen seinen alten Geschäftsfreund gemacht hatte, haben die konservativen und freisinnigen Blätter eine gute Woche hindurch gewetteifert, Herrn von Miquel auch das Vertrauen aufzukündigen. Ob es überhaupt noch irgendwie einflußreiche Stellen giebt, wo der Ultramontanismus nicht seine Helfershelfer mit herabgelassenem Visier untergebracht hat?

Jena. Professor Dr. Friedrich Nippold.

Deutsche Wirthschaftentwickelung.

Die deutsche Volkswirthschaft befindet sich seit dem Jahre 1895 in einem ununterbrochenen Aufschwung, der an Dauer und Stärke alle günstigen Konjunkturen in den früheren Perioden unseres Wirthschaftlebens weit übertrifft. Um so größer ist das Interesse des Nationalökonomen, des Politikers und des unmittelbar im Erwersleben thätigen Praktikers, den Entwickelungsgang dieses volkswirthschaftlichen Prozesses, der sich da eben vor Aller Augen abgespielt hat, in exakter Darstellung kennen zu lernen. Verschiedene Handelskammerberichte, zu denen ich zunächst griff, ließen mich leider in der Hauptsache im Stich. Um so reicheren Aufschluß gewährte der neueste Jahresbericht des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, ein stattlicher Band, der zu Neujahr erschienen ist; und da es sehr Viele geben wird, die die Resultate dieses übrigens buchhändlerisch nicht vertriebenen Werkes interessiren werden, so will ich hier das Wichtigste daraus mittheilen.

Die glänzende Konjunktur, die in Deutschland am Frühesten in die Erscheinung getreten ist, hat sich auf fast alle Kulturnationen in solchem Maße übertragen, daß damit nur noch die um die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts durch die Einführung der modernen Verkehrsmittel bewirkte Umwälzung einigermaßen verglichen werden kann. In der That beruht die gegenwärtige Aufwärtsbewegung zu einem großen Theil auf ähnlichen Ursachen. Die mächtige Entfaltung der Elektrotechnik war es, die diesmal den Anstoß gegeben hat, ähnlich, wie vor einem halben Jahrhundert die steigende Verwendung der Dampfkraft. Die gewaltig zunehmende Benutzung der Elektrizität zu motorischen und Beleuchtungzwecken führte zu einer nachhaltigen Beschäftigung der Maschinenindustrie und zu einer erheblichen Steigerung der Nachfrage nach Bergwerks- und Hüttenprodukten, vor Allem nach Metallen und Kohle. Der Bedarf für die Vergrößerung der Flotte, der Ausbau des Eisenbahnnetzes durch die Neuanlage von Gleisen und die Schaffung von Kleinbahnen, die nothwendige Ergänzung und Vermehrung des rollenden Materials, Betriebserweiterungen, die mit der Zunahme des Verkehres immer dringender wurden: das Alles mußte die günstige Entwickelung noch verstärken. Einige Zahlen genügen, um die Ausdehnung der Produktion zu veranschaulichen. Der Verbrauch von Roheisen betrug innerhalb unseres Zollgebietes in den Jahren 1891 bis 1895 durchschnittlich 5 098 000 Tonnen; seitdem ist er von Jahr zu Jahr gewachsen: 1895 auf 5 434 000, 1896 auf 6 507 000, 1897 auf 7 202 000, 1898 auf 7 351 000 und 1899 auf gegen 8 Millionen Tonnen. Der Verbrauch von Kohle hat von 99 Millionen Tonnen bis auf 130 Millionen zugenommen.

Trotz größter Anstrengung vermochte die deutsche Produktion der gewaltig gestiegenen Nachfrage weder für Eisen noch für Kohle gerecht zu werden; und so mußte das Ausland in beträchtlich verstärktem Umfange zur Deckung des Bedarfes herangezogen werden. Es ist natürlich, daß unter diesen Verhältnissen die Betriebe starke Preiserhöhungen für ihre Produkte erzielten. Während der Preis des Roheisens (Gießerei-Roheisen ab Werk Breslau) im Durchschnitt des Jahres 1895 für die Tonne 49,2 Mark betrug, war im Jahre 1898 der durchschnittliche Preis 61,6 Mark; und vom März des abgelaufenen Jahres an trat eine neue erhebliche Preissteigerung ein, so daß sich die Preisnotiz für den September und Oktober 1899 auf 80 Mark für die Tonne stellte.

Ein guter Geschäftsgang in den genannten Produktionzweigen und die reichliche Beschäftigung bei guten Löhnen für die Arbeiter mußten eine erhebliche Steigerung der Kaufkraft weiter Kreise bewirken, die wiederum anderen Produktiongebieten zu Gute kam. Neben dieser Kräftigung des inneren Marktes hat zu der günstigen Gestaltung der Geschäfte der Umstand beigetragen, daß sich unser Absatz nach dem Ausland mächtig gesteigert hat, nämlich von drei Milliarden Mark im Jahre 1894 auf über vier Milliarden im Jahre 1899.

Der Verfasser des „Jahresberichtes" zählt die charakteristischen Züge der geschilderten Entwickelung einzeln auf und scheut sich nicht dabei auch gewisse bedenkliche Erscheinungen zu erwähnen. Danach zeichnet sich diese Entwickelung durch einen steigenden Mangel an Rohmaterialien und Halbfabrikaten und eben so sehr durch eine zunehmende Knappheit an Arbeitkräften aus. Der Mangel an Rohstoffen beruht zum Theil auf der technischen Unmöglichkeit, die Produktion in gleichem Schritt mit der gewaltig gesteigerten Nachfrage auszudehnen, zum Theil auch auf besonderen Umständen, wie zum Beispiel auf dem Mangel an besseren Baumwollsorten. Bezeichnend ist ferner, daß die Preise der fertigen Waaren durchaus nicht allgemein im Verhältniß zu der Preissteigerung der Roh- und Hilfstoffe in die Höhe gegangen sind. Man möchte danach zu dem wichtigen Schluß kommen, daß die Nachfrage nach fertigen Waaren nicht überall eine so starke Steigerung erfahren hat wie die Nachfrage nach den zur Herstellung dieser Waaren erforderlichen Produktionmitteln. „Darum sind auch die Bedenken nicht von der Hand zu weisen, daß die Aufnahmefähigkeit der Bevölkerung, worauf neben der Exportmöglichkeit die Gestaltung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse im Wesentlichen beruht, in einzelnen Geschäftszweigen überschätzt wird."

Der große Aufschwung der deutschen Volkswirthschaft, der sich — wie der Jahresbericht durch Hunderte von Zahlen im Einzelnen belegt — auf fast alle Zweige der nationalen Produktion erstreckt hat, mußte auch eine tief gehende Wirkung auf den Geldmarkt ausüben.

Die steigenden Gewinne der industriellen Unternehmungen boten einen fortgesetzten Anreiz zur Investirung von Kapital in industriellen Betrieben. Die vermehrte Kapitalnachfrage in Verbindung mit der gesteigerten Rentabilität der Kapitalien führte zu einer fortschreitenden Erhöhung des Zinsfußes auf allen Gebieten und damit zu einem Kursrückgang der fest verzinslichen Papiere. Sowohl der Hypotheken-Zinsfuß wie die Diskontsätze, sowohl die Kurse der Staats-, Provinzial- und Kommunalanleihen als auch die der Pfandbriefe der Landschaften und Hypothekenbanken wurden von dieser Entwickelung in immer höherem Maße betroffen. Der Hypothekenzinsfuß in Deutschland ist so weit gestiegen, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1899 vierundeinviertel Prozent der geringste Satz war, zu dem in Berlin die am Besten fundirten Hypotheken unterzubringen waren.

Eben so allgemein wie die Steigerung des gesammten Zinsniveaus ist die des Diskontsatzes. Die Diskontirung von Wechseln ist der Weg, auf dem sich die Geschäftswelt die für vorübergehende Zeit benöthigten Geldsummen zu verschaffen pflegt. Zu der gesteigerten Kapitalnachfrage kommt also bei dem Diskontsatz noch das Verhältniß des Angebotes und der Nachfrage von Baarmitteln hinzu. Nun hat freilich die gewaltige Steigerung der Goldproduktion, die im Jahre 1899 die enorme Höhe von 1300 Millionen Mark erreicht haben dürfte (gegen 840 Millionen im Jahre 1895), den Weltbestand an Baargeld außerordentlich vermehrt. Aber gleichzeitig haben die mit der Wiederherstellung ihrer Valuta und mit dem Uebergang zur Goldwährung beschäftigten Länder einen großen Theil des neu produzirten Goldes an sich gezogen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1899 unterband außerdem der südafrikanische Krieg die Goldzufuhr aus einem der wichtigsten Produktionsgebiete, ja, er nöthigte sogar England zu umfangreichen Goldsendungen nach dem Kapland. Entscheidend wurde jedoch schließlich für die Gestaltung der Diskontsätze die mit der gesammten wirthschaftlichen Aufwärtsbewegung im engsten Zusammenhang stehende ungewöhnliche Steigerung der Nachfrage nach Geld und nach kurzfristigem Kredit. Hier konnte die Goldzufuhr nicht ausreichen, um die vermehrten Anforderungen auch nur annähernd zu befriedigen. „In solchen Zeiten sind es die großen Notenbanken, denen die Aufgabe obliegt, mit Hilfe ihrer Notenausgabe dem Geldumlauf eine gewisse Elastizität gegenüber dem Geldbedarf zu verleihen und die gesteigerte Geldnachfrage zu befriedigen, aber auch darüber zu wachen, daß das Geldwesen auf gesunder und solider Grundlage bleibt und daß die kurzfristige Kreditgewährung nicht die in Rücksicht auf die gesammte Volkswirthschaft zu ziehenden Grenzen überschreitet." Wirklich hat die Reichsbank so energisch zur Befriedigung des gestiegenen Geldbedarfes mitgewirkt, daß sich vom Februar 1895 bis zum dreißigsten September 1899 ihr Baarvorrath um 428 Millionen Mark ver-

minderte, während die Notenausgabe um 415 Millionen Mark vergrößert wurde. Die Reichsbank hat demnach dem deutschen Geldverkehr die Summe von 843 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Die Folge dieser Anspannung war, daß bei der Reichsbank die Baardeckung der Noten im letzten Quartal des Jahres 1899 auf einem früher nie erreichten Tiefstand angekommen ist. Dadurch wurden Gegenmaßregeln gegen die vorhandene Ueberspannung des Kredites nöthig. Diese bestanden, wie üblich, vor Allem in der allmählich fortschreitenden Erhöhung des Diskontes, der am neunzehnten Dezember bis auf sieben Prozent stieg, — einen Satz, der seit dem Krieg des Jahres 1870 nicht mehr vorgekommen ist. Der hohe Diskont hat natürlich die Erwerbszweige, deren Lage sich bis dahin nicht so glänzend gestaltet hatte, hart getroffen; aber er hat die nützliche Wirkung gehabt, die übermäßige Produktion und Spekulation etwas einzuschränken.

Das etwa ist der Gang der deutschen Wirthschaftentwickelung während der letzten fünf Jahre gewesen, — und ihre ausführliche Schilderung bildet den glänzendsten Theil des „Jahresberichtes" des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller. Auf die übrigen Abschnitte des Berichtes brauche ich hier nicht einzugehen; doch muß hervorgehoben werden, daß auch die mit zahlreichen statistischen Nachweisungen versehenen Mittheiungen über die wirthschaftliche Lage des Auslandes und verschiedene der mitgetheilten Gutachten des Vereins über wichtige Fragen des Wirthschaftlebens das eingehende Studium der theoretisch oder praktisch daran interessirten Kreise verdienen.

Professor Georg Adler.

Heliotropismus.

„Vom Weltmechanismus zum Weltorganismus!" Das ist die heutige Strömung in der Naturforschung. Von der Uhrmacherphilosophie zum Entwickelungsgesetz der selbstdenkenden Materie und von der Retortentheorie zur Centralkraft des Alls, von der aufs Mikroskop beschränkten Zellentheorie zum großen Ganzen des vom Lichte, der Allseele, belebten Weltorganismus.

Um einen Einblick in diese sich uns erschließende neue weite Welt der Forschung der nächsten Zukunft zu gewinnen, haben wir uns klar zu werden über die Natur der kleinsten wie der größten dabei in Betracht kommenden Elemente, über die Natur des Protoplasma-Moleküls wie über die Natur des Lichtes und ihren gegenseitigen Einfluß auf einander.

Ein Tropfen ausgepreßten Hefepilzsaftes, dessen Enzymwirkung die vitalistische Theorie mitsammt dem ihr anhaftenden Dualismus umwarf und Alles — ob animalen oder vegetabilischen Stoff — auf die selbe Urkraft zurückführte, ist hierbei von der selben hohen Bedeutung wie das Alles belebende Element der Urkraft des Weltalls, das Licht, mit seinen chemischen und Wärmestrahlen, die die Athmung des Protoplasmas bedingen.

„Was ist das Licht? Was ist Protoplasma? Und welche Beziehungen haben sie zu einander, wenn überhaupt solche existiren?“ So fragt heute am Ende des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts nach Entdeckung der Röntgen-Strahlen mehr oder weniger skeptisch nicht nur der Laie, sondern auch der an das Experiment und das Nachprüfen durch seine eigenen fünf Sinne gewöhnte Praktiker auf naturwissenschaftlichem, technischem und medizinischem Gebiet.

Ich setze die geltende Licht- und Aether-Theorie und die dazu gehörigen Definitionen vom Atom und Molekül als bekannt voraus und gehe medias in res an die neuesten Errungenschaften.

Das Licht ist die von der Sonne unserem Winkel im Weltall zugesandte Kraft, auf die alles Leben, Wachsen, Gedeihen, alles Heilen und Sichanpassen, alles Vergehen und Neuerstehen zurückzuführen ist: das Agens, wodurch alle Entwickelung hienieden in Ewigkeit bedingt wird. Und in anderen Theilen des Weltalls geschieht das Selbe von anderen Fixsternen (Sonnen) aus nach anderen Trabantenschaaren hin. Näheres darüber ist noch unbekannt und dunkel, aber undenkbar wäre es nicht, daß diese Fixsterne und unzähligen Sonnen wieder in ähnlichen Verhältnissen zu anderen, sich unserer Beobachtung ganz entziehenden Centralsonnen oder Centralbewegungcentren stünden, wie etwa die Blutkörper zum Herzen und Hirn. Jedes der unzähligen Sonnensysteme wäre wieder aufzufassen als das Molekül eines Protoplasmatröpfchens, ein von wimmelnden Atomen durchwogtes Ganzes mit einem Kern und einer Hülle, das zusammen mit anderen solchen Molekülen eine größere Einheit ausmacht.

Das Licht spielt dabei den kreisenden Gestirnen im Weltraum gegenüber eine analoge Rolle wie gegenüber dem kreisenden Chlorophyll oder Blutkörperchen in den Saftgängen der Pflanze und in den Blutadern des Thieres; und wie es scheinbar feststehende und scheinbar kreisende Gestirne giebt, so auch stabiles und labiles Protoplasma.

Damit sind wir vom Licht zum Protoplasma gekommen. Beides ist eben so wenig auf die Dauer von einander zu trennen wie Kraft und Stoff.

Das Protoplasma ist der jeden belebten Weltkörper in vielgestaltiger Entwickelungform besiedelnde Grundstoff für jedes thierische oder pflanzliche Gebilde, seit undenklicher Vorzeit und auch noch tagtäglich durch Weltentrümmer von einem Weltkörper auf den anderen übertragbar und in sich die Zeugung- und Entwickelungskeime ganzer Planetenbewohnerschaften für Aeonen bergend.

Mit diesen beiden in ihrem innersten Wesen uns theilweise noch unbekannten Faktoren, Urkraft und Urstoff, Licht und Protoplasma, x und y, arbeiten wir täglich bei allen unseren Forschungen und Erfindungen. Die Technik beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Material, dem y, die Theorie mit dem x, der Urkraft. Wie, wenn das Erkennen des Einwirkens des x auf das y uns neue Ziele erschlösse?

Ohne sich viel um das Wesen der Urkraft zu bekümmern, beschäftigt sich die Technik von heute vorzugsweise mit der sogenannten rohen Materie, dem leblosen Material. Elektrotechnik ist heute fast mit jedem Zweig der Technik verbunden. Alle Metalle, alle Chemikalien, alle Holz-, Leder-, Gummigegenstände, luftförmige wie flüssige Körper, Organisches wie Anorganisches wird zur Erzeugung von Apparaten verwandt, die wir im täglichen Leben benutzen: für die Photographen, Telephone, Telegraphen, Kinematographen, Röntgen-Apparate, Automobilen und — das Neueste — das Telektroskop Sczepaniks, wo das nur unter Lichtwirkung elektrisch leitende Selen zur gleichzeitigen Licht- und Schallübertragung ausgenutzt werden soll.

Im Gegensatz zu dieser praktischen Anwendung der noch immer geheimnißvollen Urkraft auf das leblose Material befaßt sich nun die theoretische Forschung mit der Ausdeutung und Anwendung der Wirkung der Urkräfte auf das lebende Material, auf das thierische wie das pflanzliche Protoplasma, ohne sich indessen dabei völlig bewußt zu werden, daß Alles, was sie versucht, nichts Anderes ist als Aufspüren der Wirkung des Lichtes auf das Protoplasma und der dabei in Thätigkeit tretenden Naturgesetze.

Seit Prometheus der Menschheit den Feuerfunken brachte, seit Heraklit, der weinende Philosoph, das Feuer, die ewige Gottesgluth, aus der wir stammen und der wir Alle zustürzen, der Menschheit als die Urquelle des Daseins und die Seele des Alls erklärte, sind die verschiedensten Welträthselerklärungen, physische und metaphysische, versucht worden: überall warf man sich ausschließlich entweder auf eine rein materielle oder aber auf eine rein ideelle, metaphysische Deutung des Weltganzen.

Erst der neueren Zeit scheint ein Ausgleich zwischen Physik und Metaphysik vorbehalten: durch das Licht. Erst der neueren Zeit mit ihrem instinktiven Herumtasten an den Räthseln des elektrischen Lichtes — das in Wirklichkeit vielleicht blos ein für unser irdisches Sehorgan erkennbares, äußeres, beiläufiges Symptom (Verbrennung-Prozeß in Berührung mit der Erdatmosphäre) einer im dunklen All in ganz anderer Weise wahrnehmbaren anderen geheimnißvollen Macht ist —, erst heute, bei dem immer weiteren Umsichgreifen der geheimnißvollen Urkraft auf allen Wissensgebieten, wird es immer mehr zur Gewißheit, daß wir es hier mit den Fingerzeigen eines das All durchwaltenden mächtigen Faktors zu thun haben, mögen wir ihn nun „Elektrizität“ oder „Willen“ oder „Zahl“, mögen wir ihn die „Kraft“ oder das „Unbewußte“ oder den „Kategorischen Imperativ“ nennen.

Das Eine fühlt jeder Denkende heraus, welcher Richtung er auch angehöre: diese Urkraft, vielleicht die Seele und der Pulsschlag des Alls, giebt uns die einzige Möglichkeit, auf physische und metaphysische*) Weise zugleich uns der Lösung des Welträthsels zu nähern.

Denn die Naturgeschichte wie die Philosophie des Lichtes, die Religion des Lichtes wie die Physik des Lichtes führen zur Verschmelzung von Physik und Metaphysik. Das Licht ist meßbar und transzendental zugleich; es versinnbildlicht

*) Hier selbstverständlich im Sinne von „überirdisch“, „übersinnlich“, nicht von „übernatürlich“ gebraucht.

nicht nur, sondern stellt in sich wirklich dar: Irdisches und Ueberirdisches, Sinnliches und Uebersinnliches.*)

Die Abneigung der offiziellen Wissenschaft gegen jedes tiefere Eingehen auf die Beziehungen zwischen Licht und Protoplasma erklärt sich aus dem Hange, sich ihre Kreise nicht stören zu lassen. Man war so lange bei der Technik, die durch ihre immensen Erfolge imponirte, in naturwissenschaftlichen Kreisen in die Lehre gegangen: dabei sollte es auch weiter bleiben und dazu genügte die Beschäftigung mit dem Material. Wozu noch Beschäftigung mit der Urkraft selbst oder gar mit ihren Beziehungen zum Leben? Im Gegentheil: um sich das Leben zurechtzulegen, war man möglichst bestrebt, den Geist herauszutreiben. Mikroskopiren am zerpflückten, toten, weder von Blut noch Chlorophyll, weder von Licht noch Wärme durchströmtem Gewebe war die Tageslosung.

Die Technik hatte es mit ihrer handwerksmäßigen Uhrmacherphilosophie selbst den Besten angethan. Auch sie begannen, ihre Aufgaben stückweise und mechanisch aufzufassen, und ließen die Anwendung der lebendigen Kraft auf den lebendigen Stoff fast ganz bei Seite. Man hatte nur noch Sinn für die grob physikalischen und grob chemischen Vorgänge im Thier- und Pflanzenorganismus, für Quellung, Schrumpfung, Oxydation, Reduktion, Vibrationübertragung und Elektrodynamik. Und obgleich man überall Zweckmäßigkeitbewegungen des Protoplasmas, Wanderung, Aufmarsch, Kampf und Abwehr der Leukozyten gewahrte, wurden die Vorgänge der Mitose und Chemotaxis in der gezwungensten Weise der mechanischen Erklärung unterworfen.

Jeder, der in den Naturwissenschaften — und ganz speziell in der Medizin — Etwas leisten will, hat mit einem gewaltigen Handwerksapparat zu thun, der Eine am Mikroskop, der Andere in der anatomischen, physiologischen oder chirurgischen Werkstatt; und sie Alle arbeiten am lebenden, menschlichen Körper meistens so, wie wenn es sich um einen Mechanismus, nicht um einen Organismus handelte. Noch dazu kümmert sich Jeder nur um den ihn interessirenden Theil. So wird eine Flickarbeit daraus, deren Resultat die „ärztliche Misere" ist. Der Künstler, der als Vollmensch das Ganze intuitiv erfaßt, ist unter den Aerzten von heute kaum vereinzelt zu finden. Erst der Erweiterung unseres ärztlichen und anthropologischen Gesichtskreises von einer Zone zur anderen, von einem Menschenschlage über viele hinaus, erst dem mit der Tropenhygiene und der neueren Balneologie auftauchenden allgemeinen Zonen und Rassen vergleichenden Uebersichtstandpunkt war es vorbehalten, die bisher meist auf mitteleuropäische Verhältnisse beschränkte Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit unserer Auffassung der Naturwissenschaften zu erkennen und das Fehlende nachzuholen. Auszufüllen waren diese Lücken nur durch Einfügung unserer einseitigen mitteleuropäischen Kenntnisse und Studien in das Zonen und Arten vergleichende Studium der mit Aequatorialforschung und Erddrehung zusammenhängenden kosmischen Untersuchungen: durch Einfügung unserer in der gemäßigten Zone erworbenen physiologischen und pathologischen Kenntnisse in das im Weltall herrschende allgemeine Entwickelungsgesetz.

Diese Einfügung der vermeintlich stabilen, der gemäßigten Zone entnommenen, physiologischen Normen in die labilen Verhältnisse der „Artenbildung durch

---

*) Für die diesem Planeten angemessenen Sinne nicht Erreichbares.

Zonenwechsel" ist aber erfolgreich nur denkbar, wenn wir aufhören, uns ausschließlich mit dem einen Faktor, dem toten Material, allein zu beschäftigen. Wir müssen an die große, offene Frage herantreten: Wie wirkt die Urkraft, das Licht, auf das lebende Protoplasma? Der Einfluß des Lichtes auf die Athmung, auf die Zweckmäßigkeitbewegungen, auf den Heliotropismus des Protoplasmas ist die große Aufgabe der nächsten Zeit.

Daß das Licht nicht von der Oberfläche der beschienenen Körper abgleitet, sondern einen Theil davon durchdringt, nimmt man an der vor eine starke Lichtquelle gehaltenen Hand wahr, deren Haut, Fettgewebe, Sehnen, ja, selbst Fingerknochen ein Durchdringen des Lichtes verrathen.

Man brachte unter die leicht verschiebbare Haut von Kaninchen kleine Glasröhren mit Chlorsilberfüllung und setzte dann einen Theil der Versuchsthiere während vierundzwanzig Stunden dem Lichte aus. Dann zog man die Röhrchen wieder unter der Haut hervor, — und sie waren bei den Thieren, die dem Licht ausgesetzt gewesen waren, geschwärzt, Das heißt: vom Licht angegriffen; also war das Licht durch die Haut gedrungen. Das Selbe bewies auch der Versuch mit einer an den Fingerritzen eingegipsten Hand über einer lichtempfindlichen Platte, die unter elektrischem Bogenlicht photographirt wurde.

Ferner ist durch die neue Wissenschaft der Lichttherapie ermittelt worden, daß man die Wärme vom Licht trennen und mit „kaltem" Licht operiren kann, indem man von den beiden Sorten der Strahlen des Spektrums, den chemischen und den Wärme-Strahlen, diese durch blaue Glasplatten oder durch mit Kupfervitriol gefüllte Linsen ausschaltet oder sie durch Eiswasserschichten leitet.

Die Beleuchtung mit Menschen gefüllter Räume in den Südstaaten der Union durch kaltes Licht unter Benutzung der besonders dazu präparirten Geislerschen Röhren zeigt, daß man hier schon auf festem Boden steht.

Es giebt also „kaltes Licht". Das Licht wirkt zweitens „durchdringend" bis in das Innere des beleuchteten Organismus. Drittens aber wirken besonders die chemischen Strahlen des Spektrums, Das heißt: die am Stärksten brechbaren, kurzwelligen, die blauen, violetten, ultravioletten, ganz eigenthümlich im Innern des Organismus weiter, während die anderen, entgegengesetzten, die langwelligen, am Schwächsten brechbaren, die rothen, gelben, grünen Wärmestrahlen ihre Hauptwirkung in der Hautreizwirkung — vom Blutzufluß bis zur Brandblasenbildung — zeigen.

Die Unterscheidung zwischen Wärmestrahlen und chemischen Strahlen hat nun zu weiteren Aufschlüssen geführt. Die dem Sonnenlicht am Aehnlichsten blauen Strahlen des Spektrums, die ich wegen ihrer Bewegungimpulse auf Leukozytenwanderung und Molekularkonfiguration im Protoplasma die chemotaktischen Strahlen nennen möchte — weil sie Zweckmäßigkeitbewegungen des Protoplasmas vermitteln —, haben begonnen, eine ganze Welt von Wundern zu enträthseln. Die heliotropische, Bakterien tötende und pigmentirende Wirkung des Lichtes, das auch ohne Mithilfe der Wärme die Körpergewebe durchdringt und Zellenwanderungen und Molekularveränderungen der komplizirtesten Art erzeugt, ist es, die uns den Einblick in Vorgänge und Veränderungen des lebenden Gewebes eröffnet, deren Verständniß allen grob physikalischen und grob chemischen Erklärungversuchen trotzt.

Durch Quellung, Schrumpfung, Oxydation, Reduktion, Elektrodynamik und Vibrationübertragungtheorie, durch Mechanik und Retorten allein läßt sich vieles ganz Alltägliche im Naturhaushalt nicht völlig erklären. Bei den allergewöhnlichsten Krankheit- und Lebensprozessen stoßen wir in den gelesensten Lehrbüchern heute Seite für Seite auf Ausdrücke wie: „zielbewußter Prozeß", „Zweckmäßigkeitvorrichtung", „Selbstregulirungapparat", „Altruismus der Zellen" *), „Wärmeaufspeicherung", „Fettmagazin" oder Glykogen-Reservoir". Das sind deutliche Beweise von der Unzulänglichkeit der bisher beliebten mechanistischen Naturerklärung und Weltanschauung.

Cohnheims Untersuchungen an der lebenden Froschschwimmhaut, am lebenden Frosch-Mesenterium (Darmnetz) zeigten die bekannten Zweckmäßigkeitbewegungen der Leukozytenwanderung auf gegebene Reize, der Anordnung in Schlachtreihen zur Herausbeförderung von Schädlingen. Aufmärsche von beweglichem (labilem) Protoplasma auf Lichtreize wurden an pflanzlichen und thierischen Gebilden beobachtet; die bisherige mechanistische Deutung war unmöglich; überall zeigte sich ein Zweckmäßigkeitgesetz, ein „Denken der Materie", um Schädliches aus dem Organismus herauszubefördern, der Bildung eines Staates im Staate (Krebsbildungen) entgegenzuarbeiten, nützliches Material für Nothfälle aufzuspeichern (Glykogen-Reservoir). Die Lehre von der Jonenspaltung wies nach, daß jedes Protoplasma-Molekül außer dem Kern von Kohlenstoff eine Hülle von Wasserstoff besitzt und daß zwischen diesen beiden Stoffen, je nach Ozon- oder Elektrizitätgehalt der Umgebung, Spannungverhältnisse und Ausgleichungströme stattfinden, die sich in Bewegungen und Konfigurationverschiebungen des Inhaltes bekunden. Man unterscheidet Anionen und Kationen, je nach der Zuströmung und Abströmung vom positiven Centrum zur negativen Umgebung, ganz wie bei der Elektrolyse, wo sich an den in die Geschwulst eingestochenen Polen am positiven die negativen Stoffe — und umgekehrt — sammeln. Aus dieser Beobachtung bei der Elektrolyse ist die am Molekül hergeleitet. Beide Beobachtungen, die der Leukozyten- und Chlorophyllwanderungen und die der Jonenströmungen, die mit der blos mechanistischen Auffassung nicht zu erklären waren und die einander allein auch nicht genügend stützen konnten, empfingen aber ihre richtige Beleuchtung durch den Heliotropismus.

Die neuerdings in den größeren Städten und Badeorten Deutschlands in Aufnahme gekommene Lichttherapie, die gelungene Versuche der Heilwirkung des Lichtes am menschlichen Körper in Fülle aufzuweisen hat, brachte neues Material für das Verständniß der Wirkung des Lichtes auf das Protoplasma.

Nicht nur die bakterizide Wirkung des Lichtes bei Wunden und Hautschäden, auch die wundheilende Wirkung mit schneller Narbenbildung, die Zertheilung und Aufsaugung von alten Narbenschwielen und Narbensträngen, die Sistirung von Milzschwellungen bei Malaria und von tuberkulösen Eiterungprozessen gab zu denken. Nierenkrankheiten und Diabetes besserten sich auffällig unter dem den Stoffwechsel erhöhenden Verfahren, bei dem in einer Viertelstunde ein Kilogramm Schweiß ausgeschieden, aber bei dem dadurch erhöhten Appetit und Durst noch mehr Stoff in den Körper aufgenommen wird, so daß

*) S. Dr. Hansemanns Studien über Altruismus der Zellen. 1893.

man es bei passend ausgewählter Ernährung ganz in der Hand hat, den neubelebten Stoffwechsel in andere Bahnen zu leiten, Fett- oder Muskel-Substanz-Ansatz je nach Bedarf zu fördern.*)

Aber es handelt sich nicht allein um den Blutzudrang zur Haut nach den durch das Licht und die Wärme gereizten Stellen oder um die Schweißproduktion und etwa um bloße Analogien einer Senfpflasterreizung. Auch ohne die Schweißwirkung, auch bei Abhaltung der Hitze, auch bei Absperrung des Blutzuflusses (wie sie Finsen durch Kompression der beleuchteten Stellen erzeugt) erzielt das Licht die Pigmentirung, das Zeichen erhöhten Stoffwechsels, unter Abstoßung verbrauchter Blutelemente, die in Form von gelb- oder braun- oder schwarzfärbenden Blutschlacken als Schutzdecke gegen Licht- und Sonneneinfluß unter der Haut niedergeschlagen werden. Das ist ein Resultat, das durch keine andere Wärme- oder Hautreiz-Prozedur, weder durch Sinapismen noch durch gewöhnliche Schwitzbäder hervorgerufen wird.

Es handelt sich um tiefer gehende Wirkungen als bloße Hautreize: es ist die Wirkung des Lichtes auf erhöhte Leukozyten- und Erythrozyten-Bewegung, auf erhöhten Stoffwechsel im Protoplasma, auf erhöhte Jonenströmungen in den vom Licht affizirten, nach der Beleuchtungstelle sich drängenden Protoplasmakörpern; der Hautreiz ist nur der erste Akt, der uns auf der Oberfläche bis jetzt imponirte. Daran schließt sich als zweiter die erhöhte Jonenwanderung, die belebtere Molekularveränderung, die sich durch die vom Licht getroffenen labilen Protoplasmaelemente den im Innern des Organismus festsitzenden, stabilen Protoplasmaelementen mittheilt und die — Das ist der dritte Akt — Neurone, die Relaisstationen und Telegraphenstangen des Nervennetzes, am sympathischen Nerv und an den trophischen Ganglien, den Nerven-Ernährungcentren, in Mitleidenschaft zieht.

Daß die bloße Lichtwirkung auch ohne Wärme- und Schweißwirkung den nervus vagus affizirt, ergiebt sich aus den Schling-, Schluck- und Würgebewegungen, die der bloße Anblick von starken Glühlichtapparaten bei schwächlichen Personen hervorruft. Dagegen wirkt das blaue Bogenlicht beruhigend bei den größten Vagusstörungen. Flatternde Herzpulse, Arythmien schlimmster Art und Asthmaparoxismen beruhigen sich unter seinem Einfluß. Die meisten hellen — gelben, grünen, rothen — Strahlen des Spektrums beeinflussen die Herzaktion, die Nervencentren und die beleuchteten Hautpartien anders als die dunklen — blauen,

---

*) In sechs- oder achteckigen, $1\frac{1}{2}$ Meter hohen, mit Spiegelscheiben-Thüren und -Wänden ausgekleideten Lichtschränken sitzt der Patient auf einem Drehstuhl, so daß der Kopf oben frei aus dem Kasten hervorragt. Innen beleuchten ihn entweder achtundvierzig Glühlichtlampen oder vier Bogenlichtlampen oder Beides zusammen. Durch Oeffnungen im Schrank, die mit blauen Gläsern bedeckt sind, dringt der Schein eines außerhalb in einiger Entfernung stehenden Bogenlichtscheinwerfers. Der Patient oder Gesunde, der diese Bäder zur Erfrischung gebraucht, ist in seiner Athmung und seiner Herzthätigkeit in keiner Weise behindert, wie Das bei den Dampfbädern der Fall ist, wo der Patient die ausdünstende Luft Anderer einathmet oder wo das Kondenswasser auf seinen Poren lagert.

violetten — und die unsichtbaren, ultravioletten Strahlen. Finsen hat durch seine Experimente an den wie tot im Glasschälchen daliegenden Salamanderlarven diese Unterschiede nachgewiesen.

Die ersten Bewegungen des thierischen Protoplasmas wurden stufenweise stärker und schneller oder schwächer und langsamer, je nach den angewandten Lichtstrahlen, wobei die Wärmestrahlen ein viel geringeres Bewegunginzitament lieferten als die chemotaktischen, blauen und violetten Strahlen.

Diese Erfahrungen haben die Aufmerksamkeit auf den Heliotropismus der Pflanze gelenkt, die durch die Strahlen des Lichtes gezwungen wird, sich mit ihrem Blüthenkelch und ihren Blättern der Sonne, der Lichtquelle, zuzuwenden. Vom kleinsten Grase bis zum mehrere Pfund schweren Sonnenblumenkelch, ja bis zu noch massigeren Pflanzengebilden hinauf, wird der selbe Zug nach dem Lichte beobachtet. Der Pflanzenphysiologe Kerner von Merilaun wies nach, daß die blauen, violetten und ultravioletten Lichtstrahlen auf den vegetabilischen Zellenorganismus einen oxydirenden, die gelben und rothen Strahlen dagegen einen reduzirenden Einfluß ausüben: also ganz analog dem Gesetz der analytischen Chemie, daß die Anode oxydirend, die Kathode reduzirend wirkt, woraus die Lehre von den Anionen und Kationen sich entwickelte.

Dr. Scherk betonte, daran anknüpfend, die wichtige Rolle, die bei diesen Oxydation- und Reduktion Prozessen das im Chlorophyll enthaltene Eisen spiele. Daß die Rolle des Eisens im Blutkörperchen eine ähnliche ist und daß sich Das bei Gelegenheit der Färbung der Guajaktinktur und des Terpentinöles am Licht durch die himmelblaue Farbe, die die Guajaktinktur annahm, aufs Klarste zeigen ließ, bestätigte den Einfluß des Lichtes bei diesen Prozessen, wo es sich immer um das durch Lichtzutritt aktivirte Ozon handelte.

Scherk zieht aus diesen Reaktionerscheinungen, wie sie im Reagensglase vor unseren Augen sich abspielen, den Schluß, daß die Sauerstoffübertragung im cirkulirenden Blutstrom auf gleiche Faktoren zurückzuführen ist wie im Pflanzenorganismus.

„Resumiren wir“, sagt er, „die Aufgaben des Chlorophylles, so ist nicht mehr zu bestreiten, daß durch dessen Eisengehalt unter Verwerthung der gelben und rothen Lichtstrahlen (Dies bezieht sich auf Experimente an den mit Staniolstreifen beklebten und dem Licht ausgesetzten Blättern der Tabakspflanze und Aehnliches) die der Atmosphäre entnommene CO_2 in C und O_2 gespalten wird. Diese Reduktion führt zur Assimilation und Retention des Kohlenstoffes, der zum Aufbau eines werthvollen Nährmateriales der Pflanze, nämlich der Synthese der Kohlehydrate, benutzt wird.“ Scherk schließt seinen Aufsatz mit einem Hinweis auf die Bedeutung des Lichtes für die noch immer geheimnißvollen Veränderungen im Protoplasmamolekül, die schließlich auf Jonenspaltungen und Jonenströmungen zurückzuführen seien, und sagt, indem er die Lichttherapie den Aerzten zur näheren Erprobung ans Herz legt:

„Die Zukunft wird uns zeigen, inwieweit die Wirkungweise des elektrischen Lichtes auf den menschlichen Zellenorganismus der anerkannten Wirkung des Sonnenlichtes an die Seite gestellt werden kann. Immerhin ist es die Aufgabe des Arztes, die Lichttherapie näher zu prüfen, denn gerade das neue Verfahren (die Anwendung nicht nur auf äußere, sondern auch auf innere Stoff-

wechselkrankheiten, wie Diabetes, Nephritis, Gicht, Fettsucht) berechtigt uns, tiefer einzudringen und den Schleier zu lüften."

Die durch das Licht im Protoplasma-Molekül verursachten Bewegungen sind demnach die selben, die die Pflanze dem Licht sich zuwenden lassen, die selben, die auf der beleuchteten Seite der Erdkugel das Protoplasma anders auszuscheiden und aufzunehmen nöthigen als auf der unbeleuchteten.

Bekannt ist, daß Licht und Dunkelheit verschieden auf Einnahme und Ausgabe von Sauerstoff und Kohlensäure bei Thieren und Pflanzen wirken. Thiere, die im Hellen und Dunkeln untersucht wurden, zeigten bezüglich der Sauerstoffaufnahme ein Verhältniß von 116 : 100, bezüglich der Kohlensäureabgabe von 114:100. Umgekehrt verhält es sich bei den Pflanzen. Schon die moleschottischen Beobachtungen an Fröschen, die bei gleichen oder wenig verschiedenen Wärmegraden im Licht für gleiche Einheiten des Körpergewichtes und der Zeit $^1/_{12}$ bis $^1/_4$ mehr CO_2 als im Dunkeln ausschieden, wo also die CO_2-Mengeausscheidung mit der Intensität des Lichtes stieg, legten die Frage nahe, ob nicht beim thierischen Organismus ähnliche Vorgänge wie der des Heliotropismus der Pflanzen, also eine Einwirkung auf die Bewegung des Protoplasmas nach dem Lichte zu, von Wirkung sei.

Den Zoologen und Embryologen ist aus den vergleichenden Forschungen bei Thier und Mensch der erste Ursprung des Auges aus einem Pigmentfleck bekannt, der wie alle übrige Pigmentirung mit Lichtwirkung in Verbindung gebracht werden muß. Der den Röhrenwürmern ähnelnde Fisch, das niederste Wirbelthier, der $1^1/_2$ Zoll lange, kopflose und herzlose Lanzettfisch Amphioxus lanceolatus, der, in den Sand des Meeresgrundes eingewühlt, ein fast lichtloses Dasein führt, hat ähnlich wie die Thiere, die des Lichtes, wenigstens des Augenlichtes, nicht zu bedürfen scheinen, als Andeutung der in späterer Entwickelung auf höheren Vervollkommnungstufen eintretenden Augenbildung einen unpaaren Pigmentfleck vorn über der Mundöffnung. Auch der menschliche Embryo, der, wie alle Embryonen, in seinen ersten Entwickelungstadien auf alle vor ihm dagewesenen primitiven Entwickelungen deutet, hat ein Stadium durchzumachen, wo der Pigmentfleck der erste Anfangspunkt des Sehorganes ist, das sich später durch Vorstülpung und Zurückstülpung zum Augenbecher und zum Augapfel entwickelt. Wo gar kein Lichtstrahl hindringt, fehlt auch das Sehorgan. Wo es entsteht, ist der Pigmentirungprozeß das Erste, also der selbe wichtige Vorgang, den wir beim Baden und Schwimmen, beim Aufenthalt in der Sonne als „Hautverbrennen", als „Sonnenbräunung" zu bezeichnen pflegen. Bei den Wirbelthieren, deren niederstes der Lanzettfisch ist, beginnt mit einem Pigmentfleck, mit der Hervorzauberung der ersten Augenbildung durch das Licht, jener Prozeß, der es uns möglich macht, mit unserem Auge das Weltall bis zu den Herakliden zu durchdringen, und der die vom Nomadenthum zum Ackerbau übergehenden ersten Kulturmenschen befähigte, von den Himmelslichtern, von den Zodiakalzeichen, für Eintheilung ihres Jahres nach den ländlichen Verrichtungen die ersten Offenbarungen zu empfangen.

Daß die dem Lichteinfluß auf das Chlorophyll ähnliche Wirkung des Lichtes auf den Blutfarbstoff auch unter den Erscheinungen des durch das Licht beschleunigten und erhöhten Stoffwechsels, der Pigmentbildung, also der Abstoßung verbrauchten Blutmaterials und der Blutneubildung — mit einem Wort: des thierischen Heliotropismus — zu subsumiren sein dürfte, lehrt die Beschleunigung

des Stoffwechsels, des Blutumsatzes, der Pigmentbildung und Blutneubildung in den neuerdings in Anwendung gekommenen ärztlichen Lichtbädern, wo Versuche mit dem Blutmesser (Haemoglobinometer) in Fällen von Malaria-Siechthum die Beweise brachten, wie mit der Pigmentirung stets der Blutneubildungprozeß sich verbindet.

Bestätigt werden jene Beobachtungen aus dem Thier- und Pflanzenreich durch die organische Chemie, die nachweist, daß, wo das Licht fehlt, die Assimilation im Protoplasma-Molekül unterbleibt.

„Schon längst", schreibt Dr. Fritz Hofmann in der „Pharmazeutischen Zeitung" vom sechsundzwanzigsten Mai 1897, „hat man im Lichte die Kraft erkannt, die erst der Plasmaenergie die rechte Weihe verleiht. Seine Energieschwingungen theilen sich den einzelnen Plasmamolekülen mit, sie regen erst die Thatkraft dieses mit Schöpferkraft begabten Prinzipes der Zelle an. Fehlt dieser Anstoß von außen, so tritt eine Plasmaentspannung ein. Es vermag weder bei Nacht noch bei Ausschluß des Lichtes am Tage die Assimilationarbeit zu leisten. Wie das indifferente Wasser erst durch Zufuhr von Wärme zu dem machtvollen Agens wird, das unsere riesigsten Maschinen treibt und uns im Fluge durch die Lande trägt, so wird im formlosen Eiweißklumpen des Protoplasmas erst durch zuströmende Lichtenergie die vis vitalis rege, die dann Synthesen realisirt, auf die selbst der glänzendste chemische Experimentator nur mit unverhohlener Bewunderung blicken kann. Solch eine Arbeitleistung ist nun vor Allem die synthetische Bildung des Eiweißes selbst, die nur in der Pflanze stattfindet."

Hofmann weist dann an einer Reihe von Fällen diese Einwirkung hochkonstituirter Körper auf einander im Sonnenlichte nach und schließt, nach einem Ueberblick über die Befreiung der organischen Chemie aus alten, überlebten Anschauungen und über die Fortschritte der Chemie durch den Prometheusfunken des Lichtes, mit der Hoffnung, daß bald auch der physiologischen Chemie der Forscher erstehen werde, der die Wunderstrahlen findet, die den Einblick in die Geheimnisse der lebenden Zelle ermöglichen.

Hier begegnen Hofmann und Scherk einander. Die Jonenspaltung erklärt die Bewegungvorgänge im Protoplasma, die Athmung des Protoplasmas unter dem Einfluß des Lichtes erklärt die Leukozytenwanderung, erklärt die Resorption von Ergüssen, erklärt Alles bis auf das Teleologische, das Zweckmäßige am Heliotropismus, der uns ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, so lange wir uns darauf steifen, Alles mechanisch aufzufassen, der uns aber verständlich wird, wenn wir im lichtbeseelten All einen lebendigen großen Organismus erblicken, wenn wir also von der mechanischen zur organischen Auffassung übergehen.

Kassowitz gebührt das Verdienst, in dieser Hinsicht bahnbrechend vorgegangen zu sein. Die durch die Reize am Lebenden hervorgerufenen Stoffzersetzungen finden nach seiner Meinung nicht in den Säften statt, sondern die Reize bewirken einen Zerfall, eine Umwandlung der organisirten Theile der reizbaren Substanz. Er legt dar, daß die bisherigen dynamo-elektrischen und die Vibration-Erklärungversuche für die Lebensreize ganz unzulänglich sind, und ist in der Lage, sich dafür auf Autoritäten wie Voit, Ludwig, Hoppe-Seyler, Hermann und Herzer zu berufen.

Durch die organische Auffassung der Jonenspaltung und der Lichtwirkung

auf Athmung des Protoplasmas öffnet sich ein neues, unendlich weites Feld der Forschung, wenn an die Stelle der Nekroskopie die Bioskopie tritt, — an die Stelle der Beschäftigung mit dem toten die mit dem lebenden, vom Licht beeinflußten Gewebe. Hier seien nur die Untersuchungen an durchsichtig gemachten lebenden Geweben angeführt: die von Cohnheim begonnenen am Froschmesenterium, an der Froschschwimmhaut, weiterhin ausgedehnt auf das Kaninchenohr, das Pflanzenblatt der lebenden Pflanze und auf eine Reihe lebender niederer Organismen, unter Einwirkung und unter Ausschluß der verschiedenen Lichtstrahlen. Das Froschherz, das nach Humboldts Entdeckung bekanntlich, aus dem Körper des Thieres entfernt, noch vierundzwanzig Stunden schlägt, müßte untersucht werden, um festzustellen, ob an dieser Aufrechterhaltung der Lebensvorgänge des Nervenprotoplasmas in den Herzganglien das Licht betheiligt ist oder ob dabei etwa andere Faktoren. Das in alkalischen Lösungen lebende Flimmerepithel bedürfte der Untersuchung, ob die Flimmerbewegungen durch Ausschluß von Licht beeinträchtigt werden oder nicht. Und so giebt es eine Fülle von anderen neuen Arbeiten, die beim Betreten des neuen Forschungsgebietes zu bewältigen wären.

Betreten wir erst einmal die neuen Pfade der Bioskopie und erproben die Reaktion des Protoplasmas auf die verschiedenen Lichtstrahlen, so erschließt sich ein noch weiteres Gebiet. Denn das Selbe, was von Hofmann und von Merilaun, von Scherk und Anderen am Protoplasma im Einzelnen nachgewiesen worden ist, gilt auch vom Weltganzen. Auf allen organisch belebten, um ihre Axe rotirenden Weltkörpern, die sich um eine Lichtquelle drehen, athmet das Protoplasma unter dem Einfluß des Lichtes anders als im Dunkeln und das des Thieres anders als das der Pflanze. Die Athmung und Lebens- und Bewegung-Fähigkeit, der Stoffumsatz des Protoplasmas, des thierischen und pflanzlichen, ist reger im Licht, im Schatten herabgesetzt. Die Molekularbewegung, die Zellenbewegungen und Zellenwanderungen in allen aus Zellen zusammengesetzten Organismen, empfangen ihre Anregung von der Centralkraft im All, dem Licht. Die Unterschiede zwischen Beleuchtung und Beschattung, die im einzelnen Protoplasma-Molekül die Strömungen vom kohlenstoffhaltigen Kern nach der wasserstoffhaltigen Hülle zu, die Jonenspaltungen, beeinflussen, bewirken auch auf der beleuchteten Seite des Planeten eine andere Protoplasma-Thätigkeit als auf der beschatteten und Dem gemäß auch andere Ausgleichungbestrebungen am Aequator als an den Polen. Der Instinkt, der den Thier-, Pflanzen- und Völkerwanderungen zu Grunde liegt und sich auf die selben Austausch- und Ausgleichbestrebungen zurückführen läßt, die beim Wechsel zwischen Kalt und Warm, Hell und Dunkel den Passatwinden zu Grunde liegen, er ist Eins mit dem pflanzlichen und thierischen Heliotropismus und hilft das Gesetz der Artenbildung durch Zonenwechsel erklären. Und mit jenem tropenhygienischen Gesetz gewinnt auch das Gesetz der Jonenspaltung und der Jonenwanderung allgemeine kosmische Bedeutung. Deszendenztheorie, Entwickelungsgesetz und newtonische Gravitationlehre sind fortan nicht mehr gesonderte Fächer, sondern sind eingereiht in das Einheitgesetz des Weltganzen, des Alls, dessen Centralkraft das Licht ist.

Dr. Ernst Below.

Anleihesorgen.

Die Bankbilanzen lassen trotz unverminderten Dividenden die wünschenswerthe Flüssigkeit vermissen; und gerade in dem Monat, der sonst den leichtesten Geldstand zeigte und zu schrankenlosen Emissionen reizte, im Februarmonat, lastet neue, schwere Geldsorge auf der Stimmung der Börsen. Das Deutsche Reich und Preußen müssen thatenlos mitansehen, wie ihre so sicher „konsolidirten" Anleihen immer tiefer, bis auf einen kaum mehr respektablen Stand, hinabsinken und alle sonst noch dem Anlagebedürfniß dienenden unschuldigen Rentenpapiere mit sich in den Strudel reißen. Das sollte einen nüchtern denkenden Reichsschatzsekretär doch ein Wenig aus seiner Gleichgiltigkeit aufrütteln. Aber nein: dem Reich werden neue, schwere Ausgaben zugemuthet, zumal für die Deckung der Flottenunkosten; und da spät zwar die Börse sich dieser Gefahr einmal bewußt geworden ist, wird sie ob ihrer eigenen Marinebegeisterung etwas nachdenklich. Nicht darin besteht die Kunst der Künste, sich neue Kredite vom Reichstag bewilligen zu lassen, sondern darin, sie ohne Ueberspannung der wirthschaftlichen Kräfte zu benutzen. Das Reich ist heute nicht besser dran als die meisten Privatbetriebe: die letzten günstigen Wirthschaftjahre haben alle Betriebsmittel in Anspruch genommen und es ist kein Fonds vorhanden, aus dem sich Aufwendungen von Hunderten von Millionen decken ließen. Im Hintergrund soll schon der phantastische Gedanke keimen, den verfügbaren Theil des Reichsinvalidenfonds zur Deckung allgemeiner Reichsbedürfnisse zu verwenden; der Reichstag müßte aber aller seiner Pflichten uneingedenk sein, wenn er einem solchen Aushilfemittel je zustimmen sollte. Die Reichsverwaltung muß sich daher nach guten Menschen umthun, die ihr Darlehen gewähren. Die Gefahr einer neuen Reichsanleihe ist zwar bündig abgeleugnet worden, — in der bekannten Art offiziöser Abwiegelungen; aber das Mißtrauen und die Besorgniß ist nun einmal an den Börsen vorhanden nnd wird unausrottbar sein. Und mir scheint: mit Recht. Selbst die früher vorhandene Möglichkeit, im Bedarfsfall das Reich von den Einzelstaaten in weiterem Maße alimentiren zu lassen, ist heute ausgeschlossen; im Gegentheil: die Bundesstaaten beanspruchen eine erhebliche Vermehrung der Ueberweisungen aus den Reichseinnahmen. Im Schoß des Bundesrathes soll es schon zu ziemlich ungenirter Vertretung der Forderung gekommen sein, die einige süddeutsche Minister auch innerhalb ihrer Landtage deutlich zum Ausdruck gebracht haben. Einstweilen scheint der weitere Sturz unserer Reichsanleihen und sonstigen Staatspapiere unabwendbar. Der preußische Finanzminister ist ein überaus vorsichtiger Herr und verfügt über einen umfassenden Betriebsfonds, der durch die Rückstellungen aus Eisenbahneinnahmen regelmäßig gefüllt wird; aber er hat doch keine Lust, seine Sparbüchse zu zerschlagen, und muß deshalb ebenfalls an den Weg, neue Anleihen aufzunehmen, denken, um die gesteigerten Bedürfnisse für Voll- und Kleinbahnbauten, Hebung der Wasserwirthschaft und einige andere, weniger anspruchsvolle Zwecke zu befriedigen. Noch erinnern Börse und Banken sich der im vorigen Frühjahr unter Schwierigkeiten an den Markt gebrachten zweihundert Millionen Mark deutscher und preußischer Anleihen; seitdem haben sich die Abgaben dieser Papiere und ihr Umtausch gegen Industriewerthe aber unablässig verstärkt und es würde daher eines besonderen Lockmittels bedürfen, um die Kapitalisten, nachdem sie sich einmal die Finger verbrannt haben, wiederum nach einem Reichs- oder Staatspapier greifen

zu lassen. Trotzdem ist für eine neue Anleihe abermals der dreiprozentige Typus in Aussicht genommen. Natürlich würde bei der Ausgabe solcher Werthe, die nun einmal nicht in Einklang mit dem allgemeinen Geldstand ist, ein außergewöhnlich niedriger Preis angesetzt werden müssen. Dann würden sich die Besitzer der alten Anleihen zu ungestümen Verkäufen ihrer Bestände veranlaßt sehen und deren Kurs würde noch weiter herabgedrückt werden; hat doch allein schon die Befürchtung dieser Gefahr eine sehr üble Wirkung gehabt. Ist es aber überhaupt eines großen Reiches würdig, seine finanzielle Stellung durch die Wahl eines ungewöhnlich niedrigen Zinssatzes und eines dadurch bedingten billigen Preises selbst herunterzusetzen? Bedeutet Das nicht auch in gewissem Sinne eine Täuschung der Abnehmer über den Werth ihrer Anlagen? Daß für die Verzinsung nur ein mäßiger Aufwand nothwendig wird, kann weder vom Standpunkt des Reiches noch vom Standpunkt des Kapitalisten aus als genügende Kompensation gelten. Will man nicht allmählich unter die nothleidenden Staaten gelangen, so muß man endlich aufhören, Papiere unter Pari auszugeben. Gerade wenn das Deutsche Reich besondere Kraftanstrengungen macht, um seine Stellung nach außen hin zu verstärken, darf es sich nicht dem Schein aussetzen, als könnte es für seine Bedürfnisse nicht mehr als vier Prozent aufwenden. Deutschland hat seine Schuldenlast von Jahr zu Jahr vergrößert; es wird allerhöchste Zeit, daß es ein besseres Augenmerk für die Interessen der Geldgeber zeigt, die leistungsfähig zu erhalten mit zu seinen Aufgaben zählt. Dabei thut es wenig, daß sich die heimische Bankwelt ängstlich hütet, Gold ins Ausland zu leiten; übrigens haben deutsche Wechsel neuerdings durch diese Zurückhaltung im internationalen Verkehr schon Schwierigkeiten gehabt. Allgemein lähmt die Rathlosigkeit darüber, wie die von allen Seiten stürmisch geforderten Mittel aufgebracht werden sollen, die Thatkraft der Börsen. Wenn es sich nur um ein einzelnes Land handelte, das stärkere Ansprüche an den Geldmarkt stellte, so würde durch Unterstützung der anderen Länder das Gleichgewicht ja leicht wieder herzustellen sein. Jetzt pochen aber die meisten Großstaaten zu gleicher Zeit an die Thüren der Geldverleiher. Oesterreich-Ungarn zeigt vollständige Ebbe in seinen Kassenbeständen, Frankreich zehrt seine verfügbaren Mittel bei der Verstärkung seiner Flotte auf und England braucht Unsummen zur Deckung der Kriegsbedürfnisse. Sogar die englischen Konsols, das Standard-Papier der Welt, haben bei allgemeiner Versteifung der Geldsätze im Kurs nachgegeben. Noch weiß man nicht, in welcher Höhe England abermals Staatsschuldscheine auszugeben gezwungen sein wird; je länger der Transvaalzwist dauert, desto ungeheuerlicher thürmen sich aber die Kosten auf. Regirung und Parlament haben beschlossen, den Krieg mit allen Kräften fortzusetzen, der ursprünglich angenommene Betrag von zehn Millionen Pfund Sterling hat sich längst als unzureichend erwiesen und jetzt sind zwei Millionen Pfund Sterling im Monat nöthig. So reich England heute ist: es wird schließlich auch fremde Märkte in Anspruch nehmen und dadurch zur Steigerung der Geldschwierigkeiten in den kontinentalen Ländern noch besonders beitragen. Schon jetzt rechnen die englischen Banken mit einer weiteren Versteifung des Geldstandes und lassen den Privatdiskont nicht sinken. So wird der gesammte internationale Geldverkehr in eine Mitleidenschaft gezogen, die über die Folgen mangelnder Zufuhr von Gold aus Transvaal weit hinausgeht. Was daraus werden soll, wenn der Kriegszustand noch Monate lang anhält, ist kaum zu übersehen. Einstweilen hat die Reichsbank die erwartete Ermäßigung des Diskontsatzes von $5^1/_2$ Prozent unterlassen, da Gold aus

Deutschland für russische Rechnung abfloß. Trotz der durch diesen hohen Diskontsatz hinreichend gekennzeichneten Lage überbieten sich die industriellen, besonders die Unternehmungen im Gebiet des Verkehrswesens, in der Ausgabe neuer Anleihen, da sie für Aktien kaum mehr auf Liebhaber rechnen können. Gewöhnlich ist der Zeichnungpreis für eine vier- oder eine vierundeinhalbprozentige Obligationenschuld 100,50 bis 101,50; die Tilgung und Auslosungbedingungen werden liberal gestellt werden. Soll nun auch dem Deutschen Reich nicht zugemuthet werden, seine Anleihen genau eben so zu offeriren, so dürfen die Grundlagen doch auch nicht zu sehr davon abweichen. Die Sicherheit ist in beiden Fällen ziemlich die selbe: auch die Rückzahlung dieser Industrieanleihen wäre nur gefährdet, wenn eine wirthschaftliche Katastrophe einträte, die die solidesten Unternehmungen zermalmte, — und denkt man an einen solchen Fall, so kann man sich auch den Staat nicht als unberührt davon vorstellen; und vor Konvertirungen ist der Staatsgläubiger eben so wenig geschützt wie der Gläubiger eines privaten Unternehmens. Das Publikum sollte Obligationen beanstanden, deren Sicherheit nicht durch ein verbindlich festgestelltes Verhältniß ihres Höchstbetrages zum Aktienkapital und Reservefonds unterstützt wird. Besonders bei den Finanzirungsgesellschaften für elektrischen und Straßen-Bahnbetrieb wäre solche Vorsicht gut angebracht, denn die Konzessionen und Betheiligungen in ihrem Besitz sind keineswegs stabile Werthe; es ist doch nicht einmal selten, daß Konzessionen vollständig unbenutzt bleiben, wenn anderswo gemachte ungünstige Erfahrungen, Konkurrenzverhältnisse oder unvorhergesehene Vertheuerungen in Betracht kommen. Wie schnell junge Unternehmungen auch in einer aufblühenden Industrie zu Schaden kommen können, lehrt das Beispiel der „Bank für elektrische Industrie", die in ganz kurzer Zeit ein Drittel ihrer Aktiven zusetzte. Eine kölnische Elektrizitätgesellschaft unterzieht sich jetzt der wenig beneidenswerthen Aufgabe, der Bank, die so rasch abgewirthschaftet hat, dadurch zu helfen, daß sie selbst sie in sich aufnimmt und ihre Aktiva und Passiva gegen sechs Millionen Mark in eigenen Aktien erwirbt. Zu diesem Zweck werden sechs Millionen Mark neu ausgegeben: die Käufer mögen sich bewußt bleiben, wie es um die Unterlage dieser Werthe steht. Es ist eine Folgeerscheinung der Geldverhältnisse, daß gerade in einer Periode angespanntester wirthschaftlicher Thätigkeit Fusionirungbestrebungen überhaupt immer stärker hervortreten, obgleich doch wenig Neigung bestehen kann, reichliche Gewinne mit Konkurrenten zu theilen. Die großen Kohlen- und Eisenwerke liebäugeln auffällig mit einander, die Börse hat aufgehört, über den böhmischen Strike zu frohlocken, seit auch die deutschen Kohlenbergwerke darunter leiden, und so bleibt für den Augenblick nichts als das Zukunftbild vereinigter Montanunternehmungen — besonders solcher, die der Spekulation stark dienen —, um die ängstliche Realisirung der eingegangenen Hausseengagements zu verhindern. Die Sorge um Befriedigung des Geldbedarfes ist zur Zuchtruthe unserer Kapitalisten geworden. Unter diesen Umständen schweigt der sonst im Februar hörbare Ruf nach ausländischen Anleihen; wohl strecken die Rothschilds hier und da einen Fühler aus, aber noch ist die Zeit zur Verwirklichung ihrer mit fremden Staaten getroffenen Verabredungen nicht gekommen. Wir wären froh, wenn wir die für „gräßliche" Zwecke erforderlichen Mittel erst glücklich in den Hafen der Reichskasse bugsirt hätten. Aber tragirt heute das offizielle Deutschland nicht die selbe Rolle, die Carlyle einst mit bitterem Hohn auf sein Vaterland die Rolle des Herkules-Harlequin nannte? Lynkeus.

Notizbuch.

Zur Begrüßung des gesund aus Ostasien heimgekehrten Prinzen Heinrich von Preußen gab es im berliner Schloß eine Galatafel. In den Zeitungen ist die Liste der dabei aufgetragenen Speisen veröffentlicht worden und wir haben vernommen, daß die Allerhöchsten Herrschaften Indische Putensuppe, Seezungen auf Seemannsart, Gefüllte Hühnerbrüste mit Trüffeln, Straßburger Croutepastete, Rehrücken, Grüne Spargelspitzen, Haselnußbombe, Chesterstangen und etliche andere schmackhafte Dinge gegessen haben. Das genau zu wissen, mag manchem Philister werthvoll sein. Vielleicht aber wäre der den Vertretern einer, sobald sie gedruckt ist, öffentlichen Meinung verfügbare Raum nützlicher mit eben so freimüthigen wie ehrerbietigen Erörterungen der bei diesem Anlaß inter pocula gehaltenen Reden gefüllt worden. Der Kaiser sagte:

> „Eure Königliche Hoheit! Mein theurer Bruder! Ich heiße Dich von Herzen in unserem Vaterlande und in unserer Hauptstadt willkommen! Vor zwei Jahren sandte ich Dich hinaus, um Deine Aufgabe im fernen Osten zu lösen, und konnte es nur Gott anheimstellen, daß er Dir seinen Schutz und dem Werk das Gelingen gäbe. Der freudige und begeisterte Empfang aller Schichten meiner Residenzstadt giebt Dir Zeugniß davon, mit welch liebevollem Interesse unser ganzes Volk Dich in der Erfüllung Deiner nunmehr gelösten Aufgabe begleitet hat. Der Empfang hat aber noch eine tiefere Bedeutung. Er ist ein unzweideutiger Fingerzeig dafür, wie groß das Verständniß für die Stärkung unserer Seegeltung in der Bevölkerung geworden ist. Das deutsche Volk ist mit seinen Fürsten und seinem Kaiser darüber willenseinig, daß es in seiner mächtigen Entwickelung einen neuen Markstein setzen will in der Schaffung einer großen, den Bedürfnissen entsprechenden Flotte. Wie Kaiser Wilhelm der Große uns die Waffe schuf, mit deren Hilfe wir wieder schwarz-weiß-roth geworden sind, so schickt das deutsche Volk sich an, die Wehr sich zu schmieden, durch die es, so Gott will, in alle Ewigkeit schwarz-weiß-roth bleiben kann, im In- und im Auslande. Bei Deiner Heimkehr findest Du ein blühend Knäblein in den Armen Deiner Gattin. Mögest Du als Pathe für den neuen Zuwachs unserer jungen Flotte denselben sich unter Gottes Schutz in voller Stärke entwickeln sehen. Hurra!"

Und Dr. ing. h. c. Prinz Heinrich antwortete:

> „Eure Majestät wollen mir allergnädigst gestatten, meinen unterthänigsten, tiefgefühltesten und herzlichsten Dank für die gnädigen Worte auszusprechen, sowie für den Empfang, den Eure Majestät heute für mich zu befehlen geruht haben. Der größte Sporn meiner bisherigen Thätigkeit war der, daß ich wußte, Eure Majestät standen hinter mir, wie hinter Eurer Majestät Flotte. Dieser Gedanke befähigte mich sowohl wie die Offiziercorps im Auslande zu immer neuen, erfrischenden, ermuthigenden Thaten. Auch möchte ich nicht verfehlen, am heutigen Tage, da ich das erste Mal wieder in Gegenwart Eurer Majestät sein darf, auszusprechen, wie patriotische und treue Unterthanen jene Deutschen sind, die ich in Ostasien verlassen habe, um nach meiner Heimath zurückzukehren. Eurer

Majestät danke ich ferner für das unentwegte Vertrauen, welches mir während der beiden vergangenen Jahre bezeugt worden ist, und ich versichere, daß, wo es auch sein möge, jedweder Dienst für Eure Majestät und für das Vaterland mich auch in Zukunft auf dem Posten finden wird. Oft erklang im fernen Osten der Ruf, der die Deutschen draußen und uns Kameraden in Ostasien beseelte bei gemeinsamem Zusammensein, bei festlichen Anlässen. Dieser Ruf mag auch heute laut erschallen! Mit Genehmigung Eurer Majestät fordere ich die Herren auf, mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr, Hurra, Hurra, Hurra!"

Zunächst muß die Tonart dieser Reden überraschen. Es giebt heute in Europa — und zu diesem Welttheil kann man in diesem Fall sogar Rußland zählen — keinen Hof, an dem unter Brüdern eine solche Redeweise üblich wäre. Das darf man konstatiren, aber nicht kritisiren; denn es ist unzweifelhaft des Kaisers gutes Recht, die höfische Sitte ganz nach seinem Gefallen zu regeln. Auch darüber ist nicht zu rechten, was „der größte Sporn" eines im Dienst des Reiches stehenden preußischen Prinzen sein kann, soll oder muß. Das ist eine Frage der individuellen Auffassung. Politisch wichtig aber wäre es, zu erfahren, welche „immer neuen, erfrischenden, ermuthigenden Thaten" Prinz Heinrich von Preußen in Ostasien vollbracht hat. Bisher ist davon nicht das Geringste bekannt geworden und man mußte glauben, der preußische Prinz habe sich nur in der Welt umgesehen, an fremden Küsten einen Schein deutschen Machtglanzes gezeigt, dynastische Aufträge ausgeführt und durch allerlei Sportspiele seinen Körper gekräftigt. Diese Ansicht muß offenbar unrichtig gewesen sein; denn auch der Kaiser sprach mit starkem Ton von einer „Aufgabe," die sein Bruder „gelöst" habe. Es kann sich also nur um politische oder militärische Leistungen handeln, von denen einstweilen außerhalb der Hofsphäre Niemand Etwas weiß, deren Bekanntmachung aber höchst wünschenswerth wäre. Noch wichtiger, freilich auch viel betrübender ist es, wieder einmal festzustellen, wie ungenügend, ja, wie geradezu falsch der Kaiser von seinen Ministern und anderen Gehilfen informirt wird. Weil — auf wessen Anordnung, ist leider nicht mitgetheilt worden — am Tage der Ankunft des Prinzen den Kindern der Schulunterricht erlassen und ihnen empfohlen wurde, sich den „Einzug" anzusehen, weil die Ansammlung von Schulkindern und das Massenaufgebot von Schutzleuten andere Neugierige zum Verweilen lockte und weil so, wie übrigens bei jedem vorher angekündeten höfischen Schauspiel, der Straßenzug zwischen Bahnhof und Schloß von dichteren Menschenhaufen bestellt war als am Alltag: deshalb konnte der Kaiser glauben, „alle Schichten" der Residenz hätten seinem Bruder einen „begeisterten Empfang" bereitet und dieser Empfang bezeuge das „liebevolle Interesse des ganzen Volkes" für die von dem Prinzen „gelöste Aufgabe". Schon die Thatsache, daß von einer solchen „Aufgabe" oder gar von deren „Lösung" nicht das Mindeste bekannt war, muß den Irrthum dieser Auffassung beweisen. Er wäre vermieden worden, wenn man dem Monarchen gesagt hätte, daß zwar sehr viele Deutsche sich der gesunden Heimkehr des Prinzen herzlich freuen, daß aber in der weit überwiegenden Mehrheit der berlinischen Bevölkerung — deren politische Stimmung sich bekanntlich zwischen den Polen Richter und Bebel bewegt — von Begeisterung oder auch nur Interesse für das Schicksal des Prinzen keine leiseste Spur zu finden war. Das mag bedauerlich sein; aber selbst die schmerzlichste Wahrheit ist in solchen

Dingen der holdesten Illusion vorzuziehen. Den Irrthum können die heuchlerischen Byzantinereien vielleicht erklären, die von den Fortschrittskämpen a. D. mitunter ins Schloß gesandt werden. Nur falsche Information aber kann den Kaiser zu den Worten geführt haben, die er über eine angeblich „tiefere Bedeutung des Empfanges“ sprach. Das deutsche Volk ist durchaus nicht „darüber willenseinig“, daß es eine große Flotte bauen will. In den Reichstagsreden ist über diesen Punkt vorläufig die allergrößte Uneinigkeit des Willens zum Ausdruck gekommen. Von der politischen Vertretung der Reichshauptstadt ist nicht eine einzige Stimme für den Flottenplan zu erwarten und in neunzehn Massenversammlungen hat erst neulich die berlinische Arbeiterschaft, die doch wohl auch zum deutschen Volke gehört, in den schärfsten Ausdrücken gegen diesen Plan protestirt. Das wird den Einen froh, den Anderen trüb stimmen: die Thatsache läßt sich nicht aus der Welt schaffen und es muß den allerübelsten Eindruck machen, daß man den Kaiser in dieser Angelegenheit, die er mit besonderem Eifer betreibt, so mangelhaft informirt. Sogar unter sehr guten Patrioten gehen die Ansichten darüber auseinander, ob die imperialistische Flottenpolitik mit ihrer ungeheuren wirthschaftlichen Bedeutung für die Deutschen das sicherste Mittel wäre, „in alle Ewigkeit schwarz-weiß-roth zu bleiben“, — freilich nicht darüber, daß sie nicht „wieder“, sondern zum ersten Male in ihrer Geschichte schwarz-weiß-roth geworden sind, als nach der Niederlage der antipreußischen Partei diese Farbenzusammenstellung für den Norddeutschen Bund gewählt wurde.

* * *

Der Verfasser der folgenden drei Notizen ist Herr Karl Jentsch, der seine bisher hier veröffentlichten Glossen mit einem β zeichnete.

Den Flottenrednern, die dem Deutschen Reich das Schicksal der alten Hansa prophezeien für den Fall, daß es nicht schleunigst seine Schlachtflotte verdoppelt, ist bereits von verschiedenen Seiten entgegnet worden, daß die alten Seestädte viel mehr das Reich im Stich gelassen haben, als daß sie von ihm im Stich gelassen worden wären, ja, daß eben sie mit ihrem selbstsüchtigen Unabhängigkeitstreben, ganz so wie die Territorialfürsten, an der Auflösung des Reiches gearbeitet haben. Friedrich List beleuchtet den Patriotismus dieser Opferlämmer bei verschiedenen Gelegenheiten. Einmal schreibt er: „Unbekümmert um die Industrie, um die Freiheit und Macht derjenigen Nation, welcher sie angehörten, kauften sie, nach dem Prinzip der smithschen Theorie, da, wo man am Wohlfeilsten kaufte, verkauften sie da, wo man am Besten bezahlte. Die Industrie aller nordischen Länder, Englands und der Niederlande, ward unermeßlich durch diese Zwischenhändler gefördert. Bei den Deutschen selbst ließ der Bund kaum eine Spur zurück. Als aber die Länder, wo sie kauften, und diejenigen, wo sie verkauften, diese Zwischenhändler von ihren Märkten ausschlossen, zogen die meisten, um für ihre Schiffe und Kapitalien Beschäftigung zu finden, nach fremden Ländern“. Ob die deutschen Seestädte, wie List meint, ihren Niedergang hätten abwenden können, wenn sie sich mit dem Kaiser und mit den oberdeutschen Städten vereinigt hätten, erscheint doch sehr fraglich; denn daß die niederländische Industrie ausgebildet und die englische im Entstehen begriffen war und daß die Entdeckung der neuen Länder und der neuen Seewege dem ganzen Handel eine andere Richtung gab, die Ostsee eben so benachtheiligte wie das Adriatische Meer,

daran konnte das Reich so wenig Etwas ändern, wie es die alten Seemächte Venedig und Genua haben ändern können. An Kriegsschiffen fehlte es nicht, solche besaßen ja die deutschen Seestädte; hat doch noch Heinrich der Achte von England welche bei ihnen geliehen. Uebrigens hat es das Reich in der kritischen Zeit nicht an Versuchen fehlen lassen, eine Reichsseemacht zu begründen. Ein Plan dazu tauchte zuerst auf dem Reichstag zu Speyer 1570 auf und wurde in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges sehr eifrig vom Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg betrieben. Auf einem Hansatage zu Lübeck im März 1628 sprach er im Namen des Kaisers: „Es ist aller Welt bekannt, wie blühend einst der Handel und die Schiffahrt der Hansa gewesen ist. Sie würden es noch sein, wenn nicht die gewaltthätigen Eingriffe der Machthaber rund umher es verhinderten. Als ich zur Regirung kam, habe ich die Kanzleien angefüllt gefunden mit Klageschriften über Bedrückungen aller Art. Damals faßte ich den Entschluß, Dem abzuhelfen; aber die vielfache Rebellion im Reiche hat mich daran gehindert und die Dinge stehen wie damals. Ja, es ist so weit gekommen, daß eine so ansehnliche, volkreiche, streitbare, mächtige Nation wie die deutsche sich von anderen Völkern, die in keiner Weise sich mit ihr vergleichen können, auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Gesetze und Rechte muß vorschreiben lassen. Das ist ein Schimpf und Spott für uns Deutsche. England hat die Hansestädte der mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien beraubt und hat Dies gethan auf eine für Deutschland ehrenrührige Weise. Es hat die Deutschen behandelt wie wehrlose Kinder. Dänemark erhebt den Zoll im Sund wie einen Tribut von Deutschland und läßt sich verlauten, Das sei der rechte Zaum, den man den Hansestädten anlegen müsse. Es ist meine kaiserliche Pflicht, als Haupt des Reiches zu solchen Anmaßungen nicht zu schweigen; denn wenn ich es thäte, so würde mir Das bei der Mitwelt nicht zur Ehre, bei der Nachwelt unverantwortlich sein". Nach dem in Madrid und Wien vereinbarten Plan — in Spanien beabsichtigte man damit selbstverständlich die Schwächung Hollands — sollten die Hansen das Monopol des spanischen Handels bekommen, dafür wollte Spanien Geld für den Bau von Kriegsschiffen geben. Den Reichsadmiral sollte der Kaiser ernennen; nach der damaligen Lage der Dinge konnte es kein Anderer sein als Wallenstein, der sich denn auch den Titel eines Generals des baltischen und des ozeanischen Meeres übertragen ließ. Mit Entsetzen vernahmen Holland, England, Dänemark, Schweden die Kunde. Aber die deutschen Städte zögerten mit der Einwilligung. Die Namen Spanien und Habsburg konnten ja für norddeutsche Protestanten in der Zeit, da sich das Restitutionedikt vorbereitete, nichts Verlockendes haben. Doch würden wohl die konfessionellen Bedenken nicht den Ausschlag gegeben haben; die deutschen Kaufleute wußten ganz gut, daß es nicht glaubensbrüderliche Hilfbereitschaft, sondern das Handelsinteresse war, was die Holländer bewog, im Bunde mit dem französischen Kardinal alle Nachbarn auf die Deutschen zu hetzen, und die vom Dänenkönig verbreiteten gefälschten Schreiben des Paters Lamormain werden nicht viel Eindruck gemacht haben. Man sprach damals viel von Religion, hatte aber ein sehr scharfes Auge für die materiellen Interessen und war in Norddeutschland nicht so einfältig wie zum Beispiel nach den napoleonischen Kriegen, wo man andächtig der englischen Predigt von der alleinseligmachenden Handelsfreiheit lauschte, während die Engländer das deutsche Getreide, die deutsche Wolle und den deutschen Hopfen ausschlossen, auf deutsche Glaswaaren einen Einfuhrzoll von zweihundert Prozent des Werthes legten und die deutsche Leinenindustrie vernichteten.

Die deutschen Seestädte fürchteten die Person des Admirals, des Bedrängers der Schwesterstadt Stralsund. Und die Unzuverlässigkeit seines Charakters hat Wallenstein auch in dieser Angelegenheit bewiesen; seine Intriguen waren es, die dem Plan ein Ende machten. Doch würde dessen Gelingen zwar vielleicht den Schwedeneinfall verhindert und dem Reich seine politische Macht erhalten, den eingetretenen Umschwung des Handels aber kaum rückgängig gemacht haben.

* * *

Neulich beehrte mich der Deutsche Flottenverein mit der Zusendung von Friedrich Ratzels Schrift „Das Meer als Quelle der Völkergröße“. Nun ist zwar dieses Büchlein des berühmten Geographen, den ich aufrichtig zu verehren mehr als einen Grund habe, eine treffliche Leistung; aber da es nur die von keinem Menschen angefochtenen Sätze ausspricht, daß das Meer eine Reichthums- und Machtquelle und seine Beherrschung unter Umständen Lebensbedingung für ein Volk ist, so berührt es die schwebende Streitfrage gar nicht; denn die lautet: wie viele Kriegsschiffe sind uns im Augenblick nöthig und wie viele können wir ohne Schädigung anderer Lebensinteressen bezahlen und bemannen? Wie in aller Welt könnte denn die Antwort auf diese beide Fragen aus allgemeinen Wahrheiten abgeleitet werden? Noch dazu sind viele Stellen des ratzelschen Buches geeignet, gegen allzu großen Flotteneifer Bedenken zu erregen. So zum Beispiel zeigt Ratzel auf Seite 37, daß unverhältnißmäßig viel Küste die Macht eines Staates nicht stärkt, sondern durch den Schutz, den sie erfordert, schwächt. Das ist der Punkt, auf den ich so oft hingewiesen habe: überseeische Kolonien erwerben, heißt, schutzbedürftige Küsten erwerben, und schwächt den Staat. Man lese aufmerksam die Seiten 39, 46, 57, 61, 72, 73, 75 und man wird auf weitere ernste und schwere Bedenken stoßen. Vor Allem ist das volkswirthschaftliche Ideal, dem die Flottenfreunde zusteuern, nicht nach meinem Geschmack. Man sagt, die Buren wüschen sich nicht, und wenn Das wahr ist, so würde es meiner sehr verwöhnten Nase kein Vergnügen bereiten, mit Einem von ihnen in nahe Berührung zu kommen. Trotzdem ziehe ich die Buren, die ihr Leben einsetzen, um ihren Burenstaat nicht zu einem Staat von Spekulanten, Schwindlern, Spitzbuben, Hallunken, Millionären und Proletariern „wirthschaftlich entwickeln“ zu lassen, den Engländern vor, die diesen Gipfel der Civilisation bereits erreicht haben, und ich wage, mir einzubilden, daß außer den altmodischen Bauern und den Idyllikern auch so mancher preußische Offizier meinen Geschmack theilt. Die Weltgeschichte kümmert sich nicht um unseren Geschmack, Das weiß ich schon, und wenn, wie die Marxisten lehren, die englische Entwickelung der Typus ist für die Entwickelung der ganzen civilisirten Menschheit, so können wir uns ihr nicht entziehen; aber ich meine: wozu denn die Fortschrittslokomotive überheizen? Werden wir doch früh genug im Sumpf — oder wenns beliebt: Dreck — liegen! Der Kaiser wird seine Flotte haben, daran zweifelt kein Mensch; aber schon aus ästhetischen Rücksichten möchte man wünschen, daß er sie auf etwas schönere Weise bekäme. Man sollte die Konservativen, die sie ja selbstverständlich bewilligen werden, nicht zu solchen Kunststücken abrichten. Ist es doch zum Erbarmen, wie sie sich heute schon drehen und winden müssen. „Die Entwickelung Deutschlands zum Industrie- und Handelsstaat sollen wir fördern? Da könnten wir ja gleich den seligen Caprivi wieder ausgraben! Die Getreidezufuhr

sollen wir sichern? Aber um Gottes willen: deren Bekämpfung macht ja so zu sagen unseren Lebensinhalt aus! Den Arbeitern sollen wir Arbeitgelegenheit verschaffen? Das heißt also: wir sollen die letzten hergeben, die uns noch geblieben sind? Wir bewilligen ja opfermuthig, was Seine Majestät zu bewilligen fordert, aber verlangt doch wenigstens nicht, daß wir coram publico das Harikiri an uns vollziehen! „Bebel ist durchaus nicht zur Bewilligung geneigt, aber er vertritt doch Volksmassen, die für die Bewilligung gewonnen werden sollen, und in deren Namen erklärt er, daß die Aussicht auf Vermehrung der Arbeitgelegenheit keinen Eindruck mache, weil der Flottenbau anderen Arbeitgelegenheiten im Wege steht, die die Arbeiter vorziehen würden. Ich greife aus seiner Rede nur die Bitte um neue und bessere Schulhäuser heraus. In der That: Dutzende von Millionen wären nöthig, wenn, namentlich im Osten, für Lehrer und Schüler gehörig gesorgt werden sollte, und der Schulhausbau und die Ausstattung der Schulen würden, gleich allen anderen Kulturunternehmungen, die Arbeit und die Arbeiter gleichmäßig übers ganze Land vertheilen und zur Wiederbevölkerung Ostelbiens beitragen, während Panzerbauten die Säfte nur immer mehr in die Eiterbeulen des modernen Gesellschaftkörpers treiben. Begründungen wie die, daß der Bau von Kriegsschiffen das Volksvermögen vermehre, muthen uns geradezu ein sacrifizio dell' intelletto zu. Daß Kriegsschiffe, wenn sie fertig sind, durch den Schutz des Handels zur Vermehrung des Nationalvermögens beitragen können, geben wir zu — schreibt die „Deutsche Metall-Industrie-Zeitung", das Organ nicht der Metallindustrie, die am Flottenbau verdient, sondern der, die die Ausfuhrartikel herstellt —, aber die Behauptung, daß schon der Bau von Kriegsschiffen das Nationalvermögen vermehre, ist absurd; wer sich Das einbilde, möge doch „den Ländern, die unter fortwährenden Zahlungschwierigkeiten leiden, etwa Spanien, Portugal und Griechenland, den Rath geben, möglichst viele Kriegsschiffe zu bauen. Wenn die Häfen voll liegen, mag man die Schiffe in die Luft sprengen, um für neue Platz zu schaffen." Nicht minder absurd ist die Behauptung, man bedürfe der Schiffe gegen England. Ich gehöre wahrhaftig nicht zu Denen, deren Freundschaft für England so weit geht, daß sie ihm zu Gefallen das Blut unserer Soldaten zu vergießen bereit wären, und wenn unsere Regirung die Noth John Bulls schonunglos ausnützte, um ihm Zugeständnisse zu unseren Gunsten abzupressen, so würde ich mich freuen. Aber unsere Diplomatie wünscht ja, wie selbst ein Blinder mit dem Krückstock fühlen muß, dringend die Pflege der intimsten Freundschaft mit England.

* * *

Der liberalen Oekonomik wird vorgeworfen, daß sie über den Waaren den Menschen vergesse. Ihren Hauptbegründer, Adam Smith, trifft Das nicht; er hat die Bedingungen des Menschenglückes nie aus den Augen verloren und für die Armen ein warmes Herz gehabt. Dagegen stimmt heute die Unternehmerschaft beider Richtungen, der manchesterlichen und der schutzzöllnerisch-nationalen, darin überein, daß es ihr nur um die Waaren zu thun ist und daß die Menschen, ausgenommen natürlich die am Geschäftsgewinn Betheiligten, für sie nicht vorhanden zu sein scheinen. Das tritt jetzt wieder recht deutlich in den Zeitungstimmen über den österreichischen Kohlengräberstrike hervor. Man ergreift nicht etwa allgemein und unbedingt für die Unternehmer Partei, sagt ihnen sogar,

sie könnten genug haben an den bis jetzt eingeheimsten Profiten und etwas weniger hartnäckig sein; auch die allerstaaterhaltendsten Blätter gestehen zu, daß die Löhne der österreichischen Kohlengräber niedrig und die Arbeitzeiten lang sind. Aber der Unwille gegen die Grubenbesitzer entspringt nicht aus liebreicher Theilnahme für die im Elend lebenden Arbeiter, sondern aus dem Verdruß über die Kohlenvertheuerung und die Störungen des Verkehres und der Kohlen verbrauchenden Industrien, daneben auch aus der Befürchtung, der Strike könne bei längerer Dauer ins Preußische und Sächsische übergreifen, wo es die Bergarbeiter, wie man wenigstens in manchen dieser vortrefflichen Blätter lesen kann, so gut haben wie im Himmel, wo aber die nie gestillte Begehrlichkeit bei jedem Anlaß hervorbricht und noch dazu durch ihre Verschwisterung mit der revolutionären Sozialdemokratie Staat und Gesellschaft gefährdet. So oft Hunger und Drangsalirung die Lage der Strikenden so weit verschlimmert haben, daß ein Theil von ihnen abfällt, meldet der Telegraph, die Lage habe sich gebessert; wenn dagegen die Zahl der Strikenden und damit die Aussicht auf eine Verbesserung der Lage der Arbeiter steigt, meldet er, die Lage habe sich verschlechtert. Nur die Centrumsorgane lassen Etwas von Theilnahme für die Arbeiter durchblicken und einen etwas wärmeren Ton schlagen natürlich die Kathedersozialisten an. Aber Die sind verbannt aus dem Olymp, auf dessen Höhen die Geschicke der Völker gemacht werden, und auch ihr Flottenenthusiasmus verhilft ihnen zu keiner Rehabilitirung; sagt doch die „Post" den „Flottenprofessoren", sie richteten nur Unheil an. Und selbst diese Herren, die also nicht in Betracht kommen, führen keine Sprache, wie sie das Neue Testament für solche Fälle fordert. Weder sagen sie mit Johannes dem Täufer den Herren und Damen der Häuser Rothschild, Gutmann und Habsburg, wer zwei Röcke habe, solle Dem einen geben, der keinen hat — zwei Röcke: wie spaßhaft würde Das der heutigen Damenwelt klingen! —, noch verweisen sie mit Christus den reichen Prasser in die Hölle und rufen mit ihm das Wehe über Solche, die dem Volk unerträgliche Lasten auflegen, selbst aber mit keinem Finger daran rühren. Man muß diese Thatsache, die sich ja alljährlich oft wiederholt, von Zeit zu Zeit vermerken, weil sie religiongeschichtlich interessant ist, da sie beweist, daß die herrschenden Kreise kein Christenthum mehr haben. Nebenbei mag noch bemerkt werden, daß die Erziehung, die die gut organisirte und unermüdliche Sozialdemokratie Oesterreichs der dortigen Regirung angedeihen läßt, schon Früchte trägt: Minister ertheilen Arbeiterführern Audienzen und bemühen sich um Einigungverhandlungen; auch schießt man die rebellischen Arbeiter nicht mehr wie tolle Hunde nieder, sondern beschränkt sich darauf, ihnen zur Unterwerfung zuzureden, ihre Versammlungen zu verbieten oder aufzulösen und hie und da einen ihrer Führer in Ketten fortzuschleppen.

* * *

Eine gute Wirkung wenigstens hat die Flottencampagne schon gehabt: sie hat den zwischen den Häusern Hohenzollern und Lippe-Biesterfeld schwebenden Zwist beseitigt oder ihm doch die unerfreulichste Schärfe genommen. Die am dreißigsten Juli 1898 hier geschilderten Vorgänge sind noch nicht vergessen. Als das Schiedsgericht unter dem Vorsitz des Königs von Sachsen erkannt hatte, zur Thronfolge im

Fürstenthum Lippe sei nur Graf Ernst zur Lippe-Biesterfeld „berechtigt und berufen“, und als durch diesen Spruch Prinz Adolf von Schaumburg, der Schwager des Kaisers, gezwungen wurde, den Thronsitz zu verlassen, den er länger als zwei Jahre eingenommen hatte, da telegraphirte ihm der Kaiser: „Einen besseren und würdigeren Herrn und auch Herrin wird Detmold nie wieder erhalten.“ Das mußte auffallen, denn nach dem Schiedsspruch war eben der Biesterfelder für Lippe-Detmold der allein legitime, also auch allein „würdige“ Herr. Dann hörte man, der neue Regent sei bei seiner Meldung auf Wilhelmshöhe äußerst frostig empfangen worden. Als Graf Ernst in Detmold einzog, war die Garnison nicht in der Stadt, sondern auf dem Uebungfeld und die anwesenden Lieutenants hatten es nicht für passend gehalten, in Paradeuniform zu erscheinen. Beim Abschied des Prinzen Adolf war der Regimentskommandeur mit dem Offiziercorps ins Schloß gekommen; dem neuen, legitimen Regenten präsentirte eine schwache, vom Adjutanten des Bezirkskommandeurs befehligte Schloßwache das Gewehr. Die Regimentsmusik war für den Regenten nicht zu haben und seinen Söhnen und Töchtern wurden, als das siebente Armeecorps einen neuen Kommandirenden General erhalten hatte, die Honneurs versagt. Daraus glaubte man folgern zu sollen, die von der dem Kaiser verschwägerten schaumburgischen Linie vertretene Ansicht, die Söhne des Regenten seien nicht zur Thronfolge berechtigt, werde vom Reichsoberhaupt getheilt. Am fünfzehnten Juni 1898 richtete Graf Ernst eine im ehrfürchtigsten Ton gehaltene „Vorstellung und Bitte“ an den Kaiser und erbat für seine Kinder die Anerkennung des Rechtes auf militärische Prinzenehren. Zwei Tage danach erhielt er das Telegramm: „Ihren Brief erhalten. Anordnungen des Kommandirenden Generals geschehen mit meinem Einverständniß nach vorheriger Anfrage. Dem Regenten, was dem Regenten zukommt, weiter nichts. Im Uebrigen will ich mir den Ton, in welchem Sie an mich zu schreiben für gut befunden haben, ein- für allemal verbeten haben. W. R.“ Graf Ernst unterbreitete diesen Wortlaut und seinen Brief mit einer Rechtsverwahrung den Bundesfürsten. Ob er darauf eine Antwort erhalten hat, ist nicht bekannt geworden. Der General von Mikusch-Buchberg, der die Verweigerung der Honneurs angeordnet hatte, ist seit dem Januar 1900 aus dem Dienst geschieden, nachdem er durch alarmirende Berichte über die durch den herner Krawall geschaffene Stimmung sich in Widerspruch mit der Civilverwaltung gesetzt und dazu beigetragen hatte, daß der Kaiser die Zusage, der Eröffnung des Dortmund-Ems-Kanals beizuwohnen, plötzlich zurückzog. Ein Brief des Herrn Krupp an das Oberhofmarschallamt bewirkte dann, daß der Kaiser doch nach Dortmund kam. Jetzt hat Graf Ernst dem Kaiser die Gründung eines lippischen Landesausschusses des Flottenvereines angezeigt und darauf die Antwort erhalten: „An Se. Erlaucht, Graf-Regenten zur Lippe. Für die freundliche Meldung von der erfolgten Bildung eines lippischen Landesausschusses des deutschen Flottenvereines unter Ihrem Protektorat spreche ich meinen freudigen und verbindlichen Dank aus. Wilhelm I. R.“ Das entspricht zwar nicht ganz den Formen, die der Kaiser sonst im Verkehr mit den in deutschen Bundesstaaten regirenden Herren pflegt; aber es klingt doch anders als die Tonart vom Juni 1898. Für die Frage, ob die Söhne des Regenten zur Thronfolge berechtigt sind, ist der Depeschenwechsel natürlich ohne Belang; der Bundesrath hat sich, im Gegensatz zu den Gutachten der meisten Staatsrechtslehrer, als zur Beantwortung dieser Frage zuständig erklärt. Graf Ernst ist mit der Gräfin Karoline

von Wartensleben verheirathet, deren Mutter, Mathilde Halbach=Bohlen, eine bürgerliche Amerikanerin war. Trotzdem diese Ehe von dem damals regirenden Fürsten Leopold zur Lippe ausdrücklich genehmigt und damit die Gattin als ebenbürtig anerkannt worden war, behaupten die Schaumburger, die Söhne des Regenten seien, als aus unebenbürtiger Ehe stammend, nicht zur Thronfolge berechtigt. Bei seiner Entscheidung wird der Bundesrath nicht der Stimmung folgen dürfen, sondern damit rechnen müssen, daß der Wortlaut des unter dem Vorsitz des Königs von Sachsen verkündeten Schiedsspruches den Satz enthält: „Auf den Adel der Mutter und weiterer weiblicher Vorfahren kann es nicht ankommen, da jedenfalls bei dem niederen Adel ein Bürgerliche ausschließendes Reichsherkommen niemals bestanden hat, somit die Frauen durch den Eheabschluß den adeligen Stand der Männer erlangten."

* * *

Herr Ludwig Pietsch — ach nein: der Mann hat ja einen Ehrentitel; in Preußen betrachten es Schriftsteller nämlich als eine Ehre, wenn ihnen an der Schwelle des Greisenalters ein Titel verliehen wird, den jeder unbemakelte ältere Oberlehrer trägt; also: — Herr Professor Ludwig Pietsch, der böseste Verderber des berlinischen Kunstgeschmackes, hielt es neulich für nöthig, in der Vossischen Zeitung einen Artikel über „moderne deutsche Plakatkunst" zu veröffentlichen. Den Vorwand zu dieser betrübenden That bot die Ausstellung von Plakatentwürfen, die eine Jury mit den von einer berliner Firma ausgesetzten Preisen bedacht hatte. Diese Jury flößte Herrn Pietsch das äußerste Mißtrauen ein, denn ihr gehörte der Galeriedirektor von Tschudi und Max Liebermann an und von diesen Herren will der Ehrenprofessor nichts wissen. Namentlich Liebermann mag er nicht leiden und zieht dessen Meisterbildern die ungemein herrlichen Gemälde eines Herrn von Voigtländer vor, von dem die Leser der Vossischen Zeitung nicht wissen können, daß er der Schwiegersohn des Herrn Pietsch ist. Wie sollten sie auch? Eigentlich ists doch contra bonos mores, liebe Verwandte, an deren Einnahmeverhältnissen man interessirt ist, bei jedem denkbaren Anlaß unter dem Schein vollster Unbefangenheit über den Klee zu loben ... In der Jury also saßen die Herren Liebermann und Tschudi und deshalb konnte nichts Gescheites herauskommen. Das konstatirt der Reportageprofessor denn auch; vorher aber leistet er noch einige allgemeine Betrachtungen, bei denen sichs zu verweilen lohnt. Von dem Wesen und Zweck der Plakatkunst hat er keine Ahnung. Trotzdem er seit vierzig Jahren sogenannte Kunstkritiken schreibt, ist er so rudis geblieben, daß er gar nicht zu fühlen vermag, wie wichtig es ist, daß Plakate, die den Massen sichtbar sind, von Künstlern und nicht, wie früher, von Handwerkern entworfen werden. Solche Plakate bieten die beinahe einzige Möglichkeit, das Auge der Armen, von den Kulturgenüssen Ausgeschlossenen, künstlerich zu erziehen. Und wenn unsere Maler heute, statt unverkäufliche Bilder für Ausstellungen zu pinseln, sich nicht zu erhaben dünken, um ihr Können dem Straßenplakat zuzuwenden, so verdient solches bescheidene Mühen die selbe Anerkennung wie die Hilfe, die erste europäische Künstler jetzt der Möbel- und Teppichindustrie und anderen Zweigen des Kunstgewerbes bringen. Herr Pietsch ist anderer Meinung. Er sagt: „Der bildenden Kunst wird damit die nicht besonders ehrenvolle Rolle zugewiesen, so laut wie möglich gleichsam das Tamtam und die große Pauke zu schlagen, und zwar für Ar-

tikel und Institute, von denen der beauftragte Künstler gar nicht in der Lage war, zu untersuchen und festzustellen, ob sie diese Empfehlung, dies lärmende Anlocken durch sein Bild irgend verdienen." Von diesem eigenartigen Standpunkt aus müßte man fordern, der Maler, bei dem ein Portrait bestellt wird, müsse erst Bürgschaft dafür verlangen, daß der zu Portraitirende auch ein untadeliger Ehrenmann ist; Puvis de Chavannes hätte sich weigern müssen, einen Rathhaussaal auszumalen, in dem eine ihm nicht gefallende Kommunalpolitik getrieben wird; und ein Bildhauer solle, bevor er zum Meißel greift, fragen, ob der Herrscher, den seine Kunst verherrlichen soll, auch ein in seinem Sinn guter Regent war. Solche Forderung ist natürlich ganz unsinnig; jeder bildende Künstler ist nur für seine künstlerische Leistung verantwortlich und es kann ihm ganz gleichgiltig sein, ob sein Denkmal einen Caracalla, sein Portrait einen Depotdieb, sein Plakat einen schlechten Fleischextrakt „verherrlicht." Für die Kunst wäre ein von Michelangelo ausgeführtes Denkmal des Fürsten zu Eulenburg unendlich werthvoller als etwa der furchtbare Junge Fritz des Professors Uphues. Sehr merkwürdig ist besonders, daß Herr Pietsch die ideale Forderung stellt, die Plakatkünstler müßten erst in die Lage gebracht werden, „untersuchen und feststellen" zu können, ob die angepriesenen Artikel auch die Empfehlung verdienen. Soll man ihnen Kathreiners Malzkaffee, Adler-Räder, van Houtens Cacao, Schweizerpillen und Mellins Kindernahrung etwa zum gefälligen Gebrauch ins Haus schicken? Es giebt freilich Kunstkritiker, die Maler und Bildhauer erst loben, wenn sie deren Produkte lange aus der Nähe betrachtet haben — länger, als es in Museen und Salons möglich ist —, und in den Wohnungen dieser Gewissenhaften häufen sich dann die Bilder, Radirungen und Statuetten. Es kommt auch vor, daß Kunstgewerbegeschäfte mit voller Angabe der Adresse in „großen" Zeitungen gelobt werden und Besucher dann bei dem Lober besonders gelungene Proben der Leistungfähigkeit dieser Firmen finden. Das giebt es in der Wohnung des Herrn Pietsch sicher nicht. In anderer Beziehung aber ist auch er ungemein gewissenhaft: er quittirt öffentlich über empfangene Bewirthung. Neulich gab es beim Herrn von Podbielski, der nach den verschiedensten Seiten hin „Fühlung unterhält" und von sich reden zu machen versteht, einen Vortragsabend und natürlich war nebst anderen hervorragenden Zeitgenossen auch der Professor der Tante Voß geladen. Ueber den Vortrag, der doch wohl die Hauptsache und das einzig öffentlich Interessirende war, berichtete Herr Pietsch in zwölf Druckzeilen; dann aber fuhr er fort: „Nach dem Vortrag begab sich die Gesellschaft in die im ersten Stock gelegene lange Flucht der Wohn- und Festräume des Staatssekretärs, in denen verschiedene Buffets, die einen mit Thee und süßen Erfrischungen, die anderen mit den kräftigeren Speisen einer vortrefflichen kalten Abendmahlzeit besetzt, aufgestellt waren. Kundige Männer glaubten es diesen Speisen anzusehen und anzuschmecken, daß sie durchweg im Hause bereitet und von keinem großen Restaurant und Kochkünstler geliefert worden seien. Ein nicht hoch genug zu schätzender Vorzug. Wein und Bier wurde von den Dienern unausgesetzt herumgereicht". Das ist wunderhübsch und genügt ohne Zweifel einem berechtigten Interesse der berühmten Oeffentlichkeit, die doch wissen muß, wie man bei dem Herrn von Podbieski und „seiner jugendanmuthigen Gattin" (L. P.) speist. Ja, — wenn die Plakatkünstler ihre Pflicht so ernst nähmen wie Herr Professor Pietsch! Dieser Emsige weiß, welche ernsten und mühevollen Studien man gemacht haben muß, um berechtigt zu sein, für irgend einen Artikel „so laut wie möglich

gleichsam das Tamtam und die große Pauke zu schlagen." Und wer dem leuchtenden Beispiel des Gewissenhaften folgt, wird nicht sagen können, der Presse werde auf diesem Wege „eine nicht besonders ehrenvolle Rolle zugewiesen".

* * *

Im November des vorigen Jahres, des, trotz dem Bundesrathsbeschluß und der Zeughausandacht, noch immer vorletzten im neunzehnten Jahrhundert, erhob sich unter den Inspirirten ein Freudengeheul über den unter des Grafen von Bülow glorreicher Führung erfochtenen deutschen Sieg im Samoahader. Bei näherem Zusehen zeigte sich, daß es mit dem Sieg nicht gar so überaus herrlich bestellt sei. In dem abgeschlossenen Vertrag hat Deutschland zu Englands Gunsten auf seine Exterritorialitätrechte in Sansibar verzichtet. Außerdem hat England die Tonga-Inseln — etwa 1000 Quadratkilometer mit rund 20000 Einwohnern —, Savage Island — 94 Quadratkilometer mit 5000 christlichen Bewohnern — und den bisher deutschen Theil der Salomoninseln — 22000 Quadratkilometer mit 9000 Einwohnern — bekommen. Dagegen erhielt das Deutsche Reich die beiden Samoainseln Upolu und Savaii, also einen Theil einer Inselgruppe, deren wirthschaftlichen und politischen Werth der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes am vierzehnten April 1899 im Reichstag mit ironischer Geringschätzung geschildert hatte. Und selbst dort wurde den Briten die volle Freiheit zu jeder Art landwirthschaftlicher, industrieller und händlerischer Thätigkeit zugesichert; die englischen Bürger sollen auf Samoa die selben Rechte und den selben Schutz genießen wie die dem souverainen Staat Angehörigen; und englische Schiffe und Waaren sollen genau wie deutsche behandelt werden. Wer damals in diesem Vertrag, der dem Deutschen Reich nicht viel mehr als das Recht beschert, die Kosten der Verwaltung Samoas zu tragen, nicht einen Triumph genialer Staatskunst sah, wurde als Nörgler, Neidhart und Querulant behandelt. Jetzt ist die Sache an den Reichstag gekommen; und siehe: von einem Sieg war nicht mehr die Rede, die Tonart des Novemberhelden klang resignirt und er war offenbar froh, als ihm außer dem Professor Hasse kein Abgeordneter bittere Wahrheit sagte. Doch warte nur: balde giebts gewiß wieder einen Triumph. Denn eben wird gemeldet, der — leider noch immer schamhaft verborgene — Delagoavertrag werde dem deutschen Volk die am Kantonfluß liegende portugiesische Kolonie Macao zum Geschenk machen, die ein Gesammtareal von beinahe 12 Quadratkilometern bietet. Viel ists ja nicht, immerhin aber ein kleiner Ersatz für die dänisch-westindischen Inseln, die, dank der Unweisheit des Herrn von Kiderlen-Waechter, dem Deutschen Reich entgangen sind. Das lustige Spätzle von früher hatte als Gesandter von Kopenhagen aus nicht zeitig genug darauf hingewiesen, daß die Inseln zu verkaufen seien. Dafür sitzt der einst so hochbeliebte Herr jetzt in Bukarest. Das Deutsche Reich aber kauft emsig weiter und bietet bei allen Auktionen tapfer mit. Um welchen Preis mag wohl Macao gekauft worden sein? . . . Der Name erinnert an das aus Ungarn stammende Hazardspiel, bei dem des Spielers größte Gefahr darin besteht, sich totzukaufen.

* * *

Die Damen, die ihr Spiel und noch einiges Andere zur Schau stellen, nennen sich in Berlin „Bühnenkünstlerinnen". Das ist ihr gutes Recht. Und als man zum

ersten Mal in den Zeitungen las, die Bühnenkünstlerinnen würden, um ihren darbenden Berufsgenossen ein Scherflein zu sammeln, einen Ball veranstalten, da konnte man nicht nur den Zweck billigen, sondern auch ein feines Fest mit besonders hübschen Ueberraschungen erwarten. Dann wurden wir ein paar Wochen lang mit den geschmacklosesten Reklamen gequält, die schlechter Coulissenwitz zu ersinnen vermag. Das scheint nicht genug gezogen zu haben; und als einzelne Bühnenkünstlerinnen mit keuscher Geste erklärten, vor allen Dingen müsse man dafür sorgen, daß der Ballsaal von den „gewissen Dämchen" nicht betreten werde, war das ganze Unternehmen gefährdet. Sollte man von den weiblichen Ballgästen den Nachweis einer Minimaleinnahme fordern oder bestimmen, der Zutritt sei nur Bühnenkünstlerinnen gestattet, die zwölftausend Mark Jahresgehalt beziehen und fünfzehntausend Mark Miethe zahlen? Das ging nicht. Aber der Tugendgeruch mußte weggeweht werden; sonst kam ja kein Mensch. So war denn vierzehn Tage lang zu lesen, bei welchen Bühnenkünstlerinnen — die Adressen waren wundervoll genau angegeben — man persönlich Billets kaufen könne. Das war schon nicht nach Jedermanns Sinn, erinnerte zu sehr an antike Tempelopfer. Und endlich kam der Balltag. Einer Reihe hübscher und begabter Damen konnte es, so sollte man meinen, nicht allzu schwer sein, ihren Gästen etwas Nettes, Apartes zu bieten; Schauspieler, Schriftsteller, Künstler und Virtuosen jeglicher Art hätten sich gewiß gern in den Dienst der guten Sache gestellt. Was aber thaten die Bühnenkünstlerinnen? Sie führten ein Scherzspiel vor, in dem das Elend armer Schauspieler verhöhnt wird, — der selben Schauspieler, deren Elend der Ertrag des Balles lindern sollte. Die Langeweile berlinischer Bälle läßt sich ertragen; dieser Spaß aber mußte verstimmen Wenn die Herrschaften uns nächstens wieder einmal Erbauliches von der Würde ihrer Handwerkskunst vorgreinen, wollen wir sie ergebenst fragen, ob sie in der Lage sind, uns noch eine Standesvertretung zu nennen, die bei ihren Festen den Jammer der ihres Schutzes am Meisten Bedürftigen der Spottlust einer lachlustigen Ballgesellschaft preisgiebt.

* * *

Des Reiches armer Kanzler ist wieder einmal höchst schnöd geärgert worden. Diesmal nicht von den verruchten Agrariern, die dem Besitzer des großen Gutes Werki nicht glauben wollen, daß nicht alle Landwirthe von hohen Preisen auf dem deutschen Getreidemarkt Vortheil haben, sondern von den undankbaren Franzosen, über deren äußere Boulevards der Wagen des Fürsten zu Hohenlohe doch so oft mit züchtig verhängten Fenstern fuhr und in deren Hauptstadt der oberste Vertreter der rettenden lex Heinze noch jetzt alljährlich seine Zahnplomben nachsehen läßt. Im Gaulois war jüngst zu lesen, der Kanzler habe einen ihm befreundeten Franzosen empfangen, mit ihm geplaudert und im Gespräch — wahrscheinlich mit Beziehung auf den südafrikanischen Krieg — ausgerufen: Ah, si la France avait voulu! Flugs ließ der Fürst in seiner Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erklären, er habe während der letzten Wochen überhaupt keinen Franzosen empfangen. Hoffentlich hatte der vorher seinen Kammeriener gefragt, der ganz allein — seit dem Prozeß Leckert-Lützow weiß mans — in der Lage, ist zu entscheiden, wen der Kanzler empfangen hat, wen nicht. Der eigenartige Stil des Dementis ließ vermuthen, es sei von dem Fürsten selbst geschrieben worden; und da die Tonart eine ärgerliche Ge-

müthsstimmung verräth, muß man sich im Reichsinteresse bemühen, den Kanzler zu trösten. Er kann nicht wissen, daß in der Boite à Fursy, einem der cabarets artitisques, die den Ruhm und den Stolz von Montmartre geschaffen haben, seit Monaten von dem witzigen Besitzer ein Couplet gesungen wird, das die Wirkungen der Affaire schildert und sehr lustig darstellt, wie Alles vielleicht gekommen wäre, si les journaux avaient voulu: Loubet wäre nicht Präsident, Waldeck=Rousseau verträte, statt mit Millerand Staatssozialismus zu machen, als Anwalt kapitalistische Interessen, Lemaitre schriebe noch für den Figaro und der General Mercier wäre nicht der Held der Freunde des Heeres geworden. Dieser Refrain — si les journaux avaient voulu —, der über den Dreyfuslärm unüberbietbare Weisheit ausspricht, ist in Paris ungemein populär. Und weil ein Spaßvogel ihn zeitgemäß variirte und den Fürsten zu Hohenlohe, der doch von einem antibritischen Dreibund nichts wissen mag, stöhnen ließ: Si la France avait voulu, — deshalb mußte des Reiches armer Kanzler, der die ironische Absicht nicht merkte, zur Feder greifen und, den Franzosen zur Freude, eine Papiermenge beschreiben, wie er sie kaum zur Niederschrift seiner längsten Parlamentsreden braucht.

* * *

Die Ausführung des Flottenplanes scheint gesichert. Zwischen den Verbündeten Regirungen und dem Centrum ist ein Kompromiß abgeschlossen worden, das alle weiteren Verhandlungen überflüssig macht. Die Einzelheiten entziehen sich noch der öffentlichen Erörterung. Schon jetzt aber darf mitgetheilt werden, in welcher Weise für die Kostendeckung gesorgt werden soll. In jedem Quartal werden die Verbündeten Regirungen eine Flottenpostkarte ausgeben, die eben so künstlerisch wie die Jahrhundertpostkarte ausgestattet sein und nur gelten wird, wenn sie den Poststempel eines bestimmten Tages trägt. Der Preis der Karte, die jedesmal in einer Auflage von 240 Millionen Exemplaren ausgegeben wird und auch für den internationalen Verkehr gilt, wird zehn Pfennige betragen. Da jeder Deutsche die Ehrenpflicht erfüllen wird, mindestens zwei Karten zu kaufen, so ist eine Jahreseinnahme von 96 Millionen Mark gesichert und auf diesen Betrag sollen die neuen Forderungen der Marineverwaltung nach dem Kompromiß vorläufig beschränkt werden. Der Gedanke stammt, wie kaum erwähnt zu werden braucht, von dem Staatssekretär des Reichspostamtes und hat die Zustimmung des Bundesrathes gefunden, der die Gefahr einer „Belastung der schwachen Schultern“ nun völlig vermieden sieht. Denn es ist klar, daß Niemand gezwungen ist, Postkarten zu kaufen, und nicht minder, daß der Kauf von acht Zehnpfennigkarten im Jahr auch den Aermsten nicht über Gebühr zu belasten vermag. Die Reichstagskommission hofft, ihre Arbeiten so beschleunigen zu können, daß die zweite Lesung der Flottenvorlage im Vacuum des Wallotbräues schon am Tage vor dem Aschermittwoch stattfinden kann. Es wäre ein für den Patrioten überaus erfreuliches Zusammentreffen, wenn gerade dieser Tag mit der ersten Aufführung des „Eisenzahn“ auch die Garantie künftiger Seegeltung brächte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. März 1900.

Prügel.*)

Also sprach der preußische Justizminister im Hause der Abgeordneten: „Die Abneigung gegen die Prügelstrafe ist bei vielen Leuten im Schwinden begriffen." Wenige Tage darauf sagte der Kolonialdirektor im Reichstag: „Nicht durch Prügel sind die Eingeborenen zur deutschen und christlichen Kultur zu erziehen. Zwar erklären sämmtliche Gouverneure sie jetzt noch für unentbehrlich; aber gänzliche Abschaffung ist auch für die Kolonien das zu erstrebende Ziel. Frauen, Inder, Araber dürfen schon jetzt in Ostafrika

*) Im Deutschen Reich und in Preußen arbeitet heutzutage der Automat für Gesetzgebung so flink, daß die Kritik all dieser Heil verheißenden Experimente in einer Wochenschrift nicht immer mit der wünschenswerthen Schnelligkeit geleistet werden kann. Kaum hatten wir die Gewißheit erlangt, daß der unter dem Ekelnamen der Lex Heinze berüchtigte Versuch einer Rebarbarisirung schmähliche Wirklichkeit werden wird, da wurde auch schon von der Wiedereinführung der Prügelstrafe geredet, die Thorheit einer als vollkommen wirkunglos längst bewährten Waarenhaussteuer spukt durch Presse und Parlament und allerlei andere eben so rühmliche wie gewissenhafte Bemühungen, durch Konzessionen jeglicher Art die gute Flottenlaune des Centrums zu steigern, drängen ans Licht. Wenn man bedenkt, daß es außerdem noch recht nöthig wäre, bei den neuesten rhetorischen Thaten der Herren Hohenlohe und Rheinbaben zu verweilen und den höchst merkwürdigen Zank zu betrachten, der über die — doch schon lange beantwortete — Frage entbrannt ist, wer die Entlassung Bismarcks verschuldet habe, dann wird man begreifen, daß es nicht möglich ist, so vielen Forderungen zugleich gerecht zu werden. Der Leiter einer Wochenschrift kann sich auf einen Wettlauf mit den Rennern der Tagespresse nicht einlassen; er muß sich damit begnügen, die Dinge in langsamerem Tempo und der Reihe nach zu betrachten. So sei es gestattet, daß heute einmal ein Kriminalist hier über die herrlichen Pläne spreche, die im letzten Jahre des neunzehnten Säkulums die Prügelstrafe wiedererwecken sollen.

nicht geprügelt werden." Man darf trotz diesem merkwürdigen Zusammentreffen von Aeußerungen wohl noch hoffen, daß nicht zu gleicher Zeit die Prügelstrafe gegen Neger abgeschafft und gegen weiße Deutsche eingeführt werden wird. Zum Glück heißt es bei „Justizreformen" nicht immer gleich: „Wo eine Wille ist, da ist auch ein Weg." Wie lange schwebt schon die Frage der Berufung gegen Strafkammerurtheile! Gneist sagte: „Wie viele Kommissionen habe ich schon zusammentreten sehen in der einhelligen Ueberzeugung: Wir müssen die Berufung haben, — und wieder auseinandergehen ohne Resultat, weil der Ausbau des Rechtsmittels sich als unmöglich ergab!"

Woher kommt das sehnsüchtige Geschrei nach der Prügelstrafe? Man liest beim Frühstück von irgend einer Brutalität und sagt: „Für den Kerl wäre eine Tracht Prügel das Beste." Viele sprechen es gedankenlos nach und sogar in den Zeitungen findet man mitunter solche Ausrufe. Andere Strafen helfen angeblich nicht; die Gefängnisse und Zuchthäuser sind zu luxuriös, die Leute habens darin besser als arme Arbeiter draußen. Die Verwilderung steigt, die Roheitverbrechen nehmen zu, namentlich bei den Jugendlichen. Solches Schelten kostet nichts; der Theil des Publikums, der es sich leistet, ist nicht gewöhnt, weiter zu denken. Diese guten Leute kommen ja auch nicht in die Lage, gegen ein Individuum von Fleisch und Bein, das sie vor sich sehen, nun wirkliche Prügel zu verhängen. Und aus den einzelnen gedankenlosen Gefühlsäußerungen wird allmählich eine aura popularis, die wohl gar noch bestimmte politische Parteien in ihre Segel nehmen. Das ist der Lauf der Welt. Aber daß nach einer Weile auch die Regirung — unsere, nicht parlamentarische, über den Parteien stehende oder stehen sollende Regirung — mürb wird: Das ist doch traurig. Vielleicht in keinem Ressort ist die Neigung so groß wie in der Justiz, sich — wie Mittelstaedt so gut gesagt hat — auf die rechte Seite zu legen, wenn man eine Zeit lang auf der linken gelegen hat, — nur, um sich eben zu verändern. So gehts mit Voreid und Nacheid, Parteibetrieb und Amtsbetrieb, fester Besoldung und Sporteln der Gerichtsvollzieher und manchen anderen Dingen. Daß eben Alles in der Welt Nachtheile und Vortheile hat, daß man in der Erinnerung mehr die Vortheile sieht und vom Bestehenden mehr die Schattenseiten, daß die frühere Gesetzgebung Beides gegen einander abgewogen hat: Das wird in einer verblüffend dilettantenhaften Weise vergessen. Oder auch die Kenntnisse und Erfahrungen der früheren Generation werden stolz mißachtet; vor einigen Jahren erklärte ein justizministerieller Geheimrath ganz offen, als gegen die 1879 geschaffene Stellung der Amtsrichter mobil gemacht wurde: „Wir sind jetzt eben klüger als in den siebenziger Jahren!"

Die seit fünfzig und mehr Jahren abgeschaffte Prügelstrafe freilich glaubten wir doch für immer begraben. Als ich in den sechziger Jahren

Strafrecht hörte, wars ein Axiom, daß Prügel die letzten Funken von Menschenwürde ersticken, den Prügelnden wie den Geprügelten erniedrigen und verrohen. Das lehrten Leute, die es noch aus eigener Anschauung wußten. Immer mehr, ohne merklichen Widerspruch, wurde das Gebiet jenes Zuchtmittels eingeengt, selbst gegen Zuchthäusler. Auch aus der Armee ist es völlig verschwunden. Gustav Freytag führt noch den friderizianischen Major vor, der sich kein Heer ohne Fuchtel denken kann und die Welt untergehen sieht, als nach Jena neue Anschauungen über Soldatenehre aufkommen. Jetzt — und schon seit Jahrzehnten — würde jeder Offizier auf der Stelle weggejagt, der erklärte, er könne ohne Prügel nicht aus ungelenken Bauernburschen gewandte Tirailleurs machen, könne aus seinen Leuten nicht das Aeußerste an Disziplin und Ausdauer herausholen, wenn er sie nicht hauen lassen dürfe. Und dabei sind inzwischen auch die Freiheitstrafen im Heer stark gemildert worden, verhältnißmäßig wohl noch mehr als die körperlichen.

Von wem, wer und wofür soll geprügelt werden? Die erste dieser drei Fragen bietet nicht gerade unüberwindliche Schwierigkeiten. Immerhin erhebliche; Büttel, die sich durch einen anständigen Pegel von Alkohol über den Widerwillen hinweghelfen, wird man doch nicht gern anstellen. Was aber die Objekte der Prügel betrifft, so könnte natürlich von gesetzlichen Exekutionen nicht die Rede sein. Das bitte ich die Befürworter der „Reform" zu beachten. Sie denken vielleicht nur an schmierige, verkommene Strolche und können sich gar nicht vorstellen, daß ihre Kreise auch betroffen würden. Aber es könnte anders kommen. Denn — und Das führt gleich zu der Frage, wofür man Prügel haben soll — der Geschmack wird in dieser Beziehung recht verschieden sein. Herr Bebel wird, wenn einmal geprügelt werden soll, vor Allem Leute wie Peters, Leist und den neuerdings vielgenannten Prinzen, Soldatenschinder und „Harmlose" im Auge haben, Herr Rickert antisemitische Exzedenten, Herr Roeren die Förderer der „nackten Kunst" und Religionspötter, Herr von Stumm die Arbeiterverhetzer, Herr Stoecker die Wucherer und eine ganze Reihe Konservativer „freche Preßjuden". Man sagt wohl, die Strafe solle auf besonders „rohe" Thaten beschränkt bleiben. Aber damit ist wenig gewonnen. Bei fast jedem Titel des Strafgesetzbuches kann man sich solche Thatbestände denken: bei Landesverrath, Majestätbeleidigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Meineid, falscher Anschuldigung, Gotteslästerung, Vergehen wider die Sittlichkeit, Beleidigung, Körperverletzung, Einsperrung und Nöthigung, Diebstahl, Raub und Erpressung, Hehlerei, Betrug, Fälschung, betrügerischem Bankerott, Sachbeschädigung, Brandstiftung, Amtsvergehen u. s. w. Nichts ists leichter, als für jede dieser Gattungen Einzelfälle zu konstatiren, in denen der Uebelthäter eine ganz besonders niedrige, gemeine, das Wohl seiner Mitmenschen roh mißachtende Gesinnung gezeigt

hat. Also bliebe nur übrig, die Prügelstrafe generell zuzulassen. Das aber würde doch wohl auch bei ihren wärmsten Befürwortern Bedenken erregen. Oder nur neben längeren Freiheitstrafen, etwa nur neben Zuchthaus? Aber da ist sie ja am Wenigsten nöthig; vor dem Zuchthaus hat man ohnehin Respekt. Und soll überhaupt das Arbitrium des Richters in weitem Umfange zugelassen werden? Wir haben einen durchaus tüchtigen, ehrenwerthen, bona fide urtheilenden Richterstand; aber haben wir die „vornehm über den Menschen und Dingen waltenden“, von Karriere-Rücksichten, vom Parteigetriebe gelösten Richter von reiffster Welterfahrung und Menschenkenntniß, denen man das entsetzliche Strafmittel der Peitsche in die Hand legen möchte? Hat sich die Superiorität der Juristen über den Rest der Menschen so gesteigert, daß man diesen an jene mehr als vor fünfzig Jahren zu diskretionärem Ermessen ausliefern möchte? Die Frage stellen, heißt, sie beantworten.

Für mich freilich liegt die Frage noch viel einfacher. Jahrzehnte lang habe ich in Klein- und Großstadt mit der Kriminalpraxis mich befaßt; ich glaube kein Wort von der fortschreitenden Verrohung oder sonst wachsenden Kriminalität, — kein Wort von der Verschlimmerung der Jugend. Wir sind empfindlicher — oder meinetwegen: freifühliger — geworden, wir haben eine umfassendere Polizeiorganisation, wir erfahren durch die riesig gesteigerte Publizität sofort alle Unthaten aus jedem Erdenwinkel, wir entdecken viel mehr Verbrecher, wir verfolgen viel mehr Handlungen, also müssen auch schließlich mehr Verurtheilungen herauskommen. Für jeden Kirchweiherzeß, jeden Rekruten- und Reservistenrausch, für Fensterln, Probenächte, Geschenkhochzeiten, Haberfeldtreiben u. s. w. ist ein Gendarm, ein Amtsanwalt, ein Reporter, ein lamentirender Abgeordneter zur Hand; und da sollte es an sich gruselnden Zeitunglesern fehlen? Aber sind das Alles neue Dinge? Ist früher von den Burschen nicht gezecht, geliebelt oder gekämpft worden? Liegt nicht nur darin die Aenderung, daß wir — eingeengt in steten staatlichen Schutz, in feste Schranken der Kultur und Ordnung — jeden Schritt, der aus dem Schutzgitter herausführt, viel stärker fühlen? Diese Gefühlsverfeinerung ist auch ganz gut und schön, jedenfalls unvermeidlich. Aber sie beweist nicht das Allergeringste für die Nothwendigkeit des Rückschrittes zur Prügelstrafe.

Ich glaube ferner kein Wort davon, daß die Freiheitstrafen ihren Schrecken verloren haben. Im Gegentheil: der Kreis der stumpfen Gesellen engt sich immer mehr ein, die dickfellig die körperlichen und seelischen Leiden des Gefängnisses und Zuchthauses über sich ergehen lassen, ohne viel davon zu spüren. Das ergiebt sich schon aus der eben erwähnten Gefühlsverfeinerung.

Ich glaube endlich absolut nicht an die Qualifikation unserer jetzigen Parlamente zu so einschneidenden strafrechtlichen Aenderungen. Ob nicht dort aus anderen Berufsklassen jetzt tüchtigere Männer sitzen als früher, will ich

hier nicht erörtern. Daß aber die wortführenden Juristen auf juristischem Gebiet sich mit denen der sechziger und siebenziger Jahre nicht entfernt messen können, darüber herrscht wohl ziemliche Uebereinstimmung, — trotz den recht eigenartigen Komplimenten, die Regirung und Parlament bei der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuches und seiner Nebengesetze einander machten.

Man spricht mit Entsetzen von Roheitverbrechen. Seit Babylons Zeiten, in Rom, London, Paris, New-York, Berlin, Hamburg, Neapel und vielen nicht einmal so großen Städten sind Fälle wie der des Zuhälters Heinze stets sehr häufig vorgekommen. Jeder halbwegs erfahrene großstädtische Kriminalist hat Aehnliches fast allwöchentlich in Behandlung. Da bemächtigt sich der lebensfremde Dilettantismus solcher Dinge, erschrockene Hofdamen beiderlei Geschlechtes drängen auf Abhilfe, weder Beamte noch Parlamentarier betonen genügend, daß das Alles nichts Neues ist, — und es wird Jahre lang von ganz falscher Grundlage aus herumgedoktert, während gegen den Wunsch fortschreitender Entwickelung zur Sittlichkeit wenig zu sagen wäre.

Dazu der cant, der Alles ersäufende, immer höher fluthende cant! „Ein niederträchtiger Schurke, wer zu seinem Dienstmädchen in die Kammer geht! Muß eingesperrt werden!“ Und der Widerhall von der anderen, vernünftigeren Seite: „Gegen das Einsperren habe ich doch Bedenken. Aber damit bin ich ganz einverstanden, daß so ein Mensch ein niederträchtiger, gemeiner Schurke ist!“ Soll er vielleicht öffentlich gepeitscht werden? Was sind wir doch Alle für herrliche Menschen! Ich meine: wir Juristen, hohen Beamten und Parlamentarier. Nur denkt man bei Einzelnen dieser jüngeren oder älteren Greise, mit denen man zusammen jung war, zuweilen an Thackerays Bemerkung über einen Lord: The noble lord used to complain that the devil was not so strong in him as thirty years ago.

Im Vaterlande dieses Lords und des cant hat man bekanntlich 1863 für garroters und ähnliche Verbrecher die Prügelstrafe wieder zugelassen. Praktisch wird aber davon recht wenig Gebrauch gemacht. Und britische Provenienz gilt ja auch sonst heute im Deutschen Reich nicht als Empfehlung.

Während des Transvaalkrieges.*)

Wenn zwei betrunkene Menschen sich im Wirthshaus beim Kartenspiel prügeln, so werde ich mich durchaus nicht entschließen können, den Einen von ihnen zu verurtheilen, mögen die Einwände und Erklärungen des Anderen noch so überzeugend sein. Die Ursache der unwürdigen und unanständigen Handlungen des Einen oder des Anderen liegt durchaus nicht in dem Rechte des Einen von Beiden, sondern darin, daß Beide, statt ruhig zu arbeiten oder sich zu erholen, es für nöthig fanden, Wein zu trinken und im Wirthshaus Karten zu spielen.

Eben so wenig kann ich mich einverstanden erklären, wenn man mir sagt, daß an irgend einem Krieg ausschließlich der eine Theil schuld sei. Man kann wohl zugeben, daß die eine der Parteien schlechter handelt, aber die Untersuchung, welche Partei schlechter handelt, wird nicht einmal darüber Klarheit schaffen, warum eine so furchtbare, grausame und unmenschliche Erscheinung, wie es der Krieg ist, vor unser Auge treten mußte.

Die Gründe, die zum Krieg führen, sind für jeden Menschen, der die Augen offen halten will, durchaus offenbar, mag es sich nun um den Transvaalkrieg oder um einen anderen Krieg der letzten Zeit handeln. Es sind drei Ursachen. Erstens: die ungleiche Vertheilung des Besitzes, Das heißt: die Beraubung eines Menschen durch die anderen. Zweitens: die Existenz eines Soldatenstandes, Das heißt: solcher Menschen, die für den Mord erzogen und bestimmt werden. Drittens: die falsche und meist bewußt betrügerische religiöse Lehre, in der die Jugend zwangsweise erzogen wird.

Und deshalb glaube ich, daß es nicht nur nutzlos, sondern auch schädlich ist, die Ursachen des Krieges im Wesen der Chamberlains und ihrer Genossen zu sehen und sich die wirklichen Ursachen zu verbergen, die viel näher liegen und an denen wir selbst betheiligt sind. Auf die Chamberlains können wir wohl böse sein und schimpfen, aber unsere Wuth und unser Schimpfen werden nur unser Blut verderben, nicht aber den Gang der Dinge ändern. Die Chamberlains sind nur die blinden Werkzeuge von Kräften, die weit hinter ihnen liegen. Die ganze Geschichte ist eine Reihe von Thaten der Staats-

---

*) Das folgende Fragment ist mit Erlaubniß des Grafen Tolstoi einem Privatbrief entnommen worden, den er an einen Publizisten schrieb. Andere Stellen, die eine sehr heftige Kritik der Politik und Person des Deutschen Kaisers enthalten, mußten fortgelassen werden.

männer, wie der Transvaalkrieg eine ist. Und daher wäre es vollständig nutzlos, auf diese Menschen böse zu sein und sie zu verurtheilen; ja, es ist sogar unmöglich, wenn man die wahren Ursachen ihrer Handlungen sieht und wenn man fühlt, daß man selbst die Schuld an dieser oder jener Art ihrer Thätigkeit mitträgt, — an irgend einer, je nachdem man sich zu den drei Haupt- und Grundursachen verhält, die ich erwähnt habe.

So lange wir im ausschließlichen Genuß des Reichthumes bleiben, während die Massen des Volkes durch die Arbeit erdrückt werden, wird es immer Kriege geben, weil wir Absatzgebiete, Goldminen u. s. w. brauchen, um unseren Reichthum zu erhalten und zu mehren. Erst recht aber werden die Kriege so lange unvermeidlich sein, wie wir an der Aufrechterhaltung des Militarismus theilnehmen, seine Existenz dulden und nicht mit allen Kräften gegen ihn kämpfen. Wir selbst betheiligen uns entweder am Militärdienst oder halten ihn für nicht nur nothwendig, sondern auch löblich; und wenn ein Krieg ausbricht, dann schieben wir die Schuld auf irgend einen Chamberlain.

Vor Allem aber wird es so lange Kriege geben, wie wir die Entstellung des Christenthumes predigen oder auch nur ohne sittliche Empörung und Widerwillen dulden werden, die man das kirchliche Christenthum nennt, eine Entstellung, die die Existenz eines christlichen Heeres, die christliche Weihe oder Taufe von Kanonen, die Bezeichnung des Krieges als einer christlichen, gerechten Sache möglich macht. Wir lehren unsere Kinder diese Religion, bekennen sie selbst und sagen dann, daß Chamberlain oder Krüger daran schuld sei, wenn die Menschen einander totschlagen.

Den brüderlichen Ausgleich des Besitzes fördern, im geringsten Umfange die Vortheile, die Einem zufallen, ausnützen, sich in keiner Weise und auf keiner Seite an einem Kriegsunternehmen betheiligen und die Hypnose zerstören, mit deren Hilfe die in gedungene Mörder verwandelten Menschen in dem Glauben erhalten werden, daß sie etwas Gutes thun, wenn sie Waffendienst leisten; und vor Allem eine vernünftige christliche Lehre bekennen und mit allen Kräften den grausamen, in jenem falschen Christenthum liegenden Betrug zerstören, in dem unsere Jugend zwangsweise erzogen wird —: in dieser dreifachen Thätigkeit, scheint mir, besteht die Pflicht eines jeden Menschen, der dem Guten dienen will und der eine gerechte Entrüstung empfindet über den schrecklichen Krieg, der auch Sie empört hat.

Moskau, den 16./28. Dez. 1899. Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Ein österreichischer Generallandtag

II.*)

In theoretischer Begründung — vom Standpunkt unserer Verhältnisse — ergab sich mit zwingender Nothwendigkeit, daß durch eine berathende Vertretung nationaler Art eine ideale Gemeinschaft geschaffen werden sollte, die ohne Verminderung des Kampfes dessen Bitterkeit lindert und in der Erfüllung dringender wirthschaftlicher und geistiger Aufgaben den Gesammtstaat unterstützt. Es bleibt nun noch übrig, einen — freilich sicher der Verbesserung fähigen und hier nur in dürftigsten Andeutungen zu gebenden — Vorschlag zur thatsächlichen Ausführung zu machen und endlich gleichsam die Gegenprobe an den allgemeinen Aufgaben des Staates zu versuchen.

Der berathende Generallandtag würde aus etwa 455 Landtagsabgeordneten bestehen: die Virilstimmen sind abgerechtet, Unbestimmte nicht gezählt. In den rein deutschen Ländern stellt Niederösterreich 75 Abgeordnete, Oberösterreich 49, Salzburg 25, Vorarlberg 20. Dazu kommen 52 Abgeordnete der Steiermark, 45 Tirols, 32 aus Kärnten, 11 aus Krain, 67 aus Böhmen, 53 aus Mähren, 2 aus der Bukowina. Daß die Wahlzeiten der verschiedenen Kronländer nicht zusammenfallen, kann keine Schwierigkeit bilden.

Der Generallandtag hätte nach einem bestimmten Schlüssel mit Berücksichtigung der Parteien und Kronländer fünf Ausschüsse zu wählen:

1. einen Ausschuß zur Erhaltung des nationalen Besitzstandes. Er würde sich in Unterabtheilungen gliedern:
   a) für Besitzankauf (an Sprachgrenzen),
   b) für Bildung von Genossenschaften,
   c) für nationale Arbeitvermittelung (Anregung für städtische Arbeitämter u. s. w.)
2. einen Ausschuß für öffentliche Arbeiten auf dem Gebiete des Stammes. Dieser Ausschuß würde mannichfaches Arbeitmaterial der Centralregirung und dem Reichsamt liefern;
3. einen Ausschuß für deutsche Schulen;
4. einen Ausschuß für Wissenschaft und Kunst;
5. einen Schiedsgerichtsausschuß, der die nöthigsten „völkerrechtlichen" oder eigentlich „volksrechtlichen" Beziehungen im Volk selbst herzustellen hat und eine Art Genfer Konvention für politische Streitigkeiten des deutschen Stammes schaffen muß. Er wird auch auf die Presse einwirken müssen und jene Art der Verdächtigungen, die aus dem politischen Kampfe hervorgehen, abzuwenden suchen. Durch Verbindung — zum Beispiel mit

---

*) S. „Zukunft" vom 25. Februar 1900.

dem czechischen und polnischen Schiedsgerichtsausschuß — wird eine Erweiterung dieser Thätigkeit auf die Beziehungen zwischen den verschiedenen Völkern stattfinden können.

6. einen Ausschuß zur Beschaffung der Mittel.

Es seien hier nur einige Punkte herausgegriffen, die die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieser Ausschüsse für das deutsche Volk in Oesterreich erweisen. In meinem früheren Aufsatz habe ich nur die qualitative Leistungfähigkeit betrachtet, die bei uns allmählich zurückgeht. Es muß aber betont werden, daß auch in Bezug auf quantitative Erhaltung die jetzige, in erster Linie auf Bekämpfung der Regirungen gerichtete nationale Politik nicht günstige Ergebnisse liefert. Trotz allem „Erwachen des Stammesbewußtseins“, von dem so viel gesprochen wird, trotz der wachsenden Ausbreitung der radikalen deutschen Partei in weiteren Schichten zeigt sich der Haushalt der nationalen Schutzvereine in keiner Weise den Anforderungen gewachsen. Hier muß Wandel geschaffen werden, wenn nicht auch der territoriale Bestand des deutschen Stammes noch weiter zusammenschrumpfen soll: hier kann keine Regirung helfen, sondern nur die eigene Kraft. Alle Deutschen ohne Unterschied der Partei und ohne Unterschied der Kronlandsangehörigkeit müssen hier mitsorgen. Und da kein Realpolitiker auf das Aussterben der Lauen, der Gleichgiltigen, der Frivolen, der Oberflächlichen, der „Vornehmen“ hoffen darf, so muß eine Einrichtung geschaffen werden, die Deutsche aller Parteien und aller Kronländer zu solcher Sorge verpflichtet. Wie nothwendig Das geworden ist, beweisen die Berichte der Schutzvereine, von denen hier nur der Deutsche Schulverein und die Südmark betrachtet werden mögen.

Der Deutsche Schulverein hat in den Jahren von 1880 bis 1889 eine Summe von 1 808 615 Gulden 76 für Schulzwecke ausgegeben, also auf das Jahr einen Durchschnitt von 180 861 Gulden. Lassen wir bei den Jahren 1890 bis 1898 die Gehalte, Ruhegehaltsicherungen und Bauschutzunterstützungen weg und rechnen nur die Schulunterstützungen, da sie allein durch die Rücksicht auf die Einnahmen bestimmt werden. 1890: 208 443 fl 12. 1891: 192 560 fl 73. 1892: 190 538 fl 74. 1893: 192 311 fl 40. 1894: 203 699 fl 63. 1895: 192 119 fl 37. 1896: 187 666 fl 83. 1897: 131 921 fl 55. 1898: 125 824 fl 46. Diese Zahlen sprechen eine fürchterliche Sprache: mit Ausnahme der durch die besseren Einnahmen des Jahres 1893 mit 284 547 fl 24 hervorgebrachten Steigerung im Jahre 1894 sah sich der Schulverein ständig gezwungen, seine Schulunterstützungen zu verringern. Die Ursachen, die ja zum Theil bekannt sind, mögen auf welchem Gebiete immer liegen: wir müssen ein Mittel, eine Einrichtung finden, die diesen privaten Verein bald unter den Schutz des gesammten deutsch-österreichischen Volkes stellt und ihn unabhängig von jeglichem Meinungzwiespalt macht.

„Und wir sollen mithelfen, eine solche Einrichtung zu schaffen, die zum Theil gegen uns gerichtet ist? Wie naiv!“ So könnten die Czechen einwenden. Allein ihre nationale Skolska wird ja auch durch ihre Vereinigung gewinnen; die höchste Anspannung ist auf beiden Seiten dadurch möglich.

Wir wollen aber noch einen Blick auf eine wirthschaftliche Vereinigung werfen. Die Südmark hat 1890 den ersten Abschluß vorgelegt und einen Geldverkehr von 2381 fl. 70 aufgewiesen, der nun auf 91024 fl 65 (bei einem Vermögensstand von 59670 fl. 97) gestiegen ist (1891: 6881 fl. 49, 1892: 3686 fl. 65, 1893: 7349 fl. 36, 1894: 12284 fl. 16, 1895: 27799 fl. 55, 1896: 30225 fl. 53, 1897: 28813 fl. 94). Es liegt also ein erfreuliches Fortschreiten vor. Aber welche Anforderungen werden nur an einem einzigen Punkt gestellt: an der Südgrenze Tirols, wo deutsche Weinbauern in erschreckender Menge ihre Güter verkaufen und je eine deutsche Familie mehreren italienischen Familien Platz macht. Um an diesem einzigen Punkt thatkräftige und erfolgreiche Vertheidigung alten Sprachgebietes zu führen, dazu würden die Einnahmen der Südmark gerade ausreichen. Solche Güterkäufe könnten aber erfolgreich von einer idealen Gesammtvertretung des deutsch-österreichischen Stammes ausgeführt werden.

Die Zahlen haben erwiesen, daß auch vom Standpunkt der Behauptung alten Gebietes, vom quantitativen Standpunkt, die Zeit nach einem Zusammenschluß des deutschen Volkes in Oesterreich schreit. Er ist der Kernpunkt auch der Reichsrathswirren: Selbsthilfe! Autonomie der vereinigten Nation in solchem Sinne, daß sie den Gesammtstaat entlastet, statt seine Verfassung zu stören.

Und so seltsam es klingen mag: solche konkrete Ausschüsse zur Erhaltung des nationalen Besitzstandes werden eine dauernde, günstige Lösung der an der Sprachgrenze schwebenden Probleme bringen. Die wirthschaftlichen Schwankungen entfesseln so oft einen kaum zum Stillstand gebrachten Kampf gar bald wieder aufs Neue. Es würde endlich zu einer Stärkung der beiderseitigen Sprachgrenzen, gerade dort zur Schaffung wirthschaftlich widerstandsfähiger Existenzen kommen, damit aber auch zu einer Verminderung der durch wirthschaftliche Verhältnisse veranlaßten Bevölkerungschwankung.

Die Gesellschaft ist „von centrifugalen Impulsen“ (Wundt) beherrscht. Sie bringt die Gliederung, die Theilung, die Gegensätze hervor. Die Zusammenfassung aller gesellschaftlichen Kräfte ist die vornehmste Aufgabe des Staates. Muß man aber nicht in Oesterreich zu einer klaren Erkenntniß der Staatswirksamkeit vordringen und einsehen, daß hier die unmittelbare Zusammenfassung der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten nicht möglich ist, daß Platons königliche Kunst, alle Schichten „in einander zu weben“, nur durch die Mittlerrolle der Stämme verbürgt wird? Der Staat hat noch viel zu

schaffen, für Verkehrswege und Unterricht, Landwirthschaft und Versicherungswesen, Arbeiterschutz und körperliche Wohlfahrt. Er kann auch bei uns die wirthschaftlich atomistische Auffassung einzelner Schichten, einzelner Verbände unterdrücken und hier sogar die Freiheit beschränken, so etwa das Wohl der Gesammtbevölkerung gegen die Kohlengrubenbesitzer schützen. Doch ihm fehlt die Schwungkraft, wenn er sich nicht auf die sozial-sittlichen Verbände — die Stämme — stützt und nur immer vom „Nationalitätenhader" zu leiden hat, die günstigen Seiten des Nationalitätprinzipes aber nie ausnützt. Wäre es nicht vom höchsten Werth für den Staat, wenn eine Reihe von Anregungen, die von einer Gemeinsamkeit ausgehen müssen, vom Staat ausgehend aber leicht als „polizeiliche" Maßregeln aufgefaßt werden, im Schoße der Stämme berathen und nun reif vor die Gesammtvertretung gebracht würden? Ein nationaler Aufsichtrath wird so zum ethischen Postulat. Wie viele Anregungen modernster Art könnten von ihm gegeben werden! Und wäre nicht auf diese Weise auch eine lebendigere Antheilnahme der gebildeten Stände an dem öffentlichen Leben zu erreichen, da konkrete Fragen im Kreise des eigenen Stammes berathen werden sollen, keine phrasenhafte Betonung des Deutschbewußtseins, sondern ernste, positive Kenntnisse erfordernde Arbeit im Dienste des Volkes zu erwarten steht und dann fast wie im alten Athen der Ausschluß des Einzelnen von diesem Dienst mit Atimie belegt werden kann? Wie anders als jetzt, wo der Einzelne in manchen Schichten als „Gesinnungprotz" betrachtet wird, wenn er nicht nur in camera caritatis eine Meinung besitzt, sondern es auch nöthig findet, sie zu äußern! Und die Theilnahme der gebildetsten Schichten am politischen Leben ist doppelt nöthig, da ja das allgemeine Wahlrecht kommen muß und soll.

So ist auch von diesem Zukunftstandpunkt aus die Heranziehung von Schichten, denen der politische Kampf, seine Phrasenhaftigkeit, die Herrschaft der Flachköpfe in der Oeffentlichkeit peinlich ist, durch die Schaffung berathender Arbeitausschüsse eines Generallandtages leichter ermöglicht als bisher; und der Uebergang in die unvermeidliche Zukunft, die uns den Einbruch der großen, politisch kraftvoll thätigen Massen bringt, wird erleichtert, ohne größeren Schaden für den Kulturbestand durchgeführt.

Die Parteien, die rein föderalistisch, nach Kronländern, die Heilung der Zustände versuchen, beabsichtigen vielleicht — wir wollen ihnen die gute Absicht gern glauben —, die Fundamente des Staates tiefer zu legen; aber wollen sie nicht sehen, daß dann Pölzungen aller Art in Kürze nothwendig werden? Wir wollen nur einige neue Räume schaffen und die alten so stehen lassen, wie Jahrhunderte sie gefügt haben; aber in diesen Räumen soll sich die Liebe zum eigenen Volk nicht durch ständige „Betonung des Deutschthumes", sondern durch lebensvolle Berathung unserer konkreten Volksaufgaben bethätigen.

Innsbruck. Professor Dr. Rudolf von Scala.

Drei Gedichte.

I.

Ein Duft von blonden Haaren,
Ein Traum von reicher Hand —
Wie Hauch aus fremden Jahren,
Da ich das Glück erfahren
Und hoch die Sonne stand.

Der Stern ist tief versunken
Und klagend geht der Wind;
Es irrt erinnerungtrunken
Die Schaar der Sonnenfunken,
Die längst erloschen sind.

Es hebt aus dunklen Gluthen
Sich süß ein Angesicht —
Die Wunden brennend bluten,
Doch silbern überfluthen
Die Höhen Glanz und Licht.

II.

O Frühlingstag, o Frühlingstag —
Die Glöcklein beginnen zu läuten,
Die blauen Glöcklein in Feld und Hag,
Sie füllen die Welt mit hellem Schlag:
Das soll das Glück bedeuten.

O Sonnenzeit, o Sonnenzeit!
Die Vöglein singen und schlagen;
Der Himmel ist blau und die Welt ist weit
Und es will das Glück in Ewigkeit
Nach keinem Ende fragen.

O Abendroth, o Abendroth —
Verstummt ist das Lied in den Zweigen;
Die Welt ist kühl und der Tag ist tot,
Es naht die Nacht und die sehnende Noth,
Und alles Ende ist Schweigen . . .

III.

Wie Frühlingsmorgen leuchtets auf;
Es weichen still die dunklen Schranken —
In Gold und Blau der Sonne Lauf
Und silbern schäumt das Meer hinauf
Am Schloß, wo roth die Rosen ranken.

Die Zweige hangen blüthenschwer;
Im weichen Wind ein leises Schwanken;
Ein Falter flimmert übers Meer
Und süß und duftend wogt es her
Vom Schloß, wo roth die Rosen ranken.

Mir ist, als säh' ich eine Hand,
Als kennte ich den Hals, den schlanken,
Der hell sich neigt zum Mauerrand
Und der den Blick so seltsam bannt
Aufs Schloß, wo roth die Rosen ranken.

Goldflatternd wogt das volle Haar
Und goldig wogen die Gedanken —
Es flammt und strahlt ein Augenpaar,
Wie Meerestiefe dunkelklar,
Vom Schloß, wo roth die Rosen ranken . . .

Es löst sich feucht der starre Blick —
Und mählich Nebelschleier sanken . . .
Du suchst umsonst — Das alte Glück,
Es kehrt nur noch im Traum zurück —
Das Schloß, wo roth die Rosen ranken.

Hamburg. Theodor Suse.

Burenpolitik.*)

Wie kam es, daß die Buren, als sie in die weiten Länder jenseits des Vaalrevieres zogen, sich nicht weiter nördlich und vor Allem östlich, an der See, festsetzten, in Griqualand und Kimberley und in Kosibay, südlich von Lourenço-Marquez? Als sie, etwa Sechzehntausend an männlicher Volkszahl, den Kaffernhäuptling Moselekatse vertrieben, richtete mancher „Trekker" sein Reiseziel nach dem östlichen Theil des Landes, der sich durch Fruchtbarkeit auszeichnet. Aber Fieber, Tse-Tse-Fliege und Raubthiere verleideten ihnen den Aufenthalt im „Lage Veld" — niedrigen Feld — und deshalb wurden die meisten der dortigen Ansiedelungen wieder verlassen. Man zog westwärts ins „Hooge Veld", das weniger fruchtbar, dafür aber von mancher Plage des „Lage Veld" frei war. Das Land bot bequem für Alle Platz, — und so dachte Niemand daran, noch weiter nach Westen in die große sandige Ebene zu ziehen.

Als nach mancher Mühe eine Art Regirung geschaffen war, bildeten sich vier unabhängige Republiken: Potchefstroom, Zoutpansberg, Lydenburg und Utrecht, die nur durch einen gemeinsamen Volksraad mit einander verbunden waren; 1860 vereinigten sich diese vier Staaten zu einem Bundesstaat und vier Jahre später wurden der erste gemeinsame Präsident, Pretorius, und ein „Kommandant-General", S. J. Paul Krüger, gewählt. Zu jener Zeit lehnten sich die Baramapulanga, ein Stamm im Norden des Landes, gegen die Buren auf. Der Regirung fehlte es an Geld — selbst die Fracht für Munition, die von Durban kam, konnte einmal nicht bezahlt werden — und die südlichen Buren weigerten sich, zu kämpfen. Kommandant Krüger mußte sich zurückziehen und erst 1868 baten die Schwarzen um Frieden, den die Republiken freudig annahmen, obgleich er für sie wenig günstig war. Die Weißen büßten im Norden Land ein und fanden es nun um so schwieriger, die südlich wohnenden Bantu in Ordnung zu halten. Nur in einer Hinsicht gab es einen Fortschritt: die Zahl der Kirchen und Geistlichen im Lande stieg. In diesen harten Zeiten war ein Geschlecht von Männern herangewachsen, die von Büchern oder von Geschehnissen außerhalb ihres kleinen Kreises nichts wußten. Brücken gab es in dem wasserreichen Lande nicht, auch keine öffentlichen Gebäude, die Staatskasse litt an chronischer Leere; und so niedrig die Beamtengehälter waren, sie konnten doch nicht regelmäßig bezahlt werden. Man lebte vom Tauschhandel, Gold und Silber waren selten. Da geschah aber etwas Unerwartetes: ein Zufall leitete eine vollständige Umwälzung der südafrikanischen Verhältnisse ein. Im Jahre 1867 fand ein Kind im Norden der Kapkolonie einen Diamanten; und sofort strömten von überall her Abenteurer ins Land. 1870 ward das anstehende Gestein — so heißt die vulkanische Bildung der sogenannten Blauen Erde, hauptsächlich Thonschiefer, die Diamanten enthält — entdeckt. Als man beim Abbau auf das unzersetzte, festere Gestein stieß, bildeten sich kleine Compagnien, um bergmännisch vorzu-

---

*) Nothing succeeds like succes! So ist nach den ersten Erfolgen der Buren eine Heiligenlegende von der Herrlichkeit dieses Volkes entstanden. Deshalb empfiehlt es sich, bei aller berechtigten Sympathie für den tapfer kämpfenden Volksstamm, auch einmal eine Stimme aus dem gegnerischen Lager zu hören.

gehen. Kimberley entstand. Inzwischen wurde 1877 durch Shepstone in Pretoria die englische Flagge gehißt und die Buren wurden Unterthanen der Königin. Einige Wochen nach der Proklamation, im Mai 1877, verließen Paul Krüger und Dr. Jorissen Pretoria, kehrten aber, ohne mit ihrem Widerstand gegen die Annexion Etwas ausgerichtet zu haben, im Dezember des selben Jahres wieder nach Haus zurück. Dann folgte der Zulukrieg, dann der Krieg gegen den Häuptling Secoecoeni. General Sir Wolseley rückte mit Truppenmacht in Transvaal ein und Secoecoeni ward gefangen genommen. Nach und nach wurden die englischen Truppen aber bis auf etwa 1800 Mann wieder zurückgezogen, an Sir Wolseleys Stelle trat der unbeliebte Aristokrat Sir Colley, und als im November 1880 der Ochsenwagen von Piet Bezuidenhout in Potschefstroom wegen rückständiger Steuern gepfändet wurde, kam es zu dem allgemeinen Aufstand der Buren gegen England und zu den Treffen bei Bronkhorstspruit, Langsnek, Schuinshoogte und Majuba Hill. Das Ende dieser Kraftprobe waren ein Waffenstillstand und die Pretoria-Konvention von 1881, worin Transvaal die Abhängigkeit von England in Bezug auf auswärtige Angelegenheiten — mit anderen Worten: die englische Suzerainetät — anerkannte.

Inzwischen machte sich der Ausdehnungdrang der Buren wieder geltend: Stellaland und Gosen wurden zu Republiken erklärt. Auf Einwendungen Englands aber wurde die übereilte Proklamation wieder zurückgezogen. Die einundachtziger Konvention gefiel den Buren wegen des Wortes „Suzerainetät“ nicht mehr und 1884 wurde die Londoner Konvention abgeschlossen, die gewisse, ausdrücklich bezeichnete Artikel der früheren Konvention ganz beseitigte, ohne diese selbst und die darin ausgesprochene Oberhoheit aufzuheben. Art. 4 bestätigte aber ausdrücklich: „Die Südafrikanische Republik verpflichtet sich, keinen Vertrag mit irgend welchem Staat oder irgend welcher Nation — mit Ausnahme des Oranje-Vrystaates — oder mit irgend einem Eingeborenenstamm im Osten oder Westen der Republik ohne Genehmigung Ihrer Majestät der Königin zu schließen.“ Dr. Leyds hat zwar in seinen Berichten und in langathmigen Erläuterungen immer wieder zu beweisen versucht, Das sei keine Suzerainetät. Aber warum nennt er sich selbst nur Envoyé extraordinaire et Ministre plénipotentiaire? Uebrigens besagt diese Konvention, daß englische Unterthanen, was Kriegsdienstleistungen betrifft, der meistbegünstigten Nation — der portugiesischen — gleichgestellt und daher von allen solchen Leistungen frei sein sollten.

Johannesburg entwickelte sich rasch. Die zugezogenen „Uitlanders“ waren dieeinzigen Industriellen und trugen allein etwa vier Fünftel der Steuern in Form von Lizenzen und Eingangszöllen. Die Einnahmen des Staates stiegen vom Jahre 1888 an, wie aus der folgenden Aufstellung sichtbar wird:

1888:	884 440 Pfund Sterling	1894:	2 274 728 Pfund Sterling
1889:	1 577 445 „ „	1895:	3 539 955 „ „
1890:	1 229 060 „ „	1896:	4 807 513 „ „
1891:	967 191 „ „	1897:	4 480 217 „ „
1892:	1 255 829 „ „	erste Hälfte	
1893:	1 702 684 „ „	1898:	2 024 537 „ „

Trotzdem that die Burenregirung nichts für die Industrie: noch heute fehlen Brücken; eine brauchbare Straße zwischen Boksburg, Johannesburg und

Krügersdorp — auf dieser Strecke hat die Eisenbahn dreiundzwanzig Haltestellen — ist erst im vorigen Jahr in Angriff genommen worden und auch Das geschah wohl nur, um den sogenannten „armen Bürgern" einen Verdienst zu schaffen.

1892 versprach Krüger Verbesserungen und wiederholte seine Zusagen im Jahre 1894; der Volksraad, dem verschiedene Entwürfe zugingen, lehnte aber alle Reformen ab. Warum? Weil die Engländer in Johannesburg, dem ihnen durch die Konvention von 84 zugestandenem Rechte gemäß, sich solidarisch weigerten, Kriegsdienstleistungen gegen den Kaffernhäuptling Magato zu übernehmen. Ja, die Zölle und Abgaben wurden sogar noch erhöht und der Getreidehandel monopolisirt. Ermöglicht wurde Das nur durch die politische Rechtlosigkeit der Uitlanders. Jeder männliche Bur besaß vom vollendeten sechzehnten Jahre an das volle Bürgerrecht, der Uitlander erlangt es erst nach vierzehnjährigem Aufenthalt und auch dann nur, wenn zwei Drittel der Burenbevölkerung seines Distrikts sich damit einverstanden erklären. Im Jahre 1898 hatte Transvaal 166640 männliche Weiße, wovon 29279 stimmberechtigt, dagegen 136000 politisch rechtlos waren. Die Zahl der weißen Frauen war 122350.

Die Mißstimmung wuchs von Jahr zu Jahr. Im November 1895 überreichten 39000 Uitlanders dem Volksraad eine Petition, die ihre Beschwerden formulirte. Der Volksraad legte sie lachend bei Seite, ein Mitglied sprach von der „Frechheit dieser Jingobande" und ein anderes empfahl, diese Kerls tot zu schießen: „Skiet hul!"

Dann kam der unselige Jamesonzug, das Telegramm des Deutschen Kaisers, — und was sich seitdem ereignete, ist noch frisch im Gedächtniß.

* * *

Auf Anordnung der Transvaalregirung trat am zwanzigsten April 1897 eine „Industrielle Untersuchungskommission" in Johannesburg zusammen, um die behaupteten Beschwerden zu prüfen.

Die „Chamber of Mines" und die „Mercantile Association" erstatteten dieser Kommission Bericht und es ergab sich, daß die Interessen der Goldindustrie und die Interessen des Handels zu den selben Forderungen in Bezug auf Steuer- und Tarifreform u. s. w. führten, daß also die Goldindustrie unter den selben Mißständen litt, die der Handel beklagte. Die Burenpropaganda wies dagegen auf die angebliche „Ueberkapitalisation der Minen" als die Quelle aller Uebel hin. Nun hätte Johannesburg aber doch außergewöhnliche Menschenkinder beherbergen müssen, wenn sie die Bereitwilligkeit der europäischen Kapitalisten, Goldminen, deren „reefs" (goldführende Schichten) zum größten Theil nur in der Phantasie der „promoters" existirten, reichlich zu finanziren, ungenützt gelassen hätten. Bei jedem „boom" wird „gegründet"; und die Folge davon war, daß von zweihundert Minen nur fünfundzwanzig in der Lage sind, Dividenden zu geben. Die Kommission sprach in scharfen Worten ihre Mißbilligung solcher Konzessionen aus, die den industriellen Wohlstand des Landes beeinträchtigten; früher seien Konzessionverleihungen vielleicht nöthig und nützlich gewesen, jetzt sei das Land weit genug vorgeschritten, um die freie Konkurrenz, die republikanischen Grundsätzen entspreche, zu ertragen. Das war ja immerhin Etwas! Was thaten aber daraufhin Regirung und Volksraad? Wurden die Konzessionen beschränkt? Nein, im Gegentheil: neue Konzessionpflichtigkeiten für Seife, Kerzen,

Zündhölzer, Kalciumkarbid wurden den bestehenden Monopolen für Eisenbahnen, Dynamit, Glas, Konserven, Eisen, Backsteine, Cement, Spirituosen und Mineralwasser hinzugefügt. Ein Herr Treubner, dem seine Bekanntschaft mit gewissen Volksraadsmitgliedern nützlich war, erhielt das Kalciumkarbidmonopol, obgleich das Monopolgesetz verlangt, daß Konzessionen nur unter der Voraussetzung, das Rohmaterial sei im Lande vorhanden, gegeben werden sollen, und obgleich Jedermann wußte, daß die Grundstoffe für diese Fabrikation im Lande nicht zu finden sind. Seitdem haben die Konsumenten die 100 Pfund Sterling Einfuhrzoll auf 100 Pfund des von Herrn Treubner importirten Karbids über den Marktwerth des Kalciumkarbids hinaus zu bezahlen. Und noch dazu scheint das früher eingeführte Kalciumkarbid besser gewesen zu sein als das jetzige Monopolfabrikat. Wenigstens hat man in der johannesburger Vorstadt Jeppe seitdem die Acetylengasbeleuchtung aufgeben müssen. Wie hier das Gesetz umgangen wurde, so auch in anderen Fällen: das Getränkegesetz, das den Spirituosenverkauf an Schwarze verhindern soll, steht eigentlich nur auf dem Papier. Allein in der ersten Hälfte des Jahres 1898 kamen 1380 Uebertretungen vor. Golddiebstähle waren an der Tagesordnung und die Regirung selbst gab sogenannte „Permits" zum ungesetzlichen Goldkauf aus, um, wie es in dem geheimnißvollen „Count of Sarigny"-Fall jüngst hieß, „den wahren Schuldigen leichter auf die Spur zu kommen." Wo mag das Gold geblieben sein, das heimlich in ein Zimmerchen der Barnato-Buildings in Johannesburg gebracht wurde? Darauf könnte vielleicht Herr Fortuyn, der Kabinetsekretär der Transvaalregirung, antworten. Sollen doch, wie es im „Transvaal Leader" hieß, sogar Quittungen über abgeliefertes Gold u. s. w., die eine mit der Unterschrift des Dr. Leyds, vorhanden sein. Freilich behauptete Dieser, nichts davon zu wissen. Herr George Albu, ein angesehener Minendirektor, sagte: „Wir brauchen ehrliche Polizei!" Und in allen Kreisen lachte man, als der seitdem entlassene Chef der geheimen Regirungpolizei ein Detektivebureau mit der Devise eröffnete: „All criminal work undertaken!"

Was und wer war denn nicht um Geld feil? „Meneer" Engelenburg, Redakteur der „Volksstem", nahm von der Dynamite-Company zehn Pfund Sterling, „für gelieferte Zeitungausschnitte", nachdem die Eigenthümer der „Volksstem" vorher schon 300 Pfund Sterling erhalten hatten. In den Büchern der Dynamite-Company finden sich Ausgaben wie die folgenden:

Pfund Sterling 2000 und etliche: Lunch für Herrn Philipp in Leeuwfontein,
" 1800 " " " " " Vorstman i. Modderfontein,
— . — . 6 : Trinkgeld,
370 . — . — : eine Violine (?!) mit sorgfältiger Verpackung.
250 . — . — : für eine Reise von Hamburg nach Köln.

Auch der Name der Familie Krüger kommt in ihren Büchern vor!

Kürzlich wurden im Selati-Prozeß die verschiedenen Mitglieder des Volksraads genannt, die Mann für Mann außer einem „Spider"wagen 100 Pfund Sterling erhalten haben. Wie muß es da das Mitglied des Volksraads, Herrn Lombard, kränken, daß er auf nur 30 Pfund Sterling geschätzt worden war? Heute lassen sich allerdings die Herren nur noch durch mehrstellige Ziffern imponiren.

Doch kehren wir zur Industriellen Kommission zurück. Obgleich es im Interesse der Industrie und auch der Landwirthschaft läge, die Eisenbahn zu ver-

staatlichen, sei die Verstaatlichung — so erklärte die Kommission — aus bestimmten Gründen nicht zu empfehlen. Sehen wir zu, wie es um diese geheimnißvollen Gründe bestellt war. Dank Herrn Middelbergs, des Direktors, Mühen und Sorgen, einen südafrikanischen Tarifkrieg — wie er sich ausdrückte — zu verhüten, hielten sich die Frachten auf einer außergewöhnlichen Höhe. Nach und nach sind erst einige Reduktionen zugestanden worden. Der Transvaalstaat ist, abgesehen von der ihm aus seinem Aktienbesitz zufallenden Dividende, mit fünfundachtzig Prozent am Gewinn betheiligt, also standen seine fiskalischen Interessen einer Verstaatlichung und Tarifermäßigung entgegen. Das ist aber kein Grund, der geheim zu halten gewesen wäre, kommt also nicht in Betracht. Dagegen stand die Bahn als private Rechtspersönlichkeit mit der portugiesischen Regirung in einem Vertragsverhältniß wegen der Anlagen in Lourenço-Marquez, wegen des Anschlusses in der Grenzstation, wegen der Mitbenutzung von Lokomotiven und Wagen u. s. w. Ging die Bahn an den Transvaalstaat über, so mußte der Vertrag erneuert werden und unterlag dann, nach der vierundachtziger Konvention, der Bestätigung Englands; und es war mehr als wahrscheinlich, daß England, um einen Theil des verloren gegangenen Durchgangsverkehres — im Jahre 1897 zum Beispiel nahm die Durchfuhr durch die Kapkolonie um dreißig Prozent ab, während die Durchfuhr via Lourenço-Marquez um sechzig Prozent stieg — wieder für Port Elizabeth, East-London und Durban zurückzugewinnen, Schwierigkeiten machen würde. Das könnte nun freilich einer der „geheimen" Gründe gewesen sein. Bedenkt man aber, daß Herr Direktor Middelberg jetzt in Holland auf geschickte Art für die Burenrepublik Stimmung macht und daß er der Regirung, als Leyds überall vergeblich Geld aufzutreiben suchte — die europäische Großfinanz war für den Transvaalstaat nur gegen Einführung der dort so unbeliebten Reformen zu haben —, zwei Millionen Pfund Sterling verschaffte, so dürfte jeder einigermaßen argwöhnische Beurtheiler darüber klar sein, daß andere, noch triftigere und noch viel geheimere Gründe vorhanden waren.

Weiter gab die Kommission unzweideutig zu, „daß das Getränkegesetz von 1896 zu ernsten Klagen berechtigte", und schlug verschiedene Abhilfemittel vor. Das berüchtigte „Liquor Syndicate" brachte es aber fertig, daß der Volksraad, statt den Vorschlägen der Kommission zu folgen, den Schwarzen sogar am Vorabend des Krieges ein „soopje" — Das heißt: ein Doppel-Schnäpschen — freigab. Jahre lang hatten die Minenleiter und andere Industrielle den Volksraad mit Bitten bestürmt, dem Schnapstrinken der Wilden Einhalt zu thun. Konfiszirter Alkohol, der allergemeinste Fusel — seiner Qualität nach nur für die Wilden verwendbar —, ist nicht, wie es gesetzlich vorgeschrieben ist, vernichtet, sondern durch Regirungbeamte in Johannesburg öffentlich versteigert worden.

Auch was die Kommission in der Dynamitfrage anregte, war in den Wind gesprochen. Der „Eckstein der Unabhängigkeit", wie Präsident Krüger die Dynamitfabrik in Modderfontein genannt hat, besteht noch und importirte lustig, so lange noch zu importiren war, während die gesetzliche Voraussetzung auch ihres Monopolbetriebes ist, daß die Grundstoffe innerhalb der Republik gefunden werden. Als der politische Horizont sich umwölkte, kam man den Minen durch eine Reduktion von zehn Shilling auf den Monopolpreis des Dynamites entgegen. Man hörte hin und wieder, daß Chamberlain sehr viel an der

Schließung dieser Dynamitfabrik gelegen sei, weil ihr Betrieb auf einem Bruch der Konvention beruhe. Die Transvaal-Hetzpresse pflegte dann zu sagen, er wünsche sich nur, daß Kynoch, an dessen Geschäft er als Aktionär betheiligt sei, in die Lage komme, Dynamit zu importiren. Chamberlain hat aber immer nur die Monopolverleihung an Privatgesellschaften im Transvaal als konventionwidrig bekämpft, die Umwandlung des Privatmonopoles in ein Staatsmonopol zu verschiedenen Malen anheimgegeben und eine Aufhebung des Schutzzolles niemals gefordert. In der Kolonialgesellschaft äußerte kürzlich Herr Dr. Passarge, „die durch das Monopol bedingte Vertheuerung des Dynamites sei ganz unerheblich." Nun: Dynamit von eben so guter Qualität wie das Monopolfabrikat stellt sich (Zoll und Fracht eingerechnet) für Transvaal auf 42 Shilling und der Monopolpreis beträgt 85! Nebenbei erklärte der selbe Herr, „wenn die Rhodes-Presse behaupte, die Abgaben seien unerschwinglich, so sei Das unwahr, die Abgaben seien mäßig." Ja, Abgaben und Abgaben sind doch Zweierlei; ich habe an direkten Steuern jährlich 18 Shilling 6 Pence entrichtet, hätte aber gern das Zwanzigfache bezahlt, wenn die ungeheuren indirekten Steuern nicht gewesen wären. Ueber die direkten Steuern hat Niemand geklagt, im Gegentheil: die Beschwerdeführer schlugen der Regirung selbst eine rationelle Einkommensteuer vor. Das paßte aber wohl nicht in den ganz einseitig parteiischen Vortrag des genannten Herrn, — eben so wenig wie die Thatsache, daß Rhodes in seinem Museum in Groote Schuur bei Kapstadt ein Gewehr Lobengulas besitzt — es wurde dem besiegten Matabelehäuptling bei seiner Gefangennahme abgenommen —, worauf sich eine Dedikation von Paul Krüger befindet.

So viele Punkte außerdem von der Industriellen Kommission als erwünscht bezeichnet wurden: Aufhebung des Cementzolles, Verbot der „Sweepstakes" (Rennlotterien), Paßgesetzänderung, Bau einer Linie Elandsfontein-Roodepoort für die Kohlenbeförderung, Erleichterung des Landwirthschaftbetriebes, Kafferntransport nach den Goldminen: nichts davon ist geschehen. Der Volksraad legte den ganzen Bericht einfach ad acta.

Das Land zerfällt in 11000 Farmen, die einen Gesammtwerth von 97 Millionen Pfund haben. Hiervon kommen auf den Staat und die Buren 3,4 Millionen, auf die Uitlanders 93,6 Millionen. Wer repräsentirt also wirthschaftlich das Land? Doch wohl diese Uitlanders, die im Jahre 1897 allein an Einfuhrzoll 11 Prozent vom Werth der eingeführten Waaren entrichteten, die den weitaus größten Theil der Steuern aufbringen und am Fortschritt des Landes am Stärksten interessirt sind. Dafür gesteht ihnen die Freiheit- und Gerechtigkeitliebe der Buren noch nicht einmal eine berathende Stimme beim „besluiten" über Fremdenrecht, Presse und Versammlungen zu. Außer einigen Jingos wünscht Niemand eine rein imperialistische Regirung in Pretoria; aber eine Regirung der Vernunft wünscht man, eine Regirung, die sich nicht von der Großafrikanderpartei der Hofmeyr und Genossen gängeln läßt, eine Regirung, die nicht darauf ausgeht, die Engländer auszurotten. Seit dem ersten Auftreten im Jahre 1895 und der jährlichen Wiederkehr der Rinderpest ist die Landwirthschaft Transvaals unrettbar verloren. Es bleibt nichts übrig, als zum Industriestaat überzugehen; und alle Vorbedingungen dazu sind vorhanden. Wenn die Buren sich dagegen sträuben, so widerstreben sie dem einzigen für das Land möglichen Fortschritt.

Es ist unglaublich, was gerade die deutsche Presse ihren Lesern von einem durch den „imperialistisch lackirten Großkapitalismus leichtfertig heraufbeschworenen Krieg" bis zum „Raubzug, bei dem es nur um die Goldminen zu thun ist", aufgetischt hat; und die Engländer werden täglich auf dem Papier mit einem Eifer zusammengehauen, als ob das Seelenheil der Deutschen davon abhinge. In jedem Tingeltangel beklatscht das Publikum begeistert die Couplets, in denen eben so wohlfeil wie witzlos für die Buren und gegen die Engländer Partei genommen wird. Wenn man aber wüßte, was ein endgiltiger Sieg der Buren, den ich freilich für ausgeschlossen halte, bedeutete, so würde gerade in Deutschland, das dann in Südwestafrika eines Tages ähnliche Interessen zu schützen haben könnte wie heute England in seinen Gebietstheilen, sehr bald eine andere Tonart angeschlagen werden.

Es wird so viel von Chamberlains Privatinteressen, Betheiligungen u. s. w. geredet. Warum spricht keine deutsche Zeitung von dem münzbaren Interesse, das die Familie Krüger an dem Dynamitmonopol hat? Davon, daß Krüger in Machadodorp Gelände kaufte und daß die neue Bahn nach Carolina im Transvaal dann gerade dies Gelände kreuzte? Davon, daß die Rustenburgbahn, statt in Krugersdorp, wie allgemein erbeten worden war, in Pretoria endigt, dafür aber hart an Krügers Farmen im Magaliesdistrikt vorbeiläuft? Chamberlain, heißt es, sei Aktionär von Kynoch. Mag sein: die Buren haben aber nichts bei Kynoch bestellt, sie haben deutsche Munition, und zwar über Hamburg, bezogen.

Wofür kämpfen die Buren eigentlich? Sie sind mit den amerikanischen Kolonisten verglichen worden, die sich 1775 gegen England erhoben. Diese kämpften für den Grundsatz: Keine Besteuerung ohne politische Vertretung. Ist es nun der Bur oder der Uitlander, der besteuert wird, ohne Vertretung zu haben? Nein, nicht die Buren, sondern die Uitlanders befinden sich in der Lage der Amerikaner. Kämpfen die Buren für die Freiheit? Warum halten sie dann andere Weiße innerhalb ihrer Landesgrenzen in einem Zustand elender politischer Inferiorität? Sie kämpfen für den „Krugerism", für die Interessenten am „verbotenen Schnapshandel", für die Monopolisten und für die Abenteurerpolitik des Dr. Leyds. War ihr Leben, ihre Freiheit, ihr bürgerliches Wohlergehen oder ihre Religion bedroht? Nein. Oder ihre Landessprache? Es genügt, sich auf Kanada und die Kapkolonie zu besinnen, um Das als absurd anzusehen. Wofür vergießen sie also ihr Blut? Für ein vereinigtes holländisches Süd-Afrika unter Ausrottung der Engländer!

Ich habe viele Buren kennen gelernt und sie als gastfreundliche, offene und unverdorbene Menschen liebgewonnen. Aber diese persönlichen Sympathien sind etwas ganz Anderes als die Billigung der unverantwortlichen Mißregirung mit dem Ochsenwagenprinzip: „Wach' een beetje, alles zal rech kom in die Land" (Warte ein Wenig, Alles wird schon werden), der Regirung mit Reitz und Cronjé, mit Wolmarans und Joubert und dem Volksraad an der Spitze, dieser Regirung, die seit ihrem Bestehen nur bestrebt war, die „Rooineks" (Spitzname der Engländer) zu verdrängen und als inferiore Klasse zu behandeln, und die am Liebsten alle Mißbräuche des „Krugerism" vom Sambesi bis zum Kap ausbreiten möchte.

Port Said. Wladimir Raffalovich.

Giebts nicht.

Ich war eben bis zu der Stelle gekommen, wo David seinen Solotanz vor der Bundeslade aufführt und Michal erröthend über die Politik ihres Gatten das Gesicht verbirgt, als Dr. Karl Schnurrpfeil eintrat. Obgleich ich das Buch schnell wegräumte, hatten seine Luchsaugen es doch schon erblickt. Ich hörte schon sein „Wie kann man blos?" und hatte mich nicht geirrt.

„Wie kann man blos in dem alten Schmöker lesen, wo es heute so viel Aktuelles zu bewältigen giebt. Die Zeit der Spinnstuben und Großmuttermärchen ist vorüber."

Wollte er damit sagen, daß es keine Großmütter mehr giebt, oder, daß der Inhalt der Bibel Märchen seien? Gegen das Erste protestirte ich entschieden. Er suchte für seinen Hut und Regenschirm einen Platz auf meinem Schreibtisch und sagte dann:

„Sehen Sie, es ist längst erwiesen, daß die Bibel, wie wir sie besitzen, ein durchaus spätes Werk ist. Wir haben nicht einen einzigen Anhaltspunkt, der auf einen ursprünglichen, alten Verfasser deutete. Abgesehen davon, daß es schon vor der Makkabäerzeit zwei verschiedene Bearbeitungen gab, die elohistische und ..."

„Aber, zum Beispiel die Bücher Mosis lassen Sie vielleicht doch als Werk älteren Datums gelten ... oder auch nicht?"

„Moses? Wer war Moses? Es giebt keinen Moses. Die egyptische Priesterherrschaft mit ihren Zauberkünsten und ihrer eminenten Menschenkenntniß verbirgt sich unter diesem Namen. Es giebt keinen Moses, eben so wenig wie es einen Abraham giebt. Das sind Begriffe, ... Sammelnamen."

„Sie sind ein unheimlicher Mensch. Aber Jesus von Nazareth geben Sie doch zu."

Er zuckte mit den Schultern. „Es thut mir leid! Wir wissen, daß des Josephus sogenanntes testimonium pro Christo dreihundert Jahre nach unserer Zeitrechnung durch Eusebius in die „Jüdischen Alterthümer" eingeschmuggelt worden ist. Wir besitzen keine andere Quelle als diesen alten, von seinen Zeitgenossen als kindisch bezeichneten Bischof, der zum ersten Male den Josephus übersetzt hat."

„Kann denn aber eine weltgeschichtliche Thatsache, wie das Auftreten des Christenthumes, ohne eine Ursache sich vollzogen haben? Denn das Dasein des Christenthumes können Sie doch nicht leugnen."

„Was heißt Christenthum? Ich finde im sogenannten Christenthum Buddhismus, Judaismus, — Fetischismus, wenn Sie wollen."

„Vielleicht in äußerlichen Formeln. Aber Buddha zum Beispiel ..."

„Was stellen Sie sich unter Buddha vor?

„Ich weiß wohl: der Name bedeutet Erleuchteter und Viele trugen ihn. Sagen wir also: Prinz Gautama, der Stifter ..."

„Was Stifter? Giebts nicht. Dieser morgenländische Herrscher hat die Religion seiner Vorfahren blos strenger beobachtet als Andere. Das ist Alles."

„Es gab auch keine Zoroaster, Lykurg, Homer ...?"

„Allerdings nicht, meine Gnädigste. Zoroaster, Lykurg nennt sich das Ergebniß einiger klugen Köpfe, die die passendsten Gesetze für ihr Volk erdachten. Homeros hieß ursprünglich eine Sammlung von Volksepen."

„Nun streichen wir noch schnell den Namen Shakespeare aus ... und dann gehen wir spaziren!"

„Selbstverständlich. Shakespeare war, wie Sie ja wissen werden ..."

„Weiß schon. Sie haben doch nichts dagegen, wenn wir ein Wenig ins Freie gehen. Mir brummt der Kopf."

„Bitte sehr, ich begleite Sie gern."

„Oder meinen Sie, daß es auch keinen Kopf . . ?"

Ich kleidete mich zum Ausgehen an. Nachdem er zwei Photographien und ein Fläschchen rother Tinte auf meinem Schreibtisch umgeworfen hatte — sein Regenschirm vielmehr, der da lag —, gingen wir hinab.

Die Sonne schien herrlich vom blauen Herbsthimmel; es war ein entzückender Oktobertag.

Wir gingen ein Stück Weges. Es war köstlich still; nur dann und wann ein fallendes Laubblatt.

„Ist Das ein Friede!" sagte ich vor mich hin.

„Schöner Friede! Alles liegt im Sterben und Das nennen Sie Frieden."

„Giebts nicht. Und doch fühle ich ihn zu Zeiten ganz deutlich in meiner Seele .."

„Seele?"

„Giebts nicht. Aber Geist: was meinen Sie dazu?"

„Geist, was ist Geist? Können Sie mir den Begriff des Wortes veranschaulichen?"

„Schwer vielleicht, aber daraus folgt noch nichts. Die Liebe zum Beispiel — entschuldigen Sie! —, es ist ein altmodisches Wort, ich weiß wohl, aber... Also die Liebe! Da ist sie, aber ihr Wesen erklären ..."

„Liebe, was heißt Liebe? Verständniß der Geschlechter für einander, Instinkt des Blutes, heimliches Ausgleichungbedürfniß, das als Charitas etikettirt geht?"

„Mehr, Doktor, denken Sie an die Lauras, Beatricen, Diotimas, Heloisen..."

„Giebts nicht. Es hat niemals ein ideales Frauenzimmer gegeben. Oder können Sie mir eins nennen, vorausgesetzt, daß ihm noch nicht die Patina der Geschichte die Wirklichkeitzüge übertüncht hat?"

Seit der Frauenbewegung ist ja die letzte Spur von Galanterie bei den Männern erloschen. Ich seufzte.

„Giebts nicht", sagte er. „Sie sind hungrig?"

In diesem Augenblick fiel Etwas aus den Zweigen des Baumes, unter dem wir gerade gingen, auf seine Nase. Er wischte es schnell ab und spähte entrüstet in das Laub über sich.

— —

Es „giebt doch" Dinge, die man nicht sieht, aber spürt.

Friedenau. Maria Janitschek.

Selbstanzeigen.

Das dritte Reich. Ein Berliner Roman. F. Fontane & Co., Berlin. 1900. 8⁰. geh. Mark 5,—; geb. Mark 6,50.

Von den Jahren der Romantik bis in die siebenziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hinein hatten wir in der europäischen Literatur die Weltschmerzzerrißenheit der problematischen Natur, deren Vater der Lord Byron war. Sie war hinreichend mit Temperament, Lyrik und Romantik ausgestattet, überhaupt überreichlich nach der Gefühlsseite hin entwickelt. Sie starb wohl auch an dieser Hypertrophie. Und an den exakten Wissenschaften Mit ihnen aber hatte sie einen Sohn, zehnmal satanischer, als sie sich je geberdete; einen Sohn, prosaisch, raffinirt, nüchtern, skeptisch, von fast beängstigender intellektueller Frühreife, durchaus nach der Verstandesseite hin entwickelt, den „épicurien intellectuel et précocement gâté" des Paul Bourget, der sein berufenster Biograph und Analytiker wurde. Er hat indessen auch seine in einem besseren und bedeutsameren Sinne respektablen Seiten. Der Temperamentselan, die suchende Sehnsucht seines Vaters, der problematischen Natur, ist in ihm zu einer kaltblütigen Selbstanalyse geworden, die keine Rücksichten und Hemmnisse kennt und die im Grunde oft wohl geradezu etwas Heroisches und der Bewunderung Würdiges hat. Ihr Ziel ist die selbstsichere, neue, moderne Individualität; jener harmonische Neumensch, der die letzten Atavismen des Mittelalters und seines düsteren, weltflüchtigen Christianismus, die letzten Anwandlungen einer weibisch gewordenen altruistischen Humanität-Ethik überwunden hat und zu neuer Vollmannheit gelangt sein wird. Auch dieser Charakter ist noch krank (Siehe besonders Arne Garborgs „Müde Seelen"); auch er hat den väterlichen Zwiespalt noch nicht gänzlich überwunden; auch er ist noch Halbmann. Aber seine Selbstanalyse ist bereits bewußte Aktion. Er ist der Held der modernen europäischen Literatur. Ich denke an die Romane Turgenjews, an Dostojewskijs Raskolnikow, an J. P. Jacobsens „Niels Lyhne", an Bourget, Huysmans, Gabriele d'Annunzio, an die Dramen Ibsens und die meisten unserer neuen deutschen Dramatiker. Ich glaube, ich hatte dieser Gestalt nun auf dem Gebiet des Dramas als der Erste bei uns in Deutschland einen neuen positiven Mannestyp gegenübergestellt; zwar nur einen simplen kleinstädtischen Tischlermeister, den Franz Oelze, aber, abgesehen von seiner Schwindsucht, einen, was die Hauptsache ist, seelisch kerngesunden und in sich gefestigten, ausgereiften Charakter. Dennoch bin ich seitdem novellistisch mehrfach auf jenen dekadenten Gâté-Typhus eingegangen. (Z. B. in „Sommertod". Verlag „Kreisende Ringe" (Max Spohr) Leipzig. — „Leonore". F. Fontane & Co.) Denn man kann heute wohl nicht ganz um ihn herum. Irgend einmal muß sich Jeder nach seiner Art mit ihm abgefunden haben. Indessen ist er mir nun immer mehr nach der Seite seiner Weiterentwickelung interessant geworden. Man hat bisher in Drama und Novelle, meine ich, weit mehr die, wenn ich so sagen soll, Statik dieses so außerordentlich wichtigen psychologischen Problems gegeben und noch nie recht den Typ in seiner allmählichen Entwickelung zu einer neuen gefestigten Mannheit gezeigt. Ich habe nun den Plan zu einer Romantrilogie gefaßt, die die Hauptstadien dieses Entwickelungprozesses geben

soll. Das vorliegende „Dritte Reich“ ist der erste dieser drei Romane. Man wird sehen, daß sich die Behandlung des Problems wesentlich von der Art unterscheidet, wie man jetzt noch meist diesen so verwegenen Selbstanalytiker, Skeptiker und Eklektiker giebt. Wenn er nämlich auch praktisch noch nicht über seinen seelischen Konflikt, wenn er auch noch nicht über sein hamletisches Schwanken zwischen Reflexion und Aktion hinausgelangt: intellektuell ist er dennoch zu einer festen und einheitlichen Weltanschauung jenseits der Gegensätze von Spiritualismus und Materialismus gelangt, die ihm bereits in Fleisch und Blut übergegangen sind; und er zeigt sich überdies im Stande, dem Leben selbst in dem Augenblick, da er es von sich wirft, ein herzhaftes und siegreiches Ja zuzurufen, — ein Ja, selbst über den Tod hinaus. Es steht zu hoffen, daß ihn das Leben dafür noch belohnt und zu einer freudigen neuen Aktion gelangen läßt. Ich könnte über meinen Roman noch manches Andere sagen; ich ziehe es aber vor, alles Weitere dem Leser selbst zu überlassen. Ich wollte mich eigentlich hier nur gegen einen Vorwurf verwahren, den ich voraussehe: daß ich nämlich das nachgerade reich und überreich entwickelte psychologische Problem, das er streift, lediglich zum hundertundersten Male in die Breite gezogen hätte. Aus dem von mir Gesagten wird ersichtlich sein, daß dieser Vorwurf mich nicht trifft.

Magdeburg. Johannes Schlaf.

Sbornik. Russische Geschichten und Satiren. Mit literarhistorischen und biographischen Studien und drei Bildnissen. Berlin, Johannes Räde. (Stuhrsche Buchhandlung).

Der unterzeichnete Herausgeber und Uebersetzer dieser drei Bände wurde in Rußland erzogen und lebte dort neununddreißig Jahre; er darf daher von sich behaupten, daß er Land, Leute und Sprache gründlich kennt. Seine Verdeutschung des dostoiewskijschen „Raskolnikow“ war für die Verbreitung der neueren russischen Belletristik in Deutschland bahnbrechend. Der Inhalt des „Sbornik“ umfaßt Novellen, Skizzen, Erzählungen und Satiren von Tolstoi, Korolenko, Garschin, Tschechow, Potapenko, Ljeskow, Letajew, Ssolowjow, Schapir und Amfiteatrow und namentlich auch sieben köstliche Satiren von Ssaltykow-Schtschedrin nebst einer Studie über diesen ausgezeichneten Schriftsteller. Ein Blick auf die Entwickelung der russischen Literatur seit Puschkin und Gogol und eine Lebensskizze des allzu früh verstorbenen Garschin vervollständigen die Sammlung.

München. Wilhelm Henckel.

Ueber die Bedeutung und Tragweite des darwinischen Selektionprinzipes. Leipzig. 1900. W. Engelmann. 153 S. Preis: 2 Mark.

Dem, der sich für allgemeine naturwissenschaftliche Probleme interessirt, wird es nicht entgangen sein, daß seit ungefähr anderthalb Jahrzehnten die Ansichten der Naturforscher über den Werth der darwinischen Selektiontheorie in steigendem Maße auseinandergehen und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in zwei Heerlagern schroff und unversöhnlich gegen einander stehen. Auf der einen

Seite, als deren bedeutendste Vertreter Wolff, Haacke, Pfeffer, Eimer, Goette, Kassowitz, Delage, Osborn, Cunningham, Henslow anzusehen sind, wird mehr oder weniger unverblümt von einer „Ohnmacht" der Naturzüchtung geredet und ihr höchstens die Bedeutung zugeschrieben, durch Ausmerzung pathologischer Individuen die Art auf der einmal erreichten Höhe der Anpassung zu erhalten; auf der anderen Seite stehen Weismann, Wallace und ihre Anhänger, die die „Allmacht" der natürlichen Auslese betonen. Ich habe den Versuch gemacht, die wichtigsten Gedanken, die für oder gegen das Selektionprinzip geäußert worden sind, kritisch zu prüfen, und komme zu dem Schluß, daß beide Parteien über das Ziel hinausschießen und daß der richtige Standpunkt der ist, den der Altmeister Darwin selbst einnahm: die Selektion ist zwar nur ein Faktor unter den Kräften, die die phyletische Entwickelung der Organismen bedingen, aber ein überaus wichtiger. Ueber den Inhalt der Schrift möge folgende Uebersicht aufklären; vorausschicken muß ich, daß sie sich nur auf das Selektionprinzip, nicht auf die Abstammunglehre im Allgemeinen bezieht. Das erste Kapitel erörtert die gegen den Darwinismus erhobenen Einwände, wobei namentlich die Bedeutung des „Zufalles" und der Werth geringfügiger Abänderungen ausführlich behandelt wird. Das zweite Kapitel untersucht die Formen des Kampfes ums Dasein und der Auslese, während das dritte die wichtigsten Hilfstheorien aufführt. Hierher gehören die darwinische Lehre von der geschlechtlichen Zuchtwahl, die nach meiner Meinung nur einen sehr bedingten Werth beanspruchen kann, und drei weitere Theorien, gegen die ich mich ablehnend verhalte, nämlich der rouxsche „Kampf der Theile im Organismus", Weismanns Hypothese von der Wirkung der „Panmixie" und des Selben Hypothese von der „Germinalselektion". Der vierte Abschnitt giebt eine Darstellung der Voraussetzungen der natürlichen Zuchtwahl: des Geburtenüberschusses, der Variabilität und der Isolationmittel; der letzte behandelt zusammenfassend die Wirkungen und die Tragweite der darwinischen Faktoren. Ein umfangreiches Literaturverzeichniß (über zweihundert Nummern) der wichtigsten seit 1880 über die Selektionlehre veröffentlichten wissenschaftlichen Arbeiten bildet den Schluß und dürfte allen Denen willkommen sein, die tiefer in die Frage nach der Entstehung der zweckmäßigen Einrichtungen in der organischen Welt eindringen wollen. Obgleich die Schrift streng wissenschaftlich gehalten ist, glaube ich doch, sie so geschrieben zu haben, daß sie auch dem gebildeten Laienpublikum willkommen sein wird. Professor L. Plate.

Ein Leben in Waffen. I. Lieutenantsleben. Verlag W. Spemann. Berlin und Stuttgart.

Vor einigen Wochen habe ich in dem Verlag von W. Spemann den ersten, in sich völlig abgeschlossenen Band eines größeren Werkes unter dem Titel „Lieutenantsleben" erscheinen lassen. Das Buch, obgleich in Romanform geschrieben, will viel mehr sein als nur ein Roman. Ich habe den Versuch gemacht, das Leben eines Lieutenants von dem Tage seines Dienstantrittes bis zum Tage seiner Beförderung zum Hauptmann zu schildern. Ich bringe meist nur Selbsterlebtes, bin also sicher, auf keiner Unwahrheit oder Ungenauigkeit ertappt zu werden. Vor Allem erzählt mein Buch: von dem Dienst, dem Avancement, den

gesellschaftlichen Verpflichtungen, dem Kasinoleben, der Kameradschaft und Dem, was sonst noch ein „Lieutenantsleben" ausmacht. Zum ersten Male versuche ich, das Lieutenantsleben, von dem die Wenigsten Etwas wissen, so zu schildern, wie es ist. Ich nehme kein Blatt vor den Mund; die Leiden und Qualen eines Offizieres, hervorgerufen durch den Dienst, durch die Laune der Vorgesetzten, durch den ewigen Mangel an Geld, bleiben nicht unerwähnt. Zum ersten Male wage ich es auch, die alten bestehenden Einrichtungen, wie unsere Ehrenzeichen, den Heirathkonsens und vieles Andere, zu kritisiren. Ich decke die Fehler auf und zeige, wie vielleicht das Eine oder das Andere geändert werden kann. Wer meine anderen Schriften kennt, vielleicht sogar einmal über eins meiner Bücher gelacht hat, weiß, daß mir jede Gehässigkeit fern liegt, daß ich kein unzufriedener Nobile bin, der schilt. Dazu fehlt mir jede Veranlassung. Dem Humor ist auch in dem „Lieutenantsleben" ein breiter Raum gelassen; aber trotzdem will das Buch sehr ernst genommen werden. Ich möchte wohl, daß alle Eltern es lesen, deren Söhne Offiziere sind oder Offiziere werden wollen. Auch jedem angehenden Offizier empfehle ich das Buch; es wird ihm zeigen, was es heutzutage heißt, Offizier zu sein. Von einem Lieutenant wird jetzt sehr viel verlangt. Das Wissen und die mehr oder weniger große Zulage machen es nicht allein. Der Weg, den ein Lieutenant heute wandelt, ist steil und dornig; wie sehr er es ist, sucht mein Buch zu zeigen.

Dresden. Freiherr von Schlicht.

Hütten und Börsen.

„Die Kraft ist schwach, allein die Lust ist groß", möchte man, mit Mephisto, sprechen, wenn man mitansieht, wie das kleinste Gerüchtchen von der Verbesserung der Lage eines Unternehmens, die durchsichtigsten und albernsten Manöver zur Einwirkung auf den Kurs eines Papieres — sei es auch nur in der Form einer Landkarte, in die Eisenbahnlinien unrichtig eingezeichnet sind — genügen, um die Phantasie der heutigen Börsen zu erhitzen. Da wird ein Gußstahlwerk innerhalb weniger Tage um zwanzig Prozent in die Höhe getrieben, obgleich die Erklärung der Verwaltung selbst nicht mehr als ungefähr sechs Prozent Dividende in Aussicht stellt. Ein anderes, im Allgemeinen wenig beachtetes Eisenwerk erlebt während eines einzigen Börsentages eine Kurssteigerung um siebenzig Prozent, geht aber freilich am nächsten Tage gleich wieder um fünfzehn Prozent zurück. Alle solche Ueberraschungen und Ausschreitungen deuten aber darauf hin, daß die Spekulation sich in dem ihr zur Verfügung stehenden Spielraum — im wörtlichsten Wortsinn — beengt fühlt und nach höherem und schnellerem Gewinn als dem normaler Weise möglichen giert. Vieles von diesen irregulären Erscheinungen hat unser aus guten Absichten und schlechten Einsichten entstandenes Börsengesetz zu verantworten. Die Zügellosigkeit hat nicht abgenommen, sondern dehnt sich im Börsenverkehr immer mehr aus. Als das Termingeschäft aufgehoben und dadurch der der Spekulation unentbehrliche Ausgleich im Effektenhandel in seinen legitimen Erscheinungformen erheblich eingeschränkt wurde, wandte

sich das Geschäft entweder an das Ausland — so weit es nicht direkt in das Ausland wanderte — oder es überspannte den normalen Atmosphärendruck. Man hilft sich also in der einen oder der anderen Weise. In Hamburg wird neben der Mittagsbörse eine offizielle Abendbörse eingerichtet, weil der Markt dringend danach verlangte; in Berlin hat kürzlich ein angesehenes Mittelbankgeschäft beschlossen, seinen Hauptverkehr über London zu leiten, und einige große Kohlenaktiengesellschaften suchen sich die pariser Börse zu erobern, darunter auch die gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, die schon seit langer Zeit den Parisern Gaskohle liefert. Aber auch sonst gehen erhebliche Mengen deutscher Kohle nach Frankreich; und die französische Volkswirthschaft würde nicht darunter leiden, wenn die Zulassung deutscher Montanpapiere an ihren Börsen den Ausgleich der internationalen Bilanz zwischen Deutschland und Frankreich erleichterte. Die Hoffnung, die harpener Aktien würden vorangehen, scheint sich nicht zu erfüllen; die „Banque de Paris et des Pays-Bas“ hat sich aber schon bereit erklärt, die Reports in diesem Papier zu übernehmen, und sie darf um so eher auf ansehnliche Umsätze rechnen, als der Geldmarkt unserer westlichen Nachbarn von den Schwierigkeiten, die an den sonstigen großen Verkehrsplätzen obwalten, ziemlich unberührt geblieben ist. So weit das reine Kassageschäft an den deutschen Börsen nicht mehr genügt, besteht überhaupt die gegründete Aussicht auf eine demnächstige starke Entfaltung des Ultimohandels in verschiedenen unserer Industriepapiere außerhalb Deutschlands. Schon die Einführung deutscher Papiere in Brüssel hat gezeigt, wie willfährig in dieser Hinsicht das Ausland ist. Daher hat sich denn auch jener mächtige rheinländische Bankier, der früher durch seinen energischen Widerstand die Vereinigung von Harpen und Centrum vereitelte, bekehren lassen und kürzlich selbst das Signal zu einem kleinen boom in Harpenern gegeben. Da man keinen Grund hat, seine Informationen und seinen Einfluß zu bezweifeln, der bis in die Kreise des berliner Großbankenthumes reicht, gab das Verhalten des klugen Spekulanten zu den abenteuerlichsten Gerüchten, unter Anderem von einer Fusion des harpener mit anderen Werken, Anlaß. Richtig ist daran nur, daß die Aktiengesellschaft neuerdings doch wieder in ein näheres Verhältniß zu Centrum zu treten sucht. Zwar sind wiederholte Anfragen, die nahe Interessenten der Bergwerksgesellschaften Königsborn, Maßen und Nordstern an die Verwaltung der Aktiengesellschaft gerichtet haben, unbeantwortet geblieben; aber ihre Beauftragten, die sich natürlich nicht als solche affichiren, strecken leise die Fühler aus. Und wenn heute zwei Auguren aus den Aufsichtrathsgremien zusammentreffen, so lächeln sie, denn ihre Gedanken drehen sich um den selben Punkt, die Kohlennoth, die es den verschiedenen Unternehmungen so nahe legt, sich noch fester zusammenzuschließen und in traulichem Verein zu herrschen. Selbst auf den vorsichtigen Herrn Krupp richten sich die Wünsche der harpener Gesellschaft. Aber seine Werke gravitiren doch nach einer anderen Richtung und er dürfte nicht geneigt sein, sich eine neue Verwaltung aufzubürden, die zwar augenblickliche Vortheile bringen, auf die Dauer aber eine lästige Fußfessel bedeuten würde. Außerdem hat Krupp noch keinen Ersatz für einen Mann wie Jencke gefunden, der es verstand, im Großen der Wirthschaftpolitik erfolgreiche Impulse zu Gunsten des privaten Unternehmerthumes zu geben, und der im Kleinen doch niemals den Ueberblick über die einzelnen Zweige des weit verästelten Betriebes verlor. Die stille Hoffnung der Emissionbanken, einst doch noch

die kruppschen Werke gründen zu können, wird sich, so lange der jetzige Inhaber den Ausschlag giebt, wohl nicht verwirklichen. Also muß man inzwischen mit kleineren Gesellschaften vorlieb nehmen, die immerhin auch einen Gründergewinn abwerfen können. So wird die Bergwerksgesellschaft Centrum voraussichtlich in nächster Zeit schon börsenfähig werden; freilich wird dabei den Gründern das Herz etwas bluten, denn die Dividende wird trotz allen Anstrengungen kaum über sieben Prozent sein und daher wird sich auch der Agiogewinn in einem mäßigen Umfang halten. Auf der Jagd nach geeigneten Gründungobjekten sucht die Hochfinanz immer engeren Anschluß an die Industrie selbst; und die Aufsicht- und Verwaltungräthe der großen Banken lassen es sich nicht verdrießen, zu bescheideneren Kollegen herabzusteigen und Sitze in solchen Banken zu suchen, die schon lange mit dem einen oder anderen Industriebezirk verwachsen sind. Ist Das gelungen, so läßt sich, da nun die Einflußsphäre erweitert ist, die Vereinigung verschiedener Gesellschaften viel leichter ins Werk setzen. Daß bei solcher Zusammenlegung der Interessen auch übereilte Schritte vorkommen, beweist die mißglückte Uebertragung des Röhrenwalzwerkes von Schönbrunn durch die huldschinskyschen Hüttenwerke auf das hernadthaler Eisenwerk. Der Verkäufer ist genöthigt, das Unternehmen wieder zurückzunehmen, und es wird nicht, wie gehofft, an die Gewerkschaft Rima-Murany übergehen. Die eben genannten huldschinskyschen Hüttenwerke haben die Königliche Eisengießerei in Gleiwitz zu dicht neben sich, als daß ihr Besitz sie nicht reizen sollte. Der Fiskus ist bisher aber diesem Liebeswerben unzugänglich gewesen, und wenn daher einmal ein indiskreter Journalist von Verhandlungen spricht, die auf eine Verschmelzung der beiden Unternehmungen abzielen, so hat es die eine oder andere der beiden Verwaltung nicht schwer, ein bündiges Dementi zu ertheilen. Und doch wird, wenn die Roheisennoth in Deutschland noch zunimmt, die huldschinskysche Gesellschaft nicht lange mehr von der gleiwitzer Hütte abhängig sein wollen. Der Erwerb des musterhaft geleiteten fiskalischen Betriebes würde ihr mit Hochofenanlage, Eisengießerei und Kokerei eine Jahresfabrikation von mehr als fünfundzwanzigtausend Tonnen Roheisen und einen neuen Haupt- und Kleinbahn-Anschluß zuführen. Noch dazu gestattet das Staatswerk, das heute bereits ein Areal von achtzehntausend Quadratmetern umfaßt, eine Erweiterung bis an die Grenze der huldschinskyschen Fabriken. Aber nachdem die Roheisenproduzenten Oberschlesiens sich über die untere Preisgrenze geeinigt haben, wird der Fiskus kaum unter acht Millionen Mark verkaufen wollen.

Die Hochofenbesitzer fangen übrigens an, sich einen Antheil an dem höheren Gewinn, den der Verkauf von Roh- und Halbprodukten bringt, dadurch zu sichern, daß sie sich Verfeinerunganlagen schaffen, um einen Theil des von ihnen erzeugten Roheisens selbst zu verarbeiten. Dagegen werden die Hüttenwerke, die ihren Roheisenbedarf nicht gedeckt haben, besser daran thun, ihr Augenmerk auf die Errichtung eigener Hochöfen zu richten als durch Vergrößerung der vorhandenen Maschinenbetriebe sich selbst die Speisung der erweiterten Anlage mit Rohmaterial zu erschweren. Aber die Sucht, an den hohen Preisen für Halb- und Fertigfabrikate, die neuerdings festgesetzt worden sind, möglichst zu profitiren, läßt häufig die Sorge für die Zukunft vergessen. Gelegentlich greifen unsere Bergbau- und Hüttengesellschaften auf industrielle Gebiete über, die ihnen eigentlich fern liegen sollten. Ein rheinisches Montanwerk hat sich vor

nicht langer Zeit durch die Scheinerfolge der Cementindustrie verleiten lassen, eine große Cementfabrik zu begründen. Der Bau allein verschlingt den stattlichen Betrag von etwa neunhunderttausend Mark; und dabei haben nicht einmal die schon vorhandenen alten Cementfabriken Aussicht auf lohnende Beschäftigung, — selbst dann nicht, wenn unsere Generation noch die Herstellung des Mittellandkanales erleben sollte. Das krampfhafte Bestreben der führenden Vereinigungen in der deutschen Industrie, jede selbständige Preisfestsetzung durch die einzelnen Unternehmer unmöglich zu machen, deutet keineswegs auf eine so glänzende Lage der Industrie hin, wie sie die Organe der Spekulanten in Montanpapieren ausposaunen, sondern vielmehr darauf, daß die Hochkonjunktur nur noch durch künstliche Mittel aufrecht erhalten werden kann. Es ist ein Zeichen ängstlicher Besorgniß, daß beispielsweise die Rotheisensteingruben schon jetzt die Hütten zwingen, ihren ganzen Bedarf in Rotheisenstein bis zum Schluß des Jahres 1901 zu einem Kostensatz zu decken, der die für das laufende Jahr beschlossenen Preise um fünfundzwanzig Mark übersteigt, und daß auch die anderen Syndikate sich bemühen, ihre Lieferungen für 1901 möglichst schnell zu verschließen. Sie fürchten weniger, daß sie bei weichender Konjunktur von unseren Nachbarländern unterboten werden könnten, als daß die Werke in Deutschland dann am Billigsten sein würden, die nicht unter Syndikatszwang stehen und ihre Rohmaterialien und Halbfabrikate vom Auslande beziehen. Abschlüsse amerikanischen Roheisens für deutsche Rechnung mehren sich. Die Gefahr der amerikanischen Konkurrenz beruht mit darauf, daß dort der größte Theil der Eisenproduktion in einer Hand ruht und auch die meisten Hilfsindustrien des Montangewerbes von gigantischen Trusts beherrscht werden, die vor keinem Mittel, den Gegner zu schwächen, zurückschrecken und längst schon den europäischen Eisenmarkt als sichere Beute der Vereinigten Staaten betrachten. Die Kupferproduktion der Union wird einheitlich von der „Amalgamated Copper-Company“ geregelt und die „United Zink-Company“, die „American Zink-Company“, die „Missouri-Zink-Fields Company“ und die „Cloverdale“ sind eben dabei, einen Trust mit fünfzig Millionen Dollars Aktienkapital zu gründen.

Einstweilen ist der Ueberfluß der amerikanischen Montanproduktion noch für Deutschland ein willkommener Retter in der Noth; aber das Uebel ist, daß der Yankee ein einmal gewonnenes Absatzgebiet nicht so leicht wieder preisgiebt. Die durch die böhmischen und mitteldeutschen Kohlenarbeiterstrikes verschärfte Kohlennoth zwingt uns, da die schöne Hoffnung auf reiche Schiffsladungen einer tadellosen Kiautschou-Kohle noch auf einige Jahre hinaus vertagt werden muß, amerikanische Kohlen nach Deutschland einzuführen, obgleich die Qualität der in den Vereinigten Staaten gewonnenen Anthrazit-Nußkohle nicht annähernd an die Beschaffenheit des deutschen und englischen Produktes heranreicht. Auch die inländischen Dampfer werden die — auch jetzt schon von den transatlantischen Dampfergesellschaften vielfach benutzte — brauchbarere amerikanische Steam-Kohle fortan häufiger verwenden, da sie sich durch relative Billigkeit auszeichnet. Die inländischen Montanwerke sollten sich bei diesem Gesammtstande der Dinge nicht zu fest auf die Konjunktur verlassen: sie können nicht wissen, wie lange ihr Glück noch währt. Amerika blickt uns über die Schulter und wir müssen dafür sorgen, daß es uns nicht bald über die Achsel ansieht. „Amerika, Du hast es besser als unser Kontinent, der alte“: so lasen gebildete Börsenmänner gewiß schon einmal in Goethes Zahmen Xenien.

Lynkeus.

Das Tausendjährige Reich.

Von dem Direktor, dem Publikum und den Lobschreibern des Deutschen Theaters ist „Das Tausendjährige Reich“, das neue Drama des Herrn Max Halbe, sehr ungerecht behandelt worden. Es ist, als der ernste Versuch, ein großes Thema künstlerisch rein und ehrlich zu gestalten, die bisher beste Leistung eines fleckigen Talentes und verdient mit all seinen Mängeln und Schwächen mehr Achtung als die rüden Albernheiten, die uns neulich unter dem Aushängeschild eines Schimpf- und Scherzspieles angeboten wurden, und als die gemeine Melodramatik des Kolportagefuhrmannes Henschel. Dennoch wurde es ausgelacht, ausgezischt und nach zwei kurzen Lebensabenden ruhmlos bestattet; und der Verfasser wurde von den Offiziösen des Deutschen Theaters mit einem sehr schlechten Jahreszeugniß heimgeschickt. Die Haltung des Publikums ist leicht zu verstehen. Erstens sind diese Leute durch die Fülle der Theaterstücke, bei deren Aufführung sie sich nicht amusiren und die sie doch bewundern sollen, nachgerade verärgert und freuen sich jeder Gelegenheit, wo sie, ohne den Bannfluch der Schreckensmänner fürchten zu müssen, ihrem inneren Unmuth Luft machen können. Herr Halbe ist nicht, wie Henschels und Jaus unsterblicher Erwecker, von einer jeden Ketzer bedrohenden Knüppelgarde flankirt, also zum Prügelknaben der Neuen Richtung sehr geeignet. Zweitens wird in dem Drama fast ohne Unterbrechung davon gesprochen, daß Jesus Christus wiederkehren und ein Millennarreich gründen werde, ein Reich ohne Ausbeutung und Terminspekulation, ohne Kurse und Dividenden. So unwahrscheinlich die Erfüllung sein mag: schon die Weissagung ist den für erste Aufführungen im Deutschen Theater Vorgemerkten höchst unangenehm. Das könnte ihnen gerade noch fehlen, — jetzt, wo das Geld theuer, der Kaffercirkus lustlos ist und die Produktenbörse eben nothdürftig wiederhergestellt wird! Mit listig verkutteten Strebern, die sich aus Evangelisten rasch zu Imperialisten entwickelt haben und unter dem Patronat des Herrn von Siemens praktisches Christenthum predigen, kann dieses Publikum sich abfinden, solche weltkluge und bequeme Geistliche sieht es sogar recht gern bei seinen Diners; der Galiläer aber hat sich im jerusalemitischen Tempel damals doch allzu brüsk benommen. Vielleicht wären die Thiergartenmaecene und ihre pailletirten Gehilfinnen weniger empfindlich gewesen, wenn man ihnen rechtzeitig gesagt hätte, daß es sich um Prophezeiungen und Hoffnungen handelt, die nicht aus dem Neuen, sondern aus dem Alten Testament stammen, in den apokryphen Büchern Baruch und Henoch nachklingen und von manchem rabbinischen Utopisten verzeichnet worden sind ... Bei der Privatpolitik der Censurenvertheiler wollen wir uns nicht erst lange aufhalten; das Erfreulichste, was man von den Herren sagen kann, ist, daß sie keinen Einfluß mehr haben, also kaum noch schaden können. Wichtiger ist die Ungebühr, die der Direktor

dem Stück anthat. Er durfte Herrn Halbe nicht verschweigen, daß der letzte Akt des Dramas unmöglich, unaufführbar, mörderisch ist. Reicht die Urtheilsfähigkeit des behenden, klugen und kaltblütigen Philologen, der das Deutsche Theater leitet, nicht so weit, daß er die Tragkraft eines Dramengliedes ermessen kann, dann muß er sich — außer dem Regisseur, den er wie das liebe Brot braucht — einen Dramaturgen miethen, in dem Leidenschaft lebt und der nicht genöthigt ist, sich Poesie sacht durch die Verstandesschleußen zuzuführen. Es ist ein Jammer, zu sehen, was heute am deutschen Drama gesündigt wird, wie viele leidliche, leicht lebensfähig zu machende Stücke auf der Bühne völlig versagen, weil kein Mensch da war, der dem Autor klinische Hilfe zu leisten vermochte. Damit aber ist das Sündenregister des Direktors diesmal noch nicht abgeschlossen. Er hat das Stück auch leichtfertig besetzt und ungenügend vorbereitet. Da seinem Theater ein Tragoede fehlt, konnte nur Herr Reicher die Hauptrolle spielen. Diesem scharfsinnigen, mit Temperament und Phantasie, Muth und Schmiegsamkeit begabten Meister seiner Kunst aber mußte, weil er allzu lange der Bewältigung großer Aufgaben entwöhnt worden ist, von einem Kunstpädagogen vor der Aufführung die folgende Rede gehalten werden: „Ein Dorfschmied, lieber Herr Reicher, der in chiliastischen Vorstellungen lebt, darf seine mystische Weisheit nicht so vortragen wie ein Schauspieler, der sich im Kaffeehause als Buddhisten, Theosophen, Alchemisten bekennt. Es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß ein solcher Schauspieler keine Gemeinde um sich zu sammeln vermag, daß er eher ein Bischen komisch wirkt, wie ein sonderbarer Schwärmer, bei dem man nie recht weiß, wo die Pose anfängt und der Glaube aufhört, und dessen Schrullen man überhaupt nur hinnimmt, weil er auf seinem eigensten Gebiet ein alle Gefährten überragender Könner ist. Der Schmied, den Sie jetzt auf die Bretter stellen sollen, ist ein Dutzendhandwerker; wenn er trotzdem dumpfe Häuslerhirne für sich gewinnt und aus Ackerbürgern und Scharwerkern eine Sekte bilden kann, dann muß sein Glaube mächtig, seine suggestive Kraft gewaltig sein; sonst wäre solcher Erfolg unerklärlich. Der Mann muß von ganz anderer Art sein als die Dorfgenossen; aus jedem Wort, das er spricht, muß ekstatische Verzücktheit über Flur und Feld hallen. Grübeln Sie nicht der Möglichkeit einer solchen Gestalt nach, versuchen Sie nicht, sie, wie Sies früher mal mit dem Othello thaten, geistreich zu erklären und vom Publikum mildernde Umstände zu erblinzeln, sondern nehmen Sie den Kerl, wie er ist, und spielen Sie ihn so naiv, so unmodern, als ob er Elias, Henoch oder Daniel hieße und in Kanaan oder Bethulien lebte." Herr Reicher hätte es gekonnt, wenn ihm auch die eichenstämmige Wucht Baumeisters und die leidenschaftliche Inbrunst Matkowskys fehlt; doch kein Wegweiser ward ihm aufgerichtet und so wußten die Hörer lange nicht, ob sie einen Dorftolstoi in seiner heiligen Begrenztheit bewundern oder einen Dorfegidy in seiner

Größenwahnblähung auslachen sollten. Nichts aber ist einem Drama gefährlicher als solcher Zweifel ... Es war nicht der einzige, der diesmal die Stimmung verdarb. Da trat ein Pfarrer auf, der sich geberdete, als käme er geraden Weges aus Wittenberg oder Kirchfeld, heldisch stolzirte und sommerstorffisch den Kopf in den Nacken warf; nach und nach erst merkte man, daß dieser Pfarrer ein schwachgemuther und engherziger Opportunist sein soll, einer von den — heute politisch so strebsamen — Talarträgern, die, sobald ihr Profitchen ins Spiel kommt, den Herrn Jesum einen guten Mann sein lassen. Ein ostelbischer Junker von anno 48, ein vergnügter und gutmüthiger Sausewind, dem die starke Vitalität, die robuste Lebenslust des Herrn Nissen das rechte Gesicht gegeben hätte, wurde von einem an der Sache offenbar nicht interessirten Mimen im Prudelwitzton heruntergeschnarrt. Und die Schmiedemeisterin, eine verhärmte westpreußische Magdalena, die den tiefsten Ton menschlichen Leides aus wunder Brust holen muß, ließ der denkende Direktor nicht von dem Fräulein Dumont, sondern von der drallen Frau Lehmann spielen, deren im Spreeland anerzogene Ironie schon im ersten Akt das Familienverhältniß fälschte und einen lebensgefährlichen Ton in das Drama brachte. Nachtwandler soll man nicht anrufen, Apostel nicht verhöhnen lassen. Ein Glaubensheld und Sektenstifter, der sich von seiner lieben Frau „uzen“ läßt, muß dem Betrachter der Narrheit näher als der Heiligkeit scheinen.

Ich habe bei diesen Dingen lange verweilt und bin den Lesern, die meine Ansicht nicht am Ort der Missethat nachprüfen können, vielleicht langweilig geworden. Erstens aber wollte ich einmal zeigen, wie leichtfertig und lieblos, mit welcher in Frankreich undenkbaren Lüderlichkeit auf unseren Bühnen mit einem ernsten Werk umgesprungen wird. Und zweitens wollte ich, da Schweigen als ein Zeichen des Einverständnisses gedeutet werden könnte, ausdrücklich gegen die Lobhudelei protestiren, die das Deutsche Theater als die „erste Bühne Deutschlands“ — oder gar „Europas“ — über den Klee preist. Dieses Theater ist überhaupt keine „erste Bühne“. Es hat seine Spezialität, sein Genre, und leistet darin fast eben so Gutes wie das Théâtre Antoine in Paris, eben so Gutes wie in anderen Genres früher das Wallner-Theater und jetzt noch das Residenz-Theater. Eine erste Bühne muß im Stande sein, die stärksten Werke der Weltliteratur würdig aufzuführen. Das kann das Deutsche Theater nicht. Es hat sich ein kinderleichtes Genre gewählt, in dem selbst entschüchterte Dilettanten für Spielergenies gelten können, ist in seinem jetzigen Bestand aber vollkommen unfähig, ein großes Drama in großer und reiner Plastik lebendig zu machen. Und es ist kein Zufall, daß im „Tausendjährigen Reich“ die kleinen Jammergestalten eines Korbflechters, Stellmachers und Sattlergesellen vorzüglich gespielt wurden, in jedem Augenblick aber, wo Größe, Wucht und naive Hingabe an den Gegenstand nöthig

gewesen wäre, die wichtigsten Wünsche unerfüllt blieben. Daß auch eine sorgfältiger vorbereitete, feinere und zugleich kräftigere Darstellung das Drama des Herrn Halbe nicht zu retten vermocht hätte, steht auf einem andern Blatt. Den Sitz seiner organischen Schwäche wollen wir nun suchen.

In dem westpreußischen Dorf Marienwalde haust der Schmiedemeister Drewfs. Drei Ereignisse haben das Alltagselend seines Handwerkerlebens unterbrochen. Er hat entdeckt, daß seine Frau früher die Liebste des Schloßherrn war. Nur früher? Fand er nicht eines Abends den Junker in der Kammer der Frau? Sie schwört zwar, nichts sei geschehen, sie habe den Herrn nicht hinauswerfen können, ihm aber Alles versagt. Ja, wers glaubt! So reden die Weibsleute immer, an Schwüren und Thränen fehlts ihnen nie; doch die Katze läßt das Mausen nicht; und Eine, die an freiherrliche Karessen gewöhnt ist, sehnt sich von ihrem rußigen Rauhbein wohl immer wieder zum glatten, gestriegelten Ritter. Drewfs ist fest überzeugt: die Frau brach die Ehe; und er haßt aus tiefstem Herzen Den, der sie mit Frevlerhand aus dem Eheverschluß lockte. So zieht er anno 13 in den Franzosenkrieg. Er hat Eine genommen, die im Dorf als Herrenbuhle bezischelt wurde, und hat sie behalten, trotzdem sie ihn noch weiter betrog. Ist er nicht ein guter Kerl und ein echter Christ? Eines Tages wird er mit seinem Lieutenant, dem Gutsherrn von Marienwalde, auf Vorposten geschickt. Es wird dunkel, vom feindlichen Lager her knattern die Kugeln, der Lieutenant hält keck in der Feuerlinie. Wenn der gekränkte Gatte ihm jetzt die Rechnung begliche? Wenn er ihn mit einem wohlgezielten Schuß in den Sand würfe und den Störenfried so aus dem Wege räumte? Kein Hahn würde danach krähen; der Lieutenant wäre eben auf Vorposten gefallen. Drewfs legt an; als er gerade losdrücken will, trifft eine Franzosenkugel ihn mitten in die Brust. Und der Schwerverwundete sagt sich in seiner frommen Einfalt: Das war Gottes Finger, der mich für böses Trachten bestraft und zugleich an der Ausführung gehindert hat ... Aus dem Felde kehrt der Schmied heim und das alte Leben geht weiter. Er hat zwei Kinder. Aber der Junge, das Erstgeborene, ist wohl gar nicht sein Sohn; er stammt ja aus der Zeit des Kammergetändels. Den Bengel mag der Meister nicht sehen; gewiß so ein Schloßbastard; wenn er ihm nur aus den Augen käme! Der unväterliche Wunsch wird zur Zwangsvorstellung; und als der Junge den Hals bricht und plötzlich in Todesstarre vor ihm auf den Fliesen liegt, da stehts für den Dorfschmied fest: auf ihn blickt der Herr vom Himmel mit besonderem Wohlgefallen herab, ihn ließ er leiden, ihm, dem Märtyrer, giebt er sichtbare Zeichen, ihm wirkt die Gnade des Höchsten göttliche Wunder. Diese drei Erlebnisse furchen seinen Sinn mit unverwischbaren Runen. Die Frau verachtet er als eine rückfällige Sünderin. Die Tochter sieht er ohne Freude heranwachsen. Das Geschäft vernachlässigt der früher Fleißige. Er ist zu Besserem berufen als zum

Nageln von Hufeisen und zum Ausbessern verbrauchter Wagenräder; ihn, er fühlt es, rief der Herr zu einem höheren Werk. Er blickt um sich; Ungerechtigkeit, Unfrieden, Unbarmherzigkeit schaut er ringsum. Wie ihm, geht es Manchem: die großen Herren nehmen die Arbeit, das Weib und das Kind des armen Mannes, lassen ihn für sich scharwerken und die Frucht ihrer Lenden erziehen. Ist dieses von Koth und Blut erfüllte Jammerthal die friedsame Seligkeit, die alljährlich in der Osterstunde der sehnenden Menschheit verkündet wird? Starb, um solches Reich schmählicher Schande zu gründen, der Heiland am Kreuz? Das kann nicht sein. Der hoffährtige Fanatiker flüchtet sich ins Sonnenland der Bibel, durchforscht es nach allen Richtungen und läßt, wenn er von hitzigen Streifzügen müde geworden ist, sein brennendes Auge immer wieder auf den Worten der Offenbarung Johannis ruhen: „Und die Seelen der um des Zeugnisses Jesu und um des Wortes Gottes willen Enthaupteten und Alle, die nicht angebetet hatten das Thier noch sein Bild und nicht genommen hatten sein Malzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand: Diese lebten und regirten mit Christo tausend Jahre.“ Immer wieder las er in Nöthen dieses Kapitel, das zwanzigste, und sah vor seines Geistes Auge den Engel vom Himmel herabfahren und den Drachen, die alte Teufelsschlange, binden, in den Abgrund werfen, verschließen, versiegeln. Tausend Jahre soll der böse Erzfeind im Abgrund gefesselt liegen; erst „danach muß er los werden eine kleine Zeit.“ Was ist Das? Was kann diese apokalyptische Weisheit bedeuten? Nichts Anderes doch als Dieses: noch einmal wird der Heiland auf die Erde kehren, die bösen Triebe dort binden und unschädlich machen und mit der erprobtesten Jünger Hilfe ein tausendjähriges Reich friedlicher Seligkeit gründen. Die Mär vom Jahr 68 kriecht ihm ins lichtlose Hirn. Der Schmiedemeister Drewſs wird ein Bekenner des Chiliasmus.

Hier stock' ich schon. Ich habe mich bemüht, eine psychologische Begründung zu geben, die der Dramatiker kaum flüchtig angedeutet hat; dennoch bleiben Lücken und Brüche. Daß der Schmied sich einen Auserwählten wähnt und von frommem Fanatismus umnebelt wird, mag glaublich scheinen. Wie aber kommt er zu der besonderen Form des Wahns, die man Chiliasmus nennt? Das mußte erklärt werden. Herr Halbe ist offenbar von Björnsons großartig gedachtem Drama „Ueber die Kraft“ angeregt worden. Auch der Held des Norwegers ist ein Millennarist, auch er glaubt, Wunder wirken zu können, auch er wird für sein Vermessen an der verwundbarsten Stelle gestraft; und wie von ihm, so könnte man auch von Drewſs sagen: „Einen Glauben wie den seinen hat noch Niemand gesehen; und Niemand sah je einen solchen Glauben an seinen Glauben.“ Aber der Skandinave ist ein Pastor, ein gelehrter Theologe, der ganz genau weiß: „Vom Lande der Erneuerung, vom Tausendjährigen Reich wurde in uralten Zeiten schon im Orient ge-

träumt. Ist es deshalb etwa ein unmögliches Wahngebilde? Dafür mögen es schwache Seelen halten; den starken ist es und bleibt es Wahrheit... Ich sah das Christenthum ängstlich am Boden kriechen; es wagte sich nicht in die Höhe, jeder Hügel schien es zu schrecken. Ich fragte mich: Weshalb diese Angst, diese Kriecherdemuth? Fürchtet es, alle menschlichen Dinge aus ihren Angeln zu heben, wenn es sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete? Ist das Christenthum unmöglich oder machen die Menschen es dazu, weil sie nicht den Muth haben, Etwas zu wagen? Wenn nur Einer es wagte: Tausende würden dem Beispiel folgen! Und da ward es mir klar, daß ich versuchen müßte, dieser Eine zu sein. Das, meine ich, sollte ein Jeder versuchen, wenn er ein Gläubiger heißen will. Denn glauben heißt mir: überzeugt sein, daß nichts dem Glauben unmöglich ist, und diese Ueberzeugung furchtlos bekennen". *) Pastor Sang wird, so dürfen wir annehmen, den Papias gekannt haben, der drei Menschenalter nach Jesu Geburt Bischof von Hierapolis war und aus den jüdischen Prophezeiungen eines theokratischen Messianismus, aus den Fieberschwärmereien des Hellsehers von Patmos das Material zu dem Luftschloß eines christlichen Chiliasmus erraffte. Dieser Papias, dessen Exegesen leider verloren sind, ging weiter als der Johannes der Apokalypse; er schildert anschaulich die nahende Zeit, da aus jedem Samenkorn zehntausend Aehren hervorschießen werden, jede Aehre zehntausend Körner tragen und jedes Korn zehntausend Pfund Mehl liefern wird, die Zeit unerschauter Ueppigkeit, ungetrübter Eintracht, unverdunkelten Glanzes. Solche judenchristliche Visionen waren schon damals nicht neu; sie erhellten noch lange die düstere Welt der in Frommheit Darbenden, der Ebionim, ließen, zur Zeit Domitians, im „Hirten" des Hermas ihre Spur, flackerten über den Lehren der Montanisten und begeisterten noch in Luthers Tagen die Anabaptisten zu aberwitzigem Thun. Die Orthodoxie kämpfte mit ihren feinsten geistigen Kräften vergebens gegen dieses gröblich materialistische Mißverstehen der Heilandsverheißung. Wenn das Maß menschlichen Leides bis an den Rand gefüllt, die Mißsaat der Ungerechten zur Ernte reif ist und des Lasters Aasgeruch bis zum Himmel stinkt, dann ist die keuchende Schaar gestimmt und bereit, sich von Hoffnungen einlullen zu lassen: wer ihr den Himmel auf Erden verspricht, ein mühloses Leben in Herrlichkeit, Der hat sie in seiner Hürde. Das sah, eben so klar, wie wir heute es sehen, schon Origenes. Und er und seine Gefährten im Glauben an eine symbolisch-philosophische Offenbarung erkannten auch die Gefahr solcher Wahnvorstellung, — eine mehr noch politische als religiöse Gefahr. Thatloses Warten auf ein Wunderbares, eine Wonnechilias oder eine Seligkeit

---

*) Ich folge nicht der stümperhaften, unlesbaren Uebersetzung, in der Björnsons Gedicht leider in Langens Verlag gedruckt worden ist, sondern versuche, so gut ichs kann, den Sinn der hier wichtigen Sätze frei wiederzugeben.

spendende „Entwickelung“, hat noch nie einem Stamm, einer Klasse genützt, hat sie stets nur gelähmt und untüchtig gemacht. Renan kannte die jüdischen und juden-christlichen Verkünder tausendjähriger Friedensreiche sehr gut, als er schrieb: On vise à l'impossible, à une sorte de douceur subversive de l'humanité, comme celle que l'Inde seule a pu, au prix de son anéantissement politique, réaliser dans la vie.

Björnsons Pastor hat den Irrgarten des Chiliasmus gewiß oft durchwandelt; ihm darf man zutrauen, daß er auch die kritischen Einwände gegen den Schwarmgeisterglauben kennt; er weist sie, in seinem Thaumaturgenwahn, nur mit mildem Lächeln eben ins Leere. Der marienwalder Schmied aber weiß von Alledem nichts; wenigstens giebt er uns kein Zeichen seiner Wissenschaft. Und das Publikum? . . Ich möchte keinen der Herren mit den Brillantknöpfen, keine der Damen mit den Watteaurosenhüten persönlich kränken; aber hätten sie der Frage, was eigentlich das Wort Chiliasmus bedeute, eine Antwort zu finden vermocht? Ein Dramatiker darf nichts als bekannt, als „Gemeingut der Gebildeten“, voraussetzen; er blättert die biblia pauperum auf und muß so sprechen, daß selbst die Kindlein, die zu ihm kommen, Alles verstehen. Wer nicht weiß, daß die Hoffnung auf ein Tausendjähriges Reich älter ist als das Christenthum, daß sie immer wieder, zu jeder Zeit und unter jedem Himmel, den Muth der Ermatteten gehoben, die Lippe der Verzweifelnden geletzt hat, Der muß in dem Meister Drewſs einen Narren sehen, einen für Herrn Mittenzweig und Entmündigung reifen Verrückten. So geschah es denn auch; und das Kichern schon, das, ehe der Vorhang zum ersten Mal sank, durch die Reihen schlich, hatte den Helden des Dramas geköpft.

Dieser grausamen Exekution konnte Herr Halbe seinen Schmied leicht entziehen. Wir lernen ihn im Mai des Jahres 1848 kennen. Sollte der Mann, der sich zu so hohem Werk berufen glaubt, nicht Bücher gelesen, sogar emsig die dicksten Schweinslederbände durchschmökert haben? Ich will einmal annehmen: er thats. Dann konnte in seine schwielige Hand eine der Schriften gerathen sein, mit denen Irvingianer und Plymouthbrüder damals gerade die Germanenwelt überschütteten. In dem Anglo-Judaismus Edwards Irving war eben ja die Chiliastenlegende zu neuen Erobererzügen erstanden. Die Apostel des Schottenheilands durchstreiften seit den letzten dreißiger Jahren Europa, riefen zur Reinigung und kündeten der Braut des himmlischen Bräutigams nahe Wiederkehr in die Zeitlichkeit. John Darby, der in Plymouth den Millennarismus gepredigt und zum Abfall von der verruchten Bileamskirche gemahnt hatte, war vor dem Zorn der rechtgläubigen Anglikaner in die Schweiz geflüchtet und hatte dort eine Jüngergemeinde um sich geschaart. Und auch in Deutschland mehrten sich, in den Tagen der Lichtfreunde und freien Gemeinden, die Proselyten des neuen Wunderglaubens. Was einst die Rosen-

kreuzer, was Comenius, Jakob Böhme und der Protestant Bengel verheißen hatten, Das wurde nun, in fast noch vergröberter Form, wieder der unruhvollen Menge als Kost geboten. Bis nach Schlesien, Posen, Ostpreußen drangen die Sendboten des Irvingianismus vor, in Berlin wirkte für ihn Charles Böhm mit schnell sichtbarem Erfolg und ein Nuntius aus England konnte in der Stadt Nicolais eine an Kopfzahl reiche Brüderschaft feierlich weihen. Das geschah im Mai des Jahres 1848. Warum soll der Sturm des Tollen Lenzes von so vielen Höhenfeuern nicht ein Fünkchen in die marienwalder Schmiedeesse geweht haben? Dann wäre Alles erklärt gewesen und die Hörer hätten nicht mehr geglaubt, den gleichgiltigen Einzelfall eines Paranoikers vor sich zu haben.

Es sollte nicht sein; und wir müssen nun sehen, wie es dem armen Drewsz, den sein Ersinner so schutzlos in eine böse Welt schickte, weiter erging. Im eigenen Heim gehts ihm schlecht. Die Tochter ist in die Jahre gekommen, wo heißen Jungfräulein der keusche Schatz lästig wird und als leichte Beute jedem Küßkünstler zufällt; sie folgt dem Schleichpfad der Mutter: der junge Baron, des verhaßten Lieutenants von anno 13 schmucker Sohn und Erbe, fängt sich das zierliche Vögelchen, das so brünstig den Sprosser ersehnt. Die Mutter flennt wohl ein Bischen, denkt aber nicht ernstlich daran, dem Kinde zu wehren; was hat denn solch armes Ding sonst vom Leben? Ein Stück nach dem anderen schleppt der Trödeljude aus dem Haus; bald wird der letzte Sonntagsflitter verkauft sein; was dann? Und wozu hilft überhaupt entsagende Ehrbarkeit? Frau Drewsz kann beschwören, daß sie die Ehepflicht niemals befleckt hat, und doch schilt der Mann sie früh und spät mit Schandnamen und verstößt sie aus seines Innersten Gemeinschaft. Er würde dem Mädel das Aergste zutrauen, auch wenn es nie mehr als die Fingerspitzen eines Dorfgenossen berührt hätte. Und wirklich: der Schmied wähnt sein Kind schon gefallen, ehe es noch ins Straucheln geräth. Da ist er ein rechter Prophet nach dem Herzen des Jeremias. Aber ein Christ ist dieser Harrer auf Jesu Wiederkehr nicht. In ihm lebt nicht Güte noch Barmherzigkeit, er hält für jeden ihm sündig Scheinenden den ersten Stein bereit und hat die Eiseshärte der Eiferer des Alten Bundes. Die beiden Frauen, die durch sein Häuschen huschen, sind ihm nur noch Fremde, für die er nicht zu sorgen, um deren leibliches und seelisches Wohl er sich nicht zu bekümmern hat. Seine Freundschaft ist draußen und draußen sein Trost: die Aermsten im Dorf, Bresthafte und vom Elend Zermorschte, bilden seine Gemeinde, ein Blinder und ein Schwindsüchtiger sind seine Lieblingsjünger. Sie kann nur ein Wunder beglücken, sie würden mit letzter Kraft sich noch in den Sargdeckel krallen, um Dem zu lauschen, der ihnen greifbare Himmelsherrlichkeit zeigt. Dieses Häuflein Elend, dessen bitterste Noth er durch Almosen gelindert, dessen Gliederschmerz er durch Altweibermassage und suggestiven Zuspruch gesänftigt hat, will der Schmied nun ins

Morgenland führen, dem nahenden Heiland entgegen. Unwillig sieht die bäurische Bourgeoisie dem abenteuerlichen Treiben zu; und auch die geistliche und die weltliche Gewalt schickt gegen den Unfug ihre Büttel aus. Der Pfarrer mahnt zur Rückkehr in das Gitter des amtlich abgegrenzten Glaubens. Der Junker will auf den Robott gnädig verzichten und redet den Leuten väterlich zu, sich nicht bethören und ins Unglück schwatzen zu lassen. Noch aber ist Drewfs der Stärkere: die des Hoffens auf Kirchenheil und Herrengunst längst Entwöhnten halten zu ihm. Die Ohnmacht des Vermessenen muß sich erst deutlich zeigen, ehe sein stöhnender Troß sich von dem zärtlich gehegten Aberglauben trennt. Da trifft den im Uebermuth Jubelnden der erste Streich: die Frau trägt den täglichen Jammer, den schimpflichen Zweifel an ihrer Treue nicht länger und stürzt sich vom Brückensteg in den Teich. Und nun lernt der Mann unter Qualen erkennen, was ihm die Verachtete war. Ein Heiliger, der sein Weib in den Tod ärgerte? Ein Prophet, der nicht einmal sah, was aus nächster Nähe ihm drohte?.. Aus den Spinnstuben schlüpft das Gewisper auf den Markt und bald heißts in allen Schänken: Drewfs hat sein Weib gemordet! Die besser genährten Schäflein stehlen sich scheu aus der Heerde; und der Hirt der gelichteten Schaar kann am Ende selbst der Frage nicht mehr ausweichen, ob die Frau wirklich so viel schlechter als andere war und ob sie unter seiner Zuchtruthe in dreißig Leidensjahren ihre Schuld nicht hundertfach, tausendfach abgebüßt hat. Doch er rafft sich noch einmal auf und schreitet ungebeugten Nackens vom Kirchhof ins Dorf. Die Kleingläubigen, die ihn mit dem Vorwurf belagern, warum er sie sehen lehrte, da sie das Licht, dessen Aufflackern ihre Blindheit für Sekunden erhellte, nun doch wieder, in gedoppeltem Schmerz, entbehren sollen, herrscht er mit grimmiger Inbrunst an; dem Pfarrer, der ihm rügend ins Gewissen redet, tritt er mit wormsischer Ketzerkühnheit entgegen. In ihm waltet der Wille des höchsten Herrn, aus seinem Munde spricht Jesu Gebot und über ein Kleines werden die Blinden selbst sehen, daß er allein der frohen Botschaft wahrer Bringer ist... Solche Hybris strafen die Himmlischen stets, straft auch der milde Gott der Galiläer. Keine einzige Weissagung des Schmiedes wird erfüllt; der Herr bleibt seinem Bitten taub; und das Flammenzeichen, das er vom Heiland erflehte, fällt als zündender Blitz in sein Haus und legt es in Asche. Die Heerde zerstiebt: Gott hat gerichtet! Und der Hirt, an den nur der Blinde sich rathlos noch klammert, sucht an der selben Stelle, wo seine Frau das Sorgenbündel abwarf, aus Feuersnoth Rettung im Wasser. Er wollte mit Branntwein das Gedächtniß umschleiern und sah, daß der Trunk die Fieberangst nur noch steigerte. Er wollte sich den Aufrührern anschließen, die mit Mord und Brand die soziale Ungleichheit ausroden möchten, und merkte, daß er für solches Werk der Gewissenlosen nicht mehr die schwindelfreie Kraft besaß. Er hat verspielt und verthan; und seine Lebenswunde kühlt nur der Tod.

Der Schluß ist banal und das leere Schänkengeschwätz des letzten Aktes wäre einem viel stärkeren Stück verhängnißvoll geworden. Vorher hatten Erfindung und Technik zwischen Größe und Geschicklichkeit, zwischen Hebbel und Mosenthal, unsicher geschwankt; jetzt gleiten wir in die Grabkammern der Schicksalsdramatiker, der Müllner und Zacharias Werner, hinab. Da überläuft uns ein Frösteln; und wir fragen beklommen, wie es nur möglich war, daß kein guter Kunstgeist, kein kluger Rather den Dichter an den richtigen Scheideweg führte. Herr Halbe zeigt uns flüchtig einen Handwerksburschen, der frisch aus der Schweiz die neuen Heilslehren des Kommunismus mitbringt. Der stramme Bengel will nicht auf eine vom Himmel gnädig herniedergespendete Seligkeit warten; den Himmel überläßt er den Junkern und Pfaffen, die ihn längst schon in Erbpacht haben: ihm selbst soll der Rothe Hahn Freiheit und Glück von den Dächern krähen. Diesen Lümmel durfte der Dramatiker nicht so leichten Kaufes wieder fahren lassen; ihn mußte er sehr genau ansehen und seine Herkunft sehr sorgsam prüfen. Kam er nicht aus der Schweiz? Ein 48 nach sechsjährigem Aufenthalt in der Eidgenossenschaft heimwandernder Kommunist mußte vom Schneider Weitling gehört, mußte ihn ja noch in Zürich gesehen haben. Und ihn nicht allein: auch Schmidt, den schwäbischen Gerber, Bakunin vielleicht, den commis vogageur der Revolution, Kuhlmann, Marr und die anderen Helden vom neuesten Bunde des Jungen Deutschland. Die saßen, als Friedrich Engels die Lage der arbeitenden Klassen in England studirte, schwadronirend in der Schweiz, schimpften auf die Einheitträume und das „konstitutionelle Dorado“ der lieben Landsleute und äugelten mit Cabetisten und Egalitären über den Rhein. Von ihnen hätte der Schmiedegeselle seinem Meister Manches erzählen können. Und sollte der hitzige Kommunist im Mai 48 noch nicht das Manifest gekannt haben, das drei Monate vorher durch ganz Europa geschmuggelt worden war und in dem das Sturmwort stand: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch“? Was zu Alledem wohl der alte Drewfs gesagt und wie er gestaunt hätte, wenn ihm von dem Jungen Weitlings „Evangelium eines armen Sünders“ in die Hand gesteckt worden wäre! Da war ja das neue Christenthum, als dessen Wunderblüthe ein irdisches Paradies des Fleisches gepriesen wurde, da war Jesus ein vergnügter Herr, der lustig lebt und leben läßt, waren die Lehrer der Chiliasten und Wiedertäufer in eine gröbere, greifbarere Sinnlichkeit übersetzt. Und da war auch für den Dichter die Tafel am Scheideweg. Sein Schmied konnte, wie Papias, der ἀρχαῖος ἀνήρ, jeden Gedanken an Gewalt und Empörung als ein redlicher Greis schroff ablehnen, ihm konnten die Schuppen vom Auge fallen und seinem entsetzen Sinn sich die Worte entringen: „Wenn mein Wahn diesen Schreckensweg bahnen half, dann bin ich vor Gott und Menschen ein unentsühnbarer Sünder!“ Oder er konnte aus dem zerstörten Chiliastenreich ins Land Babeufs und Buonarottis flüchten, reuig an

seine Brust schlagen und rufen: „Ich habe geirrt, da ich glaubte, unthätig des Tausendjährigen Reiches ersten Morgenstrahl erwarten zu dürfen! Gott heischt mehr als Gebet und innere Reinigung, heischt muthige That und sabbathliche Säuberung der Straßen, auf die sein eingeborener Sohn als Friedensfürst des Milleniums bald den Fuß setzen soll. Weil ich ihn nicht verstand, weil ich zauderte und vor der Blutschuld erschrak, hat er mich gestraft; weil ich jetzt, um auf Erden das Menschengefühl zu entbinden, zur unmenschlichsten Grausamkeit entschlossen bin, wird er mich krönen." Herr Halbe hat, so scheint mir, nicht scharf und nicht tief genug in die Hintergründe der Zeitstimmung hineingesehen, die seines Helden Legendengestalt umwittern mußte; sonst wäre ihm nicht entgangen, daß der Zusammenstoß der chiliastischen mit der kommunistischen Traumwelt zu einer der beiden Lösungen des Konfliktes führen mußte, die ich eben anzudeuten versuchte. Die zweite hätte das Staatsretterherz des Don Quixote von Saarabien erfreut; denn sie hätte gezeigt, wie leicht aus religiösen Schwärmern politische Revolutionäre werden. Die erste konnte dem Psychologen seine Genüsse bescheren und ihn einen Blick unter die Schwelle des Bewußtseins thun lassen, wo der Trieb die Denkkraft lenkt und zwischen den assoziativen Centren heimlich die Leitung herstellt. Der in die Gemeinschaft blutrünstiger Handwerksburschen verschlagene Schmiedemeister hätte sehr schnell eingesehen, wie wenig in dieser gottlosen, herrenlosen Welt für einen Mann seines Schlages zu hoffen wäre. Und diese Einsicht hätte ihm zu der Erkenntniß verholfen, daß in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge nicht Der die längste Wegstrecke zurücklegt und den größten, fettesten Glücksbrocken einsäckelt, der den neuesten Glauben, das letzte Modedogma hat, sondern Der nur, dem klar ward, daß jedes Fortschreiten um Fußes Breite, jeder winzigste Erfolg von jedem Einzelnen, mag sein Glaube modern oder unmodern scheinen, aufs Neue erarbeitet, erkämpft werden muß.

Wäre solche Erkenntniß nicht auch deutschen Dichtern vom Jahr 1900 nützlich? Der unausrottbare Pessimismus einer schwachen und müden Asiatenmenschheit rettete sich in die Christenlehre, in den Traum einer für alles Leid überreichlich entschädigenden himmlischen oder lieber noch irdischen Glückseligkeit. Mangel an Selbstbewußtsein und stolzer Kraft trieb germanische Dichter in das Nebelland eines neuen, ihrem Stamm fremden Dogmas. Daß sie in die Irre schweiften, kann ihnen nicht mehr verborgen sein. Es wäre schön, wenn sie sich um die Erkenntniß schaarten, daß es, wie für jeden Gläubigen, so auch für den Dichter, der von allen Menschen den stärksten Glauben braucht, nicht darauf ankommt, dem neuesten Ruf, der neuesten Richtung zu folgen, sondern darauf allein, des eigenen Wesens Kern in freiem, nie rastendem Schaffen zur Sommerreife gedeihen zu lassen.

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. März 1900.

Englische Krankheit.

Wilhelm der Zweite, Deutscher Kaiser und König von Preußen, ließ, als ihm der Sieg des englischen Feldmarschalls Roberts über den Burengeneral Cronje gemeldet worden war, seiner Großmutter, der Königin und Kaiserin Victoria, und seinem Onkel, dem Prinzen von Wales, den Ausdruck freudiger Theilnahme an diesem Erfolg der britischen Waffen übermitteln. Ein paar Tage vorher war die Stadt Kimberley, wo mit dem Heer des Generals White auch der Schöpfer der Chartered-Company eingeschlossen war, entsetzt worden; und eins der ersten Telegramme, die der befreite Cecil Rhodes absandte, war an einen in London lebenden Deutschen gerichtet und enthielt die Worte: „Groß ist meine Freude über die freundliche Gesinnung, die Ihr Kaiser uns gezeigt hat.“ In der deutschen Presse, wo sonst jede belanglose Privatäußerung des Monarchen sorglich verzeichnet wird, sind diese beiden wichtigen Thatsachen gar nicht erwähnt oder ins Fabelreich verwiesen worden. Warum? Wenn es sich um Erfindungen handelte, wäre schnell eine amtliche Ableugnung erfolgt. Der Mann, den die Engländer den Capnapoleon nennen, ist sehr klug und hat, selbst als Gefangener, die Möglichkeit, von politischen Vorgängen mehr zu erfahren als der Durchschnittspolitiker. Er hat in zwanglosem Beisammensein mit dem Deutschen Kaiser geplaudert, kennt wahrscheinlich den Delagoavertrag und weiß vielleicht auch, was Wilhelm der Zweite bei seinen in neuester Zeit häufigen Besuchen dem englischen Botschafter unter vier Augen gesagt hat; er würde nicht offen in einer kritischen Stunde von der freundlichen Gesinnung des Kaisers reden, wenn er solcher Gesinnung

nicht sehr sicher wäre. Uebrigens ist an dieser Gesinnung nicht mehr zu zweifeln, seit der Instigator des Jameson-Raid unter den bekannten Umständen im berliner Schloß empfangen, der Glückwunsch an die zum Kampf gegen die Buren aufbrechenden Royal Dragoons veröffentlicht und uns später erzählt wurde, der Kaiser sei über den sich in Deutschland regenden Engländerhaß unangenehm erstaunt. Wozu jetzt also das Vertuschen? Muß das politische Handeln des Kaisers ängstlich dem Auge verborgen werden? Er hat Herrn Rhodes gesagt, über den Zug Jamesons sei er falsch unterrichtet worden; und wir müssen annehmen, daß er sich heute nicht mehr, wie im Januar 1896, freuen würde, wenn es dem Präsidenten der Südafrikanischen Republik gelänge, „ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, welche als Friedensstörer in das Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren". Wie jeder Mensch — und insbesondere, nach Bismarcks Wort, jeder sich nicht unfehlbar dünkelnde Politiker —, so hat auch ein Kaiser und König natürlich das Recht, seine Ansicht zu ändern. Die Ansicht eines so hoch Gestellten ist in politischen Fragen immer wichtig und sollte nie gefälscht werden; aber sie braucht keinen Anderen zu binden. Daß dem Vertreter der Legitimität ein offiziell erklärter Krieg anders erscheinen kann als ein von Privatleuten vorbereiteter und ausgeführter Einbruch bewaffneter Banden, ist begreiflich; und wenn der Kaiser den Wunsch hegt, in diesem Krieg das Schlachtenglück an die Fahnen der ihm nah verwandten Dynastie gekettet zu sehen, so ist gegen solches Gefühl nicht das Geringste einzuwenden. Zu prüfen bliebe nur, wie dieses Empfinden auf die Geschäftsleitung eines Reiches wirkt, dessen Schicksal von dynastischen Gefühlen und Rücksichten füglich nicht abhängig gemacht werden darf.

Heute, wie im Januar 1896, handelt es sich für die südafrikanischen Holländer darum, die Unabhängigkeit ihrer Republiken zu wahren und, wenn es möglich ist, in Südafrika ein großes holländisches Reich zu gründen. Der Ausgang dieses Kampfes hat eine für die deutschen Interessen wesentliche Bedeutung. Die Deutsche Kolonialgesellschaft, in der Sachverständige sitzen, hat vor ein paar Jahren in einer Eingabe an den Reichskanzler ausgesprochen, Deutschland müsse die Burenrepubliken gegen England unterstützen und die Delagoabai der britischen Machtsphäre fernhalten, weil ein englischer Sieg in Südafrika das koloniale Gleichgewicht unseres Reiches beeinträchtigen würde. Seitdem ist dem latenten der offene Kriegszustand gefolgt. Man sagt, es sei ein schamlos frecher Erobererkrieg. Das ist

richtig. Aber kann man nicht mit dem selben Recht das Selbe von sehr vielen Kriegen sagen, deren Glorie dennoch durch die Geschichtbücher leuchtet? Man braucht nicht an Alexander und Bonaparte zu denken, sondern nur zu fragen, ob der Große Fritz nicht mit dem Erobererprogramm auf den Thron stieg: Schlesien! In einer Rede, der auch der erbittertste Gegner einen Zug genialischer Großartigkeit nicht absprechen darf, hat Chamberlain mit brutalster Offenheit dem Parlament die Gründe enthüllt, die England zum Kriege trieben. Es ist nicht, wie wir falsch Berichteten eine Weile glaubten, die Gier nach dem Goldland; die Goldminen gehören ja nicht den Buren, sondern einem internationalen Kapitalistenhaufen, dessen Mehrheit Engländer bilden. Es ist die Nothwendigkeit — als eine solche erscheint sie dem ganzen Volk —, durch die höhere britische die rückständige holländische Kultur zu verdrängen, die Anomalie eines Zustandes zu beseitigen, der den Engländern den weit überwiegenden Theil der Steuerlast aufbürdet, ihnen aber alle politischen Rechte versagt, und so den Imperialismus des Greater Britain vor schweren Zukunftgefahren zu schützen. Der Jameson-Raid, der Streit um Stimmrecht und Dynamit sind nur Episoden in diesem Ringen zweier Kulturen, sind nicht die Ursachen seines Beginnes. Wenn Jameson und seine Freunde nie ihre Pferde zum Räuberritt gesattelt hätten, würden die Dinge heute nicht anders stehen. Machtkämpfe werden immer mit äußerster, gräßlichster Grausamkeit geführt, in der Natur, im politischen und im sozialen Leben. Als die Buren ins Vaalgebiet drangen, mußten sie mit Feuer und Schwert die Kaffern vertreiben. Das gelang ihnen; und da in dem von ihnen gewaltthätig eroberten Lande nun eine Rieseninduſtrie entstanden und ein neues Element zur Macht aufgewachsen ist, sehen sie sich, wie früher die Kaffern, in ihren erworbenen Rechten bedroht. Dem Anspruch einer feineren Sittlichkeit genügten sie damals so wenig wie heute die Engländer. Alle koloniale und der größte Theil aller einheimischen Macht beruht auf Raub, — wenn mans so unzärtlich nennen will und nicht vorzieht, mit Patriotenstolz von glorreichen Waffenthaten zu sprechen. Ist irgend ein Staat „sittlich berechtigt", Chinesen, Hindus, Nigger und Südseeinsulaner aus ererbter Herrschaft zu drängen? Das sittliche Recht wird aus der Kulturpflicht hergeleitet, höhere Civilisation und reicheren Wohlstand zu verbreiten; und diese Pflicht glauben auch die Engländer jetzt zu erfüllen. Sie sagen: Die Freiheit des Individuums ist im britischen Imperium besser gewahrt als irgendwo sonst in der Welt; das Selbe gilt von der wirthschaftlichen Freiheit fremder Völker;

und daß Großbritannien in weiterem Umfange als bisher irgend ein anderer Staat den Wohlstand neu erschlossener Gebiete zu mehren vermag, lehrt die Kolonialgeschichte auf jedem Blatt und ist selbst von Bismarck mehr als einmal zugegeben worden. Das Alles hat mit Gerechtigkeit und Moral sehr wenig zu thun. Wenn wir auch nur einen Tag lang gerecht sein wollten, sagte Pitt, dann wäre es mit unserem Weltreich aus; und Preußens größter König hat sich nie des Satzes geschämt: S'il s'agit de tromper, soyons fourbes! Deshalb sollte man die moralinsäuerlichen Glossen über den Ursprung des südafrikanischen Krieges lieber sparen. Herr Joseph Chamberlain ist gewiß kein sittliches Vorbild; greifbare Unanständigkeiten aber sind ihm noch nicht nachgewiesen worden, am Wenigsten in den aufgebauschten belgischen Veröffentlichungen, und die Thatsache, daß für ihn, ohne dazu gezwungen oder auch nur provozirt zu sein, der fleckenlos ehrenhafte und geistig hoch über allen europäischen politiciens stehende Arthur James Balfour bei jeder Gelegenheit sein ganzes Ansehen einsetzt, verdient doch wohl Beachtung. Was würden wir von einem Ausländer denken, der sein Urtheil über Bismarck nur aus der „Reichsglocke", aus Liebknechts Schrift über die Emser Depesche, aus sozialdemokratischen und polnischen Reden und aus den Brochuren des Grafen Arnim und des Herrn von Diest-Daber schöpft? Ehe man Herrn Chamberlain beurtheilt und verurtheilt, muß man doch wenigstens wissen, was er früher geleistet hat; er ist ja kein Abenteurer, kein Mann von vorgestern, sondern hat eine lange politische Laufbahn hinter sich, die ihn sehr häufig als Vertreter der Schwachen gegen Uebermächtige, der unpopulären gegen die populäre Sache gezeigt hat. Daß er nicht einen Finger gerührt hat, um die gegen Rhodes und Jameson eingeleitete Untersuchung abzukürzen, ist bewiesen; daß an dieser Abkürzung der dem Herrn Alfred Beit verschuldete Erbe der englischen Krone ein wesentliches Interesse hatte, ist in londoner aristokratischen Klubs stets behauptet worden, — und die Behauptung klingt Dem glaubwürdig, der bedenkt, was der Prinz von Wales für den Türkenhirsch that, der ihm Millionen gepumpt und schließlich geschenkt hat ... Was aber kümmert uns im Grunde die moralische Beschaffenheit britischer Politiker? Thäten wir nicht besser, vor der eigenen Thür zu kehren, statt uns gestern Frankreich und heute England als eine Verbrecherhöhle schildern zu lassen? Es ist eines großen Volkes von stolzem Nationalbewußtsein nicht würdig, alles Ausländische in den schwärzesten Farben zu malen und im schönsten Sonnenschein nur die heimischen Zustände zu sehen. Solche Stimmung, die von einer der Augenblickslaune der

Käufer dienenden Presse profitlich genährt wird, hat Frankreich nach Sedan geführt. Und es ist beschämend, daß erst ein Franzose das Toben der Schimpfchöre mit dem Wort unterbrechen mußte: Wer nicht den Muth oder die Kraft habe, den Schwachen Hilfe zu bringen, solle wenigstens so vorsichtig sein, sich vor roher Kränkung des Starken zu hüten.

Monate lang wurde uns nun freilich erzählt, stark seien die Buren, schwach die Briten. Schon sollte Englands Weltreich im Fundament zerstört, seine Wehrkraft völlig gebrochen sein. Das britische Heer, in dem Söhne des reichsten Hochadels dienen, wurde als ein unbrauchbarer Söldnerhaufe, die Heerführer wurden als unfähige, eitle, prahlerische Lügner geschildert und Offiziere, die für die Nothwendigkeit ihrer Pensionirung nachträglich noch den Beweis erbringen wollten, schrieben täglich, nach den Niederlagen der ersten Zeit sei für England überhaupt nichts mehr zu hoffen. Dieses kindische Treiben konnte keinen Verständigen aus der Ueberzeugung drängen, die hier vom ersten Tage an ausgesprochen worden ist: England muß über kurz oder lang siegen, wenn nicht eine europäische Großmacht sich der Buren erbarmt. Darüber ist heute wohl keine Täuschung mehr möglich. Hätten unsere Privatstrategen die Verhältnisse etwas genauer studirt, dann hätten sie bald eingesehen, daß die erste Kriegsepoche den Engländern zwar schwere Opfer aufbürden, für das Endresultat aber gar nichts beweisen konnte. Da der General White nun einmal zu spät kam, um die Stellungen im Natalgebiet besetzen zu können, in die das Burenheer schon gerückt war, ließ sich einstweilen eben nichts machen. Dieses Gebiet giebt dem Vertheidiger alle Vortheile. Das haben, wie jetzt die Engländer, früher die Buren erfahren, als sie in dem selben Terrain den Widerstand der Kaffern nicht brechen konnten, sondern thatlos warten mußten, bis der Hunger die Unangreifbaren zum Nachgeben zwang. Ihr nächstes Ziel haben die Engländer erreicht: Kimberley und Ladysmith sind frei, Cronje, von dem es hieß, er werde nie lebend die Waffen strecken, hat sich mit seinem ganzen Heer, mit Frau, Adjutanten und Sekretär ergeben und Natal ist von den Buren geräumt. Daran, daß Kitchener die Sache auch weiter gut besorgen wird, kann kaum noch ein Zweifel entstehen. Was also haben die Prophezeiungen, Legenden, Fälschungen den tapfer für ihr Daseinsrecht fechtenden Buren, was den Deutschen genützt? Der Krieg wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, einen dem politischen und wirthschaftlichen Interesse des Deutsches Reiches schädlichen Ausgang nehmen. Das großbritische Imperium, dem die wichtigsten Kolonien Proben opferwilliger Anhänglichkeit gegeben haben, wird dann in sich fester und

mächtiger dastehen als je vorher, es wird Afrika von Kairo bis zum Cap völlig anglisiren, — und uns wird der magere Trost bleiben, daß wir, als es den Engländern schlecht ging, unserem alten Groll kräftig Luft gemacht und in angeblich ernsten und angeblich witzigen Blättern alle Beschimpfungen der greisen Königin und ihrer Minister mit Behagen gelesen haben.

Muß es so kommen? Und hat das Reich, für das mehr als für irgend ein anderes von dem Ausgang dieses Krieges abhängt, der wartenden Welt kein besseres, nützlicheres Schauspiel zu bieten, als den Anblick seiner in ohnmächtiger Wuth keifenden Bürger? Dann: Rule Britannia! Dann wird England in Südafrika ein neues Indien finden, ein Dorado, dessen Erträge britische Zähigkeit und Intelligenz über alles heutige Hoffen oder Fürchten hinaus steigern wird, dann ist ihm die Delagoabai und der herrliche Hafen von Lourenço-Marquez mit seinem riesigen Kohlenreichthum sicher, sein Prestige auf der ganzen bewohnten Erde, in Bombay und Peking so gut wie in Kanada und Melbourne, von hellerem Glanz umleuchtet als je seit dem Abfall der Vereinigten Staaten. Dann aber soll man uns, weil auf ein paar insularen Landfetzen die deutsche Flagge gehißt wird, auch nicht einreden, den Deutschen breche ein Weltmachtmorgen von ungeahnter Schönheit an und Michel sei für immer bestattet. Ein schimpfender, in der Tasche nur scheu die Faust ballender Michel ist keine erfreulichere Gestalt als Michel der am Abhang des Helikons sinnende Träumer.

Es muß nicht so kommen. Und damit es anders komme, muß die Komoedie der Irrungen ein Ende nehmen, in deren Verlauf bis jetzt immer Der geprügelt wurde, der die Schläge gar nicht verdiente, und der Andere, der eine tüchtige Tracht brauchen konnte, leer ausging. Die Begeisterung für die Buren ist eine schöne Sache, eine schönere jedenfalls als die für das Kleeblatt Dreyfus-Picquart-Loubet, in der das tugendsame Albion alle Wettbewerber übertraf; und die Bewunderung eines muthig und gläubig für seine Scholle fechtenden Stammes kann jedes Volk nur ehren. Den Engländern aber ist es schließlich ganz gleichgiltig, ob wir Chamberlain für einen Schuft und Krüger für einen in Gottähnlichkeit erwachsenen Cromwell halten, wenn nur Chamberlain siegt und Krüger aus der Macht gejagt wird. Nachher wird sich schon Alles finden. Die witzigen Chansonniers der pariser Butte haben längst prophezeit, daß sich bei jedem Sieger, mag er in Windsor oder Pretoria wohnen, die europäischen Großmächte als Gratulanten einstellen werden. Und die Engländer hatten daheim zu häufig Gelegenheit, die Psyche des business-man, dessen Gemüthsart dem Wesen aller modernen Industrie-

staaten die Farbe giebt, zu ergründen, als daß sie glauben könnten, Europa werde mit den einmal im Besitzrecht Wohnenden noch lange schmollen und grollen. Der Krieg, sagte vor bald hundert Jahren der badische Nationalökonom Nebenius, ist die Erntezeit der Kapitalisten. Seitdem haben die Kriegsprofite noch eine ganz andere Höhe erreicht, — und glückliche Kapitalisten pflegen den Anzettlern der Feldzüge, bei denen sie als Marodeure Beute machen konnten, den Mangel an Humanität und Rechtsgefühl nicht nachzutragen. Wenn im Goldland der Union Jack weht, wird das in Minenwerthen angelegte deutsche Kapital, das heute ungefähr achthundert Millionen Mark betragen soll, sich schnell mindestens verdoppeln, England wird auch sonst keinen schädigenden Antipathien begegnen und seinen nationalen Hochmuth weiter entwickeln dürfen. Dieses Volk beugt sich nur der Macht und dem Muth, nicht dem Schimpf. Der Brite weiß, daß er auf dem ganzen Kontinent gehaßt und in Paris wie in Pau von jedem Kellner hinter dem Rücken verhöhnt wird. Was thut es ihm? Er zahlt gut und wird besser bedient als jeder andere Gast. Das Zittern lernt er erst, wenn seine kapitalistische Uebermacht bedroht wird. Daher das Entsetzen, als Williams den Landsleuten zurief, ihre industrielle Vorherrschaft sei nur noch ein holder Traum, sie seien zum drittgrößten Handelsvolk der Erde hinabgesunken, denn die Yankees hätten sie überholt und auf allen Märkten, selbst auf den englischen, triumphire das Wort: Made in Germany! Das war der erste Streich, war einer der Gründe, die den Imperialismus Beaconsfields in den brutaleren Chamberlains umwandeln mußten. Jetzt ist die Zeit für den zweiten Streich gekommen; fällt er jetzt nicht, dann ist, da in dreißig Jahren auch Rußland eine exportirende Industrieweltmacht sein wird, die günstige Stunde versäumt. Das festzustellen und danach zu handeln, ist die Aufgabe deutscher Politiker. Nicht die Engländer schimpfen soll man, nicht ihnen Eigenschaften ins Gewissen schieben, die unter jedem Himmel eine lange Händlerkultur zeitigen muß, sondern ihre Tüchtigkeit, die Sicherheit ihres politischen Instinktes und die Kraft ihres Handelns anerkennen, sie als einen sehr ernst zu nehmenden Gegner hoch einschätzen, — und dann Alles aufbieten, um diesem Gegner endlich den Nacken zu beugen. Nie vielleicht war in einem geschichtlichen Kampf der Gegensatz zwischen moderner Großindustrie und patriarchalischem Bauernthum so klar verkörpert wie in Briten und Buren; die hellen und die dunklen Seiten beider Kulturarten sind deutlich sichtbar. Nicht aber darum handelt es sich jetzt, nach sittlichem oder wirthschaftlichem Geschmack für eine der beiden Arten Partei zu ergreifen, sondern darum, den gefährlichen Gegner,

so weit es irgend möglich ist, zu schwächen, zurückzudrängen. Dieser Gegner bliebe England, auch wenn alle Briten lichte Engel und alle Buren pechschwarze Hallunken wären.

Für England hegt heute in Europa kein einziges Volk Sympathien. Der Deutsche Kaiser und der Sultan haben ihrer Freude über den Erfolg der englischen Waffen Ausdruck gegeben. In allen europäischen Hauptstädten aber würde die Kunde von einer entscheidenden Niederlage des Britenheeres mit einer Illumination begrüßt werden, an der sich bei uns vielleicht nur die Hoflieferanten nicht betheiligen würden. Die Zeitungbesitzer kennen diese Stimmung und schmeicheln ihr; aber sie drängen die Kundschaft in eine falsche Richtung: sie füttern sie mit kindischen Märchen und widrigen Schimpfereien und verschweigen ihnen, daß jeder wache Deutsche jetzt von den Regirenden fordern muß, sie mögen die Stunde nützen, um das Britenjoch zu brechen und in Europa die natürliche Gruppirung der Großmächte wiederherzustellen. Diese natürliche Gruppirung ist nicht: hie Dreibund, hie Zweibund. Der Dreibund war ein Nothbehelf, den Bismarcks Genie sich für ein Weilchen erfand und dessen jetziges Scheinleben in dem Augenblick erlöschen würde, wo er zu lebendiger Aktion berufen wäre. Wer heute noch im Ernst glaubt, die habsburgisch lothringische Dynastie werde, um das Deutsche Reich zu stärken oder auch nur vor Schwächung zu bewahren, einen Krieg führen, das verslavte Oesterreich werde gegen Rußland, das verelendete Italien gegen Frankreich einen wirksamen Schutzwall bilden können oder wollen: Der ist ein Thor oder ein zünftiger Diplomat. Die natürliche Gruppirung ist durch den Krieg des Jahres 1870 zerstört worden, — oder richtiger: gehindert, denn sie wurde erst durch die Gründung des Deutschen Reiches möglich; als das erstrebenswerthe Ziel hatte Bismarck, wie man in seinen Briefen an Gerlach lesen kann, sie schon in den fünfziger Jahren erkannt. Sie ist seitdem nur noch natürlicher und nothwendiger geworden. Das Arbeitfeld politischer Bethätigung hat sich gewaltig erweitert, überall regen sich expansive Wünsche, die jüngeren Kolonialmächte, Deutschland, Frankreich, Rußland, suchen ihren Besitz zu mehren, abzurunden, sich Luftlöcher ins offene Meer zu schaffen und stoßen dabei in allen Wasserstraßen und Erdtheilen auf England, das sich die besten Weideplätze früh gesichert hat. Was ist natürlicher als ein Bündniß der aufstrebenden Mächte gegen die alteingesessene, hochfahrende Herrin der Menschenwelt? Wenn junge Industriefirmen einem alten Riesenunternehmen, das ihnen die Geschäftswege sperrt, einzeln nicht beikommen können, dann vereinen sie sich in einem Trust; jedes Haus

behält in weitem Umfange die Freiheit des Handelns, die Chefs brauchen persönlich mit einander gar nicht zu verkehren: nur da, wo es gegen die Uebermacht geht, halten die syndizirten Firmen fest zusammen. Alle Großmächte treiben heutzutage Geschäftspolitik. Der Europäer will gewisse Arbeiten nicht länger leisten, will sie auf transatlantische Heloten abladen, die ihm zugleich seine minderwerthigen Massenprodukte abkaufen sollen: daher der Kampf um die Interessensphären, Machtgebiete, Märkte. Dieser industrielle Kampf muß in dem Industrieleben entlehnten Formen geführt werden. Wer auf dem Festland würde die Bildung eines antibritischen Trusts, einer Koalition gegen die Wortführer des Greater Britain und der Imperial Federation League, nicht mit Jubel begrüßen?... Darüber hat uns die Geschichte der englisch-deutschen Beziehungen mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit aufgeklärt: der flirt mit England wird uns nie etwas Anderes eintragen als in Europa das Mißtrauen Rußlands, in den anderen Welttheilen den Rang eines gnädig vom britischen Leun Protegirten. Das wußte Bismarck, der den einzelnen Engländer sehr hoch schätzte, die englische Heuchlergier als politisches System aber mit der ganzen Inbrunst eines norddeutschen Bauern haßte. Die Angst seiner letzten Lebensjahre war es, daß persönliche oder dynastische Beziehungen das Deutsche Reich den Briten ins Netz treiben könnten. Ihm war ein wichtiger Theil des Schachbrettes für sein Spiel gesperrt: er mußte damit rechnen, daß der Rachedurst in den 1870 Besiegten stärker sein würde als jedes andere Gefühl und daß jeder Gegner Deutschlands auf die Franzosen zählen dürfe. So wunderbar aber war seine Intuition, daß er schon zu Ferrys Zeit daran dachte: nur ein Kolonialkampf, nur die Nothwendigkeit gemeinsamer Abwehr englischen Druckes könne eines Tages die Einigung bringen, die Europa so dringend braucht.

Der Tag ist angebrochen. Vor fünfzig Jahren erschien, unter dem Titel Russie, Allemagne et France, ein kleines Buch, in dem gesagt wurde, es sei für die Franzosen nicht gut, d'avoir constamment sous les yeux, pour l'imiter sans cesse, un peuple de marchands qui n'a de culte que pour l'or et d'autre enthousiasme qu'un égoisme en délire; Frankreich müsse sich dem fleißigen und gläubigen deutschen Volk verbünden, dem eine große Zukunft gewiß sei. Der Verfasser ahnte nicht, daß der Weg in diese Zukunft durch die französischen Bajonnette führen würde. Doch Alles, auch der hitzigste Rachedurst, hat seine Zeit. Frankreich ist auf einem Punkt verfeinernder und schwächender Kultur angelangt, wo es einen europäischen Krieg nicht mehr führen kann. Mit seiner sinkenden Bevölkerungziffer, seinem läh-

menden Parlamentarismus, seiner rückständigen Industrie und Finanzwirthschaft, mit der anmuthigen Korruption, die sich in alle Winkel eines Welthotels und Weltlupanars einfrißt, darf es von einem Sieg über das weniger fein kultivirte, aber schon numerisch unendlich überlegene Deutschland nicht einmal mehr träumen. Der Traum ist auch wirklich vorbei. Mag manchmal ein applaussüchtiger Politiker ohne Macht und Verantwortung die alte Saite schwirren lassen: wer Grosclaudes Buch France, Russie, Allemagne et la guerre au Transvaal gelesen, die Verwahrungen der eifrigsten Chauvinisten, der Millevoye und Thiébaud, gegen jeden Gedanken an Revanchepläne gehört hat und erwägt, daß der geniale Geschäftsmann Rochefort Geld zu einem Ehrendegen für Cronje sammelt, — Der weiß, wie völlig die Volksstimmung sich gewandelt hat. Frankreich hat in Egypten, in Tonkin und Tunis, auf Madagaskar und zuletzt vor Faschoda britischen Uebermuth und britische Ränke kennen gelernt und einen jede andere Regung niederhaltenden Groll gegen England angesammelt, den der Burenkrieg nun leidenschaftlich ausbrechen ließ. Da man lange zur Schau getragene Gefühle nicht gern öffentlich ablegt, wäre es unklug, die Franzosen heute schon zu einem Bündniß mit Deutschland zu laden. In einen antibritischen Trust aber, der in Südafrika Ruhe geböte, die Capholländer in sein Interesse zöge und der englischen Macht Schranken setzte, würden sie jauchzend eintreten und keine Regirung, keine wehe Erinnerung wäre stark genug, sie zurückzuhalten. Und zweifelt irgend Jemand, daß Rußland gern die Gelegenheit benutzen würde, um, ohne in finanziell und militärisch unfertiger Rüstung kämpfen zu müssen, das Feuer des asiatischen Konkurrenten ein Bischen zu dämpfen? Selbst im Zarenreich, die Türkenkriege lehren es, kann die Volksstimmung eine Politik erzwingen, zu der die Machthaber sich freiwillig nicht entschlossen hätten. Kein Tröpflein Menschenblutes brauchte zu fließen; der feste Wille der mitteleuropäischen Großmächte würde genügen, um das von Truppen entblößte Inselreich unter das Gebot zu beugen: Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter! Von Deutschland aber, als dem am Nächsten interessirten Staat, wird das Losungwort erwartet.

Die Aufgabe deutscher Politik liegt klar vor dem nüchtern wägenden Blick. Siegt England jetzt, dann hat es den Sieg und den ungeheuren Zuwachs an Prestige dem Deutschen Reich zu danken. Dann aber wird bald auch der Tag kommen, wo an die Leiter der Reichsgeschäfte die Frage herantritt, was sie hindern konnte, in der entscheidenden Stunde mit einem unblutigen Schlage die Zukunft der deutschen Menschheit zu sichern.

❦

Der Kohlenarbeiterausstand.

Keinen Strike von der Bedeutung des jetzigen Kohlenarbeiterausstandes hat Oesterreich noch nicht erlebt. Der Braun- und Steinkohlenbergbau in Böhmen, Mähren und Schlesien beschäftigt 115 000 Arbeiter und fördert alljährlich 266 Millionen Metercentner Kohle zu Tage. Mehr als die Hälfte dieser Arbeiter hat den Kampf um die Achtstundenschicht aufgenommen und bisher schon zwei Monate auf dem Boden der bürgerlichen Ruhe und Ordnung durchgeführt. Dieser wirthschaftliche Krieg war auf keiner Seite vorbereitet. Nicht auf der Seite der Unternehmer; denn seit Jahren macht der chronische Waggonmangel eine fürsorgliche Bevorrathung mit Heizmaterial unmöglich. Anhaltende Betriebsstörungen der k. k. Staatsbahnen in Folge von Elementarereignissen und der drängende Bedarf des agrarischen Herbstexportes haben diesen Uebelstand verschärft. Mit großer Heftigkeit setzte der Winter ungewöhnlich früh ein. Kluge Händler wußten ihre Schlüsse durch rechtzeitige Beschlagnahme „sichtbarer" Mengen zu ergänzen und durch „flotte" Preiserhöhungen zu verwerthen. Mit Ausnahme der galizischen Staatsbahnlinien soll eigentlich keine einzige der großen Bahnverwaltungen auch nur das vorschriftmäßige dreimonatige Kohlenkapital zur Verfügung gehabt haben. Es ist das Verdienst des Eisenbahnchefs des kompetenten Militärkommandos in Galizien, wenn in diesem — stets als strategische Basis eines Zukunftkrieges behandelten — Lande das Reglement eingehalten wurde. Aus dem militärischen Reservefonds werden nun die Lokomotiven des Herrn von Wittek geheizt.

Aber auch die Arbeiter traf ihr eigener Angriffsstrike unvorbereitet. Wir wissen von Brentano her ganz genau, wie ein richtiger Strike inszenirt, noch besser blos schiedlich-friedlich angedroht und in seiner bedrohlichen Möglichkeit zum einflußreichen Faktor bei der Bestimmung des Arbeitvertrages gemacht werden soll. Die sechzigtausend Feiernden sind keine Trade-Unionisten und nur zum geringsten Theil Sozialisten. Sie bilden eine amorphe und weit versprengte Masse, sie besitzen keine andere Organisation als die feldmäßigen Telegraphenlinien und passageren Befestigungen, die von den Führern der österreichischen sozialdemokratischen Partei in aller Eile angelegt wurden. Victor Adler und seine Leute sind sehr reale Politiker, vielleicht mit einem Tröpfchen opportunistischen Oeles gesalbt und sich der Tragweite solcher Bewegungen viel zu bewußt, um in Hurrahstimmung zu antikapitalistischen Feldzügen aufzurufen.

„Das sind ja keine Arbeiter, wie Sie glauben," hörte ich einen angeblichen Kenner der ostrauer Verhältnisse zu einem wiener Philanthropen sagen. „Das sind ja zum größten Theil eingewanderte Wasserpolaken, Masuren, die dem Werkmeister den Fuß küssen, wenn er sie in Arbeit nimmt." Um

so wunderbarer und überzeugender bethätigt sich mit elementarer Gewalt in Polen, Czechen und Deutschen, da an der galizischen, dort an der bayerisch-sächsischen Grenze, der selbe große Kulturdrang nach einem Dasein, würdig des Wesens, das nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist.

Doch wir wollen vorläufig noch gar nicht von der Würde sprechen, sondern nur von den Grundsätzen rationeller Volkswirthschaft. Man forstet verkarstete Hänge, man züchtet bessere Viehrassen auf, man unterhält Samen-, Acker- und Gartenbaustationen, man schützt den Wasserlauf, die Fische, das Wild —: nur das Kapital an Menschenkraft und Volksgesundheit, nur unseren eigenen Leib sollen wir den brutalen Zufälligkeiten von Angebot und Nachfrage preisgeben? Das wäre sinnloser Raubbau. In Wald und Flur strafen wir ihn mit Recht und wir handeln nur als gute Rechner, wenn wir ihn auch bis in das Innere der Erde verfolgen. „Das kostbarste Kapital der Menschheit ist der Mensch," sagte weiland Kronprinz Rudolf und bewies damit sein tiefes Verständniß für die Pflichten des Herrschers. Das erste Wort hat daher der Arzt. Uebereinstimmend haben alle medizinischen Fachmänner die Arbeit des Bergmannes, tief unter der Oberfläche, in größter Hitze, in Staub und Dunst, oft in Feuchtigkeit und Nässe, theils in gebückter und liegender Stellung, eine Arbeit, die an und für sich an die physische Kraft die höchsten Anforderungen stellt, als eine außerordentlich gesundheitschädliche bezeichnet. Erkrankungen des Kehlkopfes, der Luftröhre, der Bronchien, Kopfkongestionen, Störungen des Sehvermögens, Rückenmarksaffektionen, motorische Lähmungen der unteren Extremitäten und viele andere Plagen sind die Folgen der Erwerbsthätigkeit des Kohlenmannes. Nach der offiziellen Statistik kamen in Oesterreich im Jahre 1894 auf 100 Arbeiter der Industrie 43, auf 100 Arbeiter des Kohlenbergbaues 83 Erkrankungen; im Jahre 1895 auf 100 Arbeiter der Industrie 47, auf 100 Arbeiter des Kohlenbergbaues 92 Erkrankungen.

Aber nicht allein Krankheiten bedrängen den Bergarbeiter. Noch fürchterlichere Gefahr droht ihm von den schlagenden Wettern und anderen Unfällen. Er fährt zur Grube und weiß nicht, ob er das Sonnenlicht je wiedersehen, ob man ihn nicht allzu bald hinaustragen wird in das graue Massengrab des Ortskirchhofes, wie seinen Vater oder Bruder. In den acht Jahren von 1890 bis 1897 entfallen auf 1000 Industriearbeiter $1/2$ per Mille Unglücksfälle mit tötlichem Ausgang, auf je 1000 Kohlenarbeiter aber 2,3 per Mille. Das ist fast das Fünffache. Mehr als 200 Menschen lassen Jahr für Jahr in Oesterreich beim Kohlenbergbau ihr Leben. Alle Vertreter der Sanitätwissenschaft sind darüber einig, daß in erster Linie eine namhafte Verkürzung der Arbeitzeit notwendig ist, um die nachtheiligen Folgen der Unter-Tags-Arbeit für die Gesundheit des Bergmannes zu bekämpfen. Aber auch mit der Unfallgefahr hängt die überlange Schichtdauer

zusammen, da erfahrungsgemäß der übermüdete Mann gegen Vorsichtmaßregeln — und Vorschriften — viel gleichgiltiger ist als der frische. Der wiener Berginspektor erzählt in seinem Bericht von 1896, die Unfälle einer gewissen Gruppe vertheilten sich so, daß auf das erste Viertel der Schicht 25, das zweite 45, das dritte 69 und das letzte 68 Unfälle kamen.

Solche Thatsachen können nicht weggeleugnet werden. In verschiedenen Zechen des In- und Auslandes wurden mit der Verkürzung der Arbeitzeit sehr befriedigende Erfolge erzielt. Es wurde in der kürzeren Zeit mehr Kohle gefördert als in der längeren, — ein Beweis dafür, daß die übergroße Schichtdauer die Belegschaft in einem Zustande chronischer Abspannung und Kraftlosigkeit erhält. Die unwissenden Leute suchen das Defizit an Nerven- und Muskelkapital durch Alkohol zu ersetzen. Was Krankheit und Schlagwetter nicht leistet, Das vollendet die Branntweinpest; sie wird nur zum Schein vom Staat bekämpft, der aus ihr ansehnliche Einnahmen zieht.

So liegen die Dinge —: ein unleidlicher und unhaltbarer Zustand. Dabei wollen wir noch gar nicht an das Christenthum oder an eine moderne Gesellschaftauffassung appelliren, weder die Nächstenliebe noch das Gleichheitgefühl anrufen, sondern nur kalt und praktisch unseren Volkskörper wie einen Wald- oder Viehbestand betrachten und aussagen, daß eine derartige Devastation von Menschenfleisch und Menschenblut auf die Dauer eine sehr schlechte Spekulation ist. Die Erhaltung von Leben und Gesundheit aller Staatsgenossen ist die primitivste Aufgabe des Gemeinwesens. Wird es dieser Mission nicht gerecht, dann hat es seinen Zweck nicht erfüllt und hat kein Recht und schließlich auch nicht mehr die Macht, die Beobachtung seiner Befehle von den Vernachlässigten zu verlangen und zu erzwingen. Es ist der uralte Kampf zwischen dem Egoismus Einzelner und dem Interesse der Gesammtheit. Die Erhaltung des physischen Lebens ist ein absolutes Gebot. Seine Durchführung findet ihre Grenze nur in der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Natur und Einrichtungen, keineswegs aber in dem Kurszettel. Wenn in der That die Verkürzung der Schichtdauer eine Vertheuerung der Gestehungskosten zur Folge haben müßte — was noch durchaus unerwiesen ist —, so kann wohl Niemand den Anspruch auf billiges Heizmaterial für seine Küche oder seine Maschine mit der Forderung begründen, der arme Bergmann möge diese Billigkeit mit dem eigenen Leben oder der eigenen Gesundheit bezahlen. Wir sollten uns bei diesem Anlaß wieder einmal mit Nutzanwendung klar machen, wie viel von unserer gerühmten Kultur, von unserem behaglichen Komfort durch die Ueberarbeit, die Gesundheit, das Leben unserer Mitbürger erkauft ist. Die Käufervereine in Amerika und England sind eine der erfreulichsten Erscheinungen der Neuzeit. Sie verpflichten ihre Mitglieder, nur in den Geschäften zu kaufen, die ihre Angestellten und Ar-

beiter in Bezug auf Lohn, Arbeitzeit und sonstige Arbeitbedingungen menschlich behandeln. Der nothwendige Preiszuschlag wird gern gewährt: erkauft man sich doch durch ihn die Sicherheit, die Freude an der schönen Wäsche nicht durch den Gedanken an die Schwindsucht der Näherin verdorben zu sehen. Freilich wird durch solche private Thätigkeit die Pflicht der Oeffentlichkeit nicht ersetzt. Sicherlich darf man es dem Bergknappen nicht verübeln, wenn er das Dilemma, daß — angeblich — einer von beiden Theilen, Arbeiter oder Konsument, die Kosten tragen müsse, schließlich zu seinen eigenen Gunsten entscheidet und in innigem Lebensdrang dem Non possumus ein mannhaftes: Ich will nicht! entgegensetzt.

Noch lange ist es nicht ausgemacht, daß die Verkürzung der Schicht eine Vertheuerung der Produktion und daß diese wieder eine Neubelastung des Konsumenten bedeuten muß. Es widerstrebt Einem, den unbeugsamen Gewerken die Reichthümer des Erzherzogs Friedrich und Grafen Larisch, der Firmen Rothschild und Gutmann, der Prager Eisenindustriegesellschaft und anderer notorisch und nachweisbar mit dem größten Nutzen arbeitenden Unternehmungen vorzuhalten. Sie sind durchaus schlecht berathen, wenn sie in unserer zu sozialem Zwiespalt neigenden Zeit den Vergleich, den Neid und den Unwillen weitester Schichten der Bevölkerung geradezu herausfordern. Unser armes Vaterland ist von nationalen und konfessionellen Gegensätzen zerrissen, von politischen Wirrnissen der schlimmsten Art erschüttert; es ist ein leider nur zu gut gedüngter Boden für den Samen sozialer Unzufriedenheit. Und werden denn die Gewerken den gesammten Entgang — wenn sich ein solcher einstellen sollte — allein tragen müssen? Hat die Regirung nicht Mittel in der Hand, die Bahnen anzuhalten, durch eine Aenderung ihres Barêmes den Entgang etwas auszugleichen? Unmittelbar bei Brünn liegt das reiche rossitzer Steinkohlenrevier. Die Staatseisenbahngesellschaft hält aber den Tarif so hoch, daß diese Kohle loco Brünn mit der von der mährisch-schlesischen Grenze kommenden knapp konkurriren kann. Ein großer Theil der Lager bleibt überhaupt unerschlossen, da es an der nöthigen Eisenbahnverbindung fehlt. Ostrau-Wien zahlt größere Fracht als die nahezu doppelt so lange Relation Aussig-Wien. Das Verkehrswesen wird also manche Härte ausgleichen. Auch die Konsumenten müssen sich rühren. Sie brauchen sich nicht alle und jede Ausschreitung des Zwischenhandels gefallen zu lassen. Wenn die großen Gemeinden Kohlenkonsumgenossenschaften bilden, wie sie heute bereits Bahnen, Beleuchtung, Wasserleitungen u. s. w. betreiben, wird man bald der gröbsten Auswüchse des Kohlenwuchers Herr werden. Im Verbrauch selbst können noch namhafte Ersparungen ohne Reduzirung des kalorischen Nutzeffektes erzielt werden. Die meisten Heiz- und Kochvorrichtungen sind veraltet und bedingen eine unfruchtbare Kohlenverschwendung.

Das Selbe gilt von sehr vielen Kesselfeuerunganlagen der Industrie. Es giebt Maschinenfabrikanten, die schöne Geschäfte in Dampfkesseleinrichtungen „auf Kohlen-Ersparung" geschlossen haben. Das heißt: der gelieferte Kessel wurde aus dem Gewinn der ersparten Kohle — in ungefähr zwei Jahren — bezahlt. Der unberechtigte Konservatismus wird ein Wenig aufgeschreckt, der kohlensparende Erfindungsgeist unserer Ingenieure prämiirt werden. So sträuben sich einzelne Etablissements in Mähren, rossitzer Kohle trotz ihrem günstigen kalorischen Werth zu brennen, da sie scharf bäckt, eine größere Rostanlage und etwas fleißigere Bedienung erfordert als ostrauer. Wenn der Preisunterschied zwischen den beiden Marken größer wird, dann wird man eben den richtigen Heizer an den richtigen Rost stellen.

Die Politik der Gewerken war eine bedingunglos ablehnende. Sie gewährten von den Arbeiterforderungen lediglich das freie Geleuchte und stellten Lohnaufbesserungen in Aussicht. Den ersten Punkt kann man überhaupt nicht als Konzession auffassen; denn es ist ein allgemeiner Grundsatz unseres gewerblichen und wirthschaftlichen Lebens, daß der Unternehmer und nicht der Arbeiter für die Beleuchtung seines Werkes aufzukommen hat. Die Versprechungen von Lohnaufbesserungen begegnen dem größten Mißtrauen der Arbeiterschaft. Sie behauptet, es werde — wie es schon öfter geschehen sei — hinterher durch eine Aenderung bei der Gedingfestsetzung die nominelle Zugabe wieder rückgängig gemacht werden. Für die Forderung einer Verkürzung der zehnstündigen Schicht haben die Gewerken nur ein starres Nein. Sie gingen so weit, anfangs die Beschickung der Einigungämter prinzipiell abzulehnen. Diese Haltung ist nicht klug. Ein großer Theil des technischen Personals — und zwar gerade die eigentlichen Montanisten — faßt die Sache nicht so leicht auf. Diese Beamten theilen Leid und Gefahr der Belegschaften, sie halten noch fest an den uralten Kulturtraditionen des Standes, sie wissen, was persönlicher Muth heißt, und erblicken in dem Knappen doch etwas mehr als den Inhaber eines Schichtbüchels. Ganz anders die Gewerken selbst, die in dem Bergbau nichts weiter sehen als eine Kapitalsanlage und über Amortisation und Dividende die Menschen vergessen. Wo nun, wie an mehr als einem Ort, der Bergwerksbesitzer überhaupt nichts thut, sondern nur „besitzt" und den Ertrag einsteckt, wo jedes persönliche Interesse an dem Erwerb als Bethätigung eines menschlichen Berufes geschwunden ist, wo kommerzielle Talente allein den Ausschlag geben und nach den rücksichtlosen Grundsätzen des börsenmäßigen Kampfes um das Dasein über das Geschick von Tausenden, über Wohl und Weh ganzer Gegenden entscheiden, da scheint es Pflicht des Staates, einzugreifen und den kapitalistischen Egoismus in jenen Bahnen zu erhalten, in denen er die Produktion befruchtet, ohne die Gesellschaft zu gefährden. Das österreichische Ab-

geordnetenhaus hat am letzten Februartag einstimmig die Intervention beschlossen und dem sozialpolitischen Ausschuß einen Termin bis zum zwölften März zur Fertigstellung seiner Anträge gestellt. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß das Parlament unter dem Druck der öffentlichen Meinung weiter geht, als die Gewerken selbst hätten gehen müssen, wenn sie es vorgezogen hätten, durch ein Entgegenkommen in der Frage der Arbeitzeit den Konflikt mit ihren Arbeitern selbst zum Abschluß zu bringen. Gerade die Berücksichtigung technischer Individualismen ist ohne diese private Vereinbarung kaum durchführbar. Die Grubenbesitzer hofften vielleicht, in der Erkenntniß dieser Sachlage einen Schutz gegen jeden Machtspruch des Staates zu finden. Sie dürften sich täuschen. Der Machtspruch wird erfolgen, und zwar voraussichtlich ohne die wünschenswerthe Individualisirung. Das österreichische Parlament ist kein Einigungamt und folgt anderen Impulsen als kühle Sachverständige und Richter. Groß ist die Schuld an unterlassenen Sozialreformen, die das Abgeordnetenhaus in dreijähriger Obstruktion anwachsen ließ. Ein Theil dieser Schuld wird an den Iden des Märzes gezahlt werden, denn „den Söhnen unter der Erde reicht ein Jeder gern die Hand."

Wien. Dr. Otto Lecher,
Mitglied des österreichischen Reichsrathes.

Paul Heyse.

Dem Siebenzigjährigen.

Ihm, der im nimmermüden Fluge
Die lichten Höh'n der Kunst erflog,
Uns, die wir müd' vom blinden Truge
Der Welt, in seine Welten zog,
Der mit begeistert großem Zuge
Zum Staube das Gemeine bog,
Das Wahre klärte von dem Luge
Und mit gerechter Wage wog;
Ihm, dem nun Alten, ewig Jungen,
Ihm rufen wir, die mitgerungen,
Um uns vom Nied'ren zu befrein:
Glück auf, Du pflanztest Deine Palme
Hochragend über'm Erdenqualme
Zu ewig fröhlichem Gedeihn.

Dresden. Julius Duboc.

Der Beginn des nächsten Jahrhunderts.

Durch meinen in der „Zukunft“ vom ersten Januar dieses Jahres veröffentlichten Aufsatz bin ich in den Verdacht gekommen, ich meinte, am ersten Januar 1900 habe ein neues Jahrhundert begonnen. Von diesem Verdacht möchte ich mich reinigen, da ich gesonnen bin, nicht vor dem ersten Januar 1901 in eine neue centuria annorum einzutreten, und zwar in die zwanzigste unserer allzu kleinen Zeitrechnung. Die gedankenlose Menge mag glauben, ein neues Jahrhundert sei gekommen, wenn sie eine neue Zahl zu schreiben beginnt, also seit Januar: eine Neun statt der Acht. Soll diese „populäre Auffassung“ nicht gelten dürfen? So fragt man heute, hat man schon vor hundert Jahren gefragt; und man hat mit Ja geantwortet, denn die große Menge sei unbelehrbar. Freilich: eben so gut könnte man behaupten, das neunzehnte Jahrhundert sei noch nicht zu Ende, so lange Neunzehnhundert und so und so viel geschrieben wird, und ein Kind, das ein Jahr hinter sich hat, aber noch nicht zwei, stehe bis dahin im ersten Lebensjahr. Es giebt einen ganzen Rattenkönig von Irrthümern, der sich mit der Unbelehrbarkeit der großen Menge entschuldigen ließe. Ein Staat mag sein Jahrhundert beginnen, wann er will; wann die Welt es beginnt, ist aber unabhängig von behördlicher Dekretirung und wird nur durch das Eigengewicht wissenschaftlicher Gründe und Gegengründe entschieden.

Zu den Scheinargumenten, die mit der Jahrhundertfrage selbst nicht das Mindeste zu thun haben, gehört vor Allem ihre Verknüpfung mit der Geburt des Rabbis von Nazara. Tag und Jahr der Geburt des Religionstifters sind gänzlich unbekannt. Nur darin ist die gelehrte Meinung einig, daß Jesus Christus etwa drei bis fünf Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren worden sein muß; man schließt Das aus den Zeitbestimmungen, die uns die Evangelien an die Hand geben. Die Bezeichnung unserer Jahre als „nach Christi Geburt“ ist also unberechtigt; und wenn man die Bezeichnung nicht aufgeben will, ist jedenfalls der Ausdruck „der christlichen Zeitrechnung“ weit besser. Geht man aber der geschichtlichen Wahrheit zum Trotz davon aus, unsere Zeitrechnung beginne wirklich mit der Geburt Jesu, so erhebt sich eine Schwierigkeit, die bei jedem Menschenleben wiederkehrt. So lange ein Mensch noch nicht das Alter eines vollen Jahres erreicht hat, sagen wir, er stehe im ersten Lebensjahr. Mit der ersten Wiederkehr des Tages seiner Geburt wird er ein Jahr alt, und während er ein Jahr alt ist, steht er im zweiten Lebensjahr u. s. w. Das jetzt laufende Jahr heißt uns das Jahr Neunzehnhundert, wir brauchen also für die Jahresbezeichnung die Kardinalzahl, nicht die Ordinalzahl. Dadurch tritt die Bezeichnung der Jahre unserer Zeitrechnung in formale Parallele mit der Zahl der von einem Menschen vollendeten

Jahre. Ein 1800 geborener Mensch ist 1834 vierunddreißig Jahre alt. Daraus entspringt dann wieder der Irrthum, als bezeichne unsere Jahreszahl die Anzahl der seit Jesu Geburt am Beginn des betreffenden Jahres vollendeten vollen Jahre. Das ist aber falsch, wie jeder Blick in eine beliebige lateinische Geschichtquelle lehrt. Dort heißt es zum Beispiel: „im vierzehnhundertundsiebenundvierzigsten Jahre unseres Herrn", dort ist also von Anfang an stets die Ordinalzahl angewandt worden, die wir für das noch nicht vollendete Lebensjahr des Menschen gebrauchen, und so ist es bis in die neuere Zeit gehalten worden. Daß wir heute nicht mehr sagen: das „neunzehnhundertste Jahr", sondern das Jahr Neunzehnhundert, ist eine verhältnißmäßig moderne Neuerung. Als man ungenauer Weise zu dieser neuen Bezeichnung überging, die sich nur durch ihre Kürze empfahl, bezeichnete man aber mit dem Jahre 1667 das selbe Jahr, das man früher das „sechzehnhundertundsiebenundsechzigste Jahr unseres Herrn" genannt hatte, rechnete also nicht etwa um Eins zurück, so daß das sechzehnhundertundsiebenundsechzigste Jahr dem Jahr 1666 entsprochen hätte. Das mag ja gänzlich unlogisch gewesen sein, aber der Sprachgebrauch hat es einmal geheiligt; und es ist niemals Jemand eingefallen, eine solche Umrechnung vorzunehmen. So bedeutet heute das Jahr 1900 genau das selbe Jahr, das in der alten Ausdrucksweise das neunzehnhundertste geheißen hätte. Eine Parallele der Jahreszahl mit der Anzahl der vollendeten Lebensjahre besteht also gar nicht, sondern die Jahreszahl ist einzig und allein mit dem noch unvollendeten Lebensjahre zu vergleichen. Wer diese Auffassung bekämpft, hat entweder nachzuweisen, daß der Begründer unserer Zeitrechnung nicht das fünfhundertunddreiunddreißigste Jahr das Jahr 533 genannt habe oder daß man beim Uebergang zu jenem moderneren Sprachgebrauch — Das heißt: von der Ordinalzahl zur Kardinalzahl — stets ein Jahr zurückgerechnet habe, so daß das Jahr 1699 dem alten siebenzehnhundertsten Jahr entspräche. Auf einem anderen Boden läßt sich die Frage überhaupt nicht ernsthaft erörtern.

Aber die ganze Voraussetzung ist, wie schon bemerkt wurde, falsch. Wenn auch der Begründer unserer Zeitrechnung deren Jahre mit den unvollendeten Lebensjahren Jesu zusammengebracht hat, so hat er sich doch dabei versehen und die Geburt des Nazareners selbst um etwa vier Jahre zu spät angesetzt. Diese Geburt ist also in keinem Falle zur Entscheidung der Frage dienlich, wie man heute rechnen soll.

Unsere Zeitrechnung ist überhaupt keine selbständige Kalkulation, etwa eine solche, die sich auf astronomische Ereignisse gründete und mit deren Hilfe wieder gefunden werden könnte, wenn sie verloren ginge, sondern nur ein Ableger der älteren römischen Zeitrechnung. Auf diese ist sie gepfropft worden und mit ihr steht und fällt sie. Als Dionysius Exiguus im Jahre

533 nach Christus oder im Jahre 1286 nach der Gründung Roms darauf verfiel, mit Jesu Geburt eine neue Aera zu beginnen, nannte er das siebenhundertundvierundfünfzigste Jahr nach der Gründung Roms „das erste Jahr unseres Herrn.“ Diese beiden Jahre sind die selben Jahre, die wir heute Jahr Siebenhundertundvierundfünfzig ab urbe condita oder Jahr Eins nach Christus nennen. Vor dieser neuen Zeitrechnung waren also seit der Gründung Roms siebenhundertunddreiundfünfzig volle Jahre verflossen. Das römische Jahr Siebenhundertundvierundfünfzig entsprach dem neuen Jahre Eins, das römische Jahr Siebenhundertundfünfundfünfzig dem neuen Jahre Zwei, das römische Jahr Siebenhundertundsechsundfünfzig dem neuen Jahre Drei und das römische Jahr Zwölfhundertundsechsundachtzig dem neuen Jahre Fünfhundertunddreiunddreißig. Um aus dem römischen Jahre das christliche Jahr zu berechnen, hat man einfach die siebenhundertunddreiundfünfzig Jahre abzuziehen, die bis zum Beginn des ersten Jahres der christlichen Zeitrechnung vergangen waren, und um aus dem christlichen Jahre das römische Jahr zu berechnen, die selbe Anzahl von Jahren dem christlichen Jahre zuzuzählen. Dabei wurde zunächst das christliche Jahr mit dem selben Tage begonnen, mit dem das römische begann, nämlich mit dem ersten Januar; und dieser Jahresanfang ist im Ganzen und Großen immer beibehalten worden, wenn er auch vorübergehend für die Kirche dem fünfundzwanzigsten Dezember und dem fünfundzwanzigsten März weichen mußte, als den beiden Tagen, auf die seit dem Jahre Dreihundertundvierundfünfzig die kirchliche Phantasie Geburt und Empfängniß Jesu angesetzt hatte. Bei der Verschiebung des Jahresbeginnes um eine Woche wurde immer die letzte Woche des Jahres zum folgenden geschlagen. Bei dem Jahresanfang am fünfundzwanzigsten März rechnete man aber die Zeit bis dahin immer noch zum alten Jahre, der Jahresanfang wurde also inkonsequenter Weise um ein Vierteljahr verschoben, während doch die Empfängniß dreiviertel Jahre vor die Geburt fällt. Man hielt eben immer an der Jahreszahl fest, so verschiedene Bedeutungen man ihr auch unterlegte. Das Marienjahr in England begann noch 1752 am fünfundzwanzigsten März des festländischen Jahres 1752 und dauerte bis zum vierundzwanzigsten März des festländischen Jahres 1753.

Für die Zeit vor Beginn der neuen, christlichen Zeitrechnung wurde noch das ganze Mittelalter hindurch die römische Zeitrechnung beibehalten; und das überaus unpraktische, ja thörichte Rückwärtsrechnen von „Christi Geburt“ an, ist eine Erfindung der Neuzeit, die noch nicht einmal nach Jahrhunderten zählt. Bei der Art dieser Rückwärtsrechnung hätten nun nach der Meinung zahlreicher Leute mehrere Wege offen gestanden. Wäre nämlich das Jahr Eins das Jahr der Zeitrechnung gewesen, in dem Jesus ein volles Jahr alt war, so hätte es vor diesem ein Jahr geben müssen, in

dem er noch kein volles Jahr, wohl aber Tage, Wochen und Monate zählte. Dies wäre dann das Jahr Null gewesen. Das Jahr Null hat nun buchstäblich lange gespukt und an seine Existenz glauben noch heute die meisten Leute, die unsere Jahreszählung mit den vollendeten menschlichen Lebensjahren in Parallele stellen. Aber Das ist, wie ich gezeigt habe, falsch und auch schon vor langen Jahren von hervorragenden Astronomen widerlegt worden. In seinen Outlines of Astronomy sagt Sir John Herschel: „Im gemeinen Gebrauche bedeutet das erste Jahrhundert die Jahre von 1 bis 100 nach Christus, das zweite Jahrhundert die von 101 bis 200 nach Christus und das neunzehnte Jahrhundert die von 1801 bis 1900 nach Christus. Ein Jahrhundert beginnt mit dem Eintritt des ersten Tages in seinem ersten Jahre und schließt erst mit dem Ausgang des letzten Tages in seinem hundertsten Jahre. Diese Art, zu rechnen, wird oft mit der gemeinen Art und Weise, das Lebensalter einer Person anzugeben, verwechselt. Jemand, der am Beginn der christlichen Zeitrechnung geboren wäre, würde erst während seines zweiten Jahres als ‚ein‘ Jahr alt bezeichnet werden, Das heißt: während des Verlaufes des Jahres 2; als zwei Jahre alt während des Jahres 3; als vierzig während des Jahres 41 u. s. w.“ Er fügt Dem noch hinzu: „Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß ein Datum, sei es nun Tag oder Jahr, den laufenden Tag und das laufende Jahr bezeichnet, nicht Tag und Jahr, die bereits verflossen sind, und daß man die Bezeichnung eines Jahres als nach Christus oder vor Christus als Namen des Jahres zu betrachten hat.“ Im Einklang mit diesen vollständig richtigen Ausführungen bemerkt er nun über die vorchristliche Zeitrechnung: „Das dem Jahre 1 nach Christi Geburt unmittelbar vorausgehende Jahr heißt immer 1 vor Christus.“ Er weiß also nichts von einem Jahre 0. Wäre aber die Auffassung richtig, daß dem Jahre 1 ein Jahr 0 vorausgegangen wäre, dann hätte es nicht blos ein Jahr 0, sondern zwei Jahre 0 geben müssen. Denn wie man von dem Jahre 1 nach Christus zu einem Jahre 0 gelangt, so hätte man auch von dem Jahre 1 vor Christus zu einem Jahre 0 gelangen müssen. Dieses Jahr 0 vor Christus hätte aber nicht das selbe sein können wie das Jahr 0 nach Christus; vielmehr würde das eine die Zeit bezeichnen von dem Augenblick seiner Geburt bis zum vollendeten ersten Lebensjahre, das andere aber die Zeit vom Augenblick der Geburt rückwärts bis zu dem Moment, der genau ein Jahr vor der Geburt lag; denn erst dann begann ja weiter rückwärts die Zeit, in der es noch ein volles Jahr und mehr bis zu dem Zeitpunkte der Geburt war.

Als man anfing, von Jesu Geburt rückwärts zu rechnen, entstand die Frage, wie Das zu thun sei. Aber nur eine Art, es zu thun, war die richtige; und diese ist auch ganz allgemein und ohne jedes Widerstreben von irgend welcher Seite gewählt worden. Herschel drückt sie in dem Satze aus:

„Das dem Jahre 1 nach Christi Geburt unmittelbar vorausgehende Jahr heißt immer 1 vor Christus.“ Und Das führt uns zu dem Nullpunkt dieser Art der Zeitrechnung nach zwei Seiten hin. Dieser Nullpunkt ist ein Augenblick, kein Jahr. Es ist der Augenblick der Geburt, nicht das Jahr der Geburt und auch nicht das der Geburt vorausgehende Jahr. Gerade wie die mathematische Null der Punkt ist, wo $+\frac{1}{\infty}$ und $-\frac{1}{\infty}$, plus Eins durch Unendlich und minus Eins durch Unendlich, sich treffen, gerade so ists auch bei dieser Art der Zeitrechnung nach zwei Richtungen. Mit dem selben Recht, mit dem man ein Jahr 0 ansetzt, könnte man ein Jahrzehnt 0, ein Jahrhundert 0, ein Jahrtausend 0 ansetzen, eine Sekunde 0, eine Minute 0, eine Stunde 0, einen Tag 0, eine Woche 0, einen Monat 0, und zwar müßte man Das, um logisch konsequent zu sein, vorwärts und rückwärts in gleicher Weise thun. Dies bedeutete weiter nichts als in den ersten drei Fällen den Uebergang vom Dezimalsystem zum Undezimalsystem und in den weiteren zu einer Rechnung mit 61 Sekunden die Minute, 61 Minuten die Stunde, 25 Stunden den Tag, 8 Tage die Woche, 32 Tage den größten Monat u. s. w.: also nicht mehr und nicht weniger als die Aufgabe unserer sämmtlichen üblichen Zeitmaße. Und das Alles um eines falschen Schlusses willen!

— 2		— 1		Augenblick der Geburt.		+ 1		+ 2
	Zwei Jahre vor der Geburt.		Ein Jahr vor der Geburt.		Ein Jahr nach der Geburt.		Zwei Jahre nach der Geburt.	
	Zweites Jahr vor der Geburt oder heute: Jahr 2 vor der Geburt.		Erstes Jahr vor der Geburt oder heute: Jahr 1 vor der Geburt.		Erstes Jahr nach der Geburt oder heute: Jahr 1 nach der Geburt.		Zweites Jahr nach der Geburt oder heute: Jahr 2 nach der Geburt.	

Diese Tabelle zeigt deutlich, daß in einer Zeitrechnung, in der, wie in der unsrigen, die Jahreszahl immer das laufende Jahr bedeutet, für ein Jahr 0 kein Raum ist und kein Raum sein kann; und aus der selben Thatsache folgt, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht zu Ende sein kann, bevor das neunzehnhundertste Jahr — oder, nach dem modernen Ausdruck: das Jahr Neunzehnhundert — völlig abgelaufen ist.

Als man anfing, von Jesu Geburt rückwärts zu rechnen, nannte man das siebenhundertunddreiundfünfzigste Jahr das erste vor Christus und das erste römische Jahr das siebenhundertunddreiundfünfzigste Jahr vor Christus. Dieses Jahr begann mit dem Augenblick der sagenhaften Vollendung der Stadt Rom. Die letzten römischen Jahre vor Christus heißen also:

753	752	751	750	749	748	747	746	745	744
— 1	— 2	— 3	— 4	— 5	— 6	— 7	— 8	— 9	— 10.

Um aus den römischen Jahren, die vor Jesu Geburt liegen, die christlichen zu berechnen, muß man das römische Jahr von 754 abziehen, und um aus den vor Jesu Geburt liegenden Jahren der negativen christlichen Rechnung die römischen Jahre zu gewinnen, muß man dieses christliche Jahr von 754 abziehen.

Obgleich die formale mathematische Zählung der Plus und Minus um den Nullpunkt unbedingt auf der Seite dieser Rechnung ist, so läßt sich doch mit formaler Logik auch diesem Theil der Zeitberechnung nicht näher kommen. Auch hier handelt es sich um Geschichte. Wer an das Jahr 0 glaubt, wird sich der Pflicht nicht entziehen können, geschichtliche Werke aufzuführen, die in ihrer Chronologie solche Nulljahre führen; er wird ferner die Ereignisse des Jahres 0 im römischen Reiche, die römischen Konsuln des Jahres und andere Dinge anzugeben haben. So lange Das aber nicht geschehen ist, gehört das Jahr 0 in das Reich der Fabel und der Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts mit dem ersten Januar 1900 in das Reich des Scherzes.

Was an unserer heutigen Zeitrechnung mit Recht getadelt werden kann, ist die unbestreitbare Thatsache, daß diese Berechnung in Anbetracht der Zeiträume, die wir heute übersehen und die wir im engeren Sinne als die geschichtliche Periode der Menschheit betrachten, viel zu klein ist. Diese Periode umfaßt etwa zwölftausend Jahre. Es ist ein ungeheurer Uebelstand, daß wir gerade in einer Zeit, die uns geschichtlich genau bekannt ist, in der wir die einzelnen Ereignisse häufig bis auf den Tag genau datiren können, plötzlich anfangen müssen, rückwärts zu rechnen. Ich habe früher in der „Zukunft“ schon gezeigt, wie leicht Dem abzuhelfen wäre.*) Wir brauchten unserer heutigen Jahreszahl, wenn wir die Zeit vor Christus meinen, einfach nur eine Eins vorzusetzen, um sofort weitere zehntausend Jahre zum Vorwärtsrechnen zur Verfügung zu haben. Es wäre reine Pedanterie, wollten wir diese Eins für gewöhnlich schreiben, wenn wir uns mit der Zeit nach Christus beschäftigen, da jede Möglichkeit einer Verwechselung ausgeschlossen ist. Unser Jahr 1900 würde dadurch ein 11 900 werden, das Jahr 600 ein 10600, das Jahr 70

---

*) S. „Eine neue Zeitrechnung“ in der Nummer vom zehnten Juli 1897.

ein 10070, das Jahr Eins 10001, das Jahr Eins vor Christus 10000, das Jahr 100 vor Christus das Jahr 9901, das Jahr 500 vor Christus das Jahr 9501, das Jahr nach der Gründung Roms — 753 vor Christus — das Jahr 9248. Wir hätten also die heute mit „vor Christus" übliche Jahreszahl einfach von 10001 abzuziehen, um die neue Jahreszahl für die alte Geschichte zu bekommen. Vielleicht wäre der Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts am nächsten ersten Januar ein geeigneter Augenblick, diese Aenderung für die Zeitberechnung der alten Geschichte vorzunehmen. Sie betrifft einige Weltgeschichten, alte Geschichtwerke und klassisch-philologische Abhandlungen; sie läßt unsere eingebürgerte Zeitrechnung bestehen und erweitert sie doch beträchtlich. Es würde nur unseren modernen Geschichtbegriffen entsprechen, die alte Geschichte in unsere Zeitrechnung einzubeziehen. Erst wenn sie bis heute 11900 Jahre umfaßte, hätte sie Aussicht, die anderen Zeitrechnungen des Erdballs zu verdrängen. Sie wäre die umfassendste und würde allen Anforderungen entsprechen, die die Geschichte heute an sie stellen kann. Die egyptischen Dynastien des dritten Jahrhunderts vor Christus gehörten dann dem achten Jahrtausend der Menschheitgeschichte an, die frühesten Reichsgründungen Vorderasiens aber dem sechsten. Hinter diesen Zeiten hätten wir noch fünf Jahrtausende zur Verfügung für die Menschen der Eisen-, Bronze- und Steinzeit, wenn wir dort auch nicht mehr nach Jahrhunderten, sondern nur noch nach Jahrtausenden rechnen können. Es ist nicht wahrscheinlich, daß wir den Menschen als Wesen, das eine Geschichte hat, jemals über jene zehntausend Jahre hinaus werden zurückverfolgen können, obgleich seine thierische Entwickelung noch Hunderttausende von Jahren weiter zurückreicht. Jenseits dieses Jahrzehntausends können wir nur noch nach weiteren Jahreszehntausenden rechnen; die letzte Eiszeit verlegen wir schon in eine Zeitentfernung von hunderttausend Jahren. Sollte es für geologische Zwecke bequem sein, unserem menschheitgeschichtlichen Jahrzehntausend noch ein Hunderttausend von Jahren in Gestalt einer weiteren 1 oder, für astronomische Zwecke, diesem noch eine Million Jahre in Gestalt einer dritten 1 vorzusetzen, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Wie aber auch die Astronomie nach Jahresmillionen und die Geologie nach Jahreshunderttausenden rechnen mag: die Menschheitgeschichte wird sich immer mit einem Spielraum von zehntausend Jahren vor Christus begnügen müssen. Und darum dürfte die Erweiterung unserer Zeitrechnung um zehntausend Jahre für alle historischen Zwecke genügen. Es gilt, diese große Epoche, die uns die geschichtliche Forschung erobert hat, zum eisernen Bestand unserer geschichtlichen Weltanschauung, auch äußerlich, dadurch zu machen, daß wir sie in unsere Zeitrechnung einschließen.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Der alte Heyse.

Paul Heyse wird am fünfzehnten März siebenzig Jahre alt. Die Kunde klang ganz unglaublich; doch man kann Lexika und Literaturgeschichten nachblättern und sieht dann, daß es wahr ist: der schöne Troubadour aus dem deutschen Norden wird wirklich siebenzig. Noch durchziehen nicht allzu viele graue Fäden ihm das braune Gelock und auch das große, strahlende Auge blickt noch jung; aber die Fülle blühenden Fleisches hat die einst so geschmeidige Elastizität der Gestalt in behagliche Korpulenz umgewandelt: der Dichter der Schönen Seelen hat Fett angesetzt. Doch die beschürzte Gemeinde, die ihn seit manchem Jahrzehnt so zärtlich liebt, mit so ganz persönlicher Anbetung bewundert, ist ihm treu geblieben und zum fünfzehnten März wird es an duftenden Briefchen und anonymem Stickwerk auch in diesem Jahre gewiß in der Münchenerstadt nicht fehlen. Paul Heyse ist eben ein Sonntagskind in Allem: in Berlin ist er geboren und scheint doch ein Romane und ein Provençale eher als ein nüchterner Norddeutscher; im Triumphjahr der Romantik, 1830, trat er ins Leben, als eben in Paris die entscheidende Hernanischlacht geschlagen wurde, und doch, bei aller Verehrung für Eichendorff und andere Taugenichtse, hat ihm kein dickflüssig romantischer Blutstropfen die Phantasie vergiftet; „Roms verschollene Glocken“ läuten nicht in sein Dichten hinein, und will man ihm die Blutsverwandten suchen, so wird man an Goethe und Hoelderlin eher als an die Sänger der mondbeglänzten Zaubernächte, an Alfred de Musset eher als an Hugo denken müssen. „Un enfant du siècle“ hat sich Musset genannt, ein Kind der Welt ward Heyse, — und kein passenderes Motto wüßte ich für den reichen Schatz der heysischen Novellistik als das kokette Ländlerliedchen, das dem Rolladichter eine erste Geliebte sang und das ihm im Ohr haften blieb, als er, der Liebe fast schon müde, in den Armen der genialen Aurore Dupin-Dudevant kurze Rast fand:

„Altra volta gieri biele,
Blanch' e rossa com' un fiore;
Ma ora nò. Non son piu biele.
Consumatis dal' amore.“ *)

Die Frauengestalten, die Heyse in langem Zuge uns vorüberführt, waren alle einstens schön weiß und rosig; an allen aber auch — von L'Arrabiata bis zur Stiftsdame und den Alterskindern seiner Poetenlaune — zehrte das feine Feuer erotischer Gluth, und wenn sie von uns schieden, waren sie selten anders als „consumatis dal' amore“.

*) Musset übersetzt den Vers: „Autrefois j'ét[ai]s belle, blanche et rose comme une fleur; mais aujourd'hui non. Je ne [su]is plus belle, consumée par l'amour.“

Ein klassischer Philologe war des Dichters Vater, seine Mutter eine Glaubens- und Gesinnungsgenossin Rahels; die Blutmischung, auf die der Determinist Heyse so große Stücke hält, hat in ihm ein prachtvolles Produkt der Rassenkreuzung zu Tage gefördert. Auch er mag wohl vom Vater die Statur haben und die hellenistische Weltanschauung obendrein; die Mutter mögen wir uns vielleicht denken, wie Edwin in den „Kindern der Welt" seine Mutter beschreibt: „Sie hatte, was man einen Anflug von Romantik zu nennen pflegt, ein Ungenügen an der trockenen, kahlen, wunderlichen, aber wunderlosen Wirklichkeit der Dinge um sich her; da Dies nur einem Bedürfniß ihrer Natur entsprang und sie vor Niemandem damit prunkte, wenn sie es auch vor Niemandem verleugnete, so behielt diese poetische Neigung, sich eine lichtere Welt über dieser nüchternen und armsäligen zu erbauen, durchaus den Reiz des Natürlichen und war zumal für den schlichter gearteten Mann eine Quelle steter Verjüngung." Wer erkennt hier nicht das mütterliche Erbe des Poeten, seine Stärke und seine Schwäche zugleich? Der unvergleichliche „Reiz des Natürlichen" bleibt ihm immer getreu, wenn er uns in seine lichtere Welt geleitet; und daß auch ihm die „trockene, kahle, wunderlose Wirklichkeit" nichts gilt, haben wir oft mit Betrübniß erfahren. Er hat einmal irgendwo gesagt: „Je mehr man den Menschen und den Dingen auf den Grund kommt, desto häßlicher werden sie." Da ist es denn kein Wunder, wenn die anmaßlichen Führer der kopromanischen, erdaufwühlenden Literatur von Heyse nichts mehr hören wollen und ihm höchstens mit mitleidigem Lobspruch sein Formentalent attestiren. Es geht ein demokratischer Zug auch durch die Kunst, hat der ehrliche Enthusiast Fontane einmal gesagt; wie sollte da der vornehme Aristokrat Paul Heyse nicht literarisch vereinsamt sein, er, der immer von der Menschheit Höhen auf das Gehudel und Gewimmel da unten herabgeblickt hat?

„Ein Märtyrer der Phantasie": so lautet der Titel einer feinen Novelle von Heyse; und ein Märtyrer, freilich aber auch ein Held der Phantasie ist er selbst, der nie etwas Anderes war als ein Dichter, der nie einen anderen Beruf kannte als den eines Apollopriesters. Vor beinahe fünfzig Jahren erschien seine erste Dichtung — „Die Brüder. Eine chinesische Geschichte in Versen" — und seitdem hat seine erstaunlich reiche Natur in geruhigem „Sich-Gehen-Lassen", ohne Hast und ohne Zwang, außerordentlich reiche Ernten geliefert: drei, vier große Romane, ungefähr ein Halbhundert Novellen, mindestens drei Dutzend Dramen, das Epos „Thekla", kleinere epische Gedichte wie „Der Salamander", „Raffael" und andere sind ihm entstanden und zwei Gedichtbände umschließen seine an feinem Reiz reiche Lyrik. Rechnet man dazu noch vier Bände italienischer Uebersetzungen, Meisterwerke ebenbürtiger Nachdichtung, so wird man vor so üppig spendender Fruchtbarkeit, vor so müheloser

Schöpferkraft, in Bewunderung stehen. Und man wird auch begreifen, warum es dem des Gottes vollen Dichter mit der gesammten Wirklichkeitwelt ergehen mußte wie seinem Märtyrer der Phantasie mit dem Weibsvolk von Fleisch und Blut: „Was ich so rund um mich her von artigen Frauen und Jungfräuleins kennen gelernt, schien mir aus viel zu grobem Stoff, zu wenig appetitlich für einen Feinschmecker meines Schlages, der das Rarste und Ausgesuchteste, so oft er nur wollte, sich in der Phantasie auftischen konnte.“

Noth und Bitternisse sind Heyse erspart geblieben, und wo er sie bei Anderen sah, da hat er sich eiligst aus dem Staube gemacht, weil er sich aus so traurigem Anblick keinen Vortheil ersah; er ist, wie fast alle Aristokraten und wie ihr großer Parteiführer Wolfgang, ein Wenig Egoist und ein ganz klein Wenig eitel; mit der altruistischen Mitleidenspoesie, die im Zeitalter proletarischer Rechtsansprüche mit nächtiger Klage hervorkriecht, hat er nichts gemein. Fürstengunst und Frauenhuld sind ihm, wie selten Einem, zu Theil geworden und es spricht für seine starke Natur, daß er auch aus güldenem Käfig sich stets herausgesehnt hat in die schönere Freiheit, wie der Antinous in seinem Jugenddrama sich fort sehnt aus den schimmernden Fesseln, mit denen ihn der kaiserliche Freund Hadrian an seinen Hof gekettet hält. Wir dürfen den tief wurzelnden, echt aristokratischen Hang des Dichters zur Vornehmheit und Schönheit nicht übersehen, weil dieser Zug erst den Schöpfer und die Geschöpfe recht erklärt; aber der unbefangene Betrachter, der, auch wenn er selbst mit dem Demos fühlt, vom prächtig schillernden Pfauen kein Spatzengezwitscher verlangt, wird, wie Abraham Lincoln zu dem Fürstensprossen, auch zu Paul Heyse sprechen müssen: Ihr Adelsbrief soll Ihnen bei uns nicht schaden!

Natur und Freiheit: Das sind die Losungworte, denen Heyse gefolgt ist. Er geht nicht von der Natur aus, er sehnt sich nach ihr zurück; er empfindet nicht natürlich, wie die Alten, die echten Hellenen: er empfindet, ein später sentimentalischer Poet, das Natürliche. Er ist ein Kind der Aufklärungzeit. Und wo er einmal, die vornehme Gelassenheit bei Seite werfend, „offenen Krieg“ ansagt — ohne ihn übrigens durchzukämpfen —, da gilt sein Fehderuf den lichtfeindlichen Sittenrichtern, die uns das Andersdenken, das Andersfühlen „ins Gewissen schieben“, die das Natürliche verkümmern wollen und die freie Sittlichkeit der Ganzen einpressen in die enge, athemraubende Schnürbrust jener Sitte, der die Halbheit, mag sie auch zur Nachtzeit den Heiland suchen, sich willig beugt und biegt. Hier ist Heyse ein Erbe Voltaires und — im goethischen Sinn des Wortes — ein Naturalist, kein Offenbarung-Gläubiger. Ein leidenschaftlicher Atheismus zieht sich durch sein ganzes Dichten; und Heyse begegnet dem robusteren Dichter des „Vierten Gebotes“, da er, mit stark persönlichem Accent, sein merkwürdiges Zwittergeschöpf Toinette („Kinder der Welt“) sprechen läßt: „Wenn die Elemente meines Wesens, die mich

vom Glück ausschließen, durch eine bloße blinde Fügung des Weltlaufes sich gefunden und vereinigt haben und ich an dieser Konstellation zu Grunde gehen muß, — so ist Das fatal, aber kein unerträglicher Gedanke. Ein Gottvater aber, der mich unseliges Geschöpf de coeur léger oder auch aus pädagogischer Weisheit so traurig zwischen Himmel und Erde herumlaufen ließe, um mir später einmal für die verpfuschte Zeit in der Ewigkeit eine Gratifikation zukommen zu lassen, — nein, lieber Freund, alle durchlauchtige und undurchlauchtige Theologie kann mir Das nicht plausibel machen." Und wie spricht Anzengrubers junges verkauftes Weib? „Vor Jahren wohnte ein Mediziner in unserem Hause, den ich, als kleines Mädchen, von ganzem Herzen verabscheute, weil er arme Kaninchen lebend zerschnitt. Er wußte ganz genau, wie weit er sich auf die Stärke dieser Thierchen verlassen konnte, ob sie ihm tot unter dem Messer bleiben würden oder wie lange sie lebend und leidend zu erhalten waren, wenn er ihnen durch gute Pflege ‚Kraft verlieh, die Prüfungen zu ertragen'. Wollen Sie mich glauben machen, Gott wäre so ein Mediziner?" Für Heyse wie für Anzengruber, so weit ihre Pfade auch sonst auseinanderführen, ist der Zustand des Leidens etwas den natürlichen Daseinsbedingungen Widerstrebendes, nicht, wie für die Russen seit Gogol, ein heiligendes, sittlich läuterndes Moment; sie sind heitere, frohe Künstler und zur christmoralischen Märtyrerschaft haben sie, wie Egmont zur spanischen Lebensart, nicht einen einzigen Blutstropfen in sich.

Und darum ist Heyse, trotz seinem „individualistischen" Freiheitdrang, ein Fremdling in unserer engbrüstigen, bekleideten Welt; er sucht das Nackte, das fröhlich Sinnliche, ihn bangt es nach Sonne und im Italerland ist er zu Hause; im kalten Norden hat er sich geistig nie heimisch machen können, denn hier liefe er Gefahr, „die innere Harmonie, auf die Alles ankommt", zu verlieren. Er ist der „letzte Centaur", dessen herrliche Wundergestalt man verlacht, dem man den Rücken kehrt, um allerlei fünfbeinigen und zweizüngigen Kälbern nachzulaufen. Paul Heyse ist der Fleisch gewordene Protest der Natur gegen jegliches Dogma, er ist ein sinnenfreudiger, alle Konvenienz verachtender Heide, der nun mit wehmüthiger Melancholie die feigenblätterige Wirklichkeit erschaut, und von ihm selbst mag gelten, was er seinem Liebling Friedrich Hoelderlin zurief:

„. . . . Mit hellem Griechenblick
Hast Du ermessen, in Dein Loos ergeben,
Den jähen Abgrund zwischen Traum und Leben
Und der Verspätung herbes Mißgeschick."

Vor diesem steilen Abgrund mag wohl auch Heyse zaudernd einstmals Halt gemacht haben. Muth gehörte dazu, nun entschlossen in das volle Leben hinabzutauchen. Kraft und Genie und nicht geringeren Muth aber braucht

Einer auch zum adlerkühnen Wolkenflug. Paul Heyse vernahm, da er am Abgrund stand, die Stimme:

„. . . . . Erschrick
Vor dieser Tiefe nicht! Hinüberheben
Wird Dich ein Schwingenpaar mit sicherm Schweben,
Die ätherleichten: Dichtung und Musik."

Der Grobian, dem niemals Schwingen sproßten, mag dem den offenen Griechenhimmel Suchenden Steine nachwerfen. Treffen wird er ihn nicht, denn —: „mit prachtvollem Sprunge setzte der Centaur über die Köpfe der verfolgenden Bauern hinweg." Und die Schläfe des Kühnen umduftet die Rosenblüthe.

* * *

Der liebe Gott ist gar nicht so rachsüchtig, wie uns seine Subalternbeamten oft glauben machen wollen: er hat das atheistische — oder, was vielleicht im Grunde das Selbe sagt: das pantheistische — Kind der Welt unter die Schaar der Gotteskinder aufgenommen, denen alle Dinge zum Guten dienen müssen. Selbst der tiefste Schmerz, der den Menschen traf, den Dichter hat er nur gefördert: der Verlust geliebter Kinder hat Heyse — in „Marianne", „Ernst", „An Wilfried", „Rispetto" — die stärksten Töne lyrischen Empfindens auf die Lippe gelegt. Der vom Leiden sich verstimmt abwandte, aus Furcht, „die edle Harmonie zerstört zu sehen": das Leid erst hat ihn auf die erhabene Höhe lyrischen Ausdruckes geführt. Damals erst hat es sein „liebeverwöhntes Menschenherz" empfinden gelernt, daß „kein Tändeln frommt, wenn wir am Leben kranken"; und waren es vorher manchmal gar zu süßliche Düfte, die seines „Herzens Rosenbeet" enthauchte, so wehte nun ein erfrischender, kräftig aufrüttelnder Sturmwind darüber hin.

Liebe, Liebe, nichts als Liebe finden wir in Heyses Novellen. Der „Falke", die eigentliche Geschichte, „das Spezifische, das sie von tausend anderen und ähnlichen Geschichten unterscheidet", alles Das wechselt in immer neuer, phantastisch ersonnener Gestalt; das Motiv bleibt fast immer das selbe, im Paradies wie in der Welt, in der Provence und in Rothenburg ob der Tauber, im sechzehnten und im neunzehnten Jahrhundert. Immer giebt es ein blondes oder auch ein schwarzes, meist auch ein wildes und vornehmes Jungfräulein, das consumatis dal' amore ist, weil es den Rechten nicht bekommen konnte oder weil es im rechten Augenblick das natürliche Gefühl ängstlich eindämmte und nun für solche Versündigung an der Menschlichkeit schwer leiden muß. Thoren und amusische Barbaren haben deshalb den Dichter der „Moralischen Novellen" lüsterner Unsittlichkeit geziehen. Die armen Narren, die von der tiefen Keuschheit künstlerischen Schaffens nichts ahnen! Paul Heyse hat ein

sehr feines, sehr subtil zu behandelndes Sittlichkeitgefühl. Ihm geht es wie anderen Märtyrern ihrer Phantasie: während es scheint, „als ob sie sehr heißblütige, sinnliche Gesellen wären, mit einer rechten Türkenphantasie, die ihnen nun, da sie arme Teufel von guten Christen sind und keinen Harem halten können, Alles, was gut und theuer ist, wenigstens aus dem Geisterreich heraufbeschwört", sitzen sie gemüthlich und still in ihrem Bürgerheim: bons bourgeois, bons pères de famille, bons gardes nationaux und so weiter. Das ist Dichterloos, — kein ganz leichtes im Deutschen Reich sittsamer Gottesfurcht.

Von Stil und Vortrag hält Heyse nicht viel; und doch dankt er, wie seine gallischen Vorbilder Flaubert, Stendhal und Mérimée, seinem Stil und Vortrag die schönsten und die feinsten Wirkungen. Heyse und Turgenjew — ihm wurde er stets ja besonders gern verglichen — sind mehr Erzähler als Schilderer; von der modernen Art der Vergegenständlichung ist ihre Subjektivität weit entfernt und auch darin mag man den deutschen und den russischen Klassiker der Novelle einander gesellen, daß sie Beide dem hitzigsten Ueberschwang mit feinem Bewußtsein fernbleiben. Heyses Empfinden bewegt sich stets in dem konzentrischen Kreise des schönen Maßhaltens; er lächelt öfter, als er lacht, und er weint still, „mit dem Tuch vorm Munde". Diese harmonische Gehaltenheit läßt ihn den heiß begehrten Lorber des Dramatikers nicht erhaschen, obwohl auch seine verfehltesten Bühnenstücke mehr werth sind als die gesammte lärmende Durchschnittstheatralik; aber das Publikum, dem man das Zuhören im Theater mit schrecklichem Erfolge abgewöhnt hat, weiß mit dieser leisen, feinen Pastelldramatik nichts anzufangen und verlangt nach zupackender Gewaltsamkeit. Heyses Natur und Begabung ist im zartesten Sinn weiblich und so gelingt ihm kaum je ein Aufsteigen ins Allgemeine, ein Zusammenfassen von Einzelnerscheinungen zu einem großen Bilde; auch seine Romane sind nur künstlich verschlungene Novellenbündel; er bleibt stets bei den ewigen Paradiesestypen von Mann und Weib, wenn er sich auch freilich bei der Idylle nicht so lange und mit solcher Vorliebe aufhält wie bei dem „Sensationroman der Weltgeschichte," der mit dem Sündenfall beginnt. Weiblich nenne ich dieses Klammern ans Individuelle nach dem Wort des Daniel Stern, der, selbst ein Weib und eine Gräfin dazu, gesagt hat: „La femme ne géneralise point; l'individu est tout pour elle."

Und wie steht Heyse zu der „Richtung", die sich fast zwei Jahrzehnte lang so stolz „naturalistisch" nannte? Von ihr will er nichts wissen... Als die Hugoisten mit ihrer berüchtigten Unterscheidung zwischen Erhabenem und Groteskem, zwischen Guten und Bösen, überwunden waren, kamen die Zoalisten und sprachen, nach Comte und Taine: Tugend und Laster sind Produkte wie Vitriol und Zucker. Thiermaler vom allerersten Range waren darunter und ihr Meister war, ehe er in die Weltheilandsrolle hineinwuchs und auf

dem Skopzenpfade die Kraft seiner Lenden verlor, ein großer und starker Künstler. Das Höchste aber und das Feinste in der Menschennatur, den Geist oder — in der Sprache der Gläubigen — den göttlichen Odem, der das Thier erst zum Menschen macht, ließen sie uns fast immer schmerzlich vermissen. Zola selbst hat keinen bedeutenden, keinen aufrecht einherschreitenden Menschen auf die Beine gestellt und in den Werken seiner Nachtreter wird man vergebens nach edlen Rassentypen suchen. Entspricht diese neumodische Begrenztheit nun der Wirklichkeit? Ist es die vérité vraie, daß alles Große, Starke und Feine, das wir täglich hienieden vollbracht sehen, von zufällig entwickelteren Thieren geleistet wird? Paul Heyse sagt: Nein. Und er fügt, auf die vorüberwandernden Schaaren seiner freien Adelsmenschen deutend, mit frohem Lächeln hinzu: „Achten Sie auf die feine Form der Köpfe und die zarte Bildung der Schläfen und im Gang und Tanz und Sitzen die natürliche Anmuth.“ Und wenn ihn ein Treue wedelnder Hund zu trösten kommt im ersten bitteren Schmerz seines sonnigen Lebens —: er scheucht den Geistlosen fort und ruft: „Des Menschen Weh versteht der Mensch allein, kein Gott, kein Thier. Der Kummer ist erlaucht. Und Du, so treu Du winselst, bist gemein.“

* * *

Zehn Jahre sind hingegangen, seit ich den Versuch einer Charakteristik wagte, dem ich jetzt einen großen Theil der hier gedruckten Sätze entnahm. Wenig nur war zu ändern, eigentlich nur da und dort eine Tonschwingung richtiger zu nuanciren. Und doch erlebte ich seitdem das Glück, mit dem Dichter, den ich damals nicht kannte, manchmal ein Stündchen verplaudern zu dürfen. Ein Glück dünkt es mich, einen Menschen zu finden, der so gar nicht enttäuscht, dessen Persönlichkeit so ganz mit seinem Werk zusammenklingt und dessen Wesensgesicht kein unorganischer und deshalb häßlich wirkender Zug entstellt. So ist Heyse; und die hohe Kultur, die Feinheit und Glätte seines Geistes erquickt wie ein Wunder aus deutscher Märchenferne. Das Geschlecht aus den ersten Jahrzehnten des schwindenden Säkulums war doch von anderem Schlag als das nachgeborene, das sich heute so stolz auf allen Märkten räkelt; es baute keine elektrischen Bahnen, machte nicht Fusionen und Transaktionen, die jetzt als Zeichen eines fabelhaften „Aufschwunges“ gedeutet und ausgebrüllt werden, aber es war kultivirt, bescheiden und scheute die Mühen des Weges nicht, der an die Quellen der Bildung führt. Wo sind unter unseren Politikern heute Männer von dem Kenntnißreichthum und der geistigen Regsamkeit der Bernhardi, Bucher, Lassalle, Roon, Sybel, Radowitz, Schloezer, Bamberger? Wo ist in der Spreu unserer Militärliteratur, die ja zum Theil noch immer von tüchtigen Leuten geliefert wird, auch nur

ein brauchbares Weizenkorn? Wir haben, als der einst gepriesene, nun schnöd von seiner Gemeinde verleugnete Caprivi über Christenthum und Atheismus zu sprechen anhub, gesehen, wie es im Hirn eines Kommandirenden Generals aussehen kann; noch vor dreißig Jahren aber saß in Posen, wo jetzt ein frommer Herr von Stülpnagel als Vertreter der neudeutschen Gegenreformation Lorbeern sucht, der alte Haudegen Steinmetz, der still für sich Renan las und in seinen Briefen hübsche Bemerkungen über den Eindruck machte, den ihm Schillers Sprache in französischer Uebersetzung hinterlassen hatte. Auf allen Gebieten ist dieser Niedergang sichtbar. Wo ist ein Ersatz für die Treitschke, Moltke, Freytag, Lagarde, Ihering, Herman Grimm? Früher wurde ein deutscher Professor, mochte er Historiker oder Nationalökonom sein, nicht zum leichtfertigen Schwätzer, wenn er aus seinem Fach schlüpfte und über ein Thema aus dem Bereich der fröhlichen Wissenschaft sprach. Früher wäre die Aufführung eines Machwerkes von der unwürdigen Albernheit des „Eisenzahn“, das viel tiefer steht als die Mauschelspiekereien der Gebrüder Herrnfeld, höchstens auf einer abgelegenen Winkelbühne möglich gewesen. Früher ... Doch wozu umständlich mit Beispielen belegen, was die überlebenden Träger deutscher Kultur seufzend längst zugeben mußten? Der Parvenuwahn, Deutschland müsse die Welt beherrschen, müsse, wie Graf Bülow, der beste Exponent heutiger Zeitstimmung, neulich unter beschämendem Beifall sagte, Hammer sein, um nicht Ambos zu werden, umfing früher die Geister nicht. Aber sie hatten den edlen Ehrgeiz, als Deutsche an Bildung und seelischer Gesittung sich von keinem anderen Volk übertreffen zu lassen. Diesem Geschlecht gehört Heyse an. Er war nie ein Deutschthümler und Deutschprotz; aber er hat seinem Vaterland Ehre gemacht, hat den deutschen Geistesbesitz gemehrt und noch vor ein paar Jahren die Freude erlebt, daß ein so urfranzösisch fühlender Kritiker wie der Bretone Jules Lemaître, als er ein kleines heysisches Drama gelesen hatte, erstaunt gestehen mußte, diesen Stil, diese Feinheit und Grazie habe er bei einem Preußen nicht zu finden erwartet. Ist die Zeit für immer dahin, wo man auch in solchem Dichterwirken einen nationalen Sieg sah?

Das ärgernde Gefühl, einen aus besserer Kultur Stammenden vor sich zu haben, mag den Banausen das Wort auf die Lippe gedrängt haben: Heyse ist nicht modern. Ich bekenne mich gern zu der rückständig scheinenden Ansicht, daß der Werth eines Künstlers nicht nach seiner Modernität abzuschätzen ist. Wenn Einem aus der Anschauung modernen Lebens ein starkes Kunstwerk entsteht, so ists gewiß wunderschön. Wenn eine atavistische Metastase einen Anderen in dem Phantasieleben eines frühmittelalterlichen Mönches erwachsen und der so seltsam Begabte als künstlerisch Schaffender uns seine Vision mitleben läßt, so scheint mirs nicht weniger herrlich. Frederi Mistral, Frankreichs größter Epiker, der, wie Heyse, 1830 geboren wurde und, wie Heyse, von

einem lieben Mädchen, uno chato de Prouvènço, sein schönstes Lied sang, ist gar nicht modern. Er spricht wie ein Hirt aus der Mythenzeit, da die Göttinnen ihre Reize vor Paris entgürteten, und die Sonne Homers hat ihn in der Provence gereift; ist er darum nicht ein großer Dichter? Ist es Tolstoi nicht, der asiatische Anachoret? Oder waren die Größten nicht am Ende immer „unzeitgemäß", nach dem Wort Nietzsches, der ja auch nicht modern war und dennoch, trotz Allem, was an der Oberfläche kribbelt und wibbelt, wohl noch eine ganze Weile als das einzig schöpferische lyrische Genie des ihm so verhaßten „Reiches" gelten wird? Zu den Größten darf man Heyse nicht zählen. Er ist kein Progone, kein Schöpfer neuer Art. Dazu ist sein Wesen zu weich, zu weiblich, eines Empfangenden, nicht eines Zeugers. So hat ihn Lenbachs, des unerbittlichen Psychologen, sichere Meisterhand gemalt: in süßer, sehnend aufblickender Weichheit. Und boshafte Heysehasser könnten als Motto über sein Dichten das Wort setzen, das Vischer den Empfindsamen zurief:

> Weichheit ist gut an ihrem Ort,
> Aber sie ist kein Losungwort,
> Kein Schild, keine Klinge und kein Griff,
> Kein Panzer, kein Steuer für Dein Schiff.

Das wäre, wie fast jeder Superlativ, ein ungerechtes Urtheil, aber es ließe sich hören. Heyse hat uns zwei gar nicht weichliche, sondern gut preußisch robuste Dramen geschenkt, „Hans Lange" und „Kolberg", und aus der schönseeligen Schaar seiner Weltkinder taucht manchmal ein Mann auf, der ein Mädel zur Mutter machen könnte. Meist freilich sind es Männer, wie Frauen sie sehen, — kerngesunde Frauen oft, die sich ihrer Sinne nicht schämen, sie aber im Zügel haben. Die vollkräftige Willensgewalt, das Ewig-Männliche, das wir in Goethe, dem Allumfasser, und roher in Kleist und Hebbel spüren, fehlt ihm. Aber ist er nicht gerade darin modern, der Sohn einer sänftigenden Kultur? Und welcher Thor will den Dichter unmodern nennen, der sich früh zu dem damals noch nicht durch alle Gassen getuteten Determinismus bekannte, der, allerdings auf seine besondere Weise, die Keime des demokratischen Sozialismus ans Licht sprießen sah und der — um unter vielen nur ein Beispiel zu wählen — in dem köstlichen kleinen Drama „Perseus" den alten Medusenstoff so fein ins moderne Empfinden zu ziehen wußte? Mir scheint der alte Heyse, der mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen blieb, viel moderner als die armen Schächer, die, um nur ja nicht den Anschluß zu versäumen, hastig dem Tagesgebimmel nachkeuchen, sich vorgestern als Sozialisten, gestern als Darwinisten vermummten, heute dem Christenheiland in neusilbernem Leuchter ein parfumirtes Märchenkerzlein anzünden, morgen dem frisch entdeckten Shakespeare nachstümpern und im Grunde, bei allem Talent, unreif, unfertig, leer und erfolgsüchtig sind. Von den großen geistigen

Strömen unserer Tage ist Manches doch in Heyses Dichtung gesickert. Er hat, mehr in der Art Penthesileas freilich als in der des Peliden, für die innere Freiheit und das Selbstbestimmungrecht des Individuums gefochten, hat, in Goethes tieferen Fußstapfen, sich muthig gegen Pharisäer und Zionswächter gewehrt, über dem Wildgatter, das die Sittenbrecher der Schonung fernhalten soll, stets eine höhere Sittlichkeit gezeigt und sich nie, mochte es sich um den Maximiliansorden oder um den Schillerpreis handeln, gescheut, den Mächtigsten rückhaltlos seine Meinung zu sagen. Er kleidet sich nicht genau nach der Mode vom letzten Jahr, seine Technik erscheint uns mitunter schwerfällig und sein Hang, mehr kommentirend zu berichten als zu gestalten, den Hörer nicht als Mitdichter, sondern als Fremdling zu behandeln, versagt uns oft den feinsten, nur aus eigener Schaffensfreude entstehenden Genuß. Dafür entschädigt die abgeschlossene Einheitlichkeit seiner Weltanschauung, die man, schon weil sie goethisch ist, nicht unmodern nennen darf, die klare Sicherheit seines Vortrages, der weltmännische Humor und die furchtlose Vornehmheit, die den Höflichen trotzig den pastoral Winselnden zurufen ließ:

Ich habe meiner Tugenden und Fehler
Mich nie geschämt, mit jenen nie geprunkt
Und meiner Sünden macht' ich nie den Hehler.
Denn Dies vor Allem, dünkt mich, ist der Punkt,
Wo Freigeborne sich vom Pöbel scheiden,
Der feig und heuchlerisch herumhallunkt.
Den nenn' ich vornehm, der sich streng bescheiden
Die eigne Ehre giebt und wenig fragt,
Ob ihn die Nachbarn lästern oder neiden.

Wenn Schinkels Wort, Kunstwerke seien die feinsten historischen Quellen, einst als richtig erkannt werden sollte, dann wird man noch oft nach Heyses Dichtungen greifen; und die Mühe des Suchens wird nicht verloren sein. Mancher bedeutsame Zug einer Epoche und eines Gesellschaftzustandes, die uns schon entschwinden, kann da wieder lebendig werden. Diese Novellen, Romane, Lieder und Sprüche bieten die poetische Spiegelung der Gefühle, Gedanken, Wünsche, Tendenzen des nord- und mitteldeutschen Bürgerthumes, das sich um die Quellen der Bildung gesammelt hat und sich in dem neuen Wohlstand nun behaglich eingerichtet. Man sieht angenehme, artige, reinliche und geschmackvoll gekleidete Leute, die keinen Zweifel darüber lassen, daß sie sich für sehr human und für sehr aufgeklärt halten. Ein Bischen unruhig sind sie schon. In ihnen ist ein Schaudern vor all dem Neuen, das da ringsum werden will, vor den schreckenden Erscheinungen der Maschinenzeit, die sie doch reich gemacht hat und ihre Herrschaft sichert. Dieses Schaudern ist auch in Heyses Dichten fühlbar. Ihn, den Sänger des gesättigten Bürgerthumes, ärgert das Gedröhn und Gerassel der Industriestädte, in denen dieses Bürgerthum an Fleiß, Kraft und Intelli-

genz sein Bestes leistet, er sucht sich ein neues Hellas aufzubauen, das aber, wie die münchener Propyläen und alles Stuckgriechenthum, nur künstlich und unecht wirken kann, und Lenbach erwies sich wieder einmal als weisen Meister da er den Freund und Nachbarn im Gewand eines Renaissancekünstlers malte. Die Renaissance liebt er; die Sforza und Malatesta würden ihm zwar nicht behagen, aber am Hof der vornehmen ferrarischen Maecene wäre er gleich heimisch und die kränkliche Prinzessin von Este würde gewiß gern mit ihm plaudern. In diesem Sinn mag man ihn unmodern nennen, hat er selbst sich so genannt. Ein allerliebstes Neckduett — die Frau möchte den Eheherrn zur Anschaffung neuer Möbel für sein Schreibzimmer bewegen und fragt schließlich seufzend, ob der schäbige Hausrath denn noch länger herumstehen soll — endet er mit den Worten, Alles solle beim Alten bleiben nur

Ein Weilchen noch, bis mit dem Alten selbst
Wird aufgeräumt. Er ist nun einmal nicht
Modern und seine Renaissance betreibt
Er innerlich; und ihm ist wohl dabei,
Wenn man nur eben ihn verbrauchen will,
So, wie er ist, sammt andern alten Möbeln.

Es will Einem nicht in den Kopf, daß Heyse zu den alten Möbeln gehören soll. Und doch: mit einer Sieben als Jahresziffer heißts, von der Jugend Abschied nehmen. Das greise Weltkind ist eine zu liebenswürdige, zu neidlose Natur, als daß die Jugend nöthig hätte, ihm die Mahnung ins Gedächtniß zu rufen, die Raimund seinem Millionenbauer singen ließ: „Denk' manchmal an mich zurück, schimpf' nicht auf der Jugend Glück, Brüderlein fein!“ Was Heyse manchmal mit den Jungen hadern läßt, ist nicht gekränkte Eitelkeit eines Zurückgesetzten, ist vielmehr die Sorge eines Künstlers, der die über Alles geliebte Kunst schlecht behandelt sieht. Aber könnte er, mit dem wir nicht aufräumen, den wir nicht unter die comicos stultos senes rechnen wollen, nicht Besseres thun, als seinen Kraftrest an polemische Dichtung verzetteln? Plato und Montaigne empfahlen den Greisen, die sich einer lenis, placida, fortis senectus freuen wollten, die Theilnahme an den Kampfspielen der Jugend; und Jakob Grimm rühmte an seinem Bruder besonders, daß er in hohem Lebensalter noch das Wagniß unternahm, „an ein Wörterbuch die Hand zu legen, dessen fern liegendes, fast zurückweichendes Endeziel in der engen Frist des ihm noch übrigen Lebens, wo die Regentropfen schon dichter fallen, leicht nicht mehr zu erreichen stand.“ Wenn Heyse sich solches Ziel setzte, wenn er, mit seinem Wissen, seinem sicheren Kunstgefühl, der deutschen Dichtung den Weg in künftige Schönheit wiese, dann könnte den in innerer Freudigkeit Lebenden ein Erfolg belohnen, wie er Bismarcks, seines bewunderten Helden, Greisenbuch nach des Ersinners Tode beschieden war.

M. H.

Serenissimus und die Liesl.

Einer, der aus der Weltgeschichte das Lachen gelernt hat: gehört Der nicht von Natur wegen zu den höchsten Exemplaren der Gattung? Einer, der nichts von Weltleid und Weltekel wissen mag, obwohl ihm diese sogenannte Weltgeschichte in einer winzigen Episode zur Katastrophe seines Hauses geworden ist? Sie hat ihn den Thron gekostet. Einen kleinen Thron, nach dem modernen Großstaatenmaß ein Miniaturthrönchen, aber doch seine paar schönen Jahrhunderte alt und werthvoll durch allerlei angestammte Bequemlichkeiten. Irgendwo im thronreichen Europa.

„Laß gut sein", spottet er seitdem, wenn die Rede darauf kommt; „es hat mir hernach auch nicht an guten Sitzgelegenheiten gefehlt. Nein, wahrhaftig nicht, wenn man sich der gesunden besten Laune bei prachtvoller Weltverdauung in den Schooß setzen kann, so oft Einen das Bedürfniß anwandelt."

Serenissimus pflegt mich allsommerlich zu Besuch zu laden. Der hohe Herr steigt wie ein Gemsbock. Eine forsche Wilderernatur, der kein Schleichpfad zu verwegen, keine Felswand zu steil ist; da tragen wir dann Jägerhut mit „krumbem Federl", krachlederne kurze Hose, arg verwettert, mit grüngesticktem Eichenlaub am Latz, rauhes Hemd, am Hals offen, ohne Binde, derbe wollene Wadenstrümpfe, Nagelschuhe, Wettermantel, Bergstock, Rucksack: die landesübliche Ausrüstung im Hochgebirge. In Allem ist Serenissimus der Erste. Mit Schweiß und Staub bedeckt, abgekraxelt, totmüde, wirft er das Gewand ab, stürzt sich in den Bergsee, schwimmt wie ein Seehund und steigt an den polizeiwidrigsten Stellen in polizeiwidrigster Badehosenlosigkeit ans Land.

Alle Jägerkniffe hat er los, im Wald und auf der Haide, überall. Ein Weidmann mit ganzer Seele, also kein blutiger Streckenprotz, kein Mordgeselle mit Piffpaff-Größenwahn, der blind drauflosknallt, wenn ihm das arme Gethier vor die Mündung gehetzt wird. Ein Thierfreund, der hegt und pflegt und abschießt wie der Förster, der als Baumfreund den Wald durchforstet. Selbst die Verfolgung des Raubzeuges ist ihm nicht die hartherzige noble Passion. Und wenn er auf junges Weibsvolk pirscht, — „schiach" darfs nicht sein, sonst fürchtet er sich der Sünd'. In diesem Punkt geht er, seit er gemach älter wird, sehr fromm und wählerisch mit sich um. Zuweilen nützt freilich auch die größte Frömmigkeit und Vorsicht nichts: Gottes Wege sind dunkel.

Ueberkommt ihn der Hunger auf der Landstraße, ist ihm jeder Kirschenbaum recht. Die am Höchsten hängen, sind die Besten: Das weiß schon die Spatzenweisheit; und er steigt so hoch, wie ihn die Aeste tragen und Sperlinge und Staare noch Etwas übrig gelassen. Gleichgiltig, auf wessen Grund der Baum steht. Das hat oft Folgen. Namentlich an der tiroler Grenze.

Neulich kam die Bäuerin dazu, wie er gerade in bester Arbeit war. Das Weib, in den heiligsten Eigenthumsrechten gekränkt, fängt nicht schlecht zu schimpfen an. Zum Glück war sie jung, schmuck, wenn auch sakrisch „gach", die dralle Liesl, an einen Alten frisch verheirathet. Sie kennt Serenissimus, den Einbrecher

und Kirschenräuber, nicht. Die halbnackten braunen Arme auf die Hüfte gestemmt, legt sie los:

„Handwerksbursch miserabliger, willst gleich —? Jetzt schaut den Loder an, den frechen! Machst jetzt bald?“

„Jawohl, ich mach' gleich. Halt nurs Maul, sonst schmeiß ich Dir die Hosen drauf.“

Und er nascht ruhig weiter und verschluckt keinen einzigen Stein.

„Wirds bald, Spitzbub sakrischer?“

„Ja, gleich“ — und er pustet ihr die Kirschenkerne auf den Kopf.

Nun kochts in ihr: „So ein alter Gauner —!“

Er biegt sich gemüthlich noch einen vollen Ast bei.

Sie streckt die Arme aus und rüttelt am Stamm. Sie tobt. Sie macht Versuche, hinaufzuklettern.

„Runter werf ich Dich, Hanswurst!“

„Wart noch a Bissel. Hergott, schmeckt Das gut —“

„Mir gehören die Kirschen, mir — Du, Du —“

Da läßt sich Serenissimus nach einem Rutscher direkt herunterfallen, in höchsteigener Person der Frau Liesl an die Brust.

Und er umhalst sie, drückt sie, busselt sie, wo er grad hintrifft: auf die Augen, in den Nacken, auf den Mund, bis ihm und ihr der Schnaufer ausgeht. Sie ist starr.

„Nein, so was ...“ stöhnt sie. „Wenns wer sieht —“

Fest hält er sie an beiden Händen und dreht ihr mit unentrinnbarem Jägergriff die Arme auf den Rücken. Nun stehen Mann und Weib Brust an Brust, heiß, flammend, und er lacht ihr in die Augen, bis sie auch lacht. Tandaradai — — —

Es war wirklich Niemand in der Nähe? Ich bin verschwiegen.

Er spendirt ihr ein erkleckliches Andenken. Für solche große Momente hat er immer noch ein Ueberflüssiges in der Lederhose.

„Du bist nobel,“ sagt sie, etwas verdutzt.

„Jawohl, Liesl, so sind wir, — wir miserabligen Loder.“

„Na ja ...“

Sie betrachtet sich das Geldstück genauer.

„Schmerzensgeld, he!“ lacht er pfiffig.

„Gestohlen hat ers, gewiß, gestohlen hat ers,“ ruft sie mir zu, als ich plötzlich hinter dem Busch auftauche, und sich entfernend, mit glühendem Gesicht: „Spitzbuben seid Ihr, jetzt bring' ich dem Bauern am End ein falsches Goldstuckl heim —“

„Tandaradai!“ schnalzt Serenissimus.

Wir drücken uns querfeldein, auf den Wald zu, köstlich erfrischt von dem Scharmützel mit der rassigen Bäuerin. Ob man uns erkannt hat? Tandaradai!

Wie gesagt: allsommerlich pflegt er mich zu Besuch zu laden. Da giebts fidele Stunden im Jagdhaus zur „Weißen Gemse“ im Hochwald über der Schelmenklamm. Oft wirft sich unser Lachen wie eine Salve von Juchzern in die Nachtluft und übertönt das wilde Gebrause vom Wassersturz in der Schalmeischlucht.

Er und ich und ein Diener, sonst keine Seele weit und breit, — die zwei

schwarzen Dackeln nicht zu vergessen. Die liegen meist auf der Ofenbank und träumen von unglaublichen Abenteuern.

Der Diener setzt Atzung und Labung auf den Tisch, stellt die Leuchter bereit und verschwindet. Er führt den Titel Haus- und Hofrath.

„Ich komme heute mit großer Verspätung. Die Klüfte und Schlüfte des Höllenthales haben mich ermüdet.

„Tandaradai!" ruft er mir zum Gruß entgegen und streicht schmunzelnd seinen Schnauzbart. Sein wettergebräuntes, hageres Gesicht zuckt in pfiffigen Lichtern. Er wirft ein zerlesenes Exemplar des Gothaer Almanaches zwischen die Weinflaschen und Cigarrenschachteln, reckt sich in sehniger Strammheit und zieht mich an seine Brust: „Nun denn — Grüß Gott! —, daß Du nur da bist, alter Kamerad!"

Wir duzen uns seit unserem gemeinsamen fünfzigsten Geburtstag.

Dann die grünen Weingläser gefüllt, Havannah gereicht: „Prost!" Ein paar Züge, mit Kennermiene und Duftprobe durch die Nüstern: „Famos!"

„Neueste Ernte, ausgezeichnet, trotz spanischer Hauerei und Lorber auf den Allerwerthesten. Wirklich ausgezeichnet."

Wir lassen uns in die Holzarmstühle mit den eingesessenen Lederpolstern sinken. Ich lange nach dem Gothaer: „Immer noch Deine literarische Passion?"

„Da hast Du recht. Der und der Detlev. Du weißt ja: den Liliencron! Für die großen Gefühle, für die dramatischen Spannungen der Junkerseele Nonplusultra-Lyrik. Hab' mir übrigens jetzt auch ‚Wotans Heer' von Heinrich von Reder beigelegt. Der paßt gut dazu. Zum Vor- oder Nachspiel, je nachdem, noch ein paar weinfleckige Seiten vom Gothaer."

Ich lege die Hand auf sein nacktes, kühles Knie: „Der Rops oder der Simplicissimus-Heine, Die hätten einmal ihren Illustrationen-Witz anstrengen sollen und die Gothaer Stammbäume mit den entsprechenden Bildchen verzieren."

„Tandaradai!" lachte er heraus. „Weißt Du, Das muß ich Dir doch sagen, von allen Zünften — Prost! — die europäische Schelmenzunft hat doch nicht ihres Gleichen. Dagegen steht nichts auf. Das ist Nationalliteratur und was für klassische!" Und mit einem Schlag auf das Buch: „Nationalliteratur, die sich zur Weltliteratur aufgeschwungen — richtiger: aufgesessen — hat. Die richtige realistische Poesie des Sitz- und Besitzfleisches! Stegreifritterthum zuerst, Stromerlieder, Galgenvogelepos, Herrscherchronika. Die Kraft der Beine, die Verwegenheit des Griffes . . . und Aushalten! Suum cuique rapere. Die Genialität des Gesäßes und Umgegend. Mit allen Advokatenwinden und Pfaffensalben. J'y suis, j'y reste. Oder wie der Galantuomo in Rom vom Quirinal zum Vatikan hinübergrüßte: Ci siamo, ci resteremo! Und der ehrliche Idealist Schiller drückt pathetisch sein Siegel darauf: Sei im Besitze und Du wohnst im Recht und heilig wirds die Menge Dir bewahren. Einfach monumental. Das ist die hohe Schule und Poesie der Geschichte. Dir brauche ich sie nicht vorzureiten. Du hast den Begriff. Es giebt vielerlei Worte dafür, alle sakrosankt. Prost!"

Ich: „Und immer neue kommen dazu, eins pompöser als das andere: Herrenmoral, Uebermensch und anderes Edelgewächs."

„Dieser Gothaer da bleibt der Kodex."

„Wenigstens der Index", schränke ich ein und gestatte mir eine frische.

„Meinetwegen. Das auch. Der Index. Verzeichniß ist Alles. Die Dichtung selbst. Eure Romane zum Beispiel.“

„Hopsasa“, lache ich, „Das ist ein Sprung. Antik, à la Herodot.“

„Spring mit, Alter. Sprünge sind lustig. Die Liesl, weißt Du noch? Also springen wir. Es war zur reifsten Kirschenzeit.“

„Unsere Romane zum Beispiel“, damit lenke ich wieder zurück.

„Ja, Eure Romane. Etwas Lustiges, Phantastisches, Musikalisches scheinbar, Handlung, rother Faden und anderes Geschnür und Strumpfwirkerei; im Grunde doch nur Verzeichnisse. Verzeichnisse aller erdenklichen Miserabilitäten der Menschenseele: Ihr nennts psychologischen Roman, — großartig. Verzeichnisse aller Kleinigkeiten wurmstichigen Kulturhausrathes: Ihr nennts historischen Roman, — auch großartig. Verzeichnisse aller Lumpereien einer heutigen Spießbürgerfamilie: Ihr nennts konsequenten naturalistischen Roman. Oedet Dich Das nicht an? Mich schon. Trödler-Kataloge sind amusanter. Prost!“

„Stimmt!“ ruf' ich und erhebe den goldgrünen Kelch.

Mit einer Art von grimmem Humor stürzt er das Glas hinab: „Donnerwetter ja, Das sag ich Dir, mein Gothaer Almanach ist unerschöpflich; wo ich ihn aufschlage, stoß ich auf einen Witz, einen weltgeschichtlichen Ulk, eine herrliche Familienposse. Diese Geburtregister, na! Diese Verwandtschaftdaten, na! Der Glaube macht selig. Und das Gewimmel des adeligen Proletariates, gerechter Schnappsack! Und diese fünf- und siebenfach gezackte Hungerleiderei mit ihren noblen Alluren, Gott Strambach! Und nun denk Dir einen rechtschaffenen Kerl aus der Bande, der hinter die Alkoven-Coulissen gesehen, Hermeline und Unterröcke gelüftet und die glänzenden Zacken sozusagen mikroskopirt hat. Mein Wort: es ist zum Wälzen. Manchmal auch zum Heulen. Aber Das ist schlechte Musik. Ein Arsenal von Späßen, dieses Buch. Unter uns gesagt. Ganz unter uns. Die profane Welt gehts nichts an. Meinen Haus- und Hofrath auch nicht. Der ist treu. Das genügt. Treu wie die Liesl ...“

Schon will ich unterbrechen: Zum Kukuk, ist Das die selbige Liesl, die ... Wie kommst Du denn immer wieder auf die Kirschen? Meine Müdigkeit verbeißt die neugierige Frage. Und er ist so prachtvoll, wenn seine Verve im Zuge ist. Ich lass' ihn also fortfahren.

„Das genügt doppelt. Die Heerde ist so unbezahlbar unwissend. Und weiß sie einmal und stößt ihr der Zufall die Nase drauf: sie vergißt immer wieder. Sie betet an und steuert, wie sie früher gefrohnt hat und alles Uebrige. Das ist ewiges Heerdenbedürfniß. Was in diesem Buch gedruckt ist und was zwischen den Zeilen Juhe schreit, bleibt also doch Familiengeheimniß. Eine einzige große internationale Familie, — wir da drin. Keiner außer uns versteht unsere Sprache, unser Rothwälsch, unser Volapük.“

„Na, na, na“, mache ich und greife nach dem Buch und betrachte mir ein in Stahl gestochenes Bildniß.

„Der Kerl sieht aus wie ein invalider Götze.“

Ich: „Wie Einer, der nach Blut riecht.“

Serenissimus: „Giebt es Götzen, die nicht nach Blut riechen? Alle riechen nach Blut. Das ist schließlich noch ihr bester Geruch.“

„Cave canem wäre ein passender Wappenspruch.“

„Kränke mein Dackeln nicht, Du!"

Er entkorkt eine frische Flasche aus dem Kühler und reicht sie mir zum Einschänken. Wir sitzen einen Moment schweigend. Die Dackeln bellen leise im Schlaf. Es ist wie traumhaft tiefe Mitternacht. Die Geister der Schalmeischlucht tosen zum offenen Fenster herein. Die Flamme flackert Zauberreigen. Kurios erregende Stimmung wie in einer Sommernachtstraumkomoedie. Wirklich shakespareehafte Romantik.

„Bist müde?" fragt er plötzlich.

„Ich weiß nicht."

„Warst im Höllenthal?"

„Das war ich: Prachtvoller Neuschnee, alle Gletscherspalten voll. Ich mußte heute früh über die Scharte. Ich werde doch wohl ein Wenig müde sein. Du mußt entschuldigen."

„Fällt mir nicht ein. Wir in unseren besten Jahren!" Und er bückte sich zum Fenster hinaus und lauschte in das Dunkel. Dann sah er zur Thür, mit seltsamem Ausdruck.

„Ist was los?" frag ich.

„Ich will Dich 'mal aufrütteln. Tandaradai!"

„Tandaradai!" echoe ich erwartungvoll.

„Das Goldstück war falsch. Der Bauer hats nichts behalten. Oder es ist ihm davongerollt —"

„Die Liesl?"

„Mein Haus- und Hofrath hat sich vergeblich angestrengt, das Ding einzukapseln."

„Die Liesl ist da?" frag ich mit ehrlich erstaunter Dehnung.

Er wippte mit dem Kopf: „Kugelrund, prachtvoll."

„Und was thust Du?"

„Wir legen sie auf Eis. In Deine Gletscherspalte mit dem prachtvollen Neuschnee. Für künftige Geschlechter."

Ich hebe den Gothaer hoch: „Eine Liesl mehr oder weniger — —"

„Triumph!"

München. Michael Georg Conrad.

Bankabschlüsse.

Wieder ist der Spekulation ein sonst um diese Jahreszeit beliebtes Haussemotiv aus der Hand genommen worden: der Hinweis auf die Jahresabschlüsse der Banken. Gewiß: die Banken sind es gewesen, die die Mittel für die industriellen Bedürfnisse aufgebracht haben; daher sahen wir 1899 eine selbst in den Gründerjahren der siebenziger Aera nicht überbotene Emissionthätigkeit. Und die Agiogewinne schnellten in die Höhe, weil in fetten Jahren der Geschäftsmann nicht gern an die Wiederkehr magerer Zeiten denkt und das Publikum vertrauensselig genug war, die Aussicht auf eine unendliche, wolkenlose Dauer des wirthschaftlichen Sommers mit einem Aufgeld zu bezahlen, das bereits gewaltige Zukunftgewinne diskontirte. Die Folge von Alledem war schließlich ein weit verbreiteter Glaube an besonders glorreiche Jahresabschlüsse der Emissionbanken, — und jetzt, nachdem der Fasching vorüber ist, eine allgemeine Ernüchterung. Das Finanzinstitut, dessen Aktien am Schärfsten getrieben worden sind, begnügt sich — und eben so fast alle anderen großen Banken — mit der gewohnten Dividende. Nur die Berliner Handelsgesellschaft vertheilte ein halb Prozent mehr als im Vorjahr, die Darmstädter Bank dagegen ein Prozent weniger. So sehr nun die maßvollen Dividendenvorschläge einen ruhigen Beurtheiler unserer Bankenverhältnisse befriedigen konnten, so wenig haben sie natürlich der Spekulation gefallen; und hier und da kam es zu reichlichen Abgaben, als die Hoffnungen auf erhebliche Kurssteigerungen aussichtlos geworden waren. Die Bankdirektoren sind doch wieder einmal viel klüger als die Börsenspieler und sorgen dafür, daß die Kursschwankungen ihrer Papiere in mäßigen Grenzen bleiben. Die ersten Geschäftsberichte, die erschienen sind, lauten übrigens recht monoton. Sie schildern den Gang des Bankgeschäftes im letzten Jahr etwa nach folgendem Schema: Auch im verflossenen Geschäftsjahr hat unsere Bank unter dem Einfluß der glänzenden Verhältnisse von Industrie und Handel eine rege Thätigkeit entwickeln und von dem hohen Stand der Zinssätze Nutzen ziehen können. Der Wirkungskreis unseres Institutes hat sich in sämmtlichen von ihm kultivirten Gebieten ausgedehnt, die Zahl der bei unserer Bank geführten Konten ist gewachsen, die Umsätze zeigen eine bedeutende Vergrößerung und Dem entsprechend sind auch die Gewinne höher. Bei niedriger Bewerthung der Aktiven, reichlichen Rücklagen, und nachdem die für Neuanschaffungen nothwendigen Ausgaben aus dem Betriebe gedeckt sind, ergiebt sich ein Nettogewinn, der die Vertheilung der selben Dividende wie im Vorjahr gestattet. Aus einer solchen paradigmatischen Auslassung, die im Grunde nichts sagt, mag jeder Interessent herauslesen, was ihm erwünscht ist, — und außerdem geben die Geschäftsberichte gewöhnlich nur so weit Aufklärungen, wie es den Bankleitungen beliebt. Die einzelnen Positionen des Gewinn- und Verlustkontos werden nicht einmal so ausführlich mitgetheilt, daß eine klare Einsicht in die Entwickelung und den Erfolg besonderer Betheiligungen möglich ist. Es wäre aber gerade der interessanteste Theil des Geschäftsberichtes einer großen Bank, zu erklären, woraus sich die summarisch angegebenen Gewinne des Effekten- und Konsortialkontos zusammensetzen und welche Engagements im Einzelnen Gewinne oder Verluste ergeben haben. Eine geeignete Sichtung und Vergleichung solcher Ergebnisse könnte den Maßstab für unseren ganzen Finanzirung-

betrieb schaffen und würde allen Banken in gleicher Weise zu Statten kommen, zugleich aber auch gründunglüsternen Industriellen und dem von der Börsenspekulation abhängigen Publikum die Augen heilsamst öffnen. Aber freilich:

„Warum ist Wahrheit fern und weit?
Birgt sich hinab in tiefste Gründe?"

Selbst von so gewaltigen Unternehmungen, wie es die mit deutschem Geld gebaute und unterhaltene Große Venezuela-Eisenbahn ist, hört man wenig Zuverlässiges. Die von der Norddeutschen Bank zu schweren Opfern herangezogenen Aktionäre müssen in diesem Jahr mit einer Dividende von einem halben Prozent vorlieb nehmen. Venezuela hatte Verpflichtungen übernommen, — und damit waren die Motten ins Licht gelockt worden. Aber keine der letzten Regirungen ist ihren Zahlungverpflichtungen nachgekommen und Mittel, sie zu zwingen, giebt es nicht. Die politischen Wirren verschärften sich wiederholt zu gewaltsamen Ausbrüchen und die Bahn hat streckenweise durch Zerstörungen, durch Beschlagnahme für Truppentransporte und durch die allgemeine Unterbindung des Verkehres und Schädigung des Wohlstandes schwer gelitten. Zwar hofft die Verwaltung, daß in dieser unhaltbaren Situation bald Wandel geschaffen werde, „weil alle Großmächte gleichmäßig in ihren venezolanischen Interessen geschädigt werden"; aber diese Hoffnung dürfte trügerisch sein, denn die anderen europäischen Großmächte haben nicht den mindesten Anlaß, zu Gunsten des deutschen Kapitals auch nur einen Finger zu rühren, und das Deutsche Reich wird, um der Eisenbahninteressenten halber, kaum seine freundschaftlichen Beziehungen zur Republik Venezuela preisgeben. Lehrreich müßte es auch sein, aus den Abschlüssen und Geschäftsberichten der Banken die Einzelheiten jeder Abschreibung und die einzelnen Verluste kennen zu lernen. Eine westdeutsche Bank paradirt damit, daß innerhalb ihrer Kundschaft nennenswerthe Zahlungeinstellungen nicht stattgefunden hätten; unter den Abschreibungen findet man aber 186000 Mark, die hauptsächlich durch die Insolvenz einer befreundeten berliner Bankfirma in Verlust gerathen sind. Bessere Aufklärungen über die Debitoren würden auch den Schlüssel dafür bieten, warum eine alte hamburgische Bank, die vor einigen Jahren ihren Hauptsitz nach Berlin verlegt hat, ihren bisherigen ersten Direktor mit schlichtem Abschied entläßt. Und endlich wäre es interessant, die Kapitaldotirungen der Kommanditen und ihrer Erträgnisse gesondert kennen zu lernen; dann wäre nämlich die Möglichkeit gegeben, ein Urtheil über die geographische Dislokation der wirthschaftlichen Konjunktur, die angeblich das gesammte Deutsche Reich mit ihrer Wünschelruthe beglückt hat, zu gewinnen. Aber ängstlich wird Alles vermieden, was die gewöhnlichen Sterblichen, die ihre finanzwirthschaftliche Weisheit aus dem Kurszettel zu schöpfen gewöhnt sind, aufrütteln könnte. Die Gesetzgeber suchten ja freilich ein Mittel, durch das die Dummen möglichst vor Verlust bewahrt werden sollten. Aber — o weh! — der Erfolg dieser pädagogischen Versuche ist kläglich; und in den Abschlüssen der Banken kommt Das sehr deutlich zum Ausdruck. Die Gefahr, die insbesondere in der Beseitigung des Termingeschäftes in Bergwerks- und Industriepapieren liegt, wird dem Publikum zu seinem Nachtheil klar werden, wenn bei einem Wechsel der Konjunktur den unausbleiblichen Verkaufsangeboten keine kauffähige Spekulation mehr gegenüberstehen wird.

Lynkeus.

Notizbuch.

Das preußische Staatsministerium hat dem Dr. Leo Arons, der als Physiker in Berlin Privatdozent war, die venia legendi entzogen, weil er sich in der sozialdemokratischen Agitation öffentlich bethätigt hatte. Von den Professoren, die dem Kollegen früher zwar einen Verweis ertheilt, jetzt aber jedes disziplinarische Einschreiten gegen ihn abgelehnt haben, hat bis jetzt kein einziger sein Amt niedergelegt, kein einziger gegen den Regirungbeschluß das Wort ergriffen. Im Gegentheil: einer Studentenvereinigung, die dem scheidenden Lehrer ihre Sympathie kundthun wollte, ließ des Rektors wohlweise Magnifizenz schnurstracks mit Disziplinarstrafen drohen. Danach ist über den Vorgang, der im Grunde nur die akademischen Lehrer und ihr Freiheitbedürfniß angeht, eigentlich nichts mehr zu sagen. Da er aber so eifrig, wie ein nie für möglich gehaltenes Ereigniß, beredet wird, mag noch ein Wort gestattet sein. Den Dr. Arons trifft der Bannfluch nicht allzu hart; er ist ein sehr reicher Mann, wird durch die Märtyrerkrone in der Schätzung seiner Parteigenossen erhöht und kann versuchen, eine Freie Hochschule zu gründen, wie sie in Brüssel und Paris schon besteht und gerade jetzt in Berlin sehr wünschenswerth wäre. Herr Arons gilt als in seinem Fach tüchtig; daß er auch ein muthiger und geschmackvoller Mensch ist, lehrt ein Blick in seine Rechtfertigungschrift. Er wird sich über den Ausgang des gegen ihn eingeleiteten Verfahrens sicher nicht gewundert haben. Das preußische Staatsministerium nimmt die Sozialdemokratie eben ernst; es glaubt, sie habe den Willen, die staatliche und gesellschaftliche Ordnung zum Nachtheil der heute Herrschenden umzuändern, und hält es, nicht ohne Fug, für verleitlich, den heranwachsenden Staatsbeamten das Schauspiel zu bieten, daß man für diese Partei öffentlich kämpfen und dennoch vom Staat mit dem Amt des Jugendbildners betraut werden kann. Auf erhabener Höhe ist dieser Standpunkt nicht gewählt. Aber stehen die wider das Urtheil Eifernden höher? Dulden sie, wenn nicht die Noth am Mann sie dazu zwingt, in ihren Betrieben, in Läden, Bureaux, Redaktionen, auch nur eine Stunde Leute, die öffentlich gegen das Existenzrecht dieser Betriebe zu Felde zogen? Würden die Besitzer der liberalsten Blätter nicht selbst den tüchtigsten Artikelschreiber wegjagen, wenn er publice die kapitalistische Presse als eine mit allen Mitteln zu bekämpfende Gefahr bezeichnet hätte? Und leben im deutschen Land wirklich irgendwo Schwärmer, die im Staat ein herrliches Idealgebilde sehen und noch immer nicht erkannt haben, daß er nichts Anderes sein kann und sein will als die zu Schutz und Trutz geschaffene Organisation der im Besitzrecht Wohnenden?

* * *

Nur: ein Bischen Klugheit darf man wohl selbst von diesem traurig modernen Staat und seinen bestbezahlten Dienern erwarten. Sie sollten, nach Goethes Rath, nichts Unkluges, nichts unklug thun. Deshalb brachte das Auftreten des neuen Ministers von Rheinbaben eine so schlimme Enttäuschung. Er war — auch hier — als ein modern denkender Mann von großen Fähigkeiten gerühmt worden, als der Retter, den die in Preußen wichtigste Behörde, das Ministerium des Inneren, so drin-

gend braucht. Jetzt ist aus seiner Präsidentenzeit ein Erlaß ans Licht gebracht worden, der die Loyalität der preußischen Regirung bedenklich in Frage stellt und ihren Erfolg im wirthschaftlichen Ringen mit den Yankees beträchtlich erschwert. Einen Mann, der diesen Erlaß für wirksam hielt und der glauben konnte, solches Aktenstück könne heutzutage verborgen bleiben, kann beim besten Willen Keiner einen ungewöhnlich fähigen Politiker nennen. Aber es kam noch schlimmer. Der Freiher von Rheinbaben hat eine Kommunalwahlreform vorbereitet, die die Machtbereichsgrenzen der bourgeoisen Gemeindebeherrscher verschieben soll. Ueber Absicht und Ausführung mögen Nationalliberale und Centrumsleute raufen. Sein Hauptziel aber hat der Minister mit dem Wort bezeichnet: um jeden Preis müßten die Sozialdemokraten am Eindringen in die Kommunalverwaltungen gehindert werden. Betrübend ist schon, daß auch die neue Excellenz nichts Besseres vorzubringen weiß als das nachgerade langweilige Gerede über eine „Umsturzgefahr", von der Niemand nichts merkt. Noch trauriger aber ist, daß Herr von Rheinbaben auch vom Standpunkt Eines aus, der die Sozialdemokratie vernichten, ihre Kraft mindern, ihren ihm nur schädlich scheinenden Einfluß auf alle Formen staatlichen Lebens beseitigen will, so völlig falsch handelt. Wieder einmal rächt sichs, daß unsere höchsten Beamten den Feind gar nicht kennen, den sie bekämpfen wollen. Ein General, der nicht begriffe, wie er den Gegner am Meisten schwächen kann, wäre in Preußen nicht möglich. Möglich aber ist ein Minister, der noch heute nicht ahnt, daß nichts die politische Kraft und Aktionfähigkeit der Sozialdemokratie mehr stärken muß als die Sperrung aller anderen Arbeitgebiete und daß nichts diese Partei mehr schwächen würde als die Nothwendigkeit, ihre Kräfte nach verschiedenen Richtungen zu zersplittern und so den einheitlichen Elan zu lähmen, der sich, wie die Dinge jetzt liegen, nur an einer Stelle, in der Reichspolitik, „austoben", dort aber mit voller Wucht centrifugal bethätigen kann.

* *
*

Ich erhielt den folgenden Brief:

Sehr geehrter Herr Harden, um die Jahreswende brachte eine große süddeutsche Tageszeitung einen „Zeitungen und Zeitungleser" überschriebenen Artikel, in dem gesagt war, es sei „bloße Spekulation und ein Mangel an Muth und Ueberzeugung, wenn eine Zeitung jeder Meinungäußerung aus dem Weg geht, um nicht etwa mit einem Leser oder Abonnenten zu kollidiren"; und ferner: „Jede ehrliche Ueberzeugung verdient, hoch geachtet zu werden, und braucht deshalb die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen". Das ist ja herrlich, dachte ich mir; da kann man einem großen Leserkreise allerhand Schmerzenskinder zeigen und thätige Theilnahme für sie erwecken. Ich sollte aber schon beim ersten Versuch erfahren, daß jene tapferen Worte des „liberalen" Blattes nicht etwa ernst zu nehmen, sondern eben nur Zeitungphrasen waren. Dabei glaubte ich, dem Blatt keineswegs eine besonders fürchterliche Zumuthung zu machen.

Im Notizbuch der „Zukunft" vom zehnten Februar ist an einem drastischen, dem böhmischen Bergwerksbetrieb entnommenen Beispiel gezeigt worden, daß in der kapitalistischen Ordnung der Reichthum aus dem Massenelend fließt; denn „wäre die Lage dieser Kohlenarbeiter weniger jämmerlich, so könnten die Aktionäre nicht so rasch reich werden". Dieser Hinweis auf eine der Ursachen des Massenelends er=

muthigt mich zu dem Versuch, meine Angelegenheit der „Zukunft“ anzuvertrauen; denn es handelt sich im Wesentlichen gleichfalls um eine Ursache des Massenelends. Ich wollte nämlich in jener Zeitung über die von Adolf Damaschke, dem Vorsitzenden des „Bundes der deutschen Bodenreformer“, verfaßte, bei Harrwitz in Berlin verlegte Schrift „Vom Gemeinde-Sozialismus“ referiren. Der erwähnte, seit 1888 bestehende, politisch unabhängige Bund sieht in der Grund- und Bodenfrage den wesentlichsten Theil des sozialen Problemes. Er tritt dafür ein, daß der Boden, diese Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte befördert, das jeden Mißbrauch ausschließt und das die Werthsteigerung, die er ohne die Arbeit des Einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht. Die Bodenfrage bildet denn auch den Kernpunkt der Brochure. Doch behandelt der Verfasser kurz und klar alle anderen Fragen, die im Gemeindehaushalt eine nennenswerthe Rolle spielen. Besondere Rücksicht nimmt er auf die Wohnungfrage, weil ihr heutiger Stand ein Massenelend im Gefolge hat, das zu der so gern betonten Absicht einer Hebung des allgemeinen Wohlstandes in schreiendem Widerspruch steht. Die Praxis hat die Wohnungfrage immer und immer wieder als eine Bodenfrage erkennen lassen. Der wichtigste Theil der Schrift Damaschkes ist das Kapitel von der Zuwachsrente. Den Ausdruck „Zuwachsrente“ hat die Schule der Bodenreformer in den Sprachgebrauch eingeführt. Er soll die Wiedergabe des englischen „unearned increment“ sein, also die Werthsteigerung des nackten Bodens bezeichnen, die ohne jede Verbesserung des Bodens an sich, ohne jede Arbeit des einzelnen Bodeneigenthümers erfolgt. Ein Beispiel. Ein Bauer, Kilian, kaufte in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in Schöneberg bei Berlin einen Kartoffelacker für 2700 Thaler; der selbe Acker wurde in den siebenziger Jahren als Baustellenterrain für 6 Millionen Mark verkauft. Wer hat nun diesen Mehrwerth geschaffen? Der Bauer Kilian oder die Allgemeinheit? Zweifellos sind die nächsten Ursachen der Werthsteigerung die Bevölkerungzunahme, die Errichtung von öffentlichen Gebäuden und Anstalten aller Art, die Schaffung von Verkehrsmitteln, die Ausdehnung der Industrie u. s. w. Die „ehrliche Ueberzeugung“, von der ich in meiner Naivetät glaubte, daß sie „die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen braucht“, geht nun dahin, daß die Bodenreformer im Recht sind, wenn sie die Ueberführung der Zuwachsrente in den Gemeinbesitz verlangen.

Wie könnte nun die Zuwachsrente für die Allgemeinheit gewonnen und dadurch die Arbeit in jeder Form entlastet und die Gemeinde reich genug gemacht werden, um alle Kulturaufgaben mit Leichtigkeit zu erfüllen? In Damaschkes Schrift ist nicht etwa das Radikalmittel einer vollständigen Kommunalisirung des Bodens vorgeschlagen, sondern lediglich eine dem Zweck entsprechende Steuerordnung. Nachdem der Verfasser gezeigt hat, daß die weitverbreitete Meinung, eine Steuer auf Grund und Boden könne irgendwie auf die Miether oder Pächter abgewälzt werden, irrthümlich sei, geht er näher auf die drei Steuerarten ein, die hier in Betracht kommen können: die Umsatzsteuer, die Bauplatzsteuer und die Zuwachssteuer. Eine staatliche Umsatzsteuer von 1 Prozent existirt schon. In den Gemeinden besteht sie noch nicht allgemein; und wo sie besteht, ist sie meist sehr gering. Gegen den Vorschlag einer hohen Bauplatzsteuer könnte eingewendet werden, daß der Werth einer Baustelle, da er zum Theil einen zukünftigen Spekulationwerth darstelle, schwer zu bestimmen sei. Hier würde nun aber der Grundsatz der Selbsteinschätzung, der ja auch sonst im Steuerwesen gilt,

einen sehr einfachen Weg zeigen. Jeder Besitzer einer Baustelle hat selbst sein Eigenthum zu taxiren und nach der taxirten Höhe einen gewissen Prozentsatz als Steuer zu entrichten. Um ihn aber der Gefahr zu entziehen, daß er den Werth seines Grundeigenthumes zu niedrig einschätze, müßte die Bestimmung getroffen werden, daß die Gemeinde stets das Recht hat, zu dem selbstgeschätzten Werth den Bauplatz zu erwerben. Schätzt er also seinen Bauplatz zu hoch, so droht die hohe Steuer; schätzt er zu niedrig, so droht die Abfindung durch die Stadt. Durch diese Scylla und Charybdis würde allein der Weg der Wahrheit und des Rechtes hindurchführen. Dieser Weg der Selbsteinschätzung in Verbindung mit dem Enteignungrecht hat sich in der aufblühenden Kolonie Neu-Seeland, wo längst Bodenreformgedanken die Gesetzgebung beeinflussen, sehr gut bewährt. Daß eine genügend hohe Bauplatzsteuer dem Bodenwucher einen argen Schlag versetzen würde, liegt auf der Hand.

Die Zuwachssteuer soll bei jedem Verkauf von Grund und Boden die Zuwachsrente oder doch einen möglichst hohen Theil davon der Gesammtheit erhalten. Das Recht, ja, die Pflicht der Gemeinde zu dieser Erhaltung ihres Eigenthumes folgt aus dem Wesen der Zuwachsrente. Bei der Uebersetzung der Zuwachssteuer in die Praxis könnte der Anfang mit einem niedrigen Prozentsatz gemacht werden. Außerdem erscheint es wünschenswerth, die Zuwachssteuer progressiv zu gestalten, so daß sie bei kleinen Grundstücken, die im Wesentlichen Wohn- und Werkstätte einer einzelnen Familie bilden, in ganz mäßigen Grenzen bliebe. Diese kleinen Hausbesitzer aber hätten in jedem Fall solcher Steuer gegenüber einen mehr als vollen Ersatz darin, daß die Erträgnisse der Zuwachssteuer in erster Reihe einer Ermäßigung der unteren Stufen der Gewerbe- und Einkommensteuer dienen sollten und daß der weit überwiegende Theil der Zuwachssteuer eben von Großspekulanten getragen würde.

Die zur Zeit vollkommenste Durchführung der hier angegebenen Steuerordnung haben wir — was wenig bekannt zu sein scheint — in der ostasiatischen Kolonie des Deutschen Reiches. In Kiautschou beträgt die Umsatzsteuer zwei Prozent (ein Prozent für den Verkäufer, ein Prozent für den Käufer). Die Bauplatzsteuer hat dort die außerordentliche Höhe von sechs Prozent des wirklichen Werthes. Alle drei Jahre wird der Grund und Boden neu abgeschätzt, damit die Bauplatzsteuer der Wertherhöhung des Bodens folgen kann. Die Zuwachssteuer beträgt dreiunddreißigeindrittel Prozent der Zuwachsrente; dieser Betrag wird in der amtlichen Denkschrift bei der Begründung dieser Maßnahmen als „sehr mäßig“ bezeichnet. Um jedes Umgehen dieser Steuer unmöglich zu machen, hat das Gouvernement sich unter allen Umständen das Vorkaufsrecht zu dem angegebenen Verkaufspreis vorbehalten. In der zweiten „Denkschrift betreffend die Entwickelung des Kiautschougebietes“ heißt es wörtlich: „Es war vorauszusehen, daß diese in Kiautschou zum ersten Male praktisch durchgeführten Grundsätze neben vielfacher Zustimmung zunächst auch einigen Widerspruch aus Interessentenkreisen hervorrufen würden; es kann jedoch bereits jetzt festgestellt werden, daß dieser Widerspruch innerhalb und außerhalb des Schutzgebietes mehr und mehr verstummt ist und einem lebhaften Einverständniß Platz gemacht hat.“ Was in Ostasien recht ist, sollte bei uns billig sein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Durchführung der bodenreformerischen Grundsätze in unseren Gemeinden schwerer sein wird als in neugewonnenen Ländern; aber es kann eben so wenig bezweifelt werden, daß ihre Durchführung in Deutschland selbst sehr viel dringender und sehr viel bedeutungvoller für die gesammte kulturelle Entwickelung unseres Volkes ist als draußen in einzelnen Kolonien.

Die schrecklichen Ideen der Bodenreformer sollen — wie mir das süddeutsche Bourgeoisblatt in seinem Ablehnungschreiben mittheilte — „in ihrer Konsequenz direkt zum sozialistischen Staat führen". Trotzdem steht nun aber die Sozialdemokratie den Bodenreformern durchaus nicht wohlwollend gegenüber. Wahrscheinlich ahnt sie, daß im Falle einer gründlichen Bodenreform — aber auch nur dann! — das Wort von der „vorübergehenden Erscheinung" wahr werden könnte.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener

München=Pasing. Professor Max Seiling.

* * *

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„Ein artiges Pröbchen rathloser Wurstelei ist der dem preußischen Landtag vorgelegte Entwurf eines Waarenhaussteuergesetzes. Das Geschrei der Krämer unerhört zu lassen, hat man nicht gewagt, weil sich die allerstaaterhaltendsten Parteien ihrer annehmen. Den Wunsch dieser Parteien ganz zu erfüllen und alle Großbetriebe des Kleinhandels zu erdrosseln: Das konnte man erst recht nicht wagen, weil es die grundsätzliche Anerkennung des Kommunismus eingeschlossen hätte und schließlich ganz anderen Leuten gefährlich geworden wäre als den Brüdern Wertheim. So versucht man denn, den Mittelstandsschirmern auf eine ungefährliche Weise das Maul zu stopfen, indem man eine willkürlich abgegrenzte Kategorie dieser Großgeschäfte herausgreift und ihnen eine zur Erdrosselung nicht hinreichende Steuer auflegt, die sie durch Kürzung der Besoldungen ihrer Angestellten und des Arbeitlohnes in den für sie arbeitenden Fabriken herausschlagen werden. Nebenbei bemerkt: ich bin so wenig ein Freund der Bazare, daß ich nie auch nur eine Stecknadel darin kaufen werde; nicht aus Liebe zu den paar Krämern, die vielleicht durch sie geschädigt werden, sondern, weil ich mir die unnatürliche Wohlfeilheit der Waaren, die sie verkaufen, nur dadurch zu erklären vermag, daß ihre Lieferanten den Arbeitern Hungerlöhne bezahlen. Uebrigens würde die Erdrosselung der Waarenhäuser der Noth der Krämer nicht abhelfen, da diese aus der unvernünftigen Konkurrenz entspringt, die sie einander selbst machen; hat sich doch die Zahl der Waarenhandlungen in der Zeit von 1882 bis 1895 um 40 Prozent vermehrt, während die gleichzeitige Volksvermehrung nur $14\frac{1}{2}$ Prozent betrug. Die relativ stärkste Vermehrung (um 100 und mehr Prozent) fällt allerdings auf die größeren und größten Betriebe; die absolut größte aber, die 120081 beträgt, auf die kleineren Gehilfenbetriebe, die einen bis zehn Gehilfen beschäftigen; und auch die kleinsten, ohne Gehilfen bestehenden Kramläden haben sich noch um 57173 vermehrt, was 19 Prozent ausmacht. Will die Regirung im Sinne der Mittelstandspolitiker experimentiren, so giebt es näher liegende Gebiete, auf denen sich ein Versuch eher rechtfertigen ließe. Während sich die Kramläden beständig vermehren, und zwar in ungeheuerlichem Maß, haben die gewerblichen Kleinbetriebe in dem vorhin erwähnten Zeitraum um 10,4 Prozent abgenommen. Wie wäre es, wenn man die Schneider durch Erdrosselung der Konfektion rettete? Und den Schneidern wird man doch noch einen ganz anderen Grad von Existenzberechtigung zugestehen müssen als den Krämern! Der marchand tailleur bringt ohne den wirklichen Schneider auch nicht die jämmerlichste Hose fertig, der Schneider aber bekleidet auch

ohne die ganz überflüssige Dazwischenkunft des Konfektionärs den ganzen Menschen sehr schön und fein. Dagegen bedarf weder der Waarenhausbesitzer der Kleinkrämer noch ist es fürs Publikum nothwendig, daß es in jedem Hause einen Kramladen finde. Der kleine Detaillist aber übt keine Kunst, die erst mühsälig erlernt werden müßte; jede ungebildete Frau, die nach des Mannes Tode mit ihren Spargroschen einen Kram anlegt, bringt das Selbe fertig. Es traf sich gut, daß fast zugleich mit der preußischen Waarenhaussteuer im Reichstage die Petition gegen die sächsische Konsumvereinssteuer berathen ward. Sachsen strahlte da wieder einmal im herrlichsten Glanze unübertrefflichster Staatsweisheit und Preußen hat auch diesmal wohl im Stillen bekennen müssen, daß ihm der kleine Bruder — welches Glück, daß er 1866 nicht aufgefressen worden ist! — in Allem, was dem modernsten Kulturbegriff entspricht, mit Riesenschritten voraneilt und immer geraden Weges auf das richtige Ziel losgeht. Sachsen läßt Großbetrieb Großbetrieb sein und stürzt sich nur auf die Konsumvereine der Arbeiter. Deren Spargroschen werden für Geschäftsgewinn erklärt und einer Extrasteuer unterworfen, — und damit ist jede Gefahr ausgeschlossen, daß das sozialpolitische Experiment eine kommunistische Wendung nehmen und etwa zuletzt auch die 179 Millionen Geschäftsgewinn angreifen könnte, die den beiden Panzerplattenfirmen Krupp und Stumm aus der Flottenverdoppelung quellen werden. Zwar beherbergen unsere Staaterhaltenden eine solche Fülle von Sittlichkeit und besonders wirthschaftlichen Tugenden, daß sie, um nicht zu platzen, den Ueberschuß von Zeit zu Zeit auf die eben so unsittlichen wie unwirthschaftlichen Proletarier ausströmen müssen, und man sollte daher meinen, die Konsumvereine müßten ihnen als Leitungrohr ganz willkommen sein. Denn bekanntlich hängt der Kleinkrämer der neuen Kundin gern ein Tüchlein an, versichert sie, daß ihm an Baarzahlung nichts liege, verleitet sie, mehr zu nehmen, als sie am Ende des Monats bezahlen kann, und lockt sie so in eine Schuldsklaverei, aus der sie nicht mehr herausfindet und in der die Familie zu Grunde geht; der Konsumverein dagegen erzieht seine Mitglieder zur Baarzahlung, bringt das Haushaltungbudget ins Gleichgewicht und dient zugleich als Sparkasse, fördert also auch das so hoch gepriesene Sparen. Aber was wollen solche Kleinigkeiten bedeuten gegenüber dem hohen politischen Ziel, daß man durch die Preisgebung manches Nebensächlichen heute im Reich und in Preußen zu erreichen hofft!"

* * *

Daß die Waarenhaussteuer die Waarenhäuser nicht vom Erdboden vertilgen kann, ist durch das französische Beispiel erwiesen. Der Steuerbetrag geht in Frankreich bei einzelnen Geschäften in die Hunderttausende und dennoch blühen und gedeihen Bon Marché, Louvre, Printemps, Belle Jardinière, Samaritaine, Trois Quartiers, Petit Saint-Thomas mehr als je. Die Last wird eben auf die Fabrikanten abgewälzt, die sich wieder an der Schmälerung der Arbeitlöhne schadlos zu halten wissen. Plectuntur Achivi! Der Einfall, durch irgend ein Steuergesetz eine dem gesellschaftlichen Bedürfniß entsprechende großkapitalistische Entwickelung hemmen zu wollen, ist so wunderlich, daß man nicht fassen kann, wie er sich im Hirn des klugen Herrn von Miquel festnisten konnte. Das haben, da sie nicht von dem ihnen vertrauten Gelände zu weichen brauchten, auch die Abgeordneten Barth und Crüger im Landtag klar und verständig nachgewiesen und die Reden der Gegner verriethen nur, daß diese Herren von der über diesen Gegenstand vorhandenen Literatur nichts kennen,

in der ihre Argumente schon hundertmal widerlegt worden sind. Zu wünschen bleibt nur, daß auch den in den Waarenhäusern Bediensteten im Parlament ein geschickter Anwalt erstehen möge. Diese Männer und Frauen sind arg bedroht. Während die jämmerliche und empörende Lage der in kleinen Betrieben angestellten Handelsgehilfen durch die Untersuchungen der Reichskommission für Arbeitstatistik grell beleuchtet worden ist, sagen die Verkäufer und Verkäuferinnen der Großbazare selbst, daß es ihnen relativ gut geht. Sie haben eine Arbeitzeit von mäßigem Umfang, sind an Sonn- und Feiertagen ganz, in der Woche um acht Uhr abends frei, werden auskömmlich bezahlt und im Sommer ohne Gehaltsverlust auf je vierzehn Tage beurlaubt, haben Krankheitfonds und leidliche hygienische Einrichtungen zur Verfügung und können ihren Gesichtskreis mehr erweitern, als es im Kleinkramladen möglich ist. Diese günstige Lage wird das neue Gesetz nicht überdauern; denn die Waarenhausbesitzer werden künftig natürlich an allen Ecken und Enden sparen, den Personalbestand vermindern, die Arbeitzeit verlängern, die Löhne kürzen und die Urlaubsgewährung einschränken. Das ist sonnenklar. Das weiß jeder Geheimrath. Aber die Mittelstandsretter werden eine Weile glauben, einen großen Sieg erfochten zu haben, — bis sie, wie beim Börsengesetz, merken, daß, was ein tötlicher Streich schien, nur ein Schlag ins Wasser war. Und dann? Was wird dann die hochwohllöbliche Regirung thun? Was sie immer thut: ein neues Apothekerrezept schreiben. Kommt Zeit, kommt Rath. Und der Kurs bleibt der alte. Morgen wieder lustig!

* * *

Zwischen der Alma- und der Jena-Brücke wird im Gelände der pariser Weltausstellung das Palais des armées de terre et de mer zum Himmel aufragen. In Borsigs Prachtbau, Ecke Voß- und Wilhelmstraße, konnten Zugelassene neulich sehen, was das Deutsche Reich da ausstellen wird; der misera plebs war der Zutritt noch verwehrt, sie wird aber, wenns an Bezahlen geht, schon zugelassen werden. Und etliche Hunderttausende wird die Sache kosten. Vier Gruppen. Das deutsche Heer, Fußvolk und Reiter, von den Tagen des Großen Kurfürsten bis ins Jahr 1864. Wie fein erdacht! Nicht bis 1870. Das könnte die Franzosen ärgern. Und vom Großen Kurfürsten an, der sich bekanntlich vom allerchristlichsten Franzosenkönig für gutes Verhalten in klingender Münze belohnen ließ. Jede Gruppe umfaßt ungefähr zwanzig Personen und ein paar ausgestopfte Gäule. Jeder Gaul soll über ein Halbtausend Reichsmark gekostet haben. Ueberhaupt ist Alles gut und theuer ausgeführt worden. Die alten groben Gewebe wurden eigens für diesen Zweck angefertigt. Stickereien und Kettenschmuck: Alles echt. Aus der heutigen Armee werden nur Führer und Leute der Leibwache gezeigt. Diese Figuren aber sind nach den lebenden Vorbildern sorgfältig modellirt. Das Ganze soll, wenn die pariser Weltmesse geschlossen ist, den Grundstock eines Militärmuseums bilden, das in Berlin erstehen soll. Wer wagt, zu zweifeln, daß ein solches Museum dem allerdringendsten Bedürfniß abhelfen würde und viel wichtiger wäre als all die Schulen, Volksbibliotheken, Volksbäder und ähnliche Luxusinstitute, die querköpfige Nörgler seit Jahren vergebens fordern? Und können die wildesten Aquarier mehr verlangen als die amtliche Anerkennung, daß in der Epoche der „Seegeltung“ das Landheer schon für ein Museum reif geworden ist und als vorübergegangene Erscheinung unter einem prächtigen Grabstein beigesetzt wird?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. März 1900.

Lex Heinze.

Im Oktober 1891 wurde vor dem berliner Schwurgericht wegen Körperverletzung mit tötlichem Ausgange gegen das Ehepaar Heinze verhandelt. Die Frau war eine Prostituirte niederster Ordnung, der Mann ein Zuhälter. Der Prozeß brachte nichts Neues, nichts, was den Richter oder den auf diesem dunklen Gebiet bewanderten Laien überraschen konnte. Höchstens konnten einzelne Episoden die Lachlust reizen. Der ehrenwerthe Herr Heinze hatte von seiner Kohlrübe gesprochen und damit seinen Kopf gemeint. Die Vertheidiger hielten es für nöthig, im Sitzungsaal Sect zu trinken. Und einer von ihnen sprach in hehrer Entrüstung von dem Versuch eines Zeugen, die liebe Frau Heinze, die sich für eine halbe Mark unter Brücken und Stadtbahnbögen den Trunkenen feilbot, zu einem Ehebruch anzustiften. Im Uebrigen war Alles so, wie mans aus dem Pitaval und aus Sues Gaunerromanen längst kennt. Die Zuhälterzunft — die eleganten Herren, die gegen Entgelt oder Gunstbeweise ihre Frauen verkuppeln, gehören ihr offiziell nicht an — hat uns Canler, ein früherer Häuptling der pariser Geheimpolizei, geschildert und sie hat schon 1830 bei David in Paris ein Manifest veröffentlicht, das ihr Lebensrecht tapfer verficht. Und über die Prostitution giebt es gute Bücher von Parent-Duchatelet, Secretan, Jeannel, Taxil, Tarnowskij, Jentsch und manchem Anderen. Auch die Zusammenhänge von Prostitution und Verbrecherthum sind seit manchem Jahrzehnt aufgehellt und man weiß, daß sich das Heer der Vigilanten und Spitzel zum großen Theil aus dem Zuhälterkreis rekrutirt. Irgend ein neues, nützliches

oder schreckendes Moment brachte der Prozeß also nicht. Aber er wurde von einzelnen Zeitungen zu einer fürchterlich sensationellen Sache aufgebauscht. Die selben Herren, die sich von gefälligen Kriminalkommissaren in die Verbrecherkeller des Nordens führen lassen und alljährlich in sicherem Geleit die Bälle der Tribaden und Päderasten besuchen, stellten sich nun höchst erstaunt und schrieben, Niemand habe bisher geahnt, daß in der Nähe des heiligen deutschen Herdes solche Abgründe gähnten. Welche Verkommenheit! Welche Menschheitschmach! Das Publikum, das von den ewigen Verhimmelungen Caprivis gelangweilt war, las diese Sachen gern; der starke Wildgeruch stieg angenehm prickelnd in keusche Nasen. So wurde denn munter fortgeschrieben und es fehlte nicht an herrlichen Ausblicken in das Gelobte Land der Ethik und der sozialen Reform. Der Lärm erreichte das Ohr des Kaisers, der in Rominten auf die Birsch ging. Daß ein dem Alltagsleben von Jugend auf entrückter Monarch von den Nachtseiten der gemeinen Wirklichkeit nichts wissen kann, daß er in allen Fragen, die mit Prostitution, Zuhälterthum und ähnlichen eklen Dingen zusammenhängen, sogar völlig unwissend sein muß, wird man, ohne eine Anklage fürchten zu müssen, wohl selbst im heutigen Deutschland noch sagen dürfen. Der Kaiser war von Erscheinungen, die er für neu und für tilgbar halten mußte, natürlich also erschreckt und forderte, daß ‚Etwas‘ geschehe. Die Pflicht der Minister wäre gewesen, ihm zu sagen: Erstens sind diese Dinge so alt wie die bürgerliche Gesellschaft. Zweitens kann die Gesellschaft die Prostitution und die Prostitution die Zuhälter nicht entbehren. Drittens lehrt alle Erfahrung, daß Strafgesetze überhaupt weder prohibitiv noch auch nur abschreckend wirken. Viertens sind wir durch die Rücksicht auf die besitzenden Klassen schon jetzt gezwungen, von den bestehenden Strafgesetzen das gegen Kuppelei und Duldung gewerbmäßiger Unzucht gerichtete zum wesentlichen Theil unausgeführt zu lassen; sonst könnten die, wie gesagt, unentbehrlichen Prostituirten — in Berlin allein sinds mindestens sechzigtausend — nicht unterkommen, die Animirkneipen müßten geschlossen werden und in den besten Stadtbezirken würden sehr vielen Hauswirthen zahlungfähige Miether von Mittelwohnungen fehlen. Kein Minister hatte zu solcher Rede den Muth, keinen trieb das Gefühl der Pflicht und Verantwortung zu offener Warnung. Und so erging denn am zweiundzwanzigsten Oktober 1891 an das Staatsministerium der königliche Erlaß, dem vier Monate später die allgemein als Lex Heinze bezeichnete Vorlage an den Reichstag folgte. Ob der Erfinder des Namens an die Lex Julia de maritandis ordinibus dachte, mit der Augustus die

Kinderscheu seiner Römer bekämpfen wollte: Das wird sich heute nicht mehr leicht feststellen lassen. Um so leichter aber, daß der unkluge und unnützliche Entwurf der selben Wurzel entwachsen ist wie die meisten Uebel, unter denen wir heute im Deutschen Reich seufzen. Ohne die Heuchelei der Presse und ohne die muthlose Schwäche der verantwortlich Regirenden hätten wir die Zangengeburt dieser lächerlichen Lex nie erlebt.

Sie hat sich in achtjährigem kümmerlichen Dasein einigermaßen verändert und wird sich vielleicht noch weiter verändern. Die vorläufig letzte Berathung hat, während ich schreibe, erst eben begonnen und Niemand weiß, was noch werden mag. Der eigentliche Zweck ist mehr und mehr verschwunden, Das, was zuerst Hauptsache schien, mählich in den Hintergrund geschoben worden. Das ist nicht wunderbar; denn gegen Dirnen und Louis ist auf dem Boden unserer Besitzrechtsordnung nichts auszurichten. Ob man den Louis als Kuppler oder als Zuhälter bestraft, ist gleichgiltig. Und ob man das Vermiethen an Prostituirte, das immer mit dreistester „Ausbeutung des unsittlichen Gewerbes" verbunden ist, erlaubt oder verbietet: Alles wird ruhig beim Alten bleiben. In allen größeren Städten giebt es eine Menge ärmlicher Familien, die in guten Gegenden nur wohnen können, wenn sie mindestens ein Zimmer an eine Prostituirte vermiethen, die ihnen für den Tag fünf bis fünfzehn Mark Miethe oder Absteigegeld bezahlt und sie an Essen, Trinken und Wäsche noch Wucherzins verdienen läßt. Die Polizei kennt diese Wohnungen eben so genau wie die in Balllokalen und Spezialitätentheatern Jedermann zugänglichen Unzuchtbörsen, die Kneipenbordelle, wo die Losung lautet: Tout, mais pas ça, und die stillen Hotels, wo man ohne Gepäck für Stunden absteigen kann. Sie schreitet dagegen nicht ein, weil sie die um ihre Grundrente zitternden Hausbesitzer nicht rebellisch machen will und sich, sehr verständig, sagt, daß diese Kehrichthäuflein nun einmal nicht wegzuschaufeln sind. Was würde geschehen, wenn sämmtliche Prostituirte aus Berlin verschwänden?.. Solon wurde von einem Versschmied gepriesen, weil er durch die Einrichtung von Frauenhäusern die athenischen Damen vor den Jägergelüsten der mannbaren Jugend bewahrt habe; und Augustinus, ein leibhaftiger Kirchenvater, sprach das offene Wort: „Beseitigt die öffentlichen Dirnen und die Gewalt der geschlechtlichen Leidenschaft wird Alles zerstören und zernichten." Nach dieser Richtung ist, bis die geschlechtliche Reinheit und das monogamische Leben der Männer aus einer Fiktion Wirklichkeit geworden sind, nichts zu fürchten. Wer das nöthige Geld hat, wird stets eine angenehme, behaglich durchwärmte, bequem erreichbare und

von der hohen Obrigkeit ärztlich überwachte Prostitution zur Verfügung haben. Der Staat wird das freie Spiel der Kräfte nicht stören, sich in die Verkehrsregelung durch Angebot und Nachfrage nicht mengen. Der Staat kränkt die kapitalistisch Kräftigen überhaupt nicht gern. Und es ist der bisher wichtigste Zug in dem Bilde der Heinzeschlacht, daß die verbündeten Regirungen einmüthig erklärt haben, eine besonders scharfe Bestrafung des geschlechtlichen Mißbrauches des Arbeitgeber- und Dienstherrenverhältnisses sei für sie unter allen Umständen unannehmbar. Der beschränkte Unterthanenverstand wird wähnen, solcher Mißbrauch der abhängigen Kreatur sei die erbärmlichste Schändung alles Menschengefühles. Von so Thörichten aber spricht, im Namen des hochwohllöblichen Bundesrathes, der Staatssekretär Nieberding: „Die Gesetze der juristischen Logik sind ihnen natürlich weltenfern; deshalb aber dürfen sie sich auch nicht erdreisten, über Dinge zu urtheilen, die sie nicht verstehen." Das ist schlagend, ist ein Meisterstück bourgeoiser Beredsamkeit und muß jeden Nörgler zum Schweigen bringen.

Je mehr das Anfangsziel des Feldzuges in Nebel versank, desto deutlicher traten andere Tendenzen hervor. Schon im ersten Entwurf hatte der Bundesrath Strafbestimmungen gegen die Verbreiter von Schriften, Bildern und plastischen Werken verlangt, die „ohne unzüchtig zu sein, durch grobe Unanständigkeit das Sittlichkeitgefühl verletzen". Dieser tastende Versuch wurde wenig beachtet; mit Recht: denn auch nach dem jetzt giltigen Gesetz kann jede Strafkammer, wenn es ihr beliebt, „thatsächlich feststellen", ein Buch oder Bild sei unzüchtig und das Verbreiten deshalb mit Gefängniß bis zu sechs Monaten zu bestrafen. Dann aber schien die Sache ernster zu werden. Die Frommen und die Heuchler, Protestanten und Katholiken, thaten sich zusammen, um bei der guten Gelegenheit ihre besonderen Tugendansprüche zu gesetzlicher Geltung zu bringen. Sie hatten auf dem platten Lande beide Augen geschlossen, hatten natürlich auch die ausgezeichneten Bücher, die über ländliche Sittlichkeit in den letzten Jahren erschienen sind, nicht gelesen und fanden, in unseren großen Städten gehe es zu wie in Sodom und Gomorrha schwefeligen Angedenkens. Das mußte seine Gründe haben. Sie forschten, forschten unter Leibesmüh und Gewissensqual. Da waren in den Schaufenstern die Bilder, auf manchen Schaubrettern gar die Körper nackter Frauen zu sehen. Da wurden Bücher gedruckt, gekauft und gelesen, in denen sexuelle Dinge schamlos erörtert wurden. Da gab man Theaterstücke, aus denen ein brandiger Brunstgeruch aufschwälte. Da war dieser Nietzsche, der, wie man hört, alle ethischen Werthe umwerthen will und der sogar in der Vossischen Zeitung

für alle Morde, Tropenkolleranfälle und Spielerausschweifungen verantwortlich gemacht wird. Kann nicht geduldet werden, darf nicht geduldet werden. Das richtige Empfinden, man dürfe gegen die Armen, im Schmutz Keuchenden nicht härter sein als gegen die Reichen, die ihre Unzucht parfumiren und sich jenseits von Gut und Böse wähnen, wirkte auch stachelnd: man fürchtete den Vorwurf der Klassenjustiz. Und so wurde aus dem geplanten Kreuzzug gegen die Prostitution und deren Affiliirte nach und nach ein Kesseltreiben gegen Künstler, Schriftsteller und Thespiskärrner.

Man muß geduldig abwarten, was dabei herauskommen wird. Für die Praxis ganz sicher nicht viel, selbst wenn der Bundesrath sich mit dem Reichstagstugendbund der 204 einigt. Die guten Leute, die sich jetzt so vortheilhaft echauffiren, haben offenbar keine Ahnung von Alledem, was heute schon in der deutschen Gerichtspraxis möglich ist, welchen geringen Werth im Grunde alle gesetzlichen Kautelen haben und wie weit das diskretionäre Ermessen der Richter geht. Der von den 204 vorgeschlagene Paragraph 184a ist nicht um Haaresbreite gefährlicher als der jetzige Paragraph 184 des Strafgesetzbuches, der jeder willkürlichen Auslegung den weitesten Spielraum läßt. Die fünf Richter, die jetzt entscheiden, was unzüchtig ist, werden ihr Klassen- und Kastenempfinden nicht ändern, wenn, nach dem Muster des outrage aux moeurs, künftig im Gesetz von gröblicher Verletzung des Schamgefühles geredet wird. Und der sogenannte Theaterparagraph würde kaum jemals wirksam werden, weil in unserem gebenedeiten Rechtsstaate die Polizei befugt und verpflichtet ist, Alles, was auf Schaubühnen vorgeführt werden soll, vorher auf seine Sittsamkeit und Unanstößigkeit zu prüfen, und weil ein polizeilich gestattetes Stück, Couplet oder Kostüm vom Strafgesetz eben so wenig belästigt werden wird wie eine polizeilich kontrolirte, mit dem gestempelten Dienstbuch ausgestattete Verüberin gewerbmäßiger Unzucht. Censoren und Richter kann kein Bundesrathsbeschluß von heute auf morgen ändern. Und nicht in dem Wortlaut der Paragraphen nistet die Gefahr, sondern in dem Geist, der diesen Gesetzentwurf möglich machte.

Gegen diesen Geist, so wird uns erzählt, richtet sich der Protest, der während der zwei letzten Wochen so laut in der Zeitungwelt widerhallte. Ich kann, zu meinem Bedauern, in dieses Urtheil nicht einstimmen, — vielleicht, weil der Geist mir anders erscheint als dem bunten Haufen der Protestirenden. Es ist sehr hübsch und löblich, wenn Männer — Frauen haben die stolzen Vertreter höchster Modernität wohl nicht zugelassen — von Ruf aus ihrer Arbeitstube treten, den Strang der Sturmglocke ziehen und gegen

gemeingefährliche Maßregeln die waffenfähige Mannschaft zusammenläuten. In einem Lande, wo so beispiellos unstet und unklug regirt wird wie im hohenlohischen Deutschen Reich, sind solche Bönhaseneingriffe in das politische Getriebe gar nicht zu entbehren. Das lehrt auf anderem Gebiet heute die tumultuarische Agitation für die Flotte, gegen die Waarenhaussteuer und das Fleischschaugesetz. Nicht hübsch aber, sondern recht beschämend ist es, wenn die auf den Markt tretenden Männer von Ruf in ihren Reden klar erkennen lassen, daß sie von dem Feind, den sie mit voller Wucht treffen wollen, eine ganz falsche, ganz unverständige Vorstellung haben, und wenn ihnen dann irgend ein Kanzler oder Staatssekretär mit überlegenem Lächeln und leider mit Recht sagen kann, sie hätten bisher unter dröhnendem Geschrei Lufthiebe gegen Gespenster geführt. In München und anderen Städten sind gute, erfreulich kräftige Worte gesprochen worden, von denen manches den Kern der Sache traf. Von dem in Berlin Geredeten war der allergrößte Theil leere Phraseologie. Mag Herr Sudermann sich einbilden, er und sein Heerhaufe hätten der deutschen Welt, der doch Hebbel, Anzengruber, Gutzkow, Heyse, Fontane, Storm und Groth lebten, zum ersten Mal seit den Klassikertagen eine große und ernste Dichtung gebracht; mag er, dessen Effektstücke ohne Flaubert, Zola, Dumas, Feuillet und Rostand gar nicht denkbar sind, der gläubigen Gemeinde erzählen, vor ihm und den Seinen habe die deutsche Dramatik sklavisch den Franzosen nachgeahmt; mag er die Wahrhaftigkeit seines Losungwortes, der moderne Dichter wolle und könne Alles kausal verstehen, dadurch beweisen, daß er von Prostituirten, die Dostojewskij, die Brüder Goncourt und Zola in den Mittelpunkt großer Epen stellten, wie von verpesteten Mißwesen spricht —: das Alles mag hingehen. Was man aber von einem berühmten Herrn, der als politischer Redner auftritt, fordern muß, ist, daß er den Gesetzentwurf wenigstens kennt, gegen den er wettert. Er darf nicht den jetzigen legalen Zustand mit dem für künftige Zeit zu fürchtenden vermengen, nicht den Pflegevätern und Ammen des neuen Entwurfes vorwerfen, was die preußische Kunstpolizei verschuldet hat, nicht mit beständig gesteigertem Pathos darüber jammern, daß man Dichter und Dirnen in das selbe Gesetz gebracht habe, während im Scherz zwar von einer Lex gesprochen, im Ernst aber nicht ein einheitliches Gesetz, sondern die Aenderung einzelner Strafparagraphen beantragt wird. Er darf auch, wenn er als Goldschmied denn durchaus für den eigenen Juwelenladen plaidiren muß, die Vertreter anderer Interessen und Weltanschauungen nicht als Idioten und Heuchler behandeln. Mit solcher Lungenleistung, der ein Augenblicks-

erfolg sicher ist, erreicht man nichts, erreicht man im besten Fall, daß ein Symptom von der Oberfläche verschwindet und der Geist, der das Uebel entstehen ließ, unter der Decke nur um so festere Wurzeln gewinnt. So geschah es nach dem glorreichen Kampf gegen das preußische Volksschulgesetz, von dem alles Wesentliche seitdem geräuschlos gerettet wurde.

So wird es wahrscheinlich auch diesmal kommen. Als ein Laie, der sein Leben lang zu den Gejagten, nicht zu den Jägern gehört hat, bin ich gegen jedes neue Strafgesetz. Keins ist nützlich, fast jedes schädlich. Die Regirenden haben bei uns eine Machtvollkommenheit, die auch die allerausschweifendsten Wünsche befriedigen muß; sie können einen Schriftsteller, der ihnen nicht nach dem verehrlichen Munde redet, durch ein jeder Sittlichkeit und Gerechtigkeit Hohn sprechendes Boykottgebot um einen beträchtlichen Theil seines Arbeitertrages bringen, können einen Richter, der den Unbequemen nach Recht und Pflicht freispricht, aus dem Amt ärgern und einen anderen, der sich willfähiger zeigt, mit einer Reichsamtspfründe belohnen. Ein frevelhaftes Beginnen scheint es mir, diese Macht zu mehren, statt sie zu mindern. Und in der Lex Heinze fühlte ich schon vor acht Jahren den Versuch einer Rebarbarisirung; in der Saurierzeit der Moral sollte Jeder, der anders dachte, empfand, gestaltete als die herrschende Mehrheit, rechtlos, friedlos und ehrlos sein, — und diese Zeit sendet uns nun ihren letzten Koprolithen. Aber den Wortlaut der einzelnen neuen Paragraphen halte ich für sehr gleichgiltig. Ich kann nicht finden, daß die Fragen, ob die poses plastiques im Wintergarten erlaubt und ob Jo und Leda aus den Schaufenstern verbannt werden sollen, damit die Pubertät unruhiger Tertianer sich nicht daran errege, mit Kunst und persönlicher Freiheit auch nur das Allergeringste zu thun haben. Diese Fragen fallen ins Gebiet der Ordnungpolizei, wo manche Büttelthorheit fortwuchert, und sie werden, wie es stets geschah, nach dem Bedürfniß der Interessenmehrheit geregelt werden. Der Mehrheit der Besitzenden natürlich, also einer winzigen Minderheit, die aber nun einmal die Geschäftsführung an sich gerissen hat und nicht daran erinnert sein mag, welchen geringen Bruchtheil der Volkheit sie eigentlich bildet. Den Arbeiter ärgert es nicht, wenn seine Kinder Ledas Kosen mit dem Schwan begaffen; sein Junge ist Lehrling oder Laufbursche und weiß längst, schon weil er mit drei Schwestern in einem Zimmer schläft, wie eine Frau ohne Hemd aussieht; und sein Mädel hat im Fabrikhof und am Rinnstein die ärgsten Zoten aufgeschnappt und dem Schlafburschen, wenn er seine Braut bei sich hatte morgens den Kaffee in die Kammer gebracht. Die Bourgeoisie aber will ihre,

Sprossen in der Religion des cant erziehen und wird auch ohne neue Lex ihren Vollzugsausschuß, die Regirung, zur Säuberung der Straßen und Plätze zu zwingen wissen. Daß sie auch einmal demonstrirt und protestirt, kann nur den Kurzsichtigen täuschen, der nicht bedenkt, wie nöthig jeder Klassenpolitik die tönende Phrase ist. Und außerdem: der Lärm hat ja die Bourgeoisie in den Irrwahn gescheucht, ihr könnte, was sie in Ruhe zu schmausen hoffte, genommen werden. Warte nur: balde wird sie sich beruhigen, wenn sie hört, daß sie alle guten Gottesgaben behalten soll und es sich nur darum handelt, die Unmündigen vor Vergiftung der Sinne zu schützen und den mißtrauisch Darbenden den Anblick sittenlosen Reichthumes zu entziehen.

Aus dem Wunsch, den nicht an die Tafel der Kulturgenüsse Geladenen das schmutzige Tischzeug zu verbergen, ist an einem bestimmten Punkt sozialer Scheidung der cant erwachsen. Gordon schrieb, als er von England schied, in sein Tagebuch: „In unserer Gesellschaft tragen wir Alle Masken, sagen, was wir nicht glauben, essen, was wir nicht brauchen, und reden nachher Uebles von einander. Lieber Derwisch beim Mahdi sein als noch länger in solcher Gesellschaft leben." Ist es gar so wunderbar, wenn die tiefe Unwahrhaftigkeit dieses Treibens auch auf die Anschauung von Kunst und Sittlichkeit wirkt? Wer für das Recht des freien Künstlers, für das besondere Lebensgesetz der starken Persönlichkeit deklamirt, wird immer noch Beifall wekken; Neues aber ist über diesen Gegenstand seit der Hatz gegen das Junge Deutschland und seit Flauberts Bovary-Prozeß nicht mehr zu sagen. Es bleibt bei Goethes Wort: „Die Zeit ist ein Tyrann, der seine Launen hat und zu Dem, was Einer sagt oder thut, in jedem Jahrhundert ein anderes Gesicht macht. Was den alten Griechen erlaubt war, will uns zu sagen nicht mehr anstehen; und was Shakespeares kräftigen Mitmenschen behagte, kann der Engländer von 1820 nicht mehr ertragen." Dieses Wort wurde in einer Epoche gesprochen, wo noch nicht, wie heute, eine Renaissance christlicher Sittenlehre befohlen, noch nicht die weit überwiegende Mehrheit allem Mythenglauben entfremdet, noch nicht die neue Ethik des struggle for life gefunden war, die jetzt Jeder befolgt und Keiner bekennt. Die Fundamente unseres geistigen Lebens sind aus unechtem Material zusammengelogen, unechter Stuck ist die Prunkfassade unserer Sittsamkeit. Und von Allen, die um die Paragraphen der Lex Heinze raufen, denkt, wie es scheint, kein Einziger daran, den Kämpfern, die sämmtlich ihre Tugend betheuern, das Gebot zuzuheischen: Wagt, wenn Ihr tugendhaft sein und im Kampf siegen wollt, die Lehre zu leben, die Ihr früh und spät auf der Lippe tragt!

In Nordamerika.*)

Morganton ist eine kleine Stadt, mit kaum zweitausend Einwohnern, die in nach amerikanischer Art breit angelegten, aber schlechten Straßen mit von einander entfernten Häusern wohnen. Außer der Irrenanstalt befindet sich dort noch eine schöne, große Taubstummenanstalt, die auch eine bedeutende Landwirthschaft besitzt. Im Distrikt Morganton und bis zum Mount Mitschell ist durch Lokal-Option der Alkoholverkauf verboten; auch hier findet man wieder eine wohlthuende Ruhe und Nüchternheit in allen Orten. Morganton liegt im mittleren, trockenen Plateau Nord-Carolinas und ist furchtbar heiß im Sommer und recht kalt im Winter. Nachdem ich die dortige Ameisenfauna studirt hatte, die ein interessantes Gemisch nearktischer, Das heißt: nordamerikanischer mit neotropischen, also süd- und centralamerikanischen Formen bildet, wollte ich diejenige der Alleghennies ansehen und fuhr mit der Bahn nach dem westlich und schon ziemlich hoch gelegenen Black-Mountain. Von dort gelangte ich mit einem Wagen zu der romantisch mitten im Wald an einem Fluß liegenden, einsamen und letzten Farm des Herrn Tyson, der einige Leute in Pension nimmt, um von da aus den höchsten Gipfel der Alleghennies, den Mount Mitchell (6700 Fuß, etwa 2000 Meter) zu erreichen.

Die Feldwege in Nord-Carolina sind herzlich schlecht und auch anderswo nicht viel besser. Es fehlt an Armen und Zeit, um sie zu unterhalten. Man fährt durch Gestrüpp, über große Steine, Baumäste u. s. w., ohne sich dadurch stören zu lassen. Die Wagen sind daher sehr leicht und doch solid gebaut, mit sehr großen, engen Rädern, und Maulthiere werden viel verwendet, da ihre Sicherheit und ihre Ausdauer unvergleichlich sind.

Ich war überhaupt sehr erstaunt, selbst in den Nordstaaten die Landschaft der Vereinigten Staaten viel wilder, primitiver, romantischer und stärker bewaldet zu finden, als ich erwartet hatte. Solche gepflegte Wiesen mit zartem Grase, wie man sie bei uns hat, sah ich dort höchstens in einigen Parks. Sonst bestehen noch die Wiesen aus rauhem, groben Savannengras, das übrigens dem Vieh ganz gut zu behagen scheint. Dies gilt sogar für die nächste Umgebung großer Städte. Man findet zum Beispiel große Holzameisen auf den Bäumen mitten in den Straßen von Philadelphia oder Toronto.

Die ganzen Südalleghennies, um Asheville herum, bilden sozusagen noch einen Urwald, dessen wilde Schönheit ich nun im vollen Maße genießen durfte. Bis etwa eintausendfünfhundert Meter besteht jener Wald vornehmlich aus amerikanischen Kastanienbäumen, zahlreichen Eichenarten, Tulpenbäumen, Rhododendren, Ahornen, Buchen, Sassafras und mir unbe-

*) S. „In Nordamerika“ in der „Zukunft“ vom zehnten Februar 1900.

kannten Sorten. Seltener sind die Platanen, Linden und Ulmen. Unter diesen Bäumen giebt es zahllose ehrwürdige Riesen, deren Dicke und Höhe unsere schönsten europäischen Bäume weit übertrifft und die man ruhig zerfallen läßt, denn jene Wälder werden weder benutzt noch geschützt. Will ein Farmer eine Waldstelle zu einer Maispflanzung benutzen, so schneidet er einfach die Rinde aller großen Bäume quer durch. Sie trocknen dann ab, bleiben stehen und der Mais wird darunter gepflanzt. So wurde mir die Entstehung größerer, öder, scharf umschriebener Stellen erklärt, wo ich von fern lauter abgestorbene Bäume sah, und bald konnte ich selbst an Ort und Stelle diesen Vandalismus bestätigt sehen. Auf Schritt und Tritt trifft man umgefallene Baumstämme, die den Weg versperren.

Ein unangenehmer, sehr häufiger Bewohner aller Wälder und Gebüsche des Südens ist eine hübsche Schlingpflanze mit breitheiligen im Herbst in allen Farben schillernden Blättern, der Rhus toxicodendron. Viele Menschen bekommen nach einfacher Berührung dieser Pflanze und erst recht nach Quetschung der Blätter, sehr Empfindliche sogar nach bloßer Annäherung, einen äußerst schmerzenden, auf großen Hautpartien verbreiteten erysipelasartigen Ausschlag. Ich selbst schien immun zu sein, da ich im Gebüsch sehr viele jener Pflanzen streifte und quetschte, ohne Folgen davonzutragen. Einzig schön in ihrer Art sind die Rhododendronwälder mit ihrem dunklen Grün und ihrem tiefen Schatten. Sie sind hoch genug, um über den Weg ihr dunkles Laubdach zu bilden, und in der Blüthezeit, die ich gerade traf, bilden ihre großen, weißen und rosarothen zahlreichen Blüthen die schönste Zierde des Waldes. Recht schöne, buntfarbige Vögel, darunter bereits einzelne Kolibris, Eichhörnchen mit etwas magerem Schweif und prachtvolle Schmetterlinge, besonders ein ganz zahmer, großer, blauschwarzer Papilio, der sich als Koprophage auf dem Wege tummelt und mit der Hand fangen läßt, sogar kaum wegfliegt, wenn man auf ihn tritt, beleben jene Prachtgegend. Leider fehlt der Vogelgesang fast ganz; die amerikanischen Vögel sind keine Musikanten. Ueber Klapperschlangen und Bären oder Cougouarden (Felis concolor) hört man zwar erzählen; von diesen berüchtigten und doch recht harmlosen Thieren konnte ich aber nichts sehen. Befragte Kollegen mußten mir gestehen, daß sie noch niemals in ihrem Leben die Folgen ihrer Missethaten zu behandeln hatten. Immerhin kommen sie dort vor und manche Damen schmücken ihren Salon mit den Klapperringen von getöteten Schlangen.

Idyllisch war es beim Farmer Tyson, einem biederen Baptisten und echten Farmer des Südens. Die ganze Familie besorgte das Vieh, die Landwirthschaft und bediente zugleich die Gäste. Alles war recht primitiv, aber doch herzlich und gemüthlich, besser und viel billiger als in den Gasthöfen, denn man bekam Pension für fünf Dollars in der Woche. Ein junger Deutsch-

Amerikaner aus New-York — ein Lithograph, der aber Naturfreund, Mitglied der Agassizgesellschaft und recht belesen war — hatte alle umgebenden Berge aus Vergnügen bestiegen und konnte mir genau den Weg zum Mount Mitchell angeben; er sagte, man könne oben in einer kleinen Höhle übernachten. So wanderte ich am einundzwanzigsten Juli mit meinem Rucksack und etwas Proviant zum zehn englische Miles (etwa vier Stunden) entfernten Berggipfel. Der recht ordentliche kleine Fußweg steigt zuerst steil unter dem ununterbrochenen, keine Sonne durchlassenden Dach des beschriebenen Urwaldes an. Erst bei etwa fünfzehnhundert Metern erreicht man eine Bergkante und eine kleine grüne Alm mit frischer Quelle. Schon von hier aus sieht man, so weit der Blick reicht, ein Meer von wellenförmigen, sanften, bewaldeten Hügelgipfeln sich nach allen Richtungen erstrecken. Das sind die Alleghennies.

Von da an ändert sich plötzlich die Szenerie und man tritt in den Tannenwald ein, den man bis zum Gipfel nicht mehr verläßt. Jener Wald ist auch ein Urwald, mit zerfallenden Stämmen und alten, vom Wind geschlagenen Tannen, die an unsere Schweiz erinnern, wie sie in früheren Jahrtausenden gewesen sein mag. Auch die kleine Sauerkleepflanze (Oxalis) findet man dort als heimathliche Freundin. Doch wild und wilder wird der Weg; oft ist es schwer, sich durch die gefallenen Tannen durchzuarbeiten. Den Mount Mitchell sieht man erst kurz vor der Ankunft, da man bis zu seinem bewaldeten Gipfel im Wald wandert und kaum durch drei oder vier ganz kleine Lichtungen kommt. Ich hatte viel Zeit mit Rasten und Ameisensuchen verloren, war auch durch die große Hitze ermüdet und beschloß daher, oben zu übernachten. Auf dem Gipfel steht eine einfache, 1888 errichtete Säule zur Erinnerung an den hier bei Nacht umgekommenen ersten Besteiger des Berges, General Mitchell. Er hatte auch diesen Berg mehrfach gemessen und als den höchsten Punkt der Alleghennies erkannt.

Unterwegs hatte ich einige Touristen getroffen, darunter den newyorker Deutschen Herrn Kitchelt, der mir nachgekommen war und mir freundlich half, jedoch gleich auf der anderen Seite weiter reiste. Mit Feuer und Tannenzweigen konnte ich mir unter dem vorspringenden Felsen für die Nacht, trotz Regen und Kälte, ein recht gemüthliches Nest machen und etwas Warmes kochen. Am anderen Morgen kam ich zu Herrn Tyson zurück, der mich schon verloren glaubte. In noch auffallenderer Weise als von der Alm sieht man vom Gipfel des Mount Mitchell aus ein wahres Meer von grünen, bewaldeten Berg- oder Hügelgipfeln nach allen Richtungen wogen. Der Vergleich stimmt, denn die Hügel sehen fast wie die Wellen des Meeres aus. Nur wenige Gipfel zeigen einige Wiesen. Von wilden Felsen oder gar Schnee ist bei einem niedrigen Gebirge wie den Alleghennis natürlich nichts zu sehen.

Zum ersten Male in meinem Leben sah ich dort Glocken tragende Schweine. Das soll jene halbwilden Thiere dazu veranlassen, sich weniger zu verlieren.

Etwas enttäuscht durch die von der der Ebene kaum verschiedenen Ameisenfauna jener Berge, entschloß ich mich, nach kurzem Besuch in Morganton, auf Grund der Angaben des Dr. Murphy noch die subtropische, im Winter sehr milde, sumpfige Ebene Nord-Carolinas nah an der Küste zu besuchen und begab mich nach dem Dorfe Faisons, zwischen Goldsboro und Wilmington. Ich war schon gebraten und mußte noch gesotten werden; doch was kann nicht der Entomologe überwinden! Das Dorf Faisons wurde nach der dort zuerst angesiedelten Familie Faisons genannt, die aus Frankreich stammte. Hier, in einer echten Malariasumpfgegend mit dünnen Föhrenwäldern, herrschte eine feuchte, tropische Siedehitze. Es giebt dort mehr Neger als Weiße und Alles trägt deutlich den westindischen Charakter. Dr. Faisons nahm mich auf seinen ärztlichen Touren in seinem Wagen mit, zeigte mir die Baumwollekultur und half mir zu meinen interessantesten Ameisenfunden. Hier wird die Fauna der Floridas und Westindiens immer verwandter. Die Negerhäuser ähneln den Ranchos oder Hütten Westindiens und Südamerikas. Die Wege sind höchst primitiv, Brücken sind Seltenheiten und oft mußten wir mit dem Wagen durch Flüsse oder Sümpfe, so daß das Wasser unsere Füße bedeckte und die Pferde fast einsanken.

Der Weiße führt in jenen Gegenden ein recht einsames und schweres Leben in einem schlechten Klima. Dadurch wird er auch patriarchalisch in seinen Sitten. Seine Gastfreundschaft, sein großes Interesse für den besuchenden Fremden, sein leutsäliges Wesen, seine Gewohnheit, manche Leiden mit Ergebenheit zu tragen, nehmen besonders für ihn ein und man trennt sich eben so ungern von den Menschen wie von der schönen Natur, sehr gern freilich von der abscheulichen Hitze.

Nach Faisons besuchte ich noch bei Goldsboro die Negerirrenanstalt Nord-Carolinas, die etwa vierhundertundfünfzig Kranke beherbergt. Sie ist einfacher und billiger gebaut als Morganton, doch durchaus ordentlich und reinlich, ebenfalls ohne Zwangsmittel, so weit mein flüchtiger Besuch mir zu urtheilen erlaubte. Aerzte, Beamte und Oberwärter sind Weiße, das Wartepersonal dagegen schwarz. Die Kranken sind — wie ich es schon früher in der Irrenanstalt Jamaicas, in Kingston, beobachtete und mir Direktor Müller in Goldsboro bestätigte — lustiger, lärmender, weniger zerfallen und besser genährt als die weißen Geisteskranken. Es ist, als ob die Erkrankung des schwächeren Negerhirnes den relativ kräftigeren Körper weniger beeinflußte, als es beim starken Gehirn des Weißen der Fall ist. Die heiteren Formen der Psychosen herrschen beim Neger vor. Trotz seinem aufwallend affektiven Wesen ist er nach Dr. Müller selten gefährlich, denn selbst in der Geistesstörung behält er ziemlich seinen Respekt vor dem Weißen. Auch mit der Anstalt Goldsboro ist ein großer landwirthschaftlicher Betrieb verbunden, den die Kranken unter Wärterführung besorgen.

Die Eisenbahn hält mitten auf der Hauptstraße des Städtchens Goldsboro und der Bahnhof ist einfach eins der Häuser dieser Straße. Es ist zwar ein ziemlich wichtiger Knotenpunkt einiger Eisenbahnlinien: Das genirt aber den Amerikaner nicht. Die Manöver der Eisenbahnzüge auf der offenen Straße dienen nur zu deren Belebung. Die Nacht, die ich in Goldsboro zubrachte, war die heißeste von allen und geradezu unerträglich. Das im Winter milde Klima jener Gegend, das den subtropischen Charakter der Fauna und der Flora bedingt, soll vom Golfstrom herrühren.

Von da aus fuhr ich nun direkt nach Washington, wohin mich die Hitze noch verfolgte. Dort wurde ich von meinem Freund und Spezialkollegen Herrn Pergande, dem vortrefflichen Entomologen des U. S. Agric. Departements und besten Kenner amerikanischer Ameisen, herzlichst empfangen. Unsere Zeit wurde ganz den Ameisen und dem Besuch der Monumente Washingtons, des Kapitoles, der wunderschönen neuen Bibliothek (wohl der schönsten der Welt), der Smithsonian Institution, des Staats-Museums und anderer Sehenswürdigkeiten gewidmet. Washington ist bekanntlich eine der schönsten Städte der Vereinigten Staaten, wenn nicht die schönste. Sie erinnert sehr an Toronto, ist aber eine viel ruhigere Beamtenstadt. Ihre Bäume und Schattenplätze sind einzig schön und abwechselungvoll, ein wahrer Wald. Mit elektrischen Trams ließ mich Herr Pergande nach entfernten Plätzen der Umgegend in Virginia und Maryland fahren, wo ich wieder die Pracht und Mannichfaltigkeit der amerikanischen Wälder bewundern mußte. Wir sammelten zum Beispiel die Blätter von etwa neun verschiedenen Eichenarten. An den sogenannten Great Falls war über den Potomak aus zusammengenagelten Brettern eine hängende „Brücke" geschlagen worden, die bei uns polizeilich verboten wäre. Doch ist man kühner in Amerika. Ich mußte über diese „Brücke" und war froh, als ich lebendig zurückkam. In Washington giebt es noch sehr viele Neger, allerdings auch viel Typhus und Malaria. Das Wasser ist schlecht. Aber dort drüben wird eben Alles den Privatunternehmern überlassen und hygienische Arbeiten sind nicht so rentable Geschäfte wie Eisenbahnen und Tramways. Das Leben ist furchtbar theuer und manche Staatsbeamte ziehen es vor, in Baltimore zu wohnen und täglich mit der Bahn nach der Hauptstadt zu fahren. Washington bildet so ziemlich die Grenze zwischen dem Süden und dem Norden der Vereinigten Staaten.

Am zweiten August saß ich, nach der Rückkehr von einem Ausflug, im Hause des Herrn Pergande, als der Himmel gegen drei Uhr dunkel wurde und mein Wirth mir einen gefährlichen Sturm ankündete. Alles im Hause war in Angst versetzt; jede Oeffnung wurde verschlossen und verriegelt. Mir kam die Sache übertrieben vor. Ich lächelte ruhig und schaute zu, denn ein Gewitter ist doch nichts so Besonderes, obwohl manche Leute, auch bei uns,

darüber bekanntlich erschrecken. Warten Sie nur, sagte mir Herr Pergande; solche Gewitter giebt es hier in drei oder vier Jahren nicht, aber wehe, wenn sie kommen! Schon nach einer Viertelstunde fing es an, ununterbrochen zu blitzen und zu donnern. Ein starker Hagelschauer ging nieder und in wenigen Minuten war die etwas abschüssige Straße in einen Fluß umgewandelt, auf dem große, frisch abgebrochene Baumäste hinunterschwammen. Der Wind blies fürchterlich und bog die Straßenbäume in erschreckender Weise. Nach einer halben Stunde war der Hauptsturm vorbei, ohne daß im Hause Etwas passirt wäre. Als ich mich jedoch hinauswagte, lag mitten auf der Straße die Krone eines Prachtbaumes, der in der Mitte abgebrochen worden war. Und in anderen Straßen Washingtons lagen viele herrliche Bäume entwurzelt am Boden; auch manche Dächer waren von Häusern abgerissen. Doch war der Schaden mäßig und am anderen Tage wurden schon überall die gefallenen Bäume zu Holzhaufen hergerichtet. Dieses Gewitter flößte mir immerhin Respekt vor amerikanischen Stürmen ein.

Hier muß ich noch einen Kranz den zwei unermüdlichen deutschen Entomologen des U. S. Dep. of Agriculture in Washington, den Herren Pergande und Schwarz, winden. Mit echtem deutschen Geist, mit unermüdlichem Pflichteifer, enormen Kenntnissen und gewissenhaftester wissenschaftlicher Kritik ausgerüstet, haben diese zwei schlichten Männer eine Summe der besten und solidesten Arbeiten und Beobachtungen geliefert und damit im höchsten Grade den Dank ihrer neuen Heimath verdient. Von Herzen wünsche ich ihnen die gebührende Anerkennung.

Nach einem in der großen, schönen und ruhigen Stadt Philadelphia zugebrachten Tage, wo Neger und Chinesen bereits bedenklich wuchern, fuhr ich nach Cromwell in Connecticut, wo ich auf den idyllischen Matten des kühlen, schattigen Hauses meines langjährigen Freundes Dr. Hallock gründlich ausruhte. Erst da merkte ich recht, wie abstrapazirt ich in Folge meiner Ameisenhetztouren in der südlichen Siedhitze war. Dr. Hallock ist Leiter eines vortrefflichen Sanatoriums für Nervenkranke; besser hätte ich es nicht treffen können. Hier war die Hitze gebrochen und durch nordische Frische ersetzt. Nach einigen Tagen der Ruhe besuchte ich noch das schöne Trinkerasyl des Dr. Crothers in Hartford und fuhr nach Boston, wo mich eine Reihe Besprechungen mit Freunden und Gegnern der Alkoholprohibition erwarteten. Von Miß Jessie Forsyth, der Obervorsteherin des Jugendwerkes der Guttempler in der ganzen Welt, gastfreundlich aufgenommen, traf ich dort mit vielen Freunden zusammen, die ich in Europa kennen gelernt hatte: Professor Herter, dem vorzüglichen physiologischen Chemiker in New-York, Fräulein Dr. Schorer, einer Aerztin aus Deutschland, die in Zürich studirt hatte und nun in Boston angestellt ist, und Anderen mehr. Höchst lehrreich war der Besuch der prachtvollen

Privatirrenanstalt Mac Lean und ihres vortrefflichen Direktors Dr. Cowles. Ein Schweizer, Dr. Hoch aus Basel, wiederum ein ausgezeichneter Gelehrter, hat dort ein sehr schönes Laboratorium für die Physiologie des Nervensystemes eingerichtet. Sehr wichtig war mir auch der Besuch der staatlichen Trinkerheilanstalt Forborough, eines Asyls, das, für zweihundert Trinker gebaut, mit großer Landwirthschaft verbunden, sehr schön mit vier Häusern eingerichtet, alle Bedingungen einer Musteranstalt bietet. Leider fehlt noch der orientirende Kompaß begeisterter Abstinenz und Abstinenzerziehung der Kranken in der Oberleitung. Wird Das der Staat je begreifen? Daß im ganzen Hause die alkoholischen Getränke verboten sind, versteht sich immerhin von selbst. Aber es genügt nicht.

Boston, mit über fünfhunderttausend Einwohnern, ist die alte Metropole New-Englands, das Centrum der älteren, feineren Bildung in den Vereinigten Staaten. Man näselt hier viel weniger. Die Stadt ist nach altem Stil eng und krumm gebaut, besonders die alte Stadt, vom Common Park bis zum Hafen. Dort ist das Gehen fast gefährlich; die Stadt hat in echt amerikanischer Weise einer Privatgesellschaft den Bau eines großartigen Netzes unterirdischer elektrischer Trams überlassen, dessen Hauptcentrum im Common Park, einem schönen Park mitten in der Stadt, liegt. Diese Stelle ist eine Sehenswürdigkeit. Nur ein Bostoner kann sich in diesem elektrisch beleuchteten unterirdischen Labyrinth zurecht finden wo Alles pfeift, rast, springt, sich kreuzt, — ein wahrer Walpurgistanz von mit Menschen beladenen elektrischen Wagen und von Menschen, die hinein- und herausspringen. Dazwischen sind doch noch Bücher- und Zeitungverkaufsstellen angebracht, wo gerade die Dreyfusprozeßneuigkeiten ausgeschrien wurden.

Nicht zu vergessen sind die ehrwürdigen — etwa achthundertjährigen — Kolosse, die sogenannten Agassiz-Eichen, nach unserem schweizer und waadtländer Landsmann Agassiz, dem Liebling der Amerikaner, so genannt, die ich bei Mac Lean besichtigte und die sorgfältig konservirt werden.

Die Stadt Cambridge, jenseits des Charles River, ist zwar eine eigene Stadt, aber nur durch Brücken von Boston getrennt. In Cambridge ist durch Volksabstimmung der Verkauf geistiger Getränke verboten. Dort liegt die alte, berühmte Harward-University, wo die Studenten nicht nur geistig, sondern auch leiblich gepflegt werden. Ihr Speisesaal ist ein prachtvolles Gebäude und sieht fast wie eine große Kirche aus.

Wie alle amerikanischen Städte, hat auch Boston seinen schönen Park, den Franklin-Park, und überhaupt recht schöne schattige Umgebungen, die für die engen europäischen Straßen der Stadt einigermaßen Ersatz bieten. Ich muß hier gestehen, daß man nach den schönen, breiten, schattigen amerikanischen Städten mit ihren gemüthlichen, reinlichen Häusern von den europaartigen bostoner Straßen recht unangenehm berührt wird.

Nach einem herzlichen Empfang der Guttemplerlogen Bostons und einem eben so herzlichen Abschied von allen unseren Freunden schiffte ich mich am sechzehnten August auf dem „Derbyshire“ von der Dominionlinie nach Liverpool wieder ein.

Wenn ich mir noch einige Gedankensplitter über die Vereinigten Staaten erlaube, so möge man mir Das nicht als Vermessenheit anrechnen; sie beanspruchen nur den Werth einer flüchtigen Reiseskizze.

Es wird viel über amerikanische Korruption geschrieben und mancher Europäer stellt sich vor, wenn er nach den Vereinigten Staaten reise, müsse er einen Revolver in der Tasche tragen und beständig auf seine Börse achten, ferner würden eine Masse Schwindler ihn umgeben und ihm Bären aufbinden, um ihn von seinen Habseligkeiten zu erleichtern. Darin wird er nun sicher sehr angenehm enttäuscht, wenn er nicht etwa in den Hauptspelunken New-Yorks oder in den Goldbergwerken des Westens, den Sammelplätzen aller Hallunken und Abenteurer der Welt, sein Hauptquartier nimmt. Man reist in den U. S. so sicher wie bei uns; die Leute sind höflich, redlich, anständig und sehr reinlich und man wird weder mehr bestohlen noch mehr belogen oder überfordert als bei uns, — im Gegentheil. Alle Angestellten sind sehr höflich und geben eine knappe, aber klare und zuverlässige Auskunft auf jede Frage; besonders die Polizisten sind auch sehr freundlich und entgegenkommend. Man wird äußerst wenig von bureaukratischen Chikanen belästigt und bewegt sich überall sehr frei. Alle Dinge des täglichen Lebens sind mit wenigen Ausnahmen höchst praktisch und einfach eingerichtet. Jede Apotheke oder Droguerie ist zugleich eine Art Gratis-Auskunftbureau, wo man alle Adressen und sonstige Auskünfte findet. Die Preise sind fest und in den Gasthöfen oder Pensionen wird darin absolut Alles einbegriffen, so daß man durch keine Trinkgelder und Extraschwindelausgaben, wie Bedienung, Licht und Dergleichen, belästigt wird. In Toronto war ich höchst erstaunt, als ich meine Hotelrechnung bezahlt hatte und mit einem Wagen nach der Bahn fuhr, zu sehen, wie der Wirth den Kutscher bezahlte: die Droschke war bereits in dem Betrag der Rechnung enthalten.

In Bezug auf sogenannte Sittlichkeit ist auch der Nordamerikaner durchschnittlich solider als der Europäer. Das Familienleben wird dort in hohem Grade in Ehren gehalten. Der Mann kehrt abends vom Geschäft zu seiner Familie heim und widmet sich ganz ihr. Die große Freiheit und volle Gleichberechtigung der Frauen trägt in dieser Beziehung die besten Früchte und führt zu gegenseitiger Achtung der Geschlechter. Da die Dienstmädchen enorm theuer und anspruchsvoll sind und mindestens den freien Donnerstag-Nachmittag und die Haltung einer Bicyclette fordern, helfen sich die meisten wenig Bemittelten ohne Mädchen. Die praktischen Einrichtungen Nordamerikas ermöglichen Das und das Familienleben leidet nicht darunter.

Worin liegt denn nun die berüchtigte Korruption? Sie ist nämlich vorhanden; der Dollar schafft und erhält sie. Und wenn in dieser Hinsicht Nordamerika besonders korrupt ist, so hängt es wiederum nicht mit den persönlichen Eigenschaften des Amerikaners, sondern mit seinem System der unbeschränkten Herrschaft und Freiheit des individuellen Erwerbes und Besitzes zusammen. Das ist wenigstens meine innige Ueberzeugung. „Unser Land ist so groß; es giebt so viel Platz, so viel zu nehmen; wozu brauchen wir dem Einzelnen Schranken zu setzen?" So raisonnirt der Yankee; wohin aber solche schrankenlose Freiheit des Privatbesitzes führt, zeigen heute bereits zur Genüge die amerikanischen Trusts und Milliardäre. Sie bringt es immer mehr fertig, in einem Lande unerschöpflicher Reichthümer neben fabelhaften Geldkönigen, die alle Krösus und Rothschild früherer Tage in den Schatten stellen, eine wachsende arbeitende Armuth zu erzeugen.

Eine amerikanische Lady sagte mir lächelnd: „Wir haben in Amerika zum achten Gebot einen Nachsatz; er heißt: „You shall not steal, except the State!" (Ihr sollt außer dem Staat Niemanden bestehlen!) Der Staat ist die Milchkuh der Vermögenden; sogar die sonst Ehrlichsten plündern ihn aus. Die unbeschränkte Erwerbsfreiheit hat auch fast jedes Solidarität- und Verantwortlichkeitgefühl gegenüber dem Staat und der Gesellschaft beim Amerikaner getötet. Sein Patriotismus ist ein chauvinistisches Gefühl, eine Art naiven Größenwahnes, sich als Bürger der großmächtigen Republik zu fühlen. Er kann ihn zu großem nationalen Enthusiasmus führen, aber er giebt ihm kein Gefühl der Pflicht und der Verantwortlichkeit gegenüber der Gesammtheit seiner Mitbürger. Für Arme wird durch Wohlthätigkeit, besonders von religiösen Vereinigungen, gesorgt, — und damit hat es sein Bewenden. Daß das Wohl, der Besitz und die Wirksamkeit des Staates das höchste Heiligthum der Gesammtheit und jedes Einzelnen sein sollte: dafür ist der Amerikaner vorläufig noch blind und taub. Hierin bildet er einen großen Gegensatz zum Schweizer, der dafür freilich andere Fehler hat. In der genannten Grundeigenschaft des Amerikanismus liegt vielleicht auch die Ursache, warum die Amerikaner verschiedener Kreise und Bestrebungen so wenig von einander wissen. Es heißt eben: „Jeder für sich", leider auch: „Jede Koterie für sich".

Diese wichtige Erscheinung erklärt und entschuldigt sich aber, wenn man die Geschichte und die Entwickelung der U. S. ins Auge faßt. Raum, Land, Reichthümer, alle Quellen der Nahrung, der Industrie, des Verkehres und des Handels boten und bieten sich noch dort in scheinbar unerschöpflicher Masse dem europäischen Emigranten dar. Es fehlt an einem irgendwie zu fürchtenden Feind oder Mitbewerber. Wozu sich denn Schranken auferlegen? So raisonnirt der Naturmensch, der stets seine eigene Natur und ihre inneren

Schwächen verkennt. So raisonnirten auch einst die Sklavenhalter, als sie Neger aus Afrika importirten. Erst muß sich der Schade recht greifbar zeigen, bevor man klug wird. Den Staat beherrschen die Geldfürsten. Was könnte aber nicht ein wirklich freier, unabhängiger, nur für das Wohl des Volkes arbeitender Staat in diesem Lande an Wohlthaten stiften! Statt Dessen darbt der Landwirth und Alles wirft sich in das fieberhafte, ungesunde Stadtleben. Die bleichen, schmalen Frauengestalten eilen fiebrig ins Geschäft, wo sie sich am Mitbewerb betheiligen. Die gesunde und so nothwendige körperliche Arbeit, besonders die Landarbeit, wird immer mehr vernachlässigt und den Maschinen überlassen. Der Mensch rast nur noch auf der elektrischen Bahn umher; allein das Velociped rettet noch die Beinmuskeln. Eine solche Hetzjagd des Gehirnes, um Geld zu erwerben, muß die Gesundheit des Volkes schädigen; und die Folgen sind schon jetzt überall, besonders in Irren- und Nervenheilanstalten, zu sehen.

Das amerikanische Weib ist nicht nach dem Geschmack des Europäers, der sich eine ergebene Dienerin wünscht. Doch hat sie unstreitig gute Eigenschaften und vor Allem das Gefühl ihrer menschlichen Würde und Selbständigkeit. Ihre Hauptfehler sind ihre Abneigung gegen die körperliche Arbeit (die sie mit dem Mann gemein hat), ihre Abneigung gegen den Kindersegen (wohl mit die Folge der Dollarjagd), ihre einseitigen und engherzigen religiösen Schwärmereien, ihre Oberflächlichkeit und ihre Modensklaverei. Bei näherer Prüfung sieht man auch hier wieder, daß man es nicht mit persönlichen Rassenfehlern, sondern mit den Folgen amerikanischer Verhältnisse und Erziehung zu thun hat.

Zwei Dinge fielen mir auf: die Uniformität der amerikanischen Mode vom Norden bis zum Süden und, wie ich höre, auch bis zum fernsten Westen und die Macht der Amerikanisirung. Der Amerikaner bildet sich wohl ein, keine Vorurtheile zu haben, steckt aber ganz voll davon. Alles kleidet sich gleich an und vermeidet es ängstlich, eine andere Kravatte, einen anderen Hut zu tragen, als die Tagesmode verlangt. Bekanntlich sind die Amerikaner titelsüchtiger als alle anderen Völker; die Mädchen sehnen sich, einen Grafen oder Herzog zu heirathen. Ein amerikanischer Atheist wird sein Tischgebet sprechen, um ja nicht gegen die gute Sitte zu verstoßen. Umgekehrt wird ein amerikanischer Medizinprofessor die beste Reform oder Wahrheit verleugnen, wenn sie von religiöser Seite herkommt, weil ihn Das „in wissenschaftlichen Kreisen kompromittirt." Dieser kindisch übertriebene Formalismus erzeugt natürlich eine ekelhaft zur Schau getragene Heuchelei, die jedoch im Grunde durchaus keinen schlimmeren individuellen Eigenschaften entspricht. Es ist eben Sitte, — und der Amerikaner ist sich jener Ungereimtheit nicht bewußt, die dem ethischen Sinn weh thut, übrigens ja auch bei uns in anderen Varianten nicht fehlt.

Wie ungemein rasch sich die Emigranten amerikanisiren, ist bekannt. Sie sind sehr ungleichwerthig. Irland sendet eine ungeheure Zahl eigensinniger, politisch verbohrter Katholiken, die dazu, wie kein anderer Stamm, der Trunksucht ergeben und die ärgsten Feinde der Deutschen sind. Die Deutschen bilden auf allen Gebieten des Erwerbes und Wissens ein großes Kulturelement. Leider sind sie Hauptvertreter der Alkohol-, besonders der Bier-Industrie und trinken selbst oft in nicht unbedenklichem Maaß. Fatal ist es, daß ihr geistig-wissenschaftlicher Einfluß auch jenen verderblichen alkoholischen Einfluß mit stärkt. Es giebt in den Vereinigten Staaten Städte, die fast ganz deutsch sind. Die vorzüglichsten Emigranten sind wohl die Skandinaven; sie halten zusammen, hängen an ihre Heimath, werden jedoch nach und nach auch amerikanisirt. Tüchtig sind ebenfalls die Schotten und Engländer. Sehr unbeliebt sind die Italiener, die ihre bekannten Messerunsitten und ihre Sorglosigkeit eben überall mitbringen. Polnische Juden kamen in neuerer Zeit noch hinzu. Die Aufgabe, alle diese Elemente zu reinigen, viele von ihnen zu civilisiren und alle zu amalgamiren, ist keine leichte; doch wird sie, dank der Verdauungskraft des Amerikaners, täglich bewältigt und bringt schließlich ein ganz gutes Kulturvolk zu Stande.

Anders jedoch steht es mit den Negern, von denen ich schon sprach, und mit den Chinesen. Einander nah stehende Kulturvölker können sich ohne jegliche Gefahr sexuell vermischen. Das Produkt übertrifft sogar vielfach die Erzeuger. Personen, deren Vorfahren theils Deutsche, theils Franzosen, theils Engländer, theils Italiener oder Irländer waren, sind nicht selten die tüchtigsten und gebildetsten Menschen. Das ist ziemlich leicht an Beispielen nachzuweisen. Anders sieht aber die Sache bei den Mischlingen von tief verschiedenen Rassen oder Unterarten aus, die bereits von spezifischer Verschiedenheit nicht mehr sehr weit entfernt sind, leider aber noch fruchtbare Hybridationprodukte geben. Die bekannten Eigenschaften der Mulatten und ihre Unfähigkeit, eine auf die Dauer lebensfähige Mischrasse zu bilden, beweisen den verderblichen Einfluß solcher Kreuzungen entfernter Rassen auf die Nachkommenschaft, was übrigens bei Thieren längst bekannt ist. In Nordamerika wuchern die Chinesen in bedenklicher Weise. Vortrefflich genährt, kräftig und vergnügt sehen die gelben, schlitzäugigen Zopfträger in den Städten der U. S. aus, wo sie vor Allem als Wäscher, aber auch in anderen Betrieben thätig sind. Philadelphia hat bereits ein chinesisches Quartier. Es ist ergötzlich, einem bügelnden Chinesen hinter dem Ladenfenster seiner „Laundry" zuzusehen. Seine peinliche Genauigkeit und sein Ernst verlassen ihn nirgends. Weniger erbaulich ist es jedoch, dabei an die Zukunft zu denken. Daß zweihundert Chinesen in einem kleinen Zimmer auf über einander gestellten Schubladen schlafen, ohne zu ersticken, mit der halben Nahrung geringster Sorte

das Doppelte der Arbeit eines Europäers leisten und dabei vorzüglich gedeihen, jedes Klima ertragen und in der Kindererzeugung sogar die Neger bedeutend übertreffen: Das sind zwar bekannte, doch noch viel zu wenig beachtete Thatsachen. Wäre der Chinese ein ethisch und fortschrittlich hoch angelegter Mensch, so könnte man sich schließlich darüber trösten, daß er unsere Rasse in vollem Frieden in kurzer Zeit aushungert und ersetzt. Doch beweist Chinas Kultur, wohin das seit Jahrtausenden stehen gebliebene Chinesengehirn führt. Unstreitig rangirt es viel höher als das Negerhirn. Eben so unstreitig jedoch ist es für unsere Rasse noch viel gefährlicher. Eine Amalgamirung ist deshalb schon nicht möglich, weil sie eine völlige und rasche Mongolisirung der weißen Rasse bedeuten würde. Welche Laster und Zustände zahlreiche Chinesen in ein Land bringen, davon kann Kalifornien und können ostindische Kolonien erzählen. Naiv ist es jedenfalls, durch eine Theilung Chinas die „chinesische Frage lösen“ zu wollen. Sie fängt damit erst recht eigentlich an und bald wird sich die Frage so stellen: entweder sich friedlich von den Chinesen vertilgen lassen oder die Chinesen gewaltsam hinter ihre alte Mauer zurückdrängen, deren Thüren nur nach außen, statt nach innen, hätten verschlossen bleiben sollen.

So stehen die Vereinigten Staaten im Vorpostengefecht des großen und endgiltigen Rassenkampfes der Menschen auf der Erde. Von ihrem Geschick hängt vielleicht das der ganzen Kulturmenschheit ab. Wird der praktische Sinn und der Erfindungsgeist des Amerikaners über religiöse und schwärmerische Vorurtheile siegen oder nicht? Das muß die Zukunft lehren. Hat der Amerikaner auch, genau wie jeder Andere, seine individuellen und nationalen Modevorurtheile, so ist er wenigstens frei von den historischen Vorurtheilen und vor Allem von den lähmenden blöden Kämpfen und Rivalitäten zwischen civilisirten Völkern, wie wir sie in Europa sehen. Das giebt ihm einen unschätzbaren Vorsprung.

Die Fortschritte Nordamerikas im neunzehnten Jahrhundert sind so gewaltig, daß sie jeden Menschen mit Bewunderung erfüllen müssen. Vor vierhundert Jahren erst landete Kolumbus in Westindien. Vor kaum dreihundert Jahren wurde die „alte“ Stadt Quebeck gegründet. Vor hundert Jahren waren die U. S. erst eine relativ kleine Kolonie und war das große Innere und der Westen noch wild. Heute bewohnen von einem Ozean zum anderen siebenzig Millionen civilisirter Menschen das reiche, überall der Kultur eröffnete Land, das leicht dreihundert Millionen und mehr ernähren kann.

Die Fehler und Schwächen des heutigen Amerikaners sind die Folgen eines rastlosen materiellen Kulturkampfes gegen Natur und wilde Rassen, die Folgen der Alleinherrschaft des Individualismus, verbunden mit der vielfach erbärmlichen Qualität der europäischen Emigranten, die oft den Auswurf der Bevölkerung ihres Landes bildeten. Es wäre ungerecht, wegen dieser Fehler

und Schwächen dem Amerikaner einen persönlichen Vorwurf zu machen. Man muß vielmehr daneben seine vorzüglichen persönlichen Eigenschaften mit in die Wagschale werfen und vor Allem die raschen und beständigen Fortschritte anerkennen, die er macht. Europa braucht Amerika heut mehr denn je; es soll einträchtig mit ihm den Kulturfortschritt fördern helfen und nicht kleinlich eifersüchtig sein. Wer weiß, ob nicht eine östliche Barbareninvasion unsere Kinder noch einst alle über den Atlantischen Ozean treiben wird!

Aber auch die Amerikaner sollten ihre chauvinistischen und sonstigen Vorurtheile gegen Europa beseitigen und die Lage und die Eigenschaften der europäischen Kulturvölker genauer und objektiver studiren. Wenn sie sich damit begnügen, diese Völker nach den zu ihnen kommenden armen Emigranten zu beurtheilen, laufen sie Gefahr, einem verhängnißvollen Größenwahn anheimzufallen, den man schon jetzt oft spürt.

Zum Schluß noch ein Wort. Der Amerikaner glaubt, daß der Sozialismus in Europa beginnen wird. Er hat darin gewiß Recht, denn bei ihm sieht der menschliche Raubthierinstinkt noch zu viel Raum vor sich, um die Nothwendigkeit sozialer Organisation und Unterordnung schon zu fühlen. Völlig im Irrthum ist er aber, wenn er den Egoismus und die Geldkorruption, die aus seinem System herauswachsen, gering schätzt und als für das amerikanische Volk ungefährlich betrachtet.

Chigny. Professor Dr. August Forel.

Der Nachtwächter von Lichtenberg.

(Eine juristische Odyssee.)

Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen:
Die Glocke, die hat Zehn geschlagen . . .

Wohl nirgends hat dieses alte Nachtwächterlied, bei dessen Klängen schon unsere Vorväter gern die Nachtmütze über die Ohren zogen, so niederdrückend schwermüthig geklungen wie neuerdings in der Gemeinde Lichtenberg, — und Das aus einem einfachen Grunde: es kommt aus einer unbezahlten Kehle! Aber das „Warum“ ist freilich nicht ganz so einfach, wie wir gleich sehen werden.

Das Dorf Lichtenberg liegt seit Menschengedenken im Schutz des gleichnamigen Rittergutes und hat sich bisher nicht übel dabei befunden. Da es nämlich vor Zeiten aus dem Schlosse sozusagen herausgewachsen ist und alle seine Insassen ursprünglich Dienstleute und Hörige der Herrschaft waren, so lag auf deren Schultern Alles, was sonst wohl an Gemeindeangelegenheiten die Denkerstirn eines Dorfältesten zu furchen geeignet ist: der Kirchenbau und das Kirmesbier, die Fütterung des Gemeindebullen und die Bezahlung des Gemeindenachtwächters, die Beschälung der Dorfstuten und die Beschulung der Dorfbuben. Alles war ein nobile officium der Gutsherrschaft. Dies Verhältniß hatte auch keine Aenderung erfahren, als die Gemeindeglieder längst keine Hörigen mehr waren und sich nach Ansicht der Herrschaft mitunter sogar recht ungehörig benahmen. Da aber — mochten nun solche Ungehörigkeiten sich in besonders hohem Maße gehäuft oder mochte die Noth der Landwirthschaft auch hierher ihre Schatten geworfen haben —, da verweigerte die Herrschaft eines Tages die Bezahlung des Nachtwächters. Sie bewache, so erklärte sie, ihr Gut besser ohne ihn und könne auch seiner fragwürdigen Stundenangaben entrathen.

Alle Einigungversuche blieben ohne Erfolg und es kam auch hier wie in dem freiligrathischen Liede: „Der Andre aber geht und klagt!“ Der „Andere“ war hier die Gemeinde, die „Klage“ aber, wie bei Freiligrath, eitel: denn ein Königliches Landgericht wies sie ab, obgleich die bekannten „ältesten Leute“ — die sich notorisch nie an Etwas erinnern können — es nicht anders zu wissen bekundeten, als daß die Gutsherrschaft den Nachtwächter bezahlen müsse. Allein die wackeren Dörfler waren nicht so leicht zu entmuthigen. „Ja, wenn das Kammergericht nicht wäre!“ So meinten sie pfiffig; und siehe: sie hatten Recht. Das Kammergericht erkannte zu ihren Gunsten, denn die Wege der Rechtssprechung sind manchmal dunkel, — namentlich, wenn es sich um einen Nachtwächter handelt. Man hatte in zweiter Instanz ein altes „Herkommen“ ausgegraben, das sich allmählich zu einem Rechtstitel ausgewachsen hatte und durch manche rechtserhebliche Thatsache urkundlich belegt wurde; hatte doch zum Beispiel Botho von Lichtenberg gegen Ende des Spanischen Erbfolgekrieges der Gemeinde ein „fürtrefflich Büffelhorn zum Gebläs sambt zween Klunkern daran“ gestiftet und sich nur ausbedungen, daß dafür der Nächtwächter bei ihm „recht fürnemblich“ zu blasen habe!

Die Dorfbewohner frohlockten, — aber für die Eifersucht der Schicksalsmächte leider viel zu früh: sie dachten nicht, daß es über einem Kammergericht noch eine höhere Instanz geben könnte, die sich ihnen unter dem Namen des Reichsgerichtes nunmehr vorstellte. Diesem gelang es, durch seine Entscheidung beide Parteien wie auch beide Vorderrichter gleichmäßig zu über-

raschen. Es entschied nämlich, daß . . . es überhaupt nicht zu entscheiden habe. Das heißt: es erklärte den ordentlichen Rechtsweg über das Bestehen einer „im öffentlichen Interesse begründeten Gemeindelast“ für unzulässig. Verblüfft standen die Dorfältesten vor diesem Erkenntniß. Wenn der „Rechtsweg“ unzulässig sein sollte, so blieb ja nur der „Unrechtsweg“: den konnte aber doch das höchste Gericht unmöglich empfehlen! Oder gab es neben dem „ordentlichen“ Rechtsweg noch einen „unordentlichen“? Da war guter Rath theuer!

Ja, theuer war er freilich; aber gegen gehörige Bezahlung fand er sich doch und die Sache wurde auf den außerordentlichen Rechtsweg — Das heißt: in das sogenannte Verwaltung-Streitverfahren — übergeleitet. Zunächst war es der Bezirks-Ausschuß, der sich mit dem Nachtwächter von Lichtenberg zu befassen begann.

Inzwischen war nun schon eine geraume Zeit verstrichen, und um kein Präjudiz zu schaffen, hatte jeder Theil ängstlich vermieden, dem Nachtwächter irgend Etwas zukommenzulassen. Die Folge war natürlich, daß er demissionirte und daß sich kein Nachfolger finden wollte, um in Erwartung des künftigen Sieges der Gemeinde einstweilen gratis darauflloszututen. Deshalb beschloß der Ortsvorstand, daß die Funktion des Nachtwachens bei den Mitgliedern der Gemeindevertretung als unbesoldetes Ehrenamt der Reihe nach herumgehen solle; und da der Andrang gering war, wurde alsbald ein obligatorischer Turnus festgesetzt. Der Beschluß fand vielen Widerstand, aber der Schulze bedrohte kategorisch jeden Widerspenstigen mit sofortigem Ausschluß aus der Gemeindeversammlung. „Wer nicht mittuten will, soll auch nicht mitthaten“, erklärte er. So hatten die Lichtenberger eine Zeit lang den Genuß, jede Nacht eine andere Wächterstimme zu vernehmen, und vergnügten sich gern damit, zu errathen, wer wohl eben geblasen und gesungen hatte; wenn sie raffinirter gewesen wären, würden sie vielleicht gar ein richtiges Wettverfahren mit Totalisator und book-makers eingerichtet haben. Auf die Dauer erwies sich aber dieser Zustand nicht als haltbar, weil die Zuverlässigkeit der improvisirten Wächter — ganz abgesehen von ihren gesanglichen Leistungen — keine befriedigende war, ja, viele sogar dem Grundsatz: „Wer schläft, sündigt nicht“ huldigten, der doch für Wächter nur beschränkt gelten kann; und die Funktion blieb schließlich auf dem Totengräber allein haften, den nur der Küster zeitweilig zu vertreten hatte. Der Totengräber blies ins Horn, als ob er alle von ihm Begrabenen aufzuwecken hätte, und der Küster, ein Mann von Geist und Phantasie, begnügte sich nicht mit den von Alters hergebrachten Nachtwächterversen, sondern wußte sie der jeweiligen Situation in glücklicher Weise anzupassen. So sang er zum Beispiel, als das Reichsgericht seine Unzuständigkeit ausgesprochen hatte, mit trauriger Stimme:

„Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen:
Es kommt nichts 'raus bei unserm Klagen!
Mit Sorgen meld' von dem Prozeß ich:
Der Rechtsweg, der ist unzulässig!"

Und „Essig, Essig, Essig" hallte das Echo höhnisch von den Wänden wieder.

Allein es kam bald besser. Der Bezirksausschuß stellte sich, gleich dem Kammergericht, auf die Seite der Gemeinde und nun, meinten Alle, konnte es ihnen gar nicht mehr fehlen. Triumphirend sang der Küster vor allen Häusern:

„Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen,
Daß der Bezirksausschuß thät tagen!
Hört, was er Euch vermelden thut:
Den Wächter, den bezahlt das Gut — tut — tut!"

Und vor dem Gutshause sang er noch besonders laut und stieß dazu „recht fürnemblich" in das alte Horn des Herrn Botho von Lichtenberg.

So viele Hoffnungen, so viele Fehlschläge! Das Oberverwaltungsgericht hob das Urtheil des Bezirksausschusses auf und erklärte das Verwaltung-Streitverfahren für ausgeschlossen, weil ein einfacher Civilrechtsanspruch vorliege, der vor die ordentlichen Gerichte gehöre, die Ansicht des Reichsgerichtes also unzutreffend sei. So stand man denn nach Jahre langem Prozessiren glücklich vor dem Monstrum des „negativen Kompetenz-Konfliktes". Was Schulze und Schöppen davon für Vorstellungen hatten und wie leicht es war, ihnen einen Begriff davon zu geben, möge man sich selbst ausmalen. Aber nach langem Konsultiren und Debattiren wurde schließlich selbst dieser schwierige Ausdruck Jedem im Dorfe so geläufig wie das Einmaleins: man wußte, daß ein negativer Kompetenz-Konflikt vorhanden ist, wenn „Keiner es gewesen sein will und Einer doch der Richtige sein muß", und der Dichter sang sogar allnächtlich vor den Thüren:

„Ihr Herrn und Frauen, laßt Euch sagen:
Ihr müßt Euch allzeit gut vertragen!
Wenn Jedes sich ins Andre schickt,
Giebts keinen Kompetenz-Konflikt!"

Im Uebrigen lag die Sache noch gar nicht so schlimm, wie es den Anschein hatte: besteht ja doch in Preußen ein eigener Gerichtshof für Kompetenz-Konflikte, der nun von der Gemeinde angegangen wurde. Die Entscheidung erfolgte ziemlich schnell, nur fiel sie leider, wie weiland die des Reichsgerichtes, mehr überraschend als befriedigend aus. Der Gerichtshof erklärte nämlich, daß der Fall des negativen Kompetenz-Konfliktes überhaupt nicht gegeben sei, da weder die ordentlichen noch die Verwaltungsgerichte zuständig gewesen seien und mithin er — der Gerichtshof — erst recht nicht; es handle sich einfach um eine der Ablösung unterliegende gutsherrlich-bäuerliche Last und daher sei das Weitere von den Auseinandersetzungbehörden (Separation Kommissionen u. s. w.) zu veranlassen.

So war also wieder eine neue Behörde anzurufen, als welche die General-Kommission ermittelt wurde; daß hierbei der Name des römischen Landpflegers Pontius Pilatus ungewöhnlich oft im Dorfe genannt wurde, wird nicht Staunen erregen. Die General-Kommission machte ihr Einschreiten von der Billigung des Ober-Landes-Kultur-Gerichtes abhängig und dieses erklärte sie schlankweg für unzuständig, da ein Rechtsstreit zum Austrag zu bringen sei. Hiermit war der Kreis glücklich wieder geschlossen und die Gemeindehäupter standen vor einem Berge, vor dem auch klügere Leute als sie wohl längere Zeit stehen geblieben wären. Dem Küster waren alle seine Liedchen vergangen und nur der Totengräber tutete tieftraurig durch die Gassen.

Endlich beschloß man auf Anrathen des Anwaltes, noch einmal zu dem Gerichtshof für Kompetenz-Konflikte zurückzukehren; denn da entschieden „Keiner der Richtige sein wollte", mußte doch schließlich der Konfliktsfall als gegeben angenommen werden. In der That konnte sich der Gerichtshof dieser Einsicht nicht verschließen: er bejahte diesmal die Konfliktfrage und nahm — in Uebereinstmmung mit dem Oberverwaltungsgericht — die Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte für den Rechtsstreit an, erklärte also die Aufhebung des widersprechenden reichsgerichtlichen Urtheils für geboten. Direkt aufheben konnte er dieses Urtheil als ein blos preußischer Gerichtshof natürlich nicht. Das ließ sich nur auf dem Vermittelungweg durch die oberste Justizbehörde erreichen. Jetzt war also auch für den Justizminister die Zeit gekommen, sich mit dem Nachtwächter von Lichtenberg zu beschäftigen; er wandte sich mit dem Urtheil des Kompetenz-Gerichtshofes an den Präsidenten des Reichsgerichtes und ersuchte ihn, die Zuständigkeit-Frage noch einmal entscheiden zu lassen. Dem Ersuchen wurde stattgegeben und die Sache an einen der ordentlichen Civil-Senate verwiesen.

Darob große Freude in Lichtenberg! Jetzt mußte doch das Reichsgericht sein Urtheil aufheben und der Prozeß schließlich wieder vor das Kammergericht kommen, das ja bereits zu Gunsten der Gemeinde entschieden hatte —: Das konnten sich die Lichtenberger, die allmählich alle mehr oder weniger zu kleinen Rechtskundigen geworden waren, an den fünf Fingern abzählen. Die gesunkenen Hoffnungen belebten sich wieder und der Küster ließ sich noch einmal mit einem nächtlichen Trutzliedel vernehmen:

„Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen:
Wir brauchen längst noch nicht verzagen!
Hofft auf des Reichsgerichtes Schoß,
Die Sache geht von vorne los!"

Dazu schmetterte er, namentlich vor dem Rittergut, wahre Kriegsfanfaren aus dem alten Horn heraus, die der Schloßhund persönlich nahm und mit dem berüchtigten Heulen dieser Hundegattung beantwortete; denn er be-

trachtete sich erklärlicher Weise bereits als den wahren Nachtwächter und empfand das Tuten als unlauteren Wettbewerb.

Aber ach: schon war mancher der Hörer im Herzen nicht damit einverstanden, daß die Sache „von vorne losgehen" sollte, und die Pessimisten behielten, wie gewöhnlich im Menschenleben, Recht. Denn das Reichsgericht lehnte die abermalige Erörterung der Sache wegen Unzulässigkeit eines weiteren gerichtlichen Verfahrens ab. Es berief sich auf den Paragraphen Siebenzehn, Absatz Eins und Nummer Vier des Gerichtsverfassungsgesetzes, der zwar nur von der festgestellten Zulässigkeit des Rechtsweges spricht, aber im Wege zulässiger Auslegung auch auf die Unzulässigkeit ausgedehnt werden muß.

Der Tag, an dem diese Entscheidung in Lichtenberg eintraf, war für das Dorf ein kritischer Tag erster Ordnung. Zehn Jahre lang hatte man prozessirt, alle Gemeinde-Angelegenheiten über der unseligen Nachtwächterfrage vernachlässigt, man war Kläger, Beklagter, Appellant, Implorant und Beschwerdeführer, Mandant und Exequende, Rechtsforscher und dabei noch Nachtwächter gewesen, — und nichts war erreicht! Von den Kosten vollends schweigt des Sängers Höflichkeit: leider nicht auch die des Gerichtsvollziehers! Und nun standen sich am Ende aller Dinge nicht nur die Gemeinde und die Gutsherrschaft, sondern auch die Endurtheile oberster Instanzen — des Reichsgerichtes, des Oberverwaltungsgerichtes und des Kompetenzgerichtshofes — in unlöslichem Konflikt gegenüber, von denen keins dem anderen an Rechtskraft Etwas nachgab. Zwar rieth man der Gemeinde, auf Grund des Artikels Siebenundsiebenzig der Reichsverfassung wegen „Justizverweigerung" die Hilfe des Bundesrathes in Anspruch zu nehmen — der einzigen Centralbehörde, die dem Nachtwächter von Lichtenberg noch nicht näher getreten war —, allein selbst bäuerliche Prozeßfreude findet schließlich ihre Grenzen. Der Kampfesmuth der Lichtenberger ist erschöpft, man verharrt in stumpfer Thatenlosigkeit und nur der Totengräber tutet allnächtlich trostlose Töne zum Mond hinauf und singt dazu mit seiner schauerlichsten Grabesstimme:

„Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch sagen:
Die Glocke, die hat Zwölf geschlagen;
Sorgt für das Feuer und das Licht —
Wer für mich sorgt, weiß Keiner nicht!
Tut, tut, tut!"

Irgend Einer müßte es aber in einem Rechtsstaate doch wissen! Sollte unsere jetzt so unheimlich fruchtbare Gesetzgebung nicht auch für solche Konflikte Rath finden und dem verdunkelten Gemüth der Lichtenberger zeigen können, daß die deutsche Rechtsprechung noch über dem Nachtwächter steht?

Otto Reinhold.

Was uns das Burenheer lehrt.

Es wird jetzt viel geredet und geschrieben über die Vorzüge und Nachtheile der Streitmacht der Buren und der Engländer. Ich möchte hier hervorheben, was die Buren und das Burenheer vor uns Deutschen und dem deutschen Heer voraus haben. Vor Allem: die opferfreudige Vaterlandsliebe. Als der Präsident Krüger zu den Waffen rief, sind nicht nur alle waffenfähigen Männer, sondern auch zahlreiche waffenfähige Kinder und Greise herbeigeeilt, um ihr Vaterland gegen den Feind zu vertheidigen, der damals das Burenland noch nicht betreten hatte. Zahlreiche Farmen und Geschäfte werden nur von den zurückgebliebenen Frauen besorgt. Darin und in der Thatsache, daß viele Frauen und Jungfrauen bereit waren, im offenen Feld gegen den Feind zu kämpfen, zeigt sich eine Vaterlandsliebe, wie wir sie in Deutschland in diesem Umfang seit dem Befreiungskrieg nicht erlebt haben. Die Buren sind uns auch an religiösem Sinn überlegen. Bei ihnen fängt kein Tag ohne Gebet an. Unser Soldat trägt zwar im Felde ein Gesangbuch im Tornister, aber nach meinen Erfahrungen hat im letzten Feldzug nur ein kleiner Theil der Soldaten regelmäßig das Gesangbuch in die Hand genommen. Ob die nach englischem Vorbild bei uns neuerdings eingeführte, polizeilich geregelte Sonntagsheiligung geeignet ist, den religiösen Sinn des Volkes zu heben, möchte ich bezweifeln. Die Buren haben ferner die kriegerische Jugend- und Volkserziehung vor uns voraus. Bei uns ist, wenn ich von dem Ersatz der Jäger-Bataillone absehe, unter hundert Infanterie-Rekruten noch nicht einer, der vor seiner Einstellung schon eine Büchse in der Hand gehabt hat; in den meisten Provinzen unter hundert Kavallerie-Rekruten noch nicht einer, der reiten kann. Bei den Buren lernt jeder Knabe mit der Büchse umgehen und reiten. Bei uns kommen die Landwehrmannschaften, außer bei einer oder zwei kurzen Landwehrübungen, fast nie dazu, ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Schießvereine sind bei uns spärlich vorhanden; die paar vorhandenen haben zum Theil veraltete Waffen und zu kurze Schießstände. Ich möchte wünschen, daß bei uns wenigstens auf den Gymnasien und auf den Schulen, die das Einjährigen-Zeugniß ausstellen, eine Art militärischer Vorbildung der Jugend in der Weise stattfände, daß die Schüler unter der Leitung ehemaliger Offiziere oder Unteroffiziere militärisches Turnen und Exerziren lernten, die Schüler der oberen Klassen mit Karabiner oder Gewehr, selbst wenn dafür einige Unterrichtsstunden in toten Sprachen ausfallen müßten. Die Einjährig-Freiwilligen würden dann be der Truppe nicht so lange Zeit brauchen, um das Rekrutenpensum zu erlernen; es würden nicht so viele Einjährige durch Ungeschicklichkeit in der Handhabung der Waffe und durch schlechtes Schießen auffallen. Man könnte die Ein-

jährigen dann früher und besser zu Vorgesetzten heranbilden; Tausende von ihnen sind ja berufen, später als Offiziere des Beurlaubtenstandes Führer und Instruktoren der Mannschaft zu werden. In größerem Umfange als bisher sollten sich bei uns Schießvereine bilden und man sollte ihnen Armeegewehre und Patronen, in den Garnisonstädten Sonnabend nachmittags oder Sonntag Militärschießstände zur Verfügung stellen. Leicht wären ehemalige Offiziere als Mitglieder der Vereine und zur Aufsicht bei den Schießübungen heranzuziehen; sie würden gern so ihrem Vaterland weiter dienen.

Die Buren haben ein besseres Gewehr als wir. Ihr neues Mausergewehr hat ein kleineres Kaliber als das deutsche Infanteriegewehr, ein leichteres Geschoß, eine größere Mündungsgeschwindigkeit, deshalb auch größere Rasanz und bessere Treffgenauigkeit; auch hat es eine bessere Visirung. Unser deutsches Infanteriegewehr Modell 1888, mit dem der allergrößte Theil der deutschen Infanterie bewaffnet ist, ist keineswegs mehr das beste moderne Infanteriegewehr; namentlich läßt seine Visireinrichtung zu wünschen übrig. Wie wenig glücklich sein Standvisir eingerichtet ist, wurde im Februar dieses Jahres im Militärwochenblatt ausführlich besprochen. Die Einrichtung des Visires für größere Entfernungen ist mangelhaft. Von ungeschickten oder steifen Fingern, wie sie zahlreiche Mannschaften des Beurlaubtenstandes immer, fast alle bei kaltem Wetter haben, ist der Schieber dieses Visires schwer genau einzustellen; auch ist die richtige Einstellung schwer zu kontroliren und mit falsch eingestelltem Visir sind die Treffresultate natürlich gleich Null. Das neue deutsche Infanteriegewehr Modell 98, das jetzt eingeführt wird, bringt ja einen erheblichen Fortschritt. Ich bedaure nur, daß unsere Kriegsverwaltung — oder egt es nur an der Finanzverwaltung? — sich nicht entschließen kann, dies neue Gewehr in schnellerem Tempo anzufertigen und einzuführen. Der französische Kriegsminister erklärte neulich in der Deputirtenkammer, die französische Armee werde in wenigen Monaten mit dem besten modernen Gewehr ausgerüstet sein. Unser Kriegsminister kann Das leider von unserem Heer nicht sagen. Ich meine: auf ein paar Millionen kann es nicht ankommen, wenn es sich darum handelt, unserer Infanterie durch ein anerkannt besseres Gewehr für einen Krieg die Aussicht auf Erfolg zu sichern. Schon im letzten Krieg mußten Tausende von Toten und Verwundeten dafür büßen, daß wir durch die mangelhafte Umsicht Derer, die dafür zu sorgen hatten, und aus falsch angebrachter Sparsamkeit mit einem schlechteren Gewehr ins Feld zogen als unsere Gegner.

Das Burenheer hat eine den Bedürfnissen des Krieges mehr entsprechende Bekleidung und Ausrüstung als wir. Giebt es etwas Unkriegerischeres als den Anblick einer Parade des preußischen Gardecorps? Wallende Haarbüsche, in der Sonne blinkende stählerne Kürasse, eben solche oder mit blankem Blech beschlagene Kopfbedeckungen, weiße Hosen, Schellenbäume! Wenn

wir auch die Kürasse und Haarbüsche zu Hause lassen, sobald wir ins Feld ziehen, und die blanken Kopfbedeckungen im Felde unter einem Ueberzug verbergen, so führen wir doch auch ins Feld blanke, in der Sonne glitzernde Bekleidung- und Ausrüstungstücke genug mit, die nur dazu gemacht scheinen, uns dem Auge des Feindes vorzeitig zu verrathen, den feindlichen Schützen und Kanonieren das Zielen auf uns zu erleichtern und dadurch unsere Verluste an Menschenleben zu erhöhen. Zu diesen, hauptsächlich bei Kindern und Damen beliebten blanken Stücken gehören die mit Gold und Silber gestickten Kragen und Aufschläge, die Rockknöpfe, von denen über die Hälfte nicht einmal zum Knöpfen dient, sondern nur als Zier, die Koppelschlösser, die ganz überflüssig sind, die silbernen Feldbinden der Offiziere, die Stahlscheiden der Säbel. Daß die weißen und rothen Röcke der Kürassiere und einiger Husarenregimenter als kriegerische Bekleidung das Unzweckmäßigste und Gefährlichste sind, was man in dieser Beziehung ersinnen könnte, ist klar; denn man sieht solche weiße oder rothe Truppe einige Kilometer weit. Auch die weißen Tornisterriemen zahlreicher Infanterieregimenter tragen dazu bei, die Mannschaften dem Feinde deutlicher kenntlich zu machen. Die Buren sind einfach gekleidet, in schlichten Farben ohne alles Blinkende, und werden deshalb von ihren Gegnern im Felde auf weitere Entfernung nicht gesehen. Sie haben auch leichte, praktische Kopfbedeckungen. Warum unsere Infanteristen einen schweren, mit Blech beschlagenen Helm tragen müssen, habe ich nie verstanden. Wenn gelegentlich im deutschen Heer Erkrankungen oder Todesfälle an Hitzschlag vorkommen, werden ausführliche Berichte gefordert und es stellt sich in der Regel heraus, daß alle vorgeschriebenen Maßregeln ergriffen wurden. Aber an die Hauptschuldigen, den Helm und den anschließenden Stehkragen — der allerdings bei großer Hitze geöffnet wird —, denkt Niemand. Wie ungesund und wie unnatürlich ist es für einen jungen Menschen, der bei Hitze mit schwerem Gepäck lange Märsche zurücklegen, der über Sturzacker sprungweise vorgehen soll, eine steife Halsbinde und einen geschlossenen Stehkragen zu tragen, die den Blutkreislauf beeinträchtigen! Um wie viel gesünder ist die Bekleidung unserer Matrosen, die, obwohl sie häufig wechselnden Witterungeinflüssen ausgesetzt sind, sich eines vortrefflichen Gesundheitzustandes erfreuen. Die Buren beladen sich auch nicht mit einem schweren Tornister und sind so beweglicher und marschfähiger als wir. Mit wie vielen überflüssigen Stücken, die zur Feldbrauchbarkeit nicht erforderlich sind, schleppt sich unser Infanterist im Felde: Koppelschloß, Säbeltroddel, Halsbinde, Zierrathknöpfe, Knopfgabel, Putzpulver, um die blanken Metalltheile parademäßig zu erhalten, Stiefelwichse, Wichsbürste, Glanzbürste! Wozu braucht der Feldsoldat gewichste Stiefel? Auch das Gesangbuch mit hundert Liedern könnte durch etliche ausgewählte Lieder ersetzt werden, die in das Soldbuch einzufügen wären.

Ich bin überzeugt, daß die Buren trotz ihrer Vaterlandsliebe, trotz ihren guten militärischen Eigenschaften, trotz ihrer vorbildlichen Feuerdisziplin in dem Kampf um ihre Unabhängigkeit schließlich doch unterliegen werden. Es fehlt ihnen für die getrennt fechtenden Heerestheile eine Oberleitung mit einem Stabe von geschulten Generalstabsoffizieren; es fehlen ihnen geschulte Führer von Regimentern und größeren Verbänden; es fehlt ihnen die genügende Artillerie, zu Belagerungen das erforderliche Belagerungsgeschütz; es fehlt ihnen vor Allem der Geist der Offensive, ohne den ein entscheidender Sieg nicht zu erringen ist.

Grunewald. V. H. von Puttkamer, Generalmajor a. D.

Justizchronik.*)

Auf dem Gendarm und dem Exekutor beruht schließlich die Autorität des Staates, hat Fürst Bismarck einmal gesagt. Und in der That: was nützen die schönsten Verordnungen und Urtheile, wenn die Energie bei ihrer Durchführung versagt? Der Gendarm fungirt, trotz oder wegen seiner etwas steif-schnauzbärtigen Strammheit, im Wesentlichen zufriedenstellend; am Exekutor wird herumexperimentirt. Bis zur Justizorganisation von 1879 ähnelte er in Altpreußen einigermaßen dem Stadtsoldaten oder Dorfpolizisten: als Unterbeamter geringster Bildung bezog er ein überaus kärgliches festes Gehalt und hatte weder Neigung noch Fähigkeit, die Künste böswilliger Schuldner zu bekämpfen. Ob seine Exekutionen erfolgreich waren, hatte nicht das mindeste Interesse für ihn; die Resultate waren auch danach. Aeltere Berliner werden sich noch erinnern, daß man damals, nach endlich erstrittenem Urtheil, zunächst den „Exekutor des Revieres“ durch ein oder ein paar Thalerstücke munter machte. In voller Erkenntniß der Schwächen dieses Zustandes stellte man in ganz Preußen den Gerichtsvollzieher des neuen Rechtes sozial, dienstlich und pekuniär erheblich höher: die Gebühren seiner Amtshandlungen verdiente er im Wesentlichen für die eigene Tasche. Wie alle irdischen Einrichtungen, so hat auch diese ihr Drückendes; natürlich also, daß man sich jetzt in Preußen mal wieder auf die andere Seite legen, den Gerichtsvollzieher als richtigen kleinen Beamten wieder auf festes kleines Gehalt stellen und die Gebühren (mit geringen Ausnahmen) zur Staatskasse einziehen will. Gründe: „Die seit einundzwanzig Jahren fungirenden Gerichtsvollzieher ließen sich dienstlich und außerdienstlich Manches zu Schulden kommen“. Unerheblich, unbewiesen, jedenfalls durch gute Aufsicht abstellbar. Zweitens: „Auch abgesehen von eigentlichen Dienstwidrigkeiten gingen sie zu schneidig gegen die wirthschaftlich

*) Unter diesem Titel sollen künftig hier von Praktikern und Theoretikern Erscheinungen, Vorgänge und Projekte aus dem Bereich des Rechtslebens besprochen werden.

Schwachen vor". Eine ganz unangebrachte Anwendung der Sozialpolitik! Sicher ist unser Mobiliarkredit und deshalb auch seine ultima ratio, die Mobiliarexekution, noch immmer viel zu ausgedehnt; aber nicht durch laxe Anwendung des bestehenden Schuldrechtes ist zu helfen. Drittens: „Es kann nicht länger geduldet werden, daß einzelne Gerichtsvollzieher mehr als ein Land-, ja, ein Oberlandesgerichtspräsident oder Vortragender Rath verdienen". In der That schrecklich; und vielleicht das psychologisch wirksamste Argument! Schlimm genug, daß mancher Advokat bis auf hunderttausend Mark jährlich kommt; er gehört wenigstens zu den akademisch gebildeten Brahmanen. Aber daß ein Subalternbeamter — wenn auch von besonderer Befähigung und durch aufreibende, abstoßende, manchmal gefährliche Arbeit — vereinzelte Marschallstäbe mit jährlich fünfzehntausend Mark erreichen kann: Das ist gegen alle Kleiderordnung! Als ob die klugen Männer der siebenziger Jahre die jetzt nagelneu entdeckten Schäden des eigenen Gebührenbezuges und der Konkurrenz nicht vorausgesehen hätten! Die Frage ist nur, ob die Nachtheile des früheren Zustandes nicht überwiegen. Ob es bei diesem möglich ist, gebildete Beamte zu gewinnen, die den aalglatt entschlüpfenden, mit Schiebungen, Wohnungwechsel, fingirten Anmeldungen operirenden Schuldner und seine Helfershelfer besiegen, inmitten von Finten, Schwindel, Drohungen, Grobheiten, Jammer und Wehklagen pfänden wollen und können. Ist Das nur bei eigenem Gebührenbezug, mit Aussicht auf große Praxis im Fall der Bewährung, möglich, — dann muß es eben bei der jetzigen Sonderstellung dieser Beamtenklasse bleiben.

Viel zu spät hat sich wieder einmal gegen die geplante Aenderung der Anwaltstand in Bewegung gesetzt. Merkwürdig, daß er trotz vorhandener Organisation, trotz so vielen in seinen Reihen brachliegenden Kräften, so häufig zu spät kommt und in den Parlamenten vielfach so minderwerthig vertreten ist. Welche Erfahrungen machen die Anwälte jetzt mit der Zulassung und dem Ausbau der „Prozeßagentur", einer Anwaltschaft zweiter Klasse! Als vor zwei Jahren die gesetzliche Grundlage hierfür gelegt werden sollte, zeigten sich die Rechtsanwälte theils völlig blind gegen die ihnen drohende Gefahr, theils verließen sie sich auf beruhigende Erklärungen des Staatssekretärs, deren Wirkunglosigkeit speziell für Preußen jeder Kenner voraussah. Jetzt ist es schon so weit, daß in Städten mit zahlreicher Rechtsanwaltschaft die Justizverwaltung daneben „Prozeßagenten" zuläßt. Und nach Mittheilungen der letzten Tage setzt eine allgemeine, gefährliche, mindestens sehr unbequeme Agitation ein, um diese Zulassung ausnahmelos überall durchzudrücken. Unter den Prozeßagenten findet man sicherlich nicht nur Leute à la Hippus aus „Soll und Haben", sondern auch ehrenwerthe; übrigens sollen manche Anwälte von ihrem Treiben eine allgemeine Vermehrung der Streitigkeiten, daher auch der eigenen Praxis, erwarten. Aber daß diese ganze Prozeßagentur, als Institution und als Organisation, einen klaffenden Riß in unsere Justizeinrichtungen bringt, wäre leicht zu beweisen.

Jedenfalls vermindert schon die Möglichkeit, von der Verwaltung einen „Prozeßagenten" als Konkurrenten zu erhalten, die Unabhängigkeit des Rechtsanwaltes. Ohnehin ist diese praktisch-erfahrungmäßig in Preußen nicht so groß wie theoretisch-gesetzlich. Der freie Rechtsanwalt will Notar werden, zu rechter Zeit den Justizrath-Titel und den Orden haben. Freilich will selbst der Reichsgerichtsrath bei der zweiten Klasse des Rothen Adlerordens nicht übergangen werden. „Wer nicht innerlich unabhängig ist, wird es auch nicht durch gesetzliche Kautelen". Aber der schlaue Windt-

horst, der selbst als Justizminister lange im Glashause gesessen hatte, wollte doch Orden und Titel von der Justiz völlig fern halten.

* * *

Für Organisation- und Verwaltungfragen fehlt es den Juristen, so viel sonst Juristisches gedruckt wird, leider an geeigneter Vertretung in der Presse. Das ist zum Theil auch die Ursache des häufig verspäteten, wenig geschlossenen Vorgehens der Rechtsanwälte, deren eigentliches Preßorgan auf ihrem letzten Kongreß überaus abfällig kritisirt wurde. Wie übel steht es auch, trotz manchen Verbesserungen der letzten Jahre, noch immer mit der Berichterstattung der Presse aus Gerichtsverhandlungen! In England werden die wichtigeren law-reports für die Times und andere große Zeitungen von barristers verfaßt. Das kommt bei uns nur ganz vereinzelt einmal vor. Der Stil unserer Juristen läßt viel zu wünschen übrig; seit Mittelstaedts Tode ist kaum einer zu nennen, den man mit ästhetischem Genuß lesen kann. Von Staub, dem Redakteur der Juristen-Zeitung, einer handelsrechtlichen Autorität, einem sehr gelehrten und scharfsinnigen Mann, las ich kürzlich folgenden Satz: „Jenes ungünstige Bild von der Sache (im Kopfe des Untersuchungrichters) ist die schwarze Brille, durch die er sieht und durch die ihm die Sachlage in dunklen Farben entgegentritt". Das Bild von der Sache gleicht einer Brille, durch die man die Sache sieht! Weiter mit grammatischen Schnitzern: „In Folge Dessen werden die gemachten Aussagen oft in Redewendungen protokolirt, die mit der Aussage des Zeugen inhaltlich übereinstimmen, ihnen (?) aber ein belastenderes Kolorit geben, als der Zeuge selbst es ihnen (?) geben wollte". Preisfrage: wenn ein tüchtiger Jurist in einer Halbmonatschrift so entgleist, wie mild muß man laienhafte Tages- oder Wochenschriftsteller beurtheilen, die mal einen zu starken Ausdruck brauchen?

* * *

In einem kürzlich zu Stettin verhandelten Prozeß erklärte der Vorsitzende, er werde als Ungebühr die Behauptung ahnden, daß die Behörden gegen einen der vornehmsten Männer der Provinz, Träger eines der stolzesten Namen Preußens, weniger bereit seien, strafrechtlich einzuschreiten als gegen einen beliebigen Sterblichen niederen Standes. Trotz diesem Schweigebefehl werden Viele denken: es ist aber doch so, nicht nur in Preußen, sondern überall. Und Manche werden sogar denken: Sehr natürlich und gar kein Unglück, daß es so ist.

* * *

Aus den letzten Tageszeitungen: Ein herumlungernder, vorbestrafter Rowdy, der ohne jede Provokation mit dem Messer stach, erhielt zwei Monate Gefängniß. Ein unbescholtener, schwer arbeitender Journalist, der auf Grund der ihm zugetragenen Mittheilungen von Augenzeugen in unbestrittener bona fides eine Expedition des Herrn Scherl unrichtig beschuldigte, erhielt vier Monate.

* * *

Ein zeitgemäßes Citat. Am ersten April 1870 sagte Bismarck: „Die Prügelstrafe steht im Widerspruch mit unserer Gesittung".

Selbstanzeigen.

Lebenswogen — Regenbogen. Ein Nachlaß von Karl Esmarch. Edirt von B. Esmarch. Liebhaber-Ausstattung mit Portrait. Preis 4,50 Mark. Berlin N.W., Melanchthonstraße 18.

Tief in der Felsschlucht branden die Wasser des tosenden Staubbachs,
Drüber in ruhiger Pracht leuchtet des Bogens Azur.
Also beglänze den Drang und wirren Taumel des Lebens,
Schillernd im gleitenden Reim, Witz und Satire und Scherz.

Diese Widmung soll den langen Titel erklären. Der Verfasser war als Dichter für das Publikum lange vor seinem Tod bereits gestorben. Er wollte es so. Schopenhauerischer Geist athmet in seinen Epigrammen; aber eine Iris heiterer Weltbejahung steht über dem Strudel. Der Sohn giebt nun eine beschränkte Auflage als ein spätes Denkmal heraus.

B. Esmarch.

Madame Amethyst, Sittenbild aus dem „highest life“. Verlag der „Freien Bücher“, Johannes Cotta, Berlin.

Im siebenten Jahrgang der „Zukunft“ berichtete ich unter dem Titel „Schriftstellerleiden“ über den moralischen Druck, den die Zeitung- und Zeitschriften-Verleger auf den deutschen Romanschriftsteller üben. Ich erzählte, daß der Romanschriftsteller gezwungen ist, will er für seine Werke Aufnahme in die gut honorirenden Zeitschriften und Zeitungen finden, sich ganz bestimmten Anforderungen zu unterwerfen, die ihn zum Handwerker degradiren. Um mich und Andere von diesem Zwang zu befreien, begründe ich die Unterhaltungbibliothek „Freie Bücher“. In dem Vorwort sage ich: „Kein Wunder, daß so der Durchschnitt der deutschen Romanliteratur von Jahr zu Jahr auf ein niedrigeres Niveau sinkt. Die dichterische Erörterung der ernsten, großen Probleme der Zeit ist dem deutschen Romanschriftsteller versagt. Er darf nur tändeln und mit Nichtigkeiten und verlogenen Gefühlen seine Leser unterhalten. Er muß fein auf der Oberfläche bleiben; den Dingen und den Charakteren auf den Grund zu gehen, ist ihm streng verboten. Die Erotik in seinen Romanen ist eine konventionelle, backfischmäßige. Die ganze sexuelle Seite der Beziehungen zwischen Mann und Weib, die im Leben eine so große Rolle spielt, muß er ignoriren. Ernste Männer und Frauen haben sich deshalb bei uns nachgerade entwöhnt, Belletristik überhaupt zu lesen. Und wenn sie der epischen Literatur dennoch ihr Interesse bewahrt haben, so gilt es fast ausschließlich den Werken ausländischer Autoren, vornehmlich der Franzosen und Skandinaven. Darum grassirt zum Schaden unserer einheimischen Literatur das Uebersetzungwesen nirgends so unmäßig wie bei uns. Neben dem wenigen Weizen wird natürlich sehr viel Spreu eingeführt.

Die „Freien Bücher‘ stellen sich, ähnlich wie einst meine Naturalistische Unterhaltungbibliothek, die Aufgabe, das Interesse an unserer erzählenden Literatur auch bei reifen Männern und Frauen neu zu beleben.“

Charlottenburg. Arthur Zapp.

Göttinger Musen-Almanach für 1900. Herausgegeben von göttinger Studenten. Redaktion: Levin Ludwig Schücking. Brochirt, mit einer Titelzeichnung von Kuno Grafen Hardenberg. Göttingen, Horstmann. 2 Mark.

Der Boden, auf dem Bürger einst erwuchs, trägt noch heute grüne Saaten. Vielleicht ist hier und da zu früh geschnitten worden, aber dafür sind wir jung und lachen über die hohläugige Großstadtpoesie, die aus der Kunst eine Krankheit und ihrer Krankheit eine Kunst machen möchte. Wer eine Stunde in unserer Mitte sein und unser Lachen und Jauchzen theilen will, wers uns glaubt, daß wir die richtige Form für unsere junge Liebe und unser junges Leiden finden können, Der nehme unseren Almanach zur Hand. Was wir wollen und zu erfüllen versuchen, wird man aus unseren Gaben erkennen, von denen wir eine hier als Probe mittheilen, das vom Redakteur des Almanaches gedichtete Lied:

In die Welt.

Ich weiß nicht, denkst Du noch daran?
— Es liegt so viel dazwischen —
Den Feldweg gingen wir hinan,
Den stillen, träumerischen,
Die Schwalbe suchte sacht ihr Haus,
Die Nacht flog und die Fledermaus
Ganz heimlich aus den Büschen.

Bisweilen auf dem Schienenstrang
Glitt fernhin durch die Nacht entlang
Ein Zug mit hellen Wagen.
Dann strecktest Du die Arme aus:
Ach, wenn er in die Welt hinaus,
Die weite Welt könnt' tragen!

Nun trug der Wind mich lang gen Süd
Und Dich trug er gen Norden.
Ich bin schon längst der Fremde müd'
Und Du wohl auch geworden.
Wenn jetzt der Zug vorüberrollt
In Nacht hinein, — weiß Gott, ich wollt',
Nach Haus könnt' er mich tragen,
Zu jenem Pfad im stillen Land —
Wir gingen wieder Hand in Hand
Wie in den Sommertagen.

Göttingen. Levin Ludwig Schücking.

Fahle Blätter. Dresden, Piersons Verlag. 2 Mark.

Die erste, sehr realistische Skizze sollten schwachnervige Leser gar nicht oder als letzte lesen; sie spielt in münchener Studentenkreisen, deren Treiben schon eine Beleuchtung verdient. Prüde Freunde der Lex Heinze mögen sich der Worte Lears (IV, 6) über den Iltis erinnern. Der Friedhof der Namenlosen bei Wien wurde in Deutschland bisher wenig beachtet; und doch belohnt ein Pilgergang zu seiner macabren Poesie die Mühe des Wanderns.

Justinus Menura.

Giordano Bruno, seine Weltanschauung und Lebensauffassung. Berlin, Verlag von Emil Felber. 8°. 141 Seiten.

Am siebenzehnten Februar 1600 wurde Giordano Bruno, wie das Urtheil der Inquisition es verlangte, in Rom verbrannt. Der Erinnerung an die dreihundertste Wiederkehr dieses Tages ist meine Schrift gewidmet. Sie ist keine Tendenzschrift. Sie strebt nur danach, von der Denkerpersönlichkeit Brunos, in der sich die mannichfachsten modernen und mittelalterlichen Motive durchkreuzen, ein Bild zu geben. Zuerst werden Brunos Gedanken von Gott und Welt dargestellt. Die Erde ist nicht der Mittelpunkt der Welt und das Heil der Menschheit nicht das letzte Ziel der Weltschöpfung. Die Erde ist nur ein Stern unter den unzähligen; und wie sie, so sind auch die übrigen Gestirne von beseelten Wesen bewohnt. Das ganze unermeßliche Universum aber ist erfüllt und belebt vom Geist Gottes, denn Gott wohnt im Innersten aller Wesen. Sein Wirken strahlt durch die Dinge hindurch und schafft die Schönheit, die ewige Harmonie des Weltalls. Dem Menschen aber fällt die Aufgabe zu, die göttlichen Ideen, die das All gestalten und beleben, zu erkennen, die Gottheit selbst, die unerkennbare, von fern zu schauen. Erbauung an dem Göttlichen in der Welt ist das Höchste, zu dem sich der Mensch erheben kann. Damit ist die Weltanschauung Brunos umrissen. Dann wird der ruhelose Lebenslauf geschildert, der dem Träger dieser Gedanken beschieden war, bis ein Verräther ihn der Inquisition in die Hand lieferte. Endlich wird sein Prozeß und Tod erzählt. Zugleich gewinnen wir ein Bild seiner Persönlichkeit. Seine weltfrohe, aller mönchischen Askese abholde Gemüthsart, sein freier Geist, der sich gegen jede Fesselung durch die Dogmen der Kirche sträubt, sein verwegener Hohn gegen Mönchthum und Kirchenlehre, seine tiefe Gottessehnsucht kommen zur Darstellung. Zugleich wird der Zusammenhang all dieser Züge mit den Hauptgedanken seiner Philosophie dargelegt.

Dr. Gustav Louis.

Die Weisheit Johannis.

Die Leiter der Finanzen im Reich und in Preußen sind wieder einmal zu spät aufgestanden. Das beschämende Beispiel, das wir im vorigen Jahre bei der Ausgabe der großen Zweihundertmillionenanleihe erlebt haben, wiederholt sich. Wochen lang haben das Reich und Preußen die öffentliche Meinung durch Ankündigung eines außergewöhnlichen Mehrbedarfes an Geldmitteln in Aufregung gehalten, angeblich, um den Markt auf umfangreiche Entziehungen von Baarbeträgen vorzubereiten. Jetzt wird plötzlich durch die offiziöse Erklärung etwas abgewiegelt, daß es vielleicht möglich sein werde, bis zum Herbst oder gar bis zum nächsten Jahre mit der Deckung des neuen Geldbedarfes zu warten. Niemand traut dieser Botschaft recht, da jede Begründung fehlt. Und übrigens ist der Herbst die am Wenigsten für die Geldbeschaffung geeignete Jahreszeit; dann sind alle Taschen geleert. Das Kapitalistenpublikum, und zwar gerade der solide Sparer, der seine Habe in Staatspapieren angelegt hat, wird im höchsten Grade beunruhigt und systematisch darauf trainirt, zu glauben, die in seinen Händen befindlichen Renten notirten zu hoch und müßten deshalb im Kurs heruntergesetzt werden; sei doch auch für die neuen Anleihen ein mäßigerer Kurs in Aussicht genommen. Von Tag zu Tag werden ganze Posten von Staatspapieren herausgeworfen; eine wachsende Anzahl von vorsichtigen Hausvätern — abgesehen von Solchen, die zu verkaufen genöthigt sind — tauscht sie gegen andere Werthe um, deren Preisbewegung weniger unstet ist; der Kurssturz der Staatsanleihen nimmt immer bedenklichere Dimensionen an, ein Ende ist noch nicht abzusehen —: und die Herren Finanzminister lachen sich ins Fäustchen; denn stehen ihre Anleihen niedrig, so kann ihnen Niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn sie auch für die neu auszugebenden Papiere einen billigen Preis festsetzen. Ja, wenn es darauf ankäme, mit dem Staatskredit zu prahlen: wie gern wiesen dann die selben Herren auf einen recht hohen Kursstand der Staatsanleihen hin! Aber jetzt herrscht offenbar nur ein Bestreben: mit den knappsten Mitteln den fiskalischen Geldbedarf zu decken. Und auf Noblesse wird nicht weiter gesehen. Hat dann erst die neue Anleihe Zeichner gefunden, so regulirt sich der Börsenwerth der alten Anleihen automatisch: er paßt sich der Neuemission an und die alten Besitzer sind geprellt.

Auf diese Weise haben die Inhaber unserer Rentenpapiere an ihrem Besitz, den sie gewöhnlich nur erworben haben, um unbekümmert schlafen zu können, keine Freude, ja keine ruhige Stunde mehr; und das Alles ist um so sinnloser, als es den neuen Anleihen nicht einmal nützt. Der Reichsschatzsekretär und der preußische Finanzgewaltige haben eben keine glückliche Hand. Nachdem Börse und Publikum mit allen Mitteln für die Aufnahme einer neuen großen Anleihe bearbeitet sind, wird der rechte Augenblick verpaßt, um das fertig gestellte Danaergeschenk nach Troja zu bringen. Da wird mit der Ausgabe der neuen Papiere gezögert und gezögert, — und schließlich findet sich ein schlauer Bundesstaat, der sich die Situation zu Nutzen macht. Im vorigen Jahre war es Sachsen, dem der große Wurf gelang, und heute darf Bayern das selbe Stücklein wagen. Bayern erntet, wo Andere gesät haben, und giebt, bevor noch das Deutsche Reich und Preußen in die Taschen der Sparer langen, eine dreiundeinhalbprozentige Anleihe zur Bestreitung von Eisenbahn-

bauten und Beschaffung von Fahrmaterial im Betrage von zweiundvierzig Millionen Mark aus. Während das Reich und Preußen sich trotz dem vorjährigen Fiasko an den dreiprozentigen Typus klammern, versteht die bayerische Regierung besser, die Zeichen der Zeit zu deuten. Einst war sie es, die mit der Konvertirung ihrer vierprozentigen Anleihen voranging und dreiprozentige Titres ausgab; jetzt kehrt sie zu dreiundeinhalb Prozent zurück. Noch vor kaum einem Jahre wurden bayerische Staatspapiere dieses Typus zu 99,20 Prozent, heute werden sie zu 93,50 Prozent aufgelegt. Als die Börse davon erfuhr, fielen Reichsanleihen und preußische Konsols an einem Tage um sechzig bis siebenzig Pfennige. Und dieser Verlust ist lediglich durch das verhängnißvolle Zaudern der verantwortlichen Organe verschuldet. Wenn man jetzt — es mögen bis dahin, da die offiziösen Dementirungversuche eben nicht ernst genommen werden, noch etliche Wochen verstreichen — dem rühigeren Bundesstaate nachhinkt, sind keine Mittel mehr frei, wie eifrig sich auch private Bankinstitute zu Liebesdiensten drängen mögen. Diese absolute Greisenhaftigkeit, ja, Hilflosigkeit bei der Befriedigung finanzieller Bedürfnisse wäre komisch, wenn sie nicht doch auch ihre sehr ernste Seite hätte. Allmählich wird der Kurs für die neuen Werthe so niedrig, daß sogar ein Anreiz gegeben ist, den alten Besitz an Rentenpapieren jeder Art zu Gunsten der neuen Anleihen aufzugeben. Und Das ist die Art des Staates, den redlichen Mann zu unterstützen, der, der Spekulation abhold, sich der Früchte seiner Arbeit in Ruhe erfreuen will. Wahrlich eine mehr als sonderbare Staatsmoral! Seitdem das Bürgerliche Gesetzbuch die Kategorie der Vermögen, die „nach Art der Mündelgelder" angelegt werden müssen, erheblich ausgedehnt hat, ohne daß die preußische Gesetzgebung den Kreis der als mündelsicher anzusehenden Papiere entsprechend erweitert hätte, werden Wittwen und Waisen, Stiftungen, Kirchen, Schulen und Gemeinden, die Anstalten für Alters- und Invalidität-Versicherung und sonstige gemeinnützige Institute im Interesse einer fiskalischen Finanzwirthschaft rücksichtlos geschädigt. Und ist es wohl ein würdiges Schauspiel, daß die Bundesstaaten, die seit dreißig Jahren zu einem Reiche zusammengeschweißt sind und bei jeder passenden Gelegenheit in den rührendsten Versicherungen der gegenseitigen Treue und der Treue zum Reiche schwelgen, einander in der Schädigung der Reichsangehörigen als Staatsgläubiger zu übertrumpfen suchen? Gewiß: die gesteigerte Produktion, die allgemeine Erhöhung der Bedürfnisse, die Preissteigerung der Materialien und die Verbesserung der Löhne zwingen alle, auch die reichsten Staaten, Anleihen aufzunehmen; darüber besteht keine Meinungverschiedenheit. Das bedingt aber noch nicht, bei einem bereits an sich den Verhältnissen des Geldmarktes unangemessenen Zinsfuß auch noch einen so niedrigen Preis für die Anleihen zu schaffen, daß dadurch eine vollständige Deroute der Rentenpapiere, die das Palladium jeder Börse sein sollten, eintreten muß. Obgleich wir uns noch im ersten Viertel des Jahres befinden, haben wir bereits Geldsätze zu verzeichnen, die unerhört sind und — zumal angesichts der Inanspruchnahme des englischen Geldmarktes durch den Krieg — für den Herbst und das Ende des Jahres, wenn die ausländischen Rimessen fällig sein werden, die schwersten Besorgnisse wecken müssen. Die Bewegung des Banksatzes und des Privatdiskontes während der ersten beiden Monate der letzten zehn Jahre beweist deutlich, wie abnorm die gegenwärtige Lage ist.

Es betrug	der Banksatz im Januar:	Februar:	der Privatdiskont Januar:	Februar:
	Prozent.	Prozent.	Prozent.	Prozent.
1891	4,47	3,24	3,10	2,63
1892	3,43	3,	1,86	1,56
1893	3,50	3,	1,77	1,30
1894	4,26	3,12	2,73	1,67
1895	3,	3,	1,39	1,25
1896	4,	3,36	2,90	2,28
1897	4,50	3,92	3,27	2,58
1898	4,64	3,56	3,18	2,59
1899	5,54	4,84	4,34	3,78
1900	6,27	5,50	4,46	4,22

Der März überraschte die Welt gar durch einen Privatdiskont in der Höhe von fünfundeinviertel Prozent, für tägliches Geld einen Satz bis zu sechs Prozent. Es besteht nicht die mindeste Aussicht, daß der Banksatz von fünfundeinhalb Prozent bald ermäßigt werde; denn obgleich die Reichsbank von Goldentnahmen für das Ausland verschont blieb, hat in den ersten Märztagen die erwünschte Besserung ihres Status nicht stattgefunden. Wenn sich der Metallbestand in einer Woche um etwas mehr als eine Drittelmillion Mark hob, so ist Das doch nur eine Lappalie. Im entsprechenden Zeitpunkt des Vorjahres, das für die Reichsbank gewiß nicht gerade als glänzend zu bezeichnen ist, waren die Anlagen um mehr als hundert Millionen niedriger, der Baarvorrath um fünfundfünfzig Millionen und die steuerfreie Notenreserve um vierzig Millionen Mark größer. Das läßt auf einen bösen Quartalswechsel schließen. Vom Ausland ist keine Hilfe zu erwarten, denn vor Allem sind die Ausweise der Bank von England ungünstig. Die Totalreserve, der Baarvorrath und die Notenreserve vermindern sich, während das Portefeuille in einer Woche um einundeindrittel Millionen Pfund angeschwollen ist. Das Prozentverhältniß der Reserve zu den Passiven ist dabei von $43^5/_8$ auf $42^1/_4$ gesunken. England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und die kleinen Donaustaaten stehen vor der Nothwendigkeit, hohe Anleihen aufzunehmen; aber sie rechnen mit der Belastung des Volkes durch die Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse. Deutschland und Preußen allein verkennen geflissentlich die Zeichen der Zeit.

Es gäbe wohl einen Weg, innerhalb des schwarz-weiß-rothen Machtgebietes in der Begebung der Staatsanleihen Einigkeit zu erzielen; aber dazu müßte eben der Antagonismus zwischen den einzelnen Bundesregirungen aufhören, ein interessanter Charakterzug des geeinigten Deutschlands zu sein. Die Finanzminister der deutschen Staaten müßten vor Begebung neuer Anleihen mit einander Fühlung nehmen und sich über den Typus für das laufende Jahr verständigen; von der Finanzkraft und Kreditwürdigkeit des einzelnen Staates würde dann der Kurs für die verschiedenen Anleihen abhängen. Die Konkurrenz würde einen gesunden Ausgleich herbeiführen und den Kapitalisten eine verständige Wahl zwischen den verschiedenen Papieren lassen. Dem unwürdigen Zustande aber, daß ein Bundesstaat dem anderen die Kunden wegschnappt und daß der alte Besitz an Renten systematisch entwerthet wird, wäre ein Ende bereitet.

Lynkeus.

Notizbuch.

Der Reichstag hat den Entwurf eines Fleischbeschaugesetzes, den die Verbündeten Regirungen ihm vorgelegt haben, wesentlich verändert. Darob ist im Lande großer Lärm entstanden. Die Agrarier fordern, das deutsche Fleisch solle künftig nicht mehr schlechter behandelt werden als das amerikanische; sie wollen sich die lästige Konkurrenz des billig produzirenden transatlantischen Großbetriebes vom Halse halten und thun deshalb, als seien durch Büchsenfleisch und Yankeeschinken schon ganze Dörfer und Städte vergiftet worden. Das ist ihr Nothwehrrecht; und sie können sich auf ein feierliches Versprechen des sehr sachverständigen Reichskanzlers berufen, der hoffentlich nicht seinen lieben Sohn Alexander zum Erzieher im Worthalten wählt. Die Industriellen, Rheder und Händler sagen, ein auf dem Weltmarkt nach Kunden auslugender Industriestaat brauche billige Lebensmittel; auch würden die Amerikaner die Fleischsperre unbarmherzig rächen und dem deutschen Handel empfindlichen Schaden zufügen. Das ist nicht minder richtig. Beide Parteien sind, wie sichs in einem guten Drama gehört, subjektiv im Recht. Und die Verbündeten Regirungen? Erst schwiegen sie eine Weile und ließen sich als furchtsam höhnen. Dann trat ihr bester Mann, Graf Posadowsky, vor die Erwählten des Volkes, sprach gute Worte nach rechts und gute nach links, tröstete, ermunterte und beschwor, pries die Taktik des Fabius Cunctator und bat die Agrarier, sich gütigst doch mit ihren Hauptwünschen bis zum Abschluß der neuen Handelsverträge zu gedulden. Die Parteigenossen lachten und johlten ihn gröblich aus und er setzte sich mit verstörter Miene auf seinen Leidensstuhl. Dann flüsterte der Kanzler noch ein unbeträchtliches Sätzchen; auch er wurde von den Konservativen ausgelacht. So steht die Sache, während ich diese Zeilen schreibe. Wie sie enden und ob die Handelskammern oder die höfischen Landwirthe die „entscheidende Stelle“ für sich gewinnen werden? Einerlei. Der Fall wird nicht vereinzelt bleiben. Quintus Fabius Maximus Cunctator konnte die offene Feldschlacht gegen Hannibals Heer vermeiden und den Feind durch Abschneiden der Zufuhr und durch kleine Scharmützel schädigen. Daß diese Taktik heutzutage nicht mehr wirksam ist, lehrt der Burenkrieg Daß sie auch im Jahre 217 vor Christus dem Volk nicht gefiel, lehrt das Schicksal des Zauderers, dem sein Magister Equitum vorgezogen wurde. In Schulbüchern liest man freilich, die Cunctatorentaktik hätte die Niederlage bei Cannae vermieden; aber solche Behauptungen sind einigermaßen schwer nachzuprüfen. Im Grunde liegen die Dinge jetzt sehr einfach. Wenn die Landwirthe durch die Bewilligung der Schlachtschiffe die geplante imperialistische Politik ermöglichen, dann müssen sie sich auch sagen, daß es für sie Matthäi am Letzten ist. Keine Fleischsperre kann ihnen dann helfen; und auf ihren Grabstein soll man, frei nach Schiller, schreiben: „Man sagt, sie wollten sterben.“ Imperialismus läßt sich mit Agrarhochschutz nicht vereinen. Auch die Regirenden sollten sich nicht verhehlen, daß die Geschichte nachgerade langweilig wird und daß es sich empfiehlt, endlich einmal den Agrariern offen zu sagen, was jeder klar Denkende längst weiß: „Wir können höchstens noch versuchen, den Uebergangsschmerz zu mildern. Weiter können wir für Euch nichts mehr thun. Auch nicht bei den neuen Handelsverträgen. Denn entweder hat ein Staat, der unsere Erhöhung der landwirthschaftlichen Zölle nicht mit Repressalien vergilt, kein Interesse mehr am Import von Feldfrüchten und Fleisch. Dann nützt Euch die Sperre nicht einen Deut. Oder er hat ein solches In-

teresse und straft uns mit einem prohibitiv wirkenden Tarif: dann haben wir eine Industriekatastrophe und können uns an dem Bewußtsein der famosen Seegeltung rösten. Das Deutsche Reich, lieben Kinder, hat es, dank unserer glorreichen Nationalökonomie, so herrlich weit gebracht, daß es wirthschaftlich zusammenklappen muß wie ein leerer Ballon, sobald das Ausland ihm nichts mehr abkaufen will. Und damit die Kunden unserer Fabriken bei guter Laune bleiben, muß ihnen gestattet werden, ihre Rohprodukte billig nach Deutschland zu liefern." Die Taktik, diese unbestreitbare Wahrheit zu vertuschen, bis die Marine im Hafen ist, sollte man lieber nicht von dem alten Fabier herleiten. Er würde sichs, wenn er noch lebte, entschieden verbitten und den Grafen Posadowsky fragen, ob es heute denn Sitte sei, Landsleute wie Feinde zu behandeln, denen man mit Diplomatenkunststückchen auf den Leib rückt, statt offen und ehrlich zu sagen, was die Glocke geschlagen hat.

* * *

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„Was ist doch die hohe Politik für ein trauriges Handwerk! Mag sie barbarische Schlächtereien nicht verhüten können oder nicht verhüten wollen —: was sie thut und was sie unterläßt, bleibt gleich widerwärtig. Alle Völker haben Partei genommen für die Buren; aber was haben die heutigen Völker mit der hohen Politik zu schaffen? Sie sind unbehilfliche Riesen, die für sich allein nicht eine Flinte loszudrücken vermögen; ihre Kraft haben sie der Staatsmaschine übergeben und nur der eine Mann oder das eine Konsortium verfügt darüber, der oder das die Kurbel der Maschine in der Hand hat. Und diese Männer und Konsortien nun sehen gleichmüthig zu, wie ein großes Germanenvolk ein kleines Germanenvolk zermalmt; ein ganz nahverwandtes, denn die Engländer und die Holländer sind ja beide dem niederdeutschen Stamme entsprossen. Wenn man nicht längst wüßte, daß heute alle Ideale nur zu grob materiellen Zwecken gemißbraucht werden, so müßte man namentlich die olympische Ruhe des berliner Kabinetes unbegreiflich finden. Mit Polizei, Strafprozessen, religiöser Versimpelung der Schullehrerseminare und Kirchenbauten sucht unsere Regirung den Unglauben auszurotten und dem protestantischen Theil des Volkes den verlorenen Glauben wieder einzupflanzen. Die Buren sind keine Heiligen im zarteren Sinn eines Franz von Assisi; aber Heilige im Sinn von Calvin, John Knox und Cromwell und im Sinn der Dordrechter Synode sind sie; kein Ungläubiger weilt unter ihnen, von den Zweifeln, die aus moderner Wissenschaft entspringen, sind sie so wenig angekränkelt wie von der Blässe moderner Ueberkultur und es ist nicht zum Wenigsten dieser ihr ungebrochener Glaube, um dessen willen sie ihr Staatswesen von fremden Elementen rein erhalten wissen möchten. Was wird von dieser Arche altprotestantischer Gläubigkeit übrig bleiben, nachdem Transvaal ein internationaler Tummelplatz aller europäischen und amerikanischen Glücksritter geworden sein wird?... Nicht weniger als der Glaube der Buren entspricht ihre geschlechtliche Sittlichkeit dem vorgeblichen Ideal unserer Regirung. Dank solchen geographischen und sozialen Verhältnissen, wie sie in Europa höchstens noch in ein paar kleinen Schweizerkantonen und im nördlichen Norwegen zu finden sind, und dank dem Umstande, daß sie ein echt germanischer physischer Ekel von der Vermischung mit ihrem schwarzen Gesinde abhält, erfreuen sie sich einer Reinheit des Familienlebens, wie sie in den verwickelten Verhältnissen einer dicht gedrängten, aus den verschiedenartigsten sozialen und beruflichen Bestandtheilen gemischten Bevölkerung nirgends vorkommt

und nirgends möglich ist. Mirbachs Sittlichkeitspione aber würden dort auch in den verborgensten Winkeln keine Beute aufspüren, denn die Buren haben überhaupt keine Bilder. Und diesen Idealstaat läßt man zertreten, um an seiner Stelle ein Tingeltangel errichten zu lassen, das, wenn die Goldfelder halten, was sie versprechen, vom Witwatersrand bis zum Cap reichen wird! Der Punkt jedoch, wo die Tragik in die allerhöchste Komik umschlägt, ist das eigentlich Politische an dieser Politik. Die letzten fünf Jahre hindurch haben unsere Patrioten, die sich mit dem Kaiser eins wußten, unaufhörlich zwei Sätze verkündet: erstens, daß die Welt dem Starken gehört und daß der Deutsche dieser Starke ist; zweitens, daß England — und England allein — unseren Welteroberungplänen im Wege steht und daß wir zu seiner Niederwerfung eine große Flotte brauchen. Wie weit die beiden Sätze wahr oder falsch sind, soll hier nicht geprüft werden; sie machen die Politik Derer aus, die behaupten, sie trieben die Politik des Kaisers. Und nun geräth ‚das perfide Albion' in die größte Verlegenheit, in die ärgste Klemme. Es schickt alle regulären und irregulären Truppen, die es aufbringen kann, nach Afrika und erleidet dort Niederlage auf Niederlage, während das Mutterland von Vertheidigungmitteln ganz entblößt bleibt. Und die Vertreter der eben gezeichneten Politik rühren nicht einen Finger, um sich diese Lage ihres Erzfeindes nutzbar zu machen! Hier ist nur einer von folgenden drei Erklärungsgründen denkbar. Entweder die gegen England gerichteten Tiraden und die ganze nationale Politik unserer Patrioten waren gedankenloses, leeres Geschwätz. Oder diese Patrioten haben sich geirrt mit ihrer Meinung, sie machten die Politik des Kaisers. Das ist sehr wahrscheinlich. In der Saturday Review vom dritten März wird über die Stellung der Mächte zu England gesagt: ‚Unsere aufrichtigen Freunde in Europa sind leider bald hergezählt; sie sind: der Deutsche Kaiser, Italien, Dänemark und Griechenland.' Oder endlich: wir haben eine Regirung von solcher Beschaffenheit, daß uns auch eine Verzehnfachung unseres Kriegsheeres und unserer Flotte, wenn sie möglich wäre, nichts nützen würde. Eine Gelegenheit, wie wir sie vom ersten Dezember 1899 bis Mitte Februar 1900 hatten, kommt in hundert Jahren nicht mehr wieder. Jetzt ist das ins Wanken gerathene Prestige Englands bei seinen farbigen Unterthanen wiederhergestellt, seinen Afrikandern vergehen die Emanzipationgelüste, der gesicherte Besitz des ganzen östlichen Afrika und das Monopol der Ausbeutung der reichsten Goldlager der Erde erhöht seine Macht um ein Beträchtliches und die Ungleichheit der beiderseitigen Flottenmacht wird stetig zu unseren Ungunsten wachsen. Denn die Haltung der Großmächte hat England bewiesen, daß es kein Landheer braucht, also nach wie vor alle seine Mittel auf die Flotte verwenden kann, und für jedes Kriegsschiff, das wir bauen, wird es künftig zwei bis drei bauen. Aus anderen Gründen verschiebt sich, nebenbei bemerkt, auch der Machtunterschied zwischen uns und den anderen beiden Weltmächten, Rußland und Nordamerika, mit jedem Jahr zu unserem Nachtheil."

* * *

Aus dem Brief eines preußischen Generals an den Herausgeber:

„Die sogenannte Hofsaison ist zwar in diesem Winter wegen der Hoftrauer ohne Hofbälle vorübergegangen. Die Hofsperre gegen die kanalfeindlichen Kammerherren ist also einstweilen nicht zu voller Wirkung gekommen; trotzdem möchte ich noch ein paar Worte darüber sagen.

Wir haben in Preußen etwa dreihundert Kammerherren; die meisten sind natürlich vom alten Kaiser Wilhelm ernannt worden. Manche von ihnen haben niemals als Kammerherren Dienst gethan, manche nur tageweise während der Anwesenheit des Hofes in ihrer Heimathprovinz Offen muß bekannt werden, daß viele dieser Herren die Kammerherrnwürde nur erbaten, um einen schönen Titel zu haben, weil ihnen — was ich nicht begreife — der Titel Kammerherr besser klang als Rittmeister, Graf, Baron, Herr von A. oder wie sie sonst genannt wurden. Einigen gefiel auch die Kammerherrnuniform mehr als die Militär-, Landstands- oder Johanniteruniform, die sie sonst zu tragen berechtigt waren. Einzelnen mag auch der Rang imponirt haben, der den Kammerherren bei Hofe eingeräumt ist: gleich hinter den Räthen zweiter Klasse und den Obersten. Sicher hat keiner dieser Titularkammerherren — Das heißt: der Kammerherren, die nicht im aktiven, besoldeten Dienst der Kaiserin oder einer Prinzessin stehen — bis zum vorigen Jahre daran gedacht, daß er mit Erlangung des Kammerherrntitels sich auch besondere politische oder parlamentarische Pflichten auferlegt habe. Keiner der Herren hat bei der nach seiner Ueberzeugung zum Wohl des Landes und im Sinn seiner Wähler erfolgten Abstimmung über die Kanalvorlage sich auch nur träumen lassen, daß er wegen dieser Abstimmung vom Hofe verbannt werden könnte. Ich hoffe übrigens, daß auch keiner von ihnen anders gestimmt hätte, wenn er diese Folge vorausgesehen hätte. Ich halte die Hofabsage an diese Kammerherren nicht für eine glückliche Maßregel und bedaure, daß die Kanalvorlage nicht auch ans Herrenhaus gegangen ist, wo mehr Kammerherren Sitz und Stimme haben als im Abgeordnetenhaus. Wir würden dann gesehen haben, daß auch alle im Herrenhaus sitzenden Kammerherren Gegner der Kanalvorlage sind. Vielleicht läßt das Hofmarschallamt künftig vor Absendung der Hofeinladungen ermitteln, ob die Einzuladenden Gegner oder Freunde der Kanalvorlage sind. Dann würden nur die Freunde geladen und die Hoffeste erhielten ein zeitgemäß verändertes Aussehen. Außer den aktiven Beamten und Offizieren und den fremdländischen Diplomaten würden in erster Linie die Fraktionen und deren Gesinnungsgenossen bei Hofe erscheinen, die Freunde der Kanalvorlage sind. Der Witz der Referendare und Lieutenants hat schon lange das Wort hoffähig zeitgemäß durch „kanalfähig" ersetzt ... Wenn schon die Kammerherrnwürde vor ein paar Jahren Herrn Lebrecht von Kotze nicht davor schützte, auf Grund leeren Hofklatsches verhaftet zu werden, so hat die Hofsperre dem Prestige des Kammerherrntitels noch mehr geschadet. Viele Kammerherren sind heute auf diesen Titel weniger stolz als früher. Etliche lassen sich zu Hause von ihrer Umgebung nicht mehr Herr Kammerherr nennen und vermeiden es, sich mit diesem Titel zu unterzeichnen. In Berlin und anderen Industriestädten gilt übrigens der Titel Kommerzienrath längst schon mehr. Da in dem werdenden Industriestaat die Industriellen künftig mehr als bisher an den Hof gezogen werden müssen, könnte vielleicht der Titel Kommerzienrath eine Vorstufe für den Kammerherrn werden. Ich sprach neulich mit einem mir nicht unsympathischen Kommerzienrath über diese Verhältnisse. Er bedauerte, wie mir scheint, mit Recht, daß in unserem Industriestaat weder die Kommerzienräthe noch auch nur die Geheimen Kommerzienräthe einen ihren Verdiensten und ihrem Ansehen entsprechenden Rang in der Hofrangordnung hätten. Ich konnte dem Herrn nur beipflichten und meine, man sollte wenigstens den Geheimen Kommerzienräthen, wenn sie Kanalfreunde sind, eine Uniform und einen Hofrang verleihen."

* * *

Von der Menschheit Höhen. Erste Szene. Ein hoher Herr im Gespräch mit seinem Feldhauptmann: „... Und überhaupt ist die Nation gar nicht antienglisch gestimmt. Diese Stimmung wird nur von Zeitungschreibern, die mit Rubeln gemästet werden oder gemästet werden möchten, künstlich gemacht.“ Der Feldhauptmann verneigt sich sprachlos und geht durch die Mitte ab. Zweite Szene. Auf Wunsch des Feldhauptmannes begiebt sich der Exmandarin des Ostens zu einem gut gesinnten Zeitungschreiber, der auch im Rath des Reiches Sitz und Stimme hat, und befragt ihn über die Rubelmär. „Aber wie können Excellenz nur glauben? Das Publikum ist ja wüthend, wenn wir nicht täglich wie toll auf die Engländer einhauen! Wer da an Bestechung denkt, Der kann von der wirklichen Volksstimmung keine Ahnung haben.“ Dritte Szene. Der Manager des hohen Herrn diktirt seinem Geheimen Oberkuli einen Artikel, der mit den Worten schließt: „Nach Alledem ist es sonnenklar, daß nur boshafte Ränkespinner behaupten können, unser Verhältniß zu Rußland sei jemals besser, wärmer und herzlicher gewesen als gerade jetzt.“

Im Hause Molières.

Vier Tage vor seiner Flucht schrieb Napoleon das Décret de Moscou, die Verfassungurkunde der Comédie-Française. Allerlei mag ihm damals durch den Kopf gegangen sein. Die Kontinentalsperre, sein Hätschelkind, durchlöchert; seit Borodino kein Sieg mehr; Rostoptschins wahnwitziger Patrioteneinfall, Moskau anzuzünden; nichts zu machen in diesem verdammten Rußland; erschöpfte Truppen; in Preußen unruhige Gährung und in Europa ringsum der lauernde Haß, den die erste große Niederlage zu einer Lebensgefahr schüren konnte; nirgends ein vollen Vertrauens würdiger Mensch; und dieses lüderliche Gesindel von Brüdern, von denen täglich eine neue Dummheit zu fürchten war! Genug, um einen Imperatorengeist zu beschäftigen, sollte man meinen. Doch der merkwürdige Mann, der am fünfzehnten Oktober 1812 im Petrowskoj-Palast saß, klappte von den drei Atlanten, die seine Hirnschale umschloß, zwei zu und öffnete den dritten, den mit der Aufschrift: Kunst. Die Politik war ihm wohl gerade langweilig geworden. Der Teufel mochte wissen, was besser sei: in Moskau sitzen zu bleiben oder auf Tula und Kaluga loszugehen und zu versuchen, ob man den Cunctator Kutusow nicht klein kriegen könne. Zur Abwechselung mal ein Bischen Theater; ça me changera ... Dem Korsen war das Theater immer wichtig gewesen. Mit den Spielerinnen hat er sich weniger abgegeben als die in Gott ruhenden Vorfahren, denen er sich, bis zu Chlodowech hinunter, durch eine mystische Weihe verbunden fühlte. Auf Sankt-Helena sagte er zu Gourgaud: „Ich hatte überhaupt nur die Georges. Und Das ärgerte mich, als ich erfuhr, daß sie den Mund nicht hielt. Die Anderen

erfanden Beziehungen zu mir, um den Werth ihrer Reize zu steigern. Am Meisten gefiel mir die Mars; aber sie mußte in Dresden beim Frühstück den Herrschaften bestätigen, daß ich nichts mit ihr gehabt hatte. Und von der Bourgoin rieth ich in Erfurt dem Kaiser Alexander ab, weil sie nach vollbrachter That sofort alle Details nach Paris gemeldet hätte. Diese Frauenzimmer von der Bühne schwatzen immer." Aber das Theater selbst interessirte ihn. Als er die Sterne seiner Truppe in Dresden glänzen ließ, schrieb er selbst die Honorarliste; der Spaß kostete 111 500 Francs; Fleury und die Mars bekamen je 10, Talma und die Georges je 8000 Francs. Das Theater war ihm eine Macht, die man kräftigen und mit der man „im guten Sinn" auf die öffentliche Meinung wirken müsse. Seine Kritik des Mahomet ist ein Meisterstück caesarischer Prosa. Er wollte nicht, daß man Lekain über Talma stelle; solche Vorliebe für das Alte konnte am Ende noch dazu führen, daß Caesar und Alexander höher geschätzt würden als Bonaparte. Er ließ Corneilles Tragoedien von Esménard ausbessern: anstößige Stellen mußten weg, dafür wurden Lobreden auf den regirenden Herrn eingeflickt. Mérope durfte nicht mehr gegeben werden, seit das Publikum den Vers beklatscht hatte: Le premier qui fut roi fut un soldat heureux. König, meinte der Erste Konsul, wird man nicht durch Glücksgunst, sondern durch eigenes Verdienst; nur der größte Mann des Jahrhunderts kann sich auf einen Thron setzen. Jedes Stück, das eine unangenehme Anspielung enthielt, wurde verboten, jeder Theilnehmer an einer feindlichen Schauspielhausdemonstration ohne Gnade erschossen. Als in dem Drama L'Intrigante ein Hof in üblem Licht gezeigt worden war, schrieb der Kaiser an Savary, es sei eine Schande, daß solches Zeug aufgeführt werde; er solle die Censoren und Lektoren des Théâtre-Français spornstreichs zum Henker jagen. Als 1807 in Königsberg zwei Schauspieler, die in französischer Uniform die Bühne betreten hatten, von preußischen Offizieren ausgezischt worden waren, kam aus Rambouillet ein Wuthbrief an Champagny: zwei mindestens von den Zischern müßten sofort füsilirt werden; und wenn Aehnliches noch einmal vorkomme, könne der König von Preußen die Hoffnungen seiner Dynastie einsargen. Vous vous exprimerez, schrieb der Imperator, avec la plus grande énergie; vous ne dissimulerez pas que le pays ne sera pas évacué, si je ne suis pas satisfait, et que, si cela tarde, je déclarerai la guerre à la Prusse... Der Mann, der wegen eines unbeträchtlichen Provinztheaterskandals den Krieg erklären wollte, konnte in der brandig riechenden Krönungstadt der Zaren eine Theaterverfassung entwerfen. Es war eine gute, haltbare Verfassung, wie man sie vom Schöpfer des Code erwarten durfte, und sie gilt, nur wenig modernisirt, noch heute. Sie brachte den Comédiens Ordinaires, die früher von höfischer Willkür abhängig gewesen waren, Ordnung, gesichertes

Dasein und Autonomie. Der Spender aber eilte vier Tage nach der Niederschrift des Dekretes von der moskauer Brandstatt über Smolensk, Wilna, Warschau, Dresden in wilder Flucht nach Paris.

Solche Erinnerungen weihen ein Haus. Nicht im Invalidendom nur, wo er mit Bertrand und Duroc, den Getreuesten, die großartigste Grabstätte gefunden hat, die je einem aus Sansara stammenden Genius ward: auch in dem nun vom Feuer zerstörten Schauspielhaus der Rue Richelieu mußte man Bonapartes gedenken. Die Pariser nannten es Molières Haus, weil hier, in dem von Richelieu gebauten Palais-Royal, Frankreichs französischester Dichter bis zum Tode mit seiner Truppe gespielt hatte. Aber Molières Schauspielhaus brannte ja schon 1763 ab; und erst, als, nach des Prinzipals Tode, Molières Truppe mit der des Hotel de Bourgogne vereint worden war, entstand die Comédie-Française. Den Saal der Richelieustraße bezog sie erst 1803, die feste Organisation brachte ihr erst der moskauer Erlaß; und wäre sie je die Weltbühne geworden, wenn Napoleon nicht für eine Weile Frankreich zur Weltherrschaft geführt hätte? Im Odéon, im Legitimistenviertel nah beim Luxembourg, steigt die Erinnerung an die Lilienkönige auf, deren Kronreif klirrend zersprang, als 1784 hier Figaro zum ersten Mal öffentlich seinen Köcher leerte. Die Comédie war und bleibt immer die Schöpfung des Imperators; und unwillkürlich suchte noch jetzt dort das Auge sein steinernes Bild. Es war nicht da, wenigstens nicht sichtbar. Houdons feinen Voltaire sah ich, Clésingers George Sand, den Talma Davids d'Angers und manches andere Werk geschmackvoller Kunst, aber keinen Napoleon. Wenn man ins Freie hinaustrat, konnte man ihn sehen: drüben, auf der Vendômesäule. Gehörte er nicht in sein Hoftheater? Er hat es nicht nur geschaffen; er ist auch sein einzig überlebender Historienheld. Heine schrieb 1837 an Lewald: „Von welcher Bedeutung Napoleon einst für die französische Bühne sein wird, läßt sich gar nicht ermessen. Ist es doch, als habe jene Fortuna, die sein Leben so sonderbar lenkte, ihn zu einem ganz besonderen Geschenk für ihre Cousine Melpomene bestimmt. Die Tragoediendichter aller Zeiten werden die Schicksale dieses Mannes in Versen und Prosa verherrlichen. Die französischen Dichter sind jedoch ganz besonders an diesen Helden gewiesen, da Napoleon, der Sohn der Revolution, die einzige große Herrschergestalt ist, woran das neue Frankreich sein volles Herz weiden kann.“ Noch ist der Korse nicht über die Theater der Porte-Saint-Martin und des Vaudeville hinausgelangt und Herr Waldeck-Rousseau, der den Retter der Republik mimt, würde ihm die Thür der staatlich subventionirten Schauspielhäuser sperren lassen. Eines Tages aber wird der empereur parvenu den Eintritt erzwingen. Er ist verwöhnt und wählerisch. Er wartet wohl auf den würdigen Dichter, der ihn nicht als Tamerlan und nicht als Anekdotencaesar ins Haus Molières führt.

Dieser Dichter fehlt der Comédie schon recht lange. Sie sträubt sich, weil die Sozietäre Geld verdienen wollen und der Administrateur Général nicht höfischen Winken zu gehorchen braucht, nicht mehr gegen das Neue; aber sie findet nicht allzu viel Gutes und gar nichts Großes. Die einzige werthvolle Ausbeute der letzten Spielzeit im alten Saal war La conscience de l'enfant von Gaston Devore. Rostand zog die Theater Coquelins und der Bernhardt vor. Brieux, dessen starke Satire Les trois filles de Monsieur Dupont im Lessingtheater neulich in Grund und Boden gespielt wurde, ist für die adeligen Abonnenten ein Bischen zu bitter. Henry Becque und Hervieu hatten Erfolge und von Porto-Riche, Curel, Lavedan, Donnay, Hermant ist vielleicht auch für die erste Bühne Frankreichs noch Brauchbares zu hoffen. Der große, die Masse zwingende Dichter fehlt ihr; und seit Dumas tot und Sardou erschöpft ist, müssen mehr alte Stücke vorgeholt werden als früher. Auch im Personalbestand findet man arge Lücken. Sarah und Coquelin sind nicht ersetzt, Mounet-Sully ist sehr alt geworden und ganz ersten Ranges ist, im klassischen und im modernen Drama, eigentlich nur noch Fräulein Bartet. Trotzdem wird man das repertoire, Corneille, Racine, Molière, Hugo und Musset, nirgends so gespielt sehen wie in der Comédie. Man merkt, daß sie, von Sainte-Beuve bis auf Lemaitre und Sarcey, Kritiker hatte, die das Geschäft verstanden und auf jede Kleinigkeit achteten. Die Umbesetzung einer Nebenrolle im repertoire wird ausführlich besprochen und Sarcey schrieb einmal ein paar Spalten voll, um zu beweisen, welchen Frevel die Reichemberg begangen habe, da sie sich weigerte, auf einem Gesammtgastspiel Harpagons Töchterlein zu spielen. Und man merkt auch wieder einmal, welche Krücke schwächlichen Talenten eine sorgsam bewahrte Tradition sein kann. Das, was Goethes Serlo an seinen Spielern naturalistische Pfuscherei nannte, wird im Hause Molières nicht geduldet. Bei uns spielt Jeder, wie er mag; eine einheitliche Tonstimmung wird gar nicht versucht, alle deutschen und österreichischen Mundarten dringen mit ärgernder Kakophonie ins Ohr, ohne sarmatische und magyarisch-kroatische Laute gehts selten ab, die Sprache ist ungepflegt und das Geberdenspiel gilt um so höher, je undisziplinirter und verlotterter es ist. Ein Knabe Karl, der sich in leidenschaftlicher Aufwallung den Kopf kratzt, ein Romeo, der sich, wenn er nach der Liebsten lechzt, fast das Sammetwams zerschubbert: Das ist neu, ist nicht Schablone, ist natürlich. Schon Heine spottete über das „in Deutschland grassirende Natürlichkeitsystem, den Ifflandianismus, der von Weimar aus, besonders durch den Einfluß von Schiller und Goethe, besiegt wurde." Neu ist die Sache also auch nicht einmal. In einem vom verwöhntesten Publikum Europas besuchten Schauspielhause ist solche Anarchie undenkbar. Bei uns macht man sich die großen Dichter und die großen Schauspieler über Nacht. Die Ein-

tagskritiker, vor deren unheilvollem Wirken Goethe so eindringlich warnte, dekretiren: die Eintagsgenies schießen empor. Solche Späße werden in einer Stadt von alter und hoher Kultur nicht ernst genommen; da darf man den Leuten nicht erzählen, das wichtigste Ziel aller Bühnenkunst sei, den Schein gemeiner Wirklichkeit vorzutäuschen. Da darf man auch die Gestalten der größten nationalen Dichter nicht zu spielerischen Experimenten erniedern, nicht Phaedra wie eine Bankierfrau, Ruy Blas wie einen Montmartrebummler spielen. Die Comédie bekommt ihren Nachwuchs aus dem Konservatorium, wo die jungen Herren und Damen sprechen und sich taktvoll bewegen lernen. Nach und nach rücken sie, je nach dem Talent, auf. Manche erreichen sehr früh eine erste Stellung. Alle aber müssen sich in die Tonart des Ensemble einfügen und Keiner darf verächtlich lächeln, wenn ihm von den Aelteren gesagt wird, wie Samson, Bressant oder Delaunay eine Rolle gespielt haben. Frankreich, dessen dramatische Dichtung der Klassikerzeit sich an Kraft und Tiefe mit der deutschen nicht messen kann, hatte stets bessere Schauspieler — und namentlich bessere Schauspielerinnen — als wir. Früher konnten wir ihnen noch klassische Stücke so vorspielen, wie sies nicht fertig brachten. Auch dieser Stil ist nun verloren; und das Gute, was in modernen Dramen geleistet wird, ist den Franzosen nachgeahmt. Es wäre heute schon schwer, den Caesar oder die Räuber gut zu besetzen. Auch in Paris ist nicht jeder Lampenputzer ein Garrick, auch dort fehlt es unter der Jugend an starken Persönlichkeiten; aber die Leute sind verständig erzogen, auf dreißig, vierzig Proben für ihre Rolle von erfahrenen Lehrern geschult und machen in Bescheidenheit, ohne Originalitätsucht und gespreiztes Wesen, ihre Sache schlicht und recht.

Ich sah die letzte Molièrefeier im alten Haus. An jedem fünfzehnten Januar wird der Geburtstag des Hausherrn gefeiert, der die besten Gallierwaffen siegreich durch Europa getragen und auf Lessing und Kleist, Fielding und Sheridan so gut wie auf Le Sage und Beaumarchais gewirkt hat. An diesem Festtag wird ein neues Gelegenheitstück und eine der beliebtesten Possen Molières aufgeführt; zum Schluß giebt es immer den Malade Imaginaire avec la Cérémonie. Das ehrwürdige Haus war ganz voll. Viel Faubourg Saint Germain. Keine einzige aufgeputzte Dame. Nur in den besten Logen ein paar leuchtende Brillanten in alter Fassung, denen man ansah, daß sie nicht aus Rhodesia stammten. Im ersten Rang ein pechschwarzer Rastaquouère mit der verschüchterten Ehehälfte. Außer ihnen schien beinahe Jeder und Jede die Stücke wörtlich im Gedächtniß zu haben; man merkte es an der Bewegung, die durch die Reihen ging, wenn eine berühmte Stelle kam. Zuerst: Les Femmes Savantes. Fräulein Bartet spricht die Armande so fein und klug, ihre Geberden sind so graziös und vornehm, daß es zum Entzücken ist. Auch Coquelin Cadet spielt den eitlen Pedanten Vadius so gut, wie ich ihn nie

auf einer deutschen Bühne sah. Und Blanche Pierson hat, seit sie aus dem Courtisanenfach in das Reich der eleganten Mütter überging, sprechen gelernt. Das Uebrige war sehr anständiger Durchschnitt. Die Tradition wirkt fort und die beiden Gruppen der Pretiösen und der Vertreter gesunden Menschenverstandes sind sorgfältig gegen einander abgestimmt. Dann kam das A propos, eine pathetische Prophezeiung der künftigen Größe des kämpfenden Dichters, den Paul Mounet in hohlem Gespensterton deklamiren ließ, und danach der Malade Imaginaire. Hier ragte keine Leistung über ein achtbares Mittelniveau hinaus. Herr Vollmer und Frau Conrad spielen Argan und Toinette wirksamer als Cadet und Fräulein Kalb. Aber jede winzigste Nebenrolle ist ausreichend besetzt, jede Kleinigkeit ist sauber vorbereitet und wird exakt ausgeführt. Es ist wie in Bayreuth: Einzelnes sah man schon besser, das Ganze nie eben so gut. Der Possenton ist weniger laut und derb als bei uns; keine Pointe wird unterstrichen; die Hörer erfassen die leiseste Andeutung. Dabei hilft natürlich die tadellos reine Aussprache aller Spieler.

Neun Akte haben wir nun schon genossen, es ist nach Mitternacht, — und jetzt kommt erst die Hauptsache: die Ceremonie. Molière läßt seinen geheilten Hypochonder von einer Schwindelfakultät zum Doktor der Medizin promoviren. An gewöhnlichen Abenden bleibt dieses Intermezzo weg, am fünfzehnten Januar aber wird es zu einer wunderlich rührenden Huldigung benutzt. Alle Sociétaires und Pensionnaires des Theaters, Männlein und Weiblein, treten paarweise in rothen Roben auf, wandeln feierlich bis in den Vordergrund der Bühne, kränzen dort die Büste Molières und bilden dann den Chor der Fakultät. Bei dieser Gelegenheit kann man sehen, daß der Personalbestand des Théâtre-Français um das Doppelte größer ist als der bei uns an ersten Bühnen gewöhnte; deshalb hat man dort auch nicht in jedem Stück die selben Spieler zu erdulden. Wenn Alle sitzen, beginnt die Promotion. Argan sagt auf alle Fragen seinen Spruch: Clysterium donare, postea saignare, ensuita purgare. Und die Fakultät erklärt ihn reif zum Eintritt in ihre hochgelahrte Körperschaft. Den alten Mounet-Sully und das blutjunge, jetzt verbrannte Fräulein Henriot sah ich mit dem selben Eifer bei der Sache; und das Publikum blieb bis zum letzten Wort geduldig sitzen. . . Ein wunderlicher Brauch. Aber ists nicht ein Zeichen schöner Ehrfurcht vor dem großen Dichter, daß die berühmtesten Mimen sich um Mitternacht schminken und kostümiren, um gegen ein Uhr nachts einen Kranz aufzuhängen und Chorstrophen herzusagen? Und war es nicht klug von Bonaparte gehandelt, daß er selbst in Moskau noch, als ihm die Sonne schon sank, unter Trümmern daran dachte, durch eine Verfassungurkunde die Zukunft eines Institutes zu sichern, das so den Genius zu ehren versteht? M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. März 1900.

Viel Lärm um nichts.

An einem schönen Sommerabend erzählte Goethe den Gästen eine Anekdote, die den Satz beweisen sollte: „Eine Roheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden, die noch gewaltiger ist.“ In guter Gesellschaft und „in Anwesenheit von Frauen“ habe ein reicher Edelmann einst durch ungezogene Reden Aergerniß erregt. „Mit Worten war gegen ihn nichts auszurichten. Ein entschlossener, ansehnlicher Herr, der ihm gegenübersaß, wählte daher ein anderes Mittel, indem er sehr laut eine grobe Unanständigkeit beging, worüber Alle erschraken und jener Grobian mit, so daß er sich gedämpft fühlte und nicht wieder den Mund aufthat. Man wußte jenem entschlossenen Herrn für seine unerhörte Kühnheit vielen Dank, in Erwägung der trefflichen Wirkung, die sie gethan hatte... Etwas Widerwärtiges ist eben nur mit etwas Widerwärtigerem zu vertreiben.“ Sollten die Herren, die, wenn sie gerade kein anderes Vergnügunglokal aufsuchen können, ihre Lachlust im Deutschen Reichstag stillen, plötzlich Goethe gelesen haben? Die Minderheit wenigstens hat sich solchen Abweichens von süßer Lebensgewohnheit verdächtig gemacht. Sie hat, um die letzten Abstimmungen über die Lex Heinze bis nach Ostern hinauszuzögern, ein paar Tage lang Obstruktion getrieben und dabei Ränke und Waffen angewandt, deren Gebrauch nur zu rechtfertigen ist, wenn man auf Goethes Scherzwort schwört, Widerwärtiges sei allein mit noch Widerwärtigerem zu vertreiben. Der feine Greis dachte nicht an politische Kämpfe, sondern an Verstöße gegen den konventionellen Anstand; und ihm schwebte eine Gesellschaft vor, wo der Roheit und den „massiven Reden“ gewisse Grenzen gezogen wären. Er kannte den Deutschen

Reichstag nicht. Dort war die zunächst wahrnehmbare Folge der neuen Taktik, daß im Sitzungbericht die Rufe verzeichnet wurden: „Maul halten!“ „Juden raus!“ „Meineidpfaffe!“ „Schweinebande!“... Im Januar sah ich im Palais Bourbon einer stürmischen Sitzung zu; so rüde Lümmeleien aber vernahm mein Ohr selbst im ärgsten Toben der Menagerie — wie Clovis Hugues die Versammlung nannte — nicht; und der sehr bedrängte Herr Deschanel, der, um Ruhe zu stiften, fast sein Lineal zerklopfte, vergaß die Pflicht der Präsidialwürde nicht so völlig wie der nervöse Graf Ballestrem, der, nachdem er in höchst überflüssiger Weise Allerlei „vor dem Lande festgestellt“ hatte, schließlich in heller Wuth von der sella herunterrief: „Halten Sie den Mund, Herr Frohme!“ Wenn es in dieser Tonart noch ein Weilchen weitergeht, dann gerathen wir in den Bereich der wiener Parlamentsmode, wo es für witzig gilt, einem jüdischen Abgeordneten „Maseltoff!“ zuzuschreien, und für tapfer, dem Präsidenten ins Gesicht zu brüllen: „Sie schuftiger Schwindler! Sie Gauner gehören ins Zuchthaus!“ Ob auf solchem Wege das gesunkene Ansehen des Parlamentarismus zu heben und ob in solcher Gesellschaft das goethische Rezept mit Nutzen anwendbar ist?

Obstruktion nennt man den Versuch, einer berathenden Versammlung den Kanal zu verstopfen, der ihr die Möglichkeit giebt, in Beschlüssen ihren Willen zu bethätigen. Der Versuch ist uralt; und auch die zur Durchführung angewandten Mittel haben sich in Jahrtausenden nicht verändert. Caesar ließ, um eine ihm unbequeme Abstimmung zu vermeiden, bestochene Tribunen bis zum Sonnenuntergang schwatzen und Cato obstruirte den Senat, um einen demagogischen Gesetzentwurf Caesars abzuwehren. Als im englischen Unterhaus, das — ein bei uns leider nicht befolgtes Beispiel! — schon durch die Anwesenheit von vierzig Mitgliedern beschlußfähig wird, 1854 die irischen Katholiken gegen ein Klostergesetz alle Kniffe der Obstruktion versuchten, rief Drummond, seit achthundert Jahren sei es jedem Eigensinnigen möglich, den Fortgang der Geschäfte zu hindern. Das alte Mittel wurde dann modernisirt. Im Februar 1881 brachten die Iren 1500 Amendements zur Landbill ein und zwangen das Haus zu einer einundvierzigstündigen Sitzung; und am fünften Juli des selben Jahres richteten sie an die Regirung 79 Interpellationen, die beantwortet werden mußten und den Eintritt in die Tagesordnung sperrten. Die Folge war, daß Gladstone, der sich als Führer der Opposition öffentlich für das Recht auf Obstruktion und gegen die clôture ausgesprochen hatte, sobald er wieder zur Macht kam, in gewohnter Treulosigkeit die Geschäftsordnung ändern und

eine Bestimmung einfügen ließ, die beinahe stets den Schluß der Debatte ermöglicht. Das wollte in Oesterreich auch Graf Falkenhayn durchsetzen, der deshalb wie ein ruchloser Verbrecher behandelt wurde. Der Plan scheiterte; und jetzt erst ist einem österreichischen Ministerpräsidenten der Einfall gekommen, es einmal mit dem Rezept zu versuchen, das Sir William Harcourt empfahl, als er vor fast zwanzig Jahren sagte, einem verstopften Parlament müsse man einen populären Gesetzentwurf wie eine Dosis Ricinusöl durch den Leib treiben. Probatum est. Aber solche Gewaltkur ist natürlich nur nöthig und angebracht, wenn es sich um eine lange, das Leben gefährdende Obstipation handelt. Die Iren, die deutschen und czechischen Oesterreicher glaubten, um ihr Dasein zu kämpfen, und griffen erst, als kein anderes nützen wollte, zu dem Mittel der Verzweifelnden. Solche Stimmung ist der Sozialdemokratie und der Freisinnigen Volkspartei unseres Reichstages sehr fern. Beide Parteien haben in Kämpfen gestanden, an deren Bedeutung selbst in der grellsten Preßübertreibung der Heinzehader nicht heranreicht, und haben nie versucht, durch leere Rednerei, durch gehäufte Anträge und Abstimmungen das Parlament an Beschlüssen zu hindern. Wahrscheinlich waren sie sich der Gefahren bewußt, mit denen dieses Nothwehrmittel die Grundlagen der Demokratie und ihrer parlamentarischen Lebensformen bedroht. In Demokratien und ihrem Organ, dem Parlament, entscheidet die Mehrheit; wer diese Mehrheit an der Bethätigung ihres Willens hindert, leugnet das Grundgesetz, dem er selbst Sitz und Stimme als Volksvertreter dankt, und darf nicht klagen, wenn die Mehrheit ihre Gewalt braucht, um sich gegen Chicanen zu wehren. Entschuldigt ist er nur, wenn er in die Nothwehr gedrängt, wenn er durch brutales Verhalten der Mehrheit verhindert war, die Pflicht, die ihm das Mandat vorschreibt, zu erfüllen. Davon kann diesmal im Ernst nicht die Rede sein. Die Gegner der Lex Heinze konnten ungehemmt Alles vorbringen, was sie vorzubringen hatten; und während die Reden der Förderer des Gesetzes in den großen Zeitungen bis zu völliger Sinnlosigkeit verkürzt wurden, waren die rhetorischen Leistungen der Kämpfer für Freiheit und Recht in breitester, der Wirkung freilich nicht immer günstiger Ausführlichkeit allen Augen sichtbar. Niemand hat die Herren gehindert, zu reden, Geist, Muth und Bildung zu zeigen. Was wollten sie also mit ihrer Obstruktion erreichen? Sozialistischen und bürgerlichen Demokraten, die täglich gegen den Absolutismus donnern, ist doch wohl nicht zuzutrauen, sie könnten einen Eingriff des Kaisers wünschen. Das werden sie hoffentlich Herrn Eberlein und den Verfassungwächtern der

Tante Voß überlassen. Der Gesetzentwurf, der ja der Initiative des Kaisers entstammt, ist von den Verbündeten Regirungen eingebracht, von der Reichstagsmehrheit in keinem Hauptpunkt wesentlich geändert worden und es ist zehntausendmal mehr zu wünschen, daß er zu gesetzlicher Geltung kommt, als daß wieder der höchste Reichsrepräsentant in einen eklen Kampf gezerrt wird. Wir haben eine Verfassung, nach deren Sinn und Wortlaut auch da regirt werden muß, wo sie einer Minderheit unerfreuliche Ergebnisse zu liefern scheint, und wir wollen lieber von schlechten Gesetzen als von den wechselnden Entschlüssen des jeweiligen Kronenträgers abhängig sein. Die Schwächlinge aus allen Lagern winseln heute, sobald es in ihren Kram paßt, nach dem arbitrium der auf dem Erdenrund Mächtigen und bedienen sich dabei der schmeichelnden und stachelnden List, womit schon Lady Macbeth einst ihren Than ins Verbrechen lockte. Vor solchen Künsten sollten die Könige mit besonderer Inbrunst beten: Führe uns nicht in Versuchung! ... Oder trieb zu der neuen Taktik die Hoffnung, in sechs Wochen werde gelingen, was in acht Jahren nicht gelang: die Aufklärung dichter Volksmassen über die Größe der drohenden Gefahr? Dann wurde die wuchtige Waffe der Obstruktion also gebraucht, um jetzt schnell zu erzwingen, was von den gefeierten Helden der Freiheitkämpfe so lange versäumt worden ist.

Das Triumphgeschrei der Eintagssieger wird verhallen; früh, wenn der befehdete Entwurf doch im Lenz noch in die Sammlung der Reichsgesetze gerettet wird; spät, wenn es gelingt, ihn noch einmal einzuscharren. Wer es ernst mit der umstrittenen Sache meint, kann nur wünschen, daß die Ernüchterung sich früh einstellen möge. Den deutschen Regirungen darf die bittere Nothwendigkeit eines kontrolirbaren Glaubensbekenntnisses nicht erspart werden. Und das Volk darf nicht in den Wahn gelullt werden, die Ablehnung der Lex Heinze bedeute, daß im letzten Jahr des neunzehnten Säkulums die sittliche, geschlechtliche und künstlerische Freiheit im Deutschen Reich gesichert ist. Die Leute, die über die liberale Presse verfügen, können den Massen jede erdenkliche Tollheit suggeriren, können sie heute in den heißen Wunsch nach einer Burokratie, morgen in ein zärtliches Verhältniß zu England hineinlügen und sie übermorgen in den Kinderglauben drängen, der Fürst und der Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst seien Männer, zu denen der Bürger ehrfürchtig aufblicken muß. Das ist schlimm. Noch schlimmer aber wäre es, wenn private Faulheit jetzt die öffentliche Meinung entstehen ließe, mit der Ablehnung eines Stümperflickwerkes werde für die innere Freiheit des Deutschen irgend etwas Wesentliches erreicht.

Ein Beispiel mag die noch Zweifelnden lehren, mit welchem Ernst, mit welcher Sachkenntniß im Reichstag und in der Presse die Arbeit geleistet wird, die, wie man uns erzählt, den Sieg der Freiheit sichern soll. Zwei sozialdemokratische Abgeordnete, die Jahre lang in Strafsachen vertheidigt haben, erhoben sich nach einander von ihren Sitzen und riefen, der Paragraph 184c übertreffe an Ungeheuerlichkeit alle anderen Bestimmungen der neuen Vorlage und müsse, als ein Versuch, „die Grundlagen der Reichsstrafprozeßordnung zu untergraben", mit Empörung abgelehnt werden. Kaum war ihnen das Wort entfahren, so hieß es auch schon in der Presse: Ja, dieser Paragraph ist der schlimmste von allen und darf deshalb nie Gesetzeskraft erlangen! Der Paragraph bedroht Jeden, der aus einem wegen Gefährdung der Sittlichkeit unter Ausschluß der Oeffentlichkeit verhandelten Prozeß oder aus den Akten Aergerniß erregende Mittheilungen veröffentlicht, mit Geld- oder Gefängnißstrafe. Wer das deutsche Strafgesetzbuch aufblättert, wird finden, daß dieser Paragraph seit dem fünften April 1888 Gesetz ist, daß er also mit der Lex Heinze nicht das Geringste zu thun hat, seit zwölf Jahren angewandt wird und jetzt nur erwähnt wurde, weil er künftig nicht mehr § 184, Absatz 2, sondern § 184c heißen soll. Ganz ähnlich ist es um andere Gravamina bestellt. Besonders verrucht soll es sein, daß die Vorlage geschlechtliche Beziehungen und Probleme der feinsten Sittlichkeitempfindung zugleich umfaßt. Nun sagt aber Franz von Liszt in seinem Lehrbuch: „Durch die nahe Verwandtschaft der beiden Rechtsgüter ‚geschlechtliche Freiheit' und ‚sittliches Gefühl' und durch die Gleichartigkeit der die beiden Rechtsgüter verletzenden Handlungen rechtfertigt es sich, die sämmtlichen Sittlichkeitverbrechen zu einer einheitlichen Gruppe zusammenzufassen." Und während man uns beständig in die Ohren tutet, der Begriff „gröbliche Verletzung des Schamgefühls" sei „unfaßbar", „kautschukartig", „unanwendbar", weil das Schamgefühl verschiedener Menschen eben verschieden sei, stellt der selbe Liszt, der in Berlin Ordentlicher Professor ist und als modernster deutscher Strafrechtslehrer gilt, die Begriffe „Erregung von Aergerniß" und „Verletzung des sittlichen Gefühls" als Rechtsnormen auf und erklärt ausdrücklich, auf diesem ganzen Gebiet müsse „der leitende Gesichtspunkt bleiben: daß nur Verletzungen der geschlechtlichen Freiheit oder des sittlichen Gefühls Anlaß zu strafrechtlichem Einschreiten geben können". Ob das sittliche Gefühl greifbarer ist als das Schamgefühl, mögen Strafrechtstheoretiker entscheiden. Auch der Laie aber kann, wenn er die Mühe des Nachprüfens nicht scheut, sich leicht überzeugen,

daß selbst die bedenklichsten Paragraphen der Lex den heutigen Rechtszustand kaum wesentlich ändern würden. Zwei Paragraphen sollen Kunst und Wissenschaft mit Lebensgefahr bedräuen. Vor dem einen — 184b — mag ein ausgelassener Clown oder das Barrisonquintett zittern, dessen zotige Perversität einem alten Gorilla die Schamröthe in die Backen treiben konnte; Schauspieler und Chanteusen kann er nicht mehr schrecken als der § 183, der seit dreißig Jahren in Kraft ist. Der andere verbietet, „Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, die, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen", einer Person unter sechzehn Jahren anzubieten oder zu verkaufen, und ferner, sie zu geschäftlichen Zwecken an einem dem öffentlichen Verkehr dienenden Ort in Aergerniß erregender Weise auszustellen. Da — nach Liszt — die Ausstellung eines zugeklappten Buches, selbst wenn der Inhalt für unzüchtig gehalten würde, niemals bestraft werden kann, wären durch das neue Verbot Wissenschaft und Literatur gar nicht, Malerei und Plastik nur insofern gefährdet, als manche Bilder und Statuen nicht ins Schaufenster gestellt werden dürften. Diese Wirkung kann aber eben so gut schon heute durch straffe Anwendung des § 184 erreicht werden und wird, wie mancher Vorgang aus der neuesten Zeit lehrt, thatsächlich erreicht. Sonst ist nichts neu als das Verbot „öffentlicher Ankündigungen, die dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen." Das mag sehr unangenehm für die Zeitungen sein, in denen sich Masseusen und alleinstehende Damen mit reellen Absichten den Sexualkunden empfehlen, ungemein schmerzlich sogar für das Berliner Tageblatt, in dem am achten März 1900 „ein in renommirtester Straße Hamburgs belegenes Bordell, nach dem neuesten Komfort eingerichtet, Salon, acht Mädchenzimmer, Alles hochfein, wegen Zurruhesetzung" zum Verkauf ausgeboten wurde. Doch die Profitgier eines dem juvenalischen Wort: Lucri bonus est odor ex re qualibet nachlebenden Inseratenhändlers gehört nicht zu den berechtigten Interessen, die der Gesetzgeber zu schonen hat; und es geht über den Spaß, wenn dem Volk, weil einzelne Annoncenfarmer für ihren Unzuchtzins zittern, vorgeplärrt wird, die Freiheit der Wissenschaft und Kunst sei bedroht.

Sie ist bedroht, aber nicht durch die Lex Heinze, die in ihrer jetzigen Fassung keinem Forscher und keinem Künstler Fallstricke legt, mit Forschern und Künstlern sich überhaupt nicht einmal im winzigsten Nebensätzchen beschäftigt. Sie ist bedroht und schon im Lebenscentrum angetastet durch Tendenzen, gegen die jede Reichstagsverstopfung unwirksam bleiben muß, gegen die nur eine neue Stoa, eine Schule sittlicher Helden, noch helfen

könnte. Im Deutschen Reich und besonders im Staat Friedrichs des Gotteslästerers, der als ein dem deutschen Strafgesetzbuch Unterstellter nicht aus dem Gefängniß herauskäme, wird heute in strengem Kommandoton christlicher Wandel gefordert. Man überläßt es nicht der freien Wahl des Einzelnen, ob er den Christengedanken, den urdemokratischen, sklavenmoralischen, der als ein fremdes Element einst in die Germanenwelt drang, bekennen will, — nein: man scheidet Fromme und Unfromme als gute und böse Menschen. Keiner lebt nach der Heilandslehre, Keiner kann, wenn er sich im Kampf ums Dasein behaupten will, nach ihr leben, kein Krieger oder Staatsmann, kein Hüttenbesitzer oder Händler, kein Hofprediger, Hoftechniker oder Hoffriseur. Alle aber stellen sich, als folgten sie sorgsam Jesu Spur, müssen sich so stellen, wenn sie nicht von modernen Kapuzinern zu den muffigen Ketzern geworfen werden wollen. Montesquieu warnte die Regirenden: Le mal est venu de cette idée qu'il faut venger la Divinité. Mais il faut faire honorer la Divinité et ne la venger jamais. Das wurde in einem katholischen Lande geschrieben und gedruckt, ehe an Strauß und Renan zu denken war und ehe Darwin die mythologische Vorstellung von der Genesis umgestaltet hatte. Heute soll bei uns das weltliche Regiment, dem Luther, der derbsinnliche Bauer, jede Herrschaft über die Seelen verwehrte, mit Büttelgewalt den rechten Glauben erzwingen, von dem doch die überwiegende Mehrheit des Volkes längst abgefallen ist. Diesen Abfall mag man als ein nationales Unglück beklagen; ein unendlich größeres Unglück ist die Unwahrhaftigkeit im Reden und Thun, ist das Erstarken der Heuchlergemeinde, die Wasser predigt und Wein trinkt. Es hat sehr sittliche Völker gegeben, die vom Judenchristenthum nichts wußten, und Nietzsches makellos reine Gestalt zeigt uns, daß dem darwinischen Boden die Blüthe feinster Sittlichkeit entsprießen kann; nie aber vermag ein Unaufrichtiger sittlich zu handeln. Wer ist heute im Evangeliensinn barmherzig? Wer liebt den Nächsten als sich selbst? Wer ist friedfertig, sanftmüthig, bußfertig, zerknirscht, von jeglicher Sucht nach Gewinn und weltlicher Ehre frei? Kein Individuum und keine im Staat organisirte Volksgenossenschaft. Schon Helvetius, den der Herr von Sanssouci bewunderte, hat gesagt, auch auf dem Gebiet der Moral bestimme das persönliche Interesse das Fühlen und Handeln der Einzelnen und der Nationen. Dieses Interesse treibt jetzt, in einer Zeit hitziger Kämpfe um wirthschaftliche und politische Macht, zum Kultus der unternehmenden, sich rüstig tummelnden Kraft, nicht zu christlicher Tschandalaschätzung. Die Männer, die in Shantung und in Ostafrika Bahnen bauen und sich das

Hirn zermartern, um in allen Erdtheilen künstlich Bedürfnisse zu schaffen, die sie dann profitlich befriedigen können, — diese business-Menschheit weiß mit der Summa theologiae und mit der Imitatio Christi nichts anzufangen; ihr kann weder Thomas von Aquino noch Thomas von Kempen ein in der Praxis des Alltagslebens brauchbares Sittengesetz geben. Dennoch soll sie solchen Führern blind folgen, soll sie, nach dem kanonischen Recht, jedes von der Christenregel abweichende Fleischesgelüsten als Sünde ansehen und strafen lassen. Wenn heute der Hippolytos des Euripides unter uns träte, der keusche Jüngling, dessen spröder Sinn sich allem Aphrodisischen starr verschließt, dann würde er, auch im Fraktionzimmer der Reichstagskonservativen, wie eine Possenfigur ausgelacht. Wenn aber die sittliche Gesundheit der Massen geschützt werden soll, dann spreizt von den Wortführern sich Jeder hippolytisch, thut Jeder, als habe er nie Unreines berührt, nie eines ihm nicht angetrauten Weibes Lager getheilt. So muß er thun; sonst gilt er im Kreise der Rechtsgenossen nicht als ein guter Christ. Wohl hat es in der christlichen Geschichte, von den Kirchenvätern bis zu Feuerbach, nicht an Versuchen gefehlt, den tiefen Pessimismus des Nazarenerthumes auf einen helleren, froheren Ton zu stimmen; doch solche Versuche bedeuten nicht mehr als in der Hellenenwelt die asketische Selbstheiligung der Pythagoras und Empedokles und trotz ihnen galt für die im Galiläerglauben Eifrigen immer die Losung, die Nietzsche in die Sätze faßt: „Kein Wollen, kein Wunsch mehr; Allem, was Affekt macht, was ‚Blut‘ macht, ausweichen; ein Minimum von Stoffverbrauch und Stoffwechsel, bei dem das Leben gerade noch besteht, ohne eigentlich noch ins Bewußtsein zu treten; nicht sich rächen; nicht sich bereichern; womöglich kein Weib oder so wenig Weib wie möglich; in geistiger Hinsicht das Prinzip Pascals: Il faut s'abêtir ..." Muß solche Anschauung, der man, eben so gut wie dem sozialdemokratischen Dogma, vorwerfen kann, sie wolle den Egoismus aus dem Weltgetriebe ausschalten, nicht auch das Urtheil über Recht und Zweck von Kunst und Wissenschaft färben? Herr Stoecker sprach wahr, als er sagte, christliche trenne sich hier von heidnischer Weltanschauung; er sprach ganz im Sinn eines Bibelfrommen, der, weil ihm das Leben Läuterung und die rechte Sittlichkeit Abtötung des Fleisches ist, weit über die Bestimmungen der Lex Heinze hinausgehen müßte. So sprachen, so dachten auch die Christen, die, als die Götterbilder immer schöner wurden und, statt die Erbauung zu fördern, den Sinn zerstreuten, nach Vischers feinem Wort erkannten, „daß sie an der Kunst eine Verrätherin in ihrem Hause aufgezogen hatten." Welcher in Frommheit Gerechte will ihnen

verargen, daß sie die Widerspenstige in ihren Dienst zurückzwingen oder, wenn sie sich nicht zähmen und ducken läßt, zum größeren Ruhm des Christenglaubens vernichten wollen? Gewiß gab es in den zwei Jahrtausenden der Christenheitgeschichte eine große Kunst und eine die Erkenntniß kosmischer und menschlicher Wahrheit fördernde Forschung. Der aus Asien, aus der Verneinung des Willens zum Leben stammende Glaube mußte sich eben, schon seit des Paulus Tagen, mit humanistischen und auch mit animalischen Ansprüchen abfinden, wenn er aus einem Sektendogma eine Weltreligion werden wollte. So oft aber das herrschende Staatschristenthum sich auf sich selbst und auf seinen Ursprung besann, kam es zu harten Zusammenstößen zwischen den Frommen und Denen, die, vor und nach Schiller, sich in die Zeit zurücksehnten, da das Bild der Venus Amathusia von frohen Schwärmern bekränzt ward. Wie sollte es heute wohl anders sein? Wie sollte in der Kluft, die zwischen dem kommandirten Bekenntniß und dem vom Interesse gelenkten Empfinden gähnt, die Freiheit des Künstlers, des Forschers, des modernen Monisten gedeihen können? Dem wahrhaft Frommen kann noch jetzt Großes gelingen; die in das Richtmaß frommer Konvention Gezwängten erniedert jeder neue Tag zu neuer Nachgiebigkeit und Lauheit.

* * *

... Die Lex Heinze ist nicht mehr gefährlich; ihre Ablehnung wäre kein Sieg der Freiheit; und die im Kampf gegen dieses Schreckgespenst aufgewandte Kraft ist zwecklos verzettelt. Wenn der Entwurf fällt, wird der Himmel den Deutschen nicht heller sein; aber man wird ihnen dann pathetisch zurufen: Seht, Künste und Forschung sind im Lande der Denker und Dichter frei! Dieser Trug muß verhindert werden. In friedlicher Stunde vor den berühmtesten Senatoren der europäischen Gelehrtenrepublik, hat der Deutsche Kaiser die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit das Ziel alles Wissens genannt. Dieses Wort eines Gläubigen öffnet den Geistern einen weiteren Kampfplatz; es kann die Zweifelnden lehren, daß ihr Jubel verfrüht war und daß auf der deutschen Erde wichtigere Aufgaben zu bewältigen sind als die, einer zaghaften Reichstagsmehrheit den Willenskanal zu verstopfen.

Lex Heinze.

In der Anzeige meiner kleinen Sexualethik in der „Zukunft“ hatte ich prophezeit, bei der Berathung der Zuhälter-Novelle werde auch diesmal nichts herauskommen. Das Kompromiß zwischen Regirung und Centrum hat meine Vorhersagung zu Schanden gemacht. Ich hatte eben die drei betheiligten Mächte überschätzt. Von der Regirung hatte ich geglaubt, sie habe den ernstlichen Willen, dem unerträglichen Justizskandal*) ein Ende zu machen, der durch die vom Reichsgericht geforderte Anwendung des Kuppeleiparagraphen auf die Hausbesitzer entsteht. Bisher durfte man das Verhalten der Anklagebehörden, die nur einschritten, wenn sie durch eine Denunziation gezwungen wurden, damit entschuldigen, daß ja die legislatorische Remedur der von aller Welt für unvernünftig gehaltenen reichsgerichtlichen Interpretation nicht ausbleiben könne. Jetzt wird diese Remedur ausdrücklich abgelehnt; die Staatsanwälte müssen sich nun von der Sittenpolizei die Wohnungverzeichnisse geben lassen, die Hausbesitzer, einschließlich der Besitzer der seestädtischen Bordelle, ins Gefängniß und die Mädchen in Arbeithäuser bringen. Das wird verschiedene Millionen kosten. Oder sollte ich auch die Staatsanwälte zu hoch eingeschätzt haben? Unter Katholiken habe ich so viel ernste Gewissenhaftigkeit kennen gelernt, daß ich glaubte, es sei der Centrumspartei voller Ernst mit dem Brotherrnparagraphen; und da dieser wirklich eine Forderung der Gerechtigkeit erfüllt und für viele Tausende von Frauen und Mädchen [illegible]n Schutz der weiblichen Ehre bedeutet, auch die Zahl der Prostituirten vermindert haben würde, so meinte ich, man könne um dieser einen That der Vernunft und Gerechtigkeit willen den Leutchen die Bornirtheit verzeihen, die sie durch ihre Zustimmung zu den übrigen Vorschlägen und durch die ganze Behandlung der sogenannten Sittlichkeitfrage bekunden. Aber sie haben geflunkert. Sie haben nur die Gelegenheit wahrnehmen wollen, nicht blos im Strahlenglanze absoluter sittlicher Reinheit, sondern zugleich als Arbeiterfreunde vor ihren Wählern zu erscheinen, und da ihnen die Regirung erklärt hat: Es geht wirklich nicht, — so sagen sie gleichmütig: Na, denn nicht! Nach wie vor wird also der gewissenlose Brotherr und wird auch sein Stellvertreter oder Beamter die weibliche Arbeiterschaft als seinen Harem benutzen dürfen. Was nicht verboten ist, Das ist erlaubt; und die Regirung hat die Forderung, es zu verbieten, ausdrücklich zurückgewiesen. Dafür kommt nach wie vor, falls sich ein Denunziant findet, eins jener Subjekte, die der richtige Deutsche nicht zu Protokoll vernimmt, sondern mit einem Tritt vor den Hintern zur Thür hinausbefördert, die rechtschaffene

---

*) Der im Reichstag unternommene Versuch, diesen Justizskandal theils zu entschuldigen, theils zu verschleiern, läßt an Kläglichkeit nichts zu wünschen übrig.

Frau ins Zuchthaus, in deren Bereich zwei Brautleute von dem Gattenrecht Gebrauch gemacht haben, das ihnen vor Gott und nach dem vortridentinischen Kirchenrecht zusteht. Von den Liberalen endlich glaubte ich, die Ohrfeigen und Peitschenhiebe, die sie bei dieser Gelegenheit zu erdulden hatten, würden das Restchen ihrer Widerstandskraft noch einmal lebendig machen und sie würden noch einmal eine Volksbewegung zu Stande bringen, die weit berechtigter gewesen wäre als die, die sie vor acht Jahren gegen das zedlitzische Schulgesetz erfolgreich durchgeführt haben. Aber der Liberalismus ist tot, mausetot. Er hat so wenig Lebenskraft gehabt, weil er nicht echt war, und die Nemesis hat ihn früh ereilt; die Rache, die die Kirche an ihm nimmt für den Kulturkampf, ist vollständig und verdient. Die Jesuiten, fromme Gelehrte und ganz ungefährlich, sofern man ihnen nur nicht die Jugenderziehung anvertraut, werden die „Liberalen" nicht müde, als Scheusal dem Volkshaß preiszugeben, aber gerade das Verwerfliche am Jesuitismus, die Unselbständigkeit, den Verzicht aufs eigene Urtheil, das sacrifizio dell intelletto, die Skrupulosität und Kasuistik in geschlechtlichen Dingen, ließen sie sozusagen ins Staatsgrundgesetz aufnehmen. Freiheit haben sie für sich, für den Unglauben, für die Gründerei und die Dividendenjagd gefordert, für die Gläubigen aber und für die Arbeiter Gefängniß und Zuchthaus; und stets waren sie den Konservativen noch voran im Denunziren und im Schreien nach der Polizei, wo immer ihnen diese beiden Bestandtheile des Volkes, die Katholiken und die Arbeiter, unbequem wurden. Wären sie wahrhaft liberal gewesen, hätten sie Jeden, auch den gläubigen Katholiken, nach seiner Fasson selig werden lassen, hätten sie die Volksrechte gegen die Bureaukratie und gegen den Militarismus vertheidigt, hätten sie dem Grundsatze: Leben und leben lassen gehuldigt, statt dem anderen: Selber leben und sonst Niemand leben lassen, so hätten wir heute weder eine sozialdemokratische noch eine Centrumspartei, sondern es stände der konservativen Partei eine einzige große liberale gegenüber und dann hätten wir natürlich auch keine Lex Heinze. Statt der großen liberalen Bewegung gegen diesen Unsinn haben wir nun blos unmittelbar vor Thorschluß eine Bewegung von Künstlern und Journalisten bekommen. Aber was haben denn diese Herrn heute zu sagen? Die Zeitungschreiber werden sogar schon vom berliner Kommunalfreisinn verächtlich behandelt, die Kunst aber: was hätte wohl die heute noch zu bedeuten! Die wahre Kunst, die Gabe Apollos, ist ein Element der höchsten und feinsten Kultur; und wie könnte im Zeitalter der Maschinen, der Kanonen und Dividenden höchste und feinste Kultur gedeihen! Nach den Hohenzollerndramen des Herrn Lauff wird sich das Publikum auch die von Hofpredigern zu dramatisirenden frommen Jugendschriften und Traktätlein gefallen lassen und die Künstler werden sich am Besten stehen, wenn sie dem Handel und Gewerbe Plakate liefern und nebenbei Familienjournale illustriren.

Der Heinze-Unsinn hätte immerhin einigen Nutzen stiften können, wenn es dabei zu einer Klärung der Ansichten über die Sexualethik und Sexualjustiz gekommen wäre. Aber Das ist nicht geschehen und konnte nicht geschehen, weil die Opposition den Muckern keine klaren Ueberzeugungen und festen Grundsätze entgegenzustellen hat; nur die münchener Protestversammlung hat einige von den in Betracht kommenden grundsätzlichen Fragen ein Wenig beleuchtet. Ich will deshalb wenigstens fünf von den Grundsätzen, die ich in meinem Büchlein ausführlich entwickelt habe, hier kurz anführen:

1. Der Kuppeleibegriff, wie ihn unser Strafrecht faßt, ist, auch abgesehen von den berüchtigten Interpretationen des Reichsgerichtes, logisch und juristisch unmöglich. Die Beihilfe zu einer Handlung kann nur dann bestraft werden, wenn das Gesetz diese Handlung selbst für strafbar erklärt. In dem Augenblick, wo das Stehlen für erlaubt erklärt wird, giebt es kein Verbrechen der Hehlerei mehr. Kuppelei ist daher im Sinne des Strafrechtes nur die Vermittelung oder Begünstigung oder Anstiftung eines verbotenen Geschlechtsverkehrs, d. h. also des Inzestes, des Ehebruches, des Mißbrauchs von Kindern und der gewaltsamen Schändung. Da der außereheliche geschlechtliche Verkehr zwischen erwachsenen, nicht nah verwandten Personen verschiedenen Geschlechtes gesetzlich erlaubt ist, so kann seine Vermittelung nicht bestraft werden; bestraft werden kann nur die Uebertretung von Polizeivorschriften, durch die solcher Verkehr geregelt werden muß, wo er massenhaft und regelmäßig vorkommt. Wenn unsere Parlamentspuritaner logisch und juristisch korrekt sein wollen, müssen sie jeden außerehelichen Geschlechtsverkehr kriminell strafen, und zwar natürlich am Manne.

2. Das Sündhafte, das sich im Geschlechtsleben ereignen kann, liegt nicht im Natürlichen und nicht im Genuß, da ja Beides von Gott stammt, sondern in den Verletzungen der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe und in den Pflichtversäumnissen und den Schädigungen der eigenen Gesundheit, die damit oft verbunden sind. Wer die Sünde in den Einrichtungen der Natur und im Genuß sieht und Beide für etwas Schändliches hält, ist nicht ein Christ, sondern ein Manichäer.

3. Manichäisch ist es daher ebenfalls, das Beschauen des vollständig nackten Menschenleibes in natura oder im Bilde für Sünde zu erklären. Daß die Kleidersitten an sich mit der geschlechtlichen Sittlichkeit rein gar nichts zu schaffen haben, lehrt die tägliche Erfahrung. Ein Offizier oder Geheimrath würde seine amtliche und gesellschaftliche Stellung verscherzen, wenn er sich bei einem Spazirgang Unter den Linden eine Buchbinderschürze vorbinden wollte, obwohl die Schürze das keuscheste aller Kleidungstücke und namentlich keuscher als der Frack ist. Eine vornehme Jungfrau dagegen würde zwar noch nicht ihre Stellung in der Gesellschaft überhaupt, aber den

Zutritt zu gesellschaftlichen Vereinigungen verlieren und damit ihre Aussicht auf Verehelichung verringern, wenn sie sich weigerte, in einem Zustande halber Entkleidung, der auf die Männer einen stärkeren Reiz ausübt als die vollständige, sich von fremden Männern in den Arm nehmen und bei tagheller Beleuchtung vor einer zahlreichen Zuschauerschaft herumschwenken zu lassen. Der civilisirte Mensch kann und soll für gewöhnlich nicht nackt gehen, aber die Philosophie der Kleidung vom Feigenblatt aus zu konstruiren, ist dumm und gemein. Man muß vom hochzeitlichen Kleide des neutestamentlichen Gleichnisses ausgehen; von der Thatsache, daß das Thier vollendet und auch bekleidet aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, dem Menschen aber, statt solcher Vollendung, eine unendlich viel größere Gabe in die Wiege gelegt wird: die Aufgabe und Fähigkeit, sich selbst zu vollenden, sich eine Persönlichkeit zu schaffen, die einer fast grenzenlosen Erweiterung fähig ist. Die Kleidung, die der Mensch zum Schmuck und zum Schutz anlegt, ist nur der nächste und einfachste Bestandtheil der erweiterten Persönlichkeit, die sich der Mensch innerlich durch ein Himmel und Erde umfassendes Wissen, Empfinden und Streben, äußerlich in Familie und Vieh, in Haus und Hof, Garten und Feld, Hausrath und Werkzeugen, in gesellschaftlichen Beziehungen und Machtmitteln schafft; das nächste und einfachste Stück aber, die Kleidung, wird in dem erwähnten Gleichniß als Symbol des Ganzen gebraucht. Bekanntlich ist es unser nördliches Klima, was den Menschen zum Gebrauch von Kleidung, fester Wohnung und vielem Anderen zwang und dadurch auf den Weg zur Kultur, d. h. zur Vollendung seiner Persönlichkeit, führte.

4. Die manichäische Auffassung des Geschlechtslebens hat eine verhängnißvolle Verwirrung und Verkehrung der sittlichen Begriffe zur Folge gehabt, die sich besonders darin äußert, daß wirkliche, schwere Sittlichkeitverbrechen unbestraft bleiben, während bloße Unanständigkeiten als Sittlichkeitverbrechen bestraft werden. Wer ein Mädchen mit einem Kinde sitzen läßt, wird nicht einmal mit Anheftung eines gesellschaftlichen Makels, geschweige denn kriminell bestraft; der vornehme Mann, der Unter den Linden ein natürliches Bedürfniß in der ungenirtesten Weise befriedigen wollte, wie es der ehrbare kleinstädtische Handwerker vor sechzig Jahren zu thun pflegte und der ehrbare Bauer in manchem entlegenen Dorfe heute noch thut, würde nicht allein gesellschaftlicher Aechtung, sondern auch, „wegen Sittlichkeitvergehens", dem Strafrichter verfallen. Das Anständige hängt allerdings mit dem Moralischen zusammen, aber nicht durch die Vermittelung des Geschlechtlichen. Den Nächsten durch einen widerlichen Anblick oder einen üblen Geruch belästigen, ist lieblos; deshalb soll z. B. eine alte Person beim Gähnen den zahnlosen und schlecht riechenden Mund mit der Hand bedecken; es ist also zwar lieblos, aber nicht unkeusch, wenn mans unterläßt; und das Selbe gilt

von anderen ähnlichen Rücksichtlosigkeiten. Der Staat aber muß schon aus Gründen der Hygiene und der Reinlichkeit gewisse Sorglosigkeiten verbieten. Also gegen die Anstandsregeln und gegen die polizeiliche Erzwingung ihrer Befolgung ist nichts einzuwenden; aber Unanständigkeiten für Sittlichkeitverbrechen erklären und wirkliche Sittlichkeitverbrechen legitimiren: Das heißt, die Volksmoral in Grund und Boden verderben. Wird doch in der Gesellschaft nicht der schlechte Kerl geächtet, der die Pflichten gegen seine Geliebte und gegen sein uneheliches Kind gröblich verletzt, sondern im Gegentheil der Ehrenmann, der seine Pflicht durch Legitimirung des Verhältnisses erfüllt, wenn ihm die Braut nicht ebenbürtig ist. Die Moraltheologen, die Betschwestern, die neidischen alten Mädchen und die im Trüben fischenden Tartuffes haben eine Unzahl harmloser und zum Theil unvermeidlicher Dinge zu Unkeuschheitverbrechen gestempelt und die Gesetzgeber nehmen, statt der gesunden natürlichen Moral, die Betschwestermoral als Norm an.

5. Die manichäische Auffassung des Geschlechtslebens hat auch die Pädagogik verdorben. Sie hat sich mit der aus alberner Vornehmthuerei entspringenden und aus politischen Gründen geförderten Pruderie verbunden und die Praxis eingeführt, alles das Geschlechtsleben Betreffende und daran Erinnernde aus der Oeffentlichkeit zu verbannen, die Jugend in völliger Unwissenheit über diesen Gegenstand aufwachsen zu lassen und sie ohne Verhaltungmaßregeln in die Pubertätgährung hinein und in die Welt hinauszustoßen. Die Wirkung davon sind Krankheiten, Laster und Verbrechen, wie solche bei edlen Heidenvölkern niemals vorgekommen sind (zum Beispiel der Mißbrauch kleiner Mädchen), bei den feineren und edleren Gemüthern ein Gewissenselend, das sich mitunter bis zum Wahnsinn steigert. Es ist eine Binsenwahrheit und der Pädagoge, der sie nicht kennt oder anerkennt, verdient Prügel, daß es nicht die Belehrung über das Geschlechtliche und das Anschauen des Nackten ist, was die Begierde reizt, sondern das ängstliche Verstecken und Bedecken, die Heimlichthuerei, das alberne Getuschel und Gekicher. Daß der Mensch seinen eigenen Leib kennen zu lernen das Recht und die Pflicht, daher auch von Natur den Willen hat, daß er über die wichtigsten aller leiblichen Funktionen, die, ohne welche es keine Menschen geben könnte, ins Klare kommen will, versteht sich doch von selbst. Wird ihm Das verwehrt, so empört sich natürlich sein ganzes Innere gegen diese Unnatur und er sucht auf illegitimen und gefährlichen Wegen zum Ziele zu gelangen. Lehrt das Kind den Rumpf bedecken, wie Ihr es je nach Umständen Mütze und Handschuhe verschieden gebrauchen lehrt, laßt den Gedanken gar nicht aufkommen, daß es sich bei Hemd und Hose um etwas Anderes handelt als bei Mütze und Handschuhen, lehrt es, daß es bei Befriedigung gewisser Bedürfnisse, gerade so wie beim Spucken und Schneuzen, eben nur das Ekelhafte sei,

was verborgen werden müsse, gewöhnt es von früh auf an den Anblick des unverhüllten Menschenleibes, ohne zwischen seinen Gliedern einen Unterschied zu machen, bezeichnet ihm die Genitalien nicht als etwas Abscheuliches, dessen es sich zu schämen hätte, sondern sagt ihm nach dem Rath des orthodox-lutherischen Moralphilosophen Alexander von Oettingen: „Rührs nicht an, es ruht ein Segen drin!“ — und das Kind wird in wirklicher Unschuld aufwachsen. Lehrt es dann an Kunstwerken den Menschenleib mit ästhetischen Augen anschauen, so wird es an Das, wozu das Versteckenspiel reizt, gar nicht denken. Klärt es, wenn die Zeit kommt, ernst und unbefangen auf und Ihr werdet ihm über die Gefahren, die Ihr so sehr fürchtet, hinweghelfen. Eure jetzige Praxis stößt es geradezu hinein in diese Gefahren. Sie entspringen aus der Unwissenheit und Gewissensverwirrung, zu der man den jungen Menschen verurtheilt, und aus der krankhaften Lüsternheit, die durch das Verbergen und Verbieten erzeugt wird. Geht doch diese Lüsternheit schon so weit, daß sich fromme Personen durch den Anblick eines nackten Kindes und einer antiken Statue versucht fühlen; und diese äußerste Verdorbenheit, mit der sie ihre übertriebenen Ansprüche an die Sittenpolizei begründen, halten sie sogar auch noch für Heiligkeit! Wenn das Verderben, das aus dieser unsinnigen Praxis entspringt und in das Prozesse gegen geistliche und frömmelnde Verbrecher hier und da auch dem weiteren Publikum einen Einblick eröffnen, im Allgemeinen ein erträgliches Maß noch nicht überschreitet, so ist Das nicht etwa den frommen Ermahnungen und Betrachtungen, den Traktätlein und Gebetlein, den Skapulieren und Rosenkränzen zu verdanken, Dingen, die sämmtlich positiv schädlich wirken, sondern dem harten Arbeitzwange und dem aufregenden Treiben unserer heutigen Gesellschaft, die zu stillem Brüten keine Zeit lassen und das Wuchern der Begierden einschränken. Je mehr unsere im Klima wurzelnden Volkssitten den Anblick unbekleideter Menschenleiber selten machen, desto mehr sollte die Obrigkeit dafür sorgen, daß die Jugend das Meisterwerk des Schöpfers kennen und mit reinen, mit wissenschaftlich und ästhetisch geschulten Augen schauen lerne. Von solchen Erwägungen hat sich ohne Zweifel der fromme Großoheim unseres Kaisers bestimmen lassen, als er die berliner Schloßbrücke mit den acht berühmten Gruppen schmückte. Und mit dem Verderb der Pädagogik ist die schlimme Wirkung der manichäisch-puritanischen Praxis nicht erschöpft. Die disciplina arcani bildet eine undurchdringliche Schutzhülle, unter der das Schändlichste im ungeheuerlichsten Umfange und Grade ungestraft verübt wird. Es giebt wenige Männer mehr, die nicht wüßten: thun darf man, was beliebt, nur nicht davon reden! Und für viele wird dieser thatsächliche Zustand zum einzigen Inhalt ihrer geschlechtlichen Moral!

Nun ein Wörtchen an meine früheren Glaubensgenossen, denen ich mich

immer noch durch mancherlei Sympathie verbunden fühle. In der Kölnischen Volkszeitung, einem im Allgemeinen sehr verständigen Blatt, wurde, als die Künstler zu protestiren anfingen, gesagt, es handle sich um den Gegensatz zwischen christlicher und heidnischer Weltanschauung. Nein, darum handelt es sich nicht, sondern um den Gegensatz zwischen der asiatisch-manichäischen zur arisch-europäischen Weltansicht, die in der christlichen ihre Vollendung erlebt hat. Nur in den Puritanern, die ja weit mehr Juden als Christen waren, hat es der Manichäismus auf europäischem Boden zu weltgeschichtlichem Einfluß gebracht. Das englische Volk seufzte unter ihrem Joch und erholte sich nach der Restauration der Stuarts zwei Jahrhunderte lang in rohester Lüderlichkeit, die man erst von Byrons Zeit ab mit der gestärkten weißen Wäsche des cant zuzudecken beflissen ist. Die katholischen Theologen haben dann, um nicht von den Calvinern der Unsittlichkeit oder des Laxismus beschuldigt zu werden, den puritanischen Wermuthtrank zwar in ihre Apotheke herübergenommen, aber, um ihn für die Massen einigermaßen genießbar zu machen, mit dem Zucker des Probabilismus und dem Extrakt abgeschmackter Heiligengeschichten versetzt und so eine widerlich süßliche Limonade zusammengebraut. Daß die Christen der ersten Jahrhunderte ganz frei gewesen sind von Prüderie, habe ich in den geschichtphilosophischen Gedanken bewiesen. Ich erinnere noch an folgende Thatsache. Als die Apostel das jüdische Ländchen verließen, konnten sie in keiner Stadt eine Straße durchschreiten, ohne solche Statuen zu sehen, wie wir sie in unseren Museen haben, und noch weit Schlimmeres, — schlimm im Sinn unserer Pruden. Hätten sie, die Apostel, Das schlimm gefunden, so hätten sie es auch als eine zu bekämpfende heidnische Unsitte bezeichnet. Ich glaube an die Göttlichkeit der Bibel und bin überzeugt, daß nichts darin fehlt, was zu unserem Heil nothwendig ist. Aber keine Spur einer solchen Verurtheilung! Paulus hat zwar den Altar des unbekannten Gottes in Athen so beachtenswerth gefunden, daß er ihn zum Ausgangspunkt seiner Predigt wählt, aber nirgends spricht er von „unzüchtigen“ Bildern. Was aber dann das Mittelalter betrifft, so hat Emanuel Herrmann in seiner Homerstudie mit Recht hervorgehoben, daß die Welt der Odyssee viel keuscher gewesen sein muß als das katholische Europa. Ich will nicht von den Carmina burana reden oder von den Facetien des päpstlichen Geheimsekretärs Poggio Bracciolini, den Pornographen am Hofe der Renaissancepäpste und von den Schwänken, die der Freiherr von Laßberg in seinen Liedersal aufgenommen hat (was für ein glückliches Volk sind doch unsere Vorfahren gewesen, die so lustig sein durften, seufzt der um die Wiedererweckung des christlichen Mittelalters hochverdiente Mann); will nicht reden vom tollsten aller Cyniker, dem Pfarrer von Meudon; aber selbst bei den größten der Minnesinger weht keine so reine Luft wie in der Odyssee. Und

was für eine Männertracht veranschaulichen uns Bilder wie Signorellis Sturz der Verdammten und die Grabdenkmäler an den Wänden mancher Dorfkirchen, die der Geistliche beim Predigen vor Augen hat! Will man sich über die weibliche Tracht jener Zeit ärgern, so besehe man sich alte Holzschnitte oder man gehe in die Gemäldegalerie der Stadt Basel, die, wenn ich mich recht erinnere, nur altdeutsche Bilder enthält. Genau weiß ich nur noch, daß ich dort Ekel empfunden habe. Frau Laura Marholm hat in einem kurz vor ihrer Konversion zum Katholizismus geschriebenen Artikel diese kräftige Hervorhebung der Merkmale des Mutterberufes sehr verdienstlich gefunden. Mag sein! Aber schön im ästhetischen Sinn ists nicht und züchtig im Sinn unserer Frommen ists schon lange nicht. Ja, es ist in keinem Sinne züchtig. Man stelle doch eine antike Gewandfigur neben ein solches christlich-germanisches Matronenbild und man wird gestehen müssen, daß es der Heide ist, der die Aufgabe gelöst hat, höchste Schönheit mit dem höchsten Grade weiblicher Züchtigkeit zu vereinen. Was aber die Männerbilder anlangt, so nimmt sich ein Satyr der Römerzeit (in der Zeit des Phidias wurde Dergleichen nicht geschaffen) züchtig aus neben den vom Hosenteufel besessenen Stutzern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. Sich unter gewissen Bedingungen so sehen lassen, wie Einen Gott geschaffen hat, ist nicht unzüchtig. Wohl aber ist es unzüchtig, durch eine raffinirte Bekleidungweise die Augen des Straßenpublikums auf Das zu lenken, was zwar nicht das christliche Gewissen, aber doch — wegen der Beziehung auf allerpersönlichste Herzensangelegenheiten — die feinere Empfindung des Kulturmenschen jedem Beliebigen preiszugeben verbietet. Und da das große Centrumsorgan im heiligen Köln erscheint: sind denn alle seine Redakteure so jung, daß sie nichts mehr wissen von der Zeit, wo die preußische Polizei der lustigen Bevölkerung ihrer Vaterstadt ihre Ungenirtheiten abgewöhnt hat?

In anderen Centrumsblättern wurde gesagt, die fraglichen Paragraphen richteten sich nicht gegen die Kunst, sondern gegen Zoten und Schmutzereien (Schw—eien, schreiben die Herren). Als ob zu deren Verbannung aus der Oeffentlichkeit neue Strafgesetze nothwendig wären! Vor einigen Jahren ist ein Arbeiter zu, wenn ich mich recht erinnere, sechs Monaten Gefängniß verurtheilt worden, weil er im Eisenbahnwagen eins von jenen Geschichtchen erzählt hatte, die an den Honoratiorenstammtischen aller Konfessionen beliebt sind. Und überhaupt: seit zwanzig Jahren vernimmt die Welt mit wachsendem Staunen von Verurtheilungen, wie sie vor dreißig Jahren kein Richter im ganzen preußischen Staat für möglich gehalten hätte, — und es sollte unmöglich sein, mit den bestehenden Gesetzen und der pflichteifrigen Polizei, die wir haben, wirklichen Schamlosigkeiten zu wehren? Wo lebt der Einfaltspinsel, der sich Das einreden läßt? Und wo in aller Welt kommen denn

heute Schmutzereien auf Bildern vor? Ich besuche seit 1880 jeden Sommer eine Großstadt auf einige Tage, habe aber in all diesen Jahren weder in Schaufenstern noch in den Bilderläden, wo ich mir Photographien vorlegen ließ, noch bei Straßenverkäufern etwas Anstößiges gefunden. Und wie Jedermann heute, kriege ich schockweise Reklamen und Preisverzeichnisse aller Art zugeschickt; aber etwas „Unzüchtiges" hat sich noch niemals darunter befunden. Nehmen wir nun auch an, daß ich darin ein besonderes Glück oder Pech hätte: wenn die Verbreitung unzüchtiger Darstellungen, die ja übrigens schon längst kriminell verboten ist, zur Volksgefahr geworden wäre, so müßte mir doch in zwanzig Jahren wenigstens Etwas zu Gesicht gekommen sein.

Nun hat der Herr Reichskanzler zur Genugthuung der Frommen die bei ihm erschienenen Künstler belehrt, daß es Roheiten und Gemeinheiten gebe, die nach der Rechtsprechung des Reichsgerichtes nicht unter den Begriff des Unzüchtigen fallen, die aber im Interesse der Jugend von Straßen und Ladenfenstern fern gehalten werden müßten. Mit dieser Belehrung dürfen wir uns nicht abspeisen lassen. Wer Strafgesetze erläßt, muß deutlich sagen, was er verbietet. Meint der Herr Reichskanzler etwa Roheiten wie die Schuljungenprügelei von Knaus? Wahrscheinlich nicht. Was meint er also? Ich kann mir nur Zweierlei denken. Entweder er meint Bilder wie manche altniederländische, wo dargestellt wird, wie betrunkene Bauern oder Hökerweiber gewisse Bedürfnisse verrichten. Aber welcher moderne Maler malt denn solche Sachen? Ich kenne keinen. Ich finde in Ausstellungen, in illustrirten Zeitungen, in der „Jugend", im „Simplicissimus" zwar viel Dummes, Geschmackloses, Häßliches, auch Nichtssagendes, von dem man uns einzureden sucht, daß es Etwas bedeute, aber nirgends etwas Altniederländisches. Oder er meint Gruppen vollständig und anständig bekleideter Personen, aus deren Mienen und Geberden Gemeinheit spricht, zum Beispiel Szenen aus einem Nachtkaffeehause. Solche Sachen würde ich ebenfalls gern aus der Oeffentlichkeit nicht allein, sondern aus der Kunst überhaupt verbannt wissen; aber wie kann man sich einbilden, Dergleichen durch Polizei und Strafjustiz ausrotten zu wollen! Wie kann man dem Schutzmann, dem Staatsanwalt, dem Richter die Aufgaben stellen, die Grenze zu bestimmen, über die hinaus die Gemeinheit im Gesichtsausdruck strafwürdig wird! Das hat vielleicht der athenische Areopag gekonnt, weil im ganzen Athenervölkchen der ästhetische wie der sittliche Takt bis zur Virtuosität gesteigert war, aber der durchschnittliche deutsche Polizeimann oder Richter kann es nicht. Nein, um solche Sachen handelt es sich überhaupt nicht. Der Herr Reichskanzler ist falsch unterrichtet. So weit solche Sachen (auf die Literatur, von der ebenfalls das zuletzt Gesagte gilt, kann ich hier nicht eingehen und das Theater kenne ich nicht) überhaupt faßbar sind, werden sie heute schon gefaßt, und so weit

sie unfaßbar sind, hilft kein Paragraph dagegen. Gewiß: die Frommen und die Unfrommen haben um die Wette daran gearbeitet, das sittliche Bewußtsein des Volkes zu verwirren, aber Polizei und Staatsanwalt sind die Letzten, die berufen und befähigt wären, es aus der Verwirrung herauszuführen. Also das Alles ists nicht, wogegen die Frommen kämpfen. Schweinereien findet man wohl in sehr frommen und von moderner wie von antiker Kunst ganz unberührten Gegenden an gewissen Wänden und an Bretterzäunen — man fand sie früher weit häufiger als jetzt —, aber nicht in großstädtischen Kunsthandlungen. Was die Frommen bekämpfen und was der von Hofbeamten instruirte Schutzmann konfiszirt, Das sind klassische Meisterwerke, auf denen der unverhüllte Menschenleib vorkommt; dieser, das Meisterwerk Gottes, ist es, was unsere heutigen Frommen eine Schweinerei nennen. Ich kenne einen unter solchen Einflüssen aufgewachsenen edlen Jüngling, der nach einem Blick in die dresdener Skulpturensammlung mit dem Ausruf hinausgestürzt ist: „Welche Schweinerei! Die sind ja Alle nackt!“ . . . Bilder wie Raffaels Allegorien der vier Fakultäten in der Camera della Segnatura des Vatikan werden konfiszirt werden wegen der den Hauptfiguren beigegebenen Putten. Sehr schöne Stiche von diesen sah ich vor dreißig Jahren einmal an der Wand eines geistlichen Arbeitzimmers. Der Pfarrer — ein Mann, der seiner aufrichtigen Frömmigkeit, seiner Pflichttreue und seiner unanfechtbaren Rechtgläubigkeit wegen die Hochachtung und Liebe Aller, die ihn kannten genossen hat — erzählte mir lachend, er habe diese Bilder gekauft, als er in der Klosterschule zu B. Religionlehrer war. Er habe sie, gleich nachdem er sie empfangen, der Oberin gezeigt und diese habe ihn um die Erlaubniß gebeten, vorm Einrahmen das gar zu Deutliche an den Putten mit einer feinen Bleistiftschraffirung ein Wenig verschleiern zu dürfen, — der Schülerinnen wegen. Bei einer Nonne findet man Das natürlich. Heute dürfte ein Geistlicher gar nicht wagen, solche Bilder zu kaufen, und thäte ers doch, so würde die Nonne aus einem ganz anderen Tone mit ihm reden. Nachdem Romantiker, Germanisten, Philosophen und Historiker dem katholischen Klerus den Dienst erwiesen haben, in hundertjähriger Arbeit das verachtete Mittelalter wieder zu Ehren zu bringen, findet dieser selbe Klerus, von dem im Wettrennen mit protestantischem Puritaner- und Muckerthum sich selbst überschlagenden Jesuitismus belehrt, auf einmal, daß dieses Mittelalter eine ganz gottlose Zeit gewesen sei, und die Pfarrer lassen den Jesus- und Engelknaben in ihren Kirchen Hosen anmalen und Blechschürzen vorhängen. Aehnlich geht es bei den Protestanten zu; sie schämen sich Luthers, Goethes und des Großen Friedrich; beim Lutherjubiläum 1883 schrieb ein englisches Blatt: Engländern könne man unmöglich zumuthen, einen so unanständigen Menschen wie Luther zu feiern. Also nicht die Schweinerei ists, wogegen der moderne Bilder-

sturm wüthet, sondern die klassische Kunst. Freilich verfallen außerdem auch die Aktphotographien dem Anathem, die nicht von gleich hohem ästhetischen Werthe, obwohl keineswegs werthlos sind, denn es giebt ja zum Glück Menschen, deren Gestalt vom Künstler nicht idealisirt zu werden braucht, um schön zu erscheinen. Nehmen wir nun auch das Schlimmste an, was diese Bildchen anrichten könnten. Nehmen wir an, ein Jüngling, eine Jungfrau beschauen sie — was ja bei der heutigen, in diesem Punkte verkehrten Erziehung kein Wunder wäre — mit einem anderen als dem ästhetischen Interesse: wäre Das denn etwas im Vergleich zur sonstigen Wirklichkeit so gar Schlimmes? Glaubt man, daß die Bauernburschen und die Kuhmägde, die ganz andere Genüsse gewöhnt sind, sich mit einem so mageren idealen Genuß begnügen? Jene oberbayerischen Mägde, von denen man jüngst aus einer Gerichtsverhandlung erfahren hat, daß sie den Brauch haben, auf offenem Felde den Knechten die Hosen auszuziehen? (Auf offenem Felde werden sie es wohl in Zukunft nicht mehr thun dürfen, aber in jede ländliche Schlafkammer Gendarmen zu legen, dazu wird wohl deren Zahl nicht reichen; und wer weiß auch noch, was Das für Folgen hätte!) Oder jene pommersche Jugend, von der ein Pastor erzählt, daß die Konfirmanden Albums haben, in die jeder Kamerad und jede Kameradin eine Zote schreibt? Sind es vielleicht die Heiden Homer und Sophokles, Phidias und Praxiteles, die diese unschuldige christlich-germanische Jugend beider Konfessionen verdarben?

Nein und tausendmal Nein! Die Schweinerei ists nicht, der dieser Bildersturm gilt. Die äußerliche Dezenz hat, mit alleiniger Ausnahme der Balltoiletten vornehmer Damen, seit 1878 einen Grad erreicht, den kein Abschnitt der christlichen Aera bei irgend einem Volke aufzuweisen hat. Nur die Mohammedaner sind uns darin noch über, die ihre Weiber in Säcke stecken und die einen mit Frack und Pantalon bekleideten Europäer nicht ohne sittliche Entrüstung sehen können. Will man also mit neuen Strafgesetzen einen noch höheren Grad von Dezenz erzwingen, so weiß man entweder gar nicht, was man thut, oder man treibt bewußte Heuchelei zu verschiedenen Zwecken, die sich ja denken lassen. Vielleicht hat Mancher den Sittlichkeitrummel nur mitgemacht, weil er die Literatur- und Theaterparagraphen für geeignet hält, gewisse Tendenzen zu bekämpfen, darunter solche, die ich selbst verwerfe und bekämpfe. Aber Das wäre doch reiner Unsinn! Wie oft haben die Centrumsorgane in Beziehung auf die Sozialdemokratie die Wahrheit gepredigt, daß man falschen und gefährlichen Tendenzen mit Strafparagraphen nicht beikommen könne! Herr Stoecker klagte neulich im Reichstag, er habe nachts in der Friedrichstraße vierzig Dirnen gezählt. Ja, aber um Gottes willen, was hat denn Das mit der Lex Heinze zu schaffen? In dieser Beziehung haben ja schon längst das Strafgericht und die Polizei die un-

umschränktesten Vollmachten, und wenn sie keinen Gebrauch davon machen, so werden sie wohl ihre Gründe dafür haben, die durch die Lex Heinze nicht entkräftet werden. Bekanntlich erklären alle Sachverständigen, daß es gegen den Straßenskandal kein anderes Mittel gebe als die Kasernirung.

Gelänge es den aufrichtigen Fanatikern (wofern solche darunter sind), das Sinnenleben auf jenen Grad von Kraftlosigkeit herabzusetzen, den sie für Keuschheit halten, so würde eunuchenhafte Impotenz des ganzen deutschen Volkes auf allen Lebensgebieten die Folge sein. Gelänge es ihnen, die Energie nicht zu töten, sondern blos von dem fraglichen Gebiet vollständig abzulenken, so würde der neuerwachte Puritanerfanatismus alle Kunst und Wissenschaft vernichten und nach zehn Jahren würde keiner der deutschen Monarchen mehr seinen Kopf auf den Schultern haben. Von diesen beiden Uebeln ist nun allerdings keins zu befürchten. Die wahrscheinliche Folge wird sein, daß unter dem verstärkten Schutze der Pruderie Verbrechen und Sünde verderblicher noch als jetzt schon im Verborgenen wuchern werden. Ob mehr oder weniger nackte Figuren auf Bildern vorkommen: Das ist für die Entwickelung der Kunst gleichgiltig. Das Gefährliche dieser Frömmleraktion liegt nicht auf dem Gebiete der Kunst; es besteht darin, daß sie den herrschenden falschen Sittlichkeitbegriff dogmatisirt, heimliche Sünden begünstigt, wirklichen Verbrechen Straflosigkeit zusichert, Polizei und Justiz zu unnützen Vexationen mißbraucht und neue Kautschukparagraphen schafft, mit denen es uns ergehen wird wie mit dem Groben Unfug. Und um der Kritik meiner Auffassung im Voraus zu begegnen: in Beziehung auf alle wirklichen Sittlichkeitverbrechen bin ich nicht lax, sondern weit strenger als unser Strafgesetz; ich wünsche, daß Männer, die Mädchen mit Kindern sitzen lassen, nicht nur zu weit höheren Alimenten und auf längere Zeit verpflichtet, sondern auch kriminell bestraft werden, wenn sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen. Ich wünsche, daß Sittlichkeitverbrechen an Kindern und wirkliche Kuppelei viel strenger bestraft werden, als es geschieht, und befinde mich, wie man sieht, mit dem ersten Theil dieses Wunsches in der ehrenvollen Gesellschaft des Freiherrn von Stumm. Ich wünschte endlich, es würde dem ehrenhaften Ehemann das uralte Recht wiedergegeben, den in flagranti ertappten Ehebrecher niederzustechen, während er sich jetzt, wenn er einem gewissen Gesellschaftkreis angehört und der Räuber seiner Ehre ein besserer Pistolenschütze ist als er, von diesem auch noch tot oder zum Krüppel schießen lassen muß. Den Vorwurf der Roheit aber, der mir in der Kreuzzeitung gemacht wurde, nehme ich gelassen hin; ich strebe nicht nach jener äußerlichen Vornehmheit, die so oft nur ein rohes Herz und rohe Thaten verhüllen soll.

Neisse. Karl Jentsch.

Eine positivistische Theodicee.

Die Veröffentlichung der drei Versuche: „Natur", „Der Nutzen der Religion" und „Theismus", die Mills Stieftochter, Helen Taylor, aus seinem Nachlaß im Jahre 1874 vornahm, erregte in der literarischen Welt berechtigtes Aufsehen. Die Feinde des Rationalismus frohlockten. Wie, hieß es, der Denker, den die öffentliche Meinung allen Anlaß hatte, als den Rationalisten schlechthin zu betrachten, dessen ganzes Leben dem Kampf gegen sogenannte religiöse, metaphysische und historische Vorurtheile gewidmet gewesen war, der durch seine immer wieder auf Kritik und logische Analyse gerichteten Versuche den Bestand geheiligter Ueberlieferungen sich bemüht hatte, zu untergraben, der in Wissenschaft und Leben nichts als daseinsberechtigt gelten ließ, als was sich vor dem Vorstand als wahr, als nützlich und zweckmäßig erwiesen habe oder erweisen könnte: ein Denker von diesem Gepräge, von dieser Herkunft und Erziehung, aus diesem zu religiösen Stimmungen und kirchlichen Interessen in Gegensatz stehenden Vorstellungskreise verleugnet seine Vergangenheit so weit, um die Religion als Bedürfniß und Problem anzuerkennen? Also ist damit zugegeben, der Rationalismus sei nur die halbe Wahrheit, der Mensch als Vernunftwesen das halbe Ideal; also hätte die Logik der Thatsachen, der Zwang des Lebens, die Bekehrung dieses rationalistisch geschulten und gerichteten Geistes auf sich genommen und wirksamer durchgeführt als die scharfsinnigsten Argumente seiner Gegner?

So die Einen. Und die Anderen, Mills eigene Freunde, die Nichtsalspositivisten, die reinen Wissenschaftler, waren zuerst verblüfft, dann tief verstimmt. Sie betrachteten diese Nachlaßschriften als Abfall von Mills Lehre, wenn nicht gar als Verleugnung seiner eigenen Lebensgrundsätze. Während der greise Carlyle, der in den Dreißigern, aus Anlaß des Aufsatzes „Zeichen der Zeit", Mill als neuen Mystiker seiner eigenen Weltanschauung fast schon gewonnen glaubte, nunmehr dem vermeintlichen Schiffbruch von Mills Weltanschauung ein mehr hämisches als mitleidiges Lächeln gönnte, ließen sich aus dem Kreise der Anhänger Stimmen vernehmen, die von diesen religionphilosophischen Schriften für Mills wissenschaftlichen und philosophischen Ruf und noch mehr für den freien Gedanken eine unberechenbare Schädigung besorgten.

Was Mill betrifft, so hatte er der „Schule" schon einmal schweres Aergerniß gegeben: als er Bentham (1838) und Coleridge (1840) unbefangen zu beurtheilen versuchte und unbarmherzig die ganze psychologische Enge und Unwissenheit bloslegte, die dem Benthamismus eigen war, gleichzeitig aber die Verdienste der deutschen Idealisten und Metaphysiker um das philosophische Verständniß der geschichtlichen Bildungen hervorhob. Von den Konzessionen an Comte, die zur Zeit seines brieflichen Verkehres mit dem französischen Denker (1841 bis 1847) nicht gering waren, wußte man im Freundeskreise nichts; und Thatsache ist, daß er sich ihrer später fast schämte. Das sah wie Schwäche aus, hatte aber seinen tieferen Grund im Wahrheitbedürfniß Mills. Er rühmte sich, dafür bekannt zu sein, daß er nicht an Meinungen festhalte, wenn ihre falsche Grundlage nachgewiesen sei. Ohne Zweifel war es diese berechtigte Eigenthümlichkeit, die dem Historiker Grote eine gewisse Furcht vor überraschenden Häutungen seines sonst so geschätzten Freundes eingab. Er sollte Recht behalten. Die Nachlaßschriften

bedeuten in Mills Leben eine seiner merkwürdigsten Selbstüberwindungen, — und es ist begreiflich, daß ihm seine buchstabengläubigen Anhänger die Motive dieser letzten Erweiterung seiner Lebensansicht nicht nachempfinden konnten.

In der Sache selbst irrten, wie ich glaube, Anhänger und Gegner. Beide verkannten Johns St. Mill eigenstes Wesen, sie sahen in ihm schließlich doch nur die erneute, wenn auch vermehrte und erweiterte Ausgabe von James Mill. Sie begriffen meist weder seine Denkart noch seine Lebensziele, noch verstanden sie, das Verhältniß zwischen seiner kritischen Thätigkeit und seinem Willen aufzubauen; und dieses Nichtbegreifenkönnen zeigt am Besten, wie rückständig noch bei Mills Tode das philosophische Bewußtsein in England war. Was war zwischen 1836 und 1873, den Todesjahren der beiden Mill, sonst nicht Alles geschehen! Die Umwandlung in eine freie politische Demokratie war fast schon vollendet, die großartige Organisation der Arbeiter in den Gewerkschaftvereinen hatte sich, ohne daß die ökonomische Theorie von ihr sonderlich Kenntniß genommen hatte, schon fast gänzlich vollzogen, alle staatlichen und gemeindlichen Institutionen bis herab auf die Schule waren in einem starken Prozeß der Anpassung an die Mittelklassenbedürfnisse begriffen; man spürt rückschauend die Zeit der so überaus wichtigen kommunalen Selbstregirung (Local Government Acts von 1888 und 1894) bereits nahen: Bewegung, Fluth, Umwandlung, Fortbildung, wohin man blickt, sogar auf engeren geistigen Gebieten. Zwar stand innerhalb des Rechtswesens, für das Bentham und James Mill eine Vereinfachung und Verdichtung nach rationellen Prinzipien erstrebt und angeregt hatten, die lächerliche kasuistische Behandlung noch uneingeschränkt in voller Blüthe, aber das Denken über Staats- und Gesellschaftangelegenheiten war trotzdem vorurtheilloser, methodischer, wissenschaftlicher geworden. Diese Entwickelung ist dort natürlich, wo die Massen sich zum Wort melden und die Herrschaft in Beschlag nehmen, da alsdann die Vernunft die Fesseln und Bänder der gesellschaftlichen Ordnung schaffen muß, die im Herkommen und in der Ueberlieferung nur noch eine schwache Stütze finden.

Aber damit war auch die ganze geistige Energie der Nation erschöpft. Was an idealem Interesse in den wirthschaftlich und politisch emanzipirten Mittelklassen übrig blieb, wurde von Mill, Spencer und Darwin sehr wenig berührt, sondern kam fast ausschließlich dem religiösen Leben in kirchlicher Form zu Gute, das an Haupt und Gliedern reformirt wurde (Puseyismus, Ritualismus, Nonkonformistenbewegung). Die Stürme, die nach den Berichten deutscher Historiker Mills religionphilosophische Hinterlassenschaft entfachten, tobten ziemlich geräuschlos in der Druckpapierwelt: höchstens, daß ab und zu ein zartes und tiefes Gemüth von ihnen geknickt oder erhoben wurde. Das sogenannte gebildete Publikum hatte und hat im modernen England eine viel gröbere Konstitution als auf dem Kontinent, wo um die Mitte des Jahrhunderts durch Feuerbach, Strauß, Renan, Moleschott und andere Vertreter des freien Gedankens Tausende in arge Weltanschauungnöthe gebracht wurden. Wo höhere ideologische Bedürfnisse sich regten und außerhalb des Kirchlich-Religiösen Befriedigung suchten, da wandte man sich vorzugsweise an Carlyle und Ruskin. Aber Carlyle, die positive Ergänzung zu Mill, hat vornehmlich durch seine sozialpolitischen und geschichtlichen Schriften: die „Pamphlete vom letzten Tage“ und „Oliver Cromwell“, viel weniger durch seine

Geschichtphilosophie („Vergangenheit und Gegenwart“, „Heldenverehrung“) und kaum spürbar durch seine mystische Stimmungphilosophie („Sartor Resartus“) gewirkt; und Ruskin, der große Sozialethiker und Sozialaesthetiker, hat die Tausende von Verehrern, die seinem Weckruf willig Gehör schenkten, nie verleitet, in politischer und religiöser Hinsicht die Tradition aufzugeben. Wo aber das philosophische Aufklärungbedürfniß des gebildeten Durchschnittsengländers sich genug verfeinert hat, um über Erbauungschriften hinauszureichen, bieten ihm Drummond und Orr, nicht Mills Nachlaßschriften, die angemessene Nahrung.

Um so bezeichnender sind diese Schriften für die Geschichte des reinen Gedankens; für Mill selbst, dessen Entwickelung ein scheinbar philosophisches Unding möglich gemacht hatte: eine Theodicee auf positivistischer Grundlage; endlich für die Unfähigkeit der Schule, das letzte Entwickelungstadium des Meisters zu verstehen. Denn auf nichts Geringeres als auf eine positivistische Theodicee läuft meiner Ansicht nach der zwischen 1868 und 70 niedergeschriebene „Theismus“ thatsächlich hinaus. Die zwei anderen Versuche aber, die der tief ernste Mann im Verlaufe der fünfziger Jahre (50 bis 58) zu Papier gebracht und an die er bis zu seinem Tode mit andächtiger Beschaulichkeit die Nachfeile gelegt hat, bilden durch ihre Kritik der bisherigen Teleologien theils die Vorbereitung dazu, theils den Uebergang oder die Ergänzung zu ihm, da die konstruktiven Ideen im „Nutzen der Religon“ schon sämmtlich angedeutet werden. In diesen Versuchen erstrebt und gewinnt Mill den letzten Ausblick über das Leben, erklimmt er den höchsten Aussichtpunkt, der über Ziel, Richtung und Werth seiner Entwickelung orientirt. Denn Das war ja stets sein Ziel gewesen: Gesammtübersichten („vues d'ensemble“) zu gewinnen, die den Erkenntnißtrieb befriedigten, ohne den Willen zum Leben zu schwächen, vor Allem, ohne die als Ideale verkleidete hilf- und marklose Rückwärtssehnsucht als Stütze zum Aufbau zu benöthigen.

In diesem Ziele lag aber auch die Forderung, über philosophische Einzeluntersuchungen hinaus zur befriedigenden Beantwortung der letzten und höchsten Zweckfrage zu gelangen, für die Wissenschaft, Kunst, Technik, Wirthschaft, kurz, alle die vielfachen Thätigkeiten, in die das Leben sich spaltet, Mittel sind für einen Zweck, der von Sinn und Bedeutung des Lebens überhaupt abhängt und darum durchaus noch nicht ohne Weiteres für den „Positivisten“ bestimmt ist. Eine Abhandlung über „Sinn und Bedeutung des Lebens“ hat nun zwar Mill nicht geschrieben, aber es war ein innerer, sachlicher Zwang, der ihn in ihre Richtung trieb: das Resultat waren eben die religionphilosophischen Abhandlungen. Das verkannten die Leute, die meinten, daß der wissenschaftliche Geist jede Teleologie gänzlich verbiete. Positivist war Mill, Das hätten sie aus seinem Verhältniß zu dem in hierarchischen Velleitäten befangenen Comte wissen sollen, nur seiner Methode nach; die Methode aber bestimmt nicht die Problemstellung, sondern die Problemlösung. Die Problemstellung war unzweifelhaft durch ein Bedürfniß gegeben, durch ein Bedürfniß, das nicht nur seine Geschichte, sondern auch seine Gegenwart hat. Das wird gleich in der Abhandlung über den „Nutzen der Religion“ deutlich gesagt. Die Lösung aber war die Aufgabe, für deren Bearbeitung die bisherigen utilitaristischen Werthbestimmungen in der Ethik eben nur einen Anhaltspunkt boten. Hier will ich einsetzen, um zu zeigen, von einem wie tiefen und sicheren Instinkt Mill geleitet war, als sich sein Denken

über sittliche Dinge mit der ethischen Abhandlung nicht zufrieden gab, und daß die religionphilosophischen Arbeiten bestimmt waren, eine Lücke in seiner praktischen Philosophie auszufüllen.

In der Ethik nämlich waren die Normen des Sittlichen, die Maßstäbe zur Beurtheilung unserer Handlungen, durch Besinnung auf zwei Gruppen von Bedingungen gefunden worden, die beide durch unsere natürlichen und gesellschaftlichen Lebensverhältnisse thatsächlich gegeben sind. Einmal handelt es sich um die Richtigkeit oder Zweckmäßigkeit der Handlung: ist ihr Ziel gegeben, so ist es Sache der vernünftigen Ueberlegung oder Erfahrung, die zu ihm passenden Mittel zu finden; so weit haben wir die Vernunft als Quelle für die Form der Handlung und die Natur der Dinge, die Natur als ein von Gesetzen beherrschtes System, als das Objekt ihrer Bethätigung: also nichts Transszendentes. Dann kommt die Sittlichkeit der Handlung in Betracht. Sie ist mit dem Ziel und mit dem Willen gegeben, die Vernunftmittel in der Richtung des gesteckten Zieles zu gebrauchen. Wenn aber als formales Ziel jeder Handlung die denkbar ergiebigste Förderung des Glückes oder Wohlbefindens der Gesellschaft und als formales Kriterium darüber, ob die Handlung solchem Ziel zustrebt, der Nutzen erkannt wird, so ist sowohl Ziel als Kriterium der Handlung, mithin die eine Seite ihrer sittlichen Beschaffenheit, empirisch bestimmt. Also auch da findet man nichts Transszendentes in der sittlichen Willenshandlung. Bleibt nur noch die Frage, ob und wodurch der Einzelwille sich genöthigt sieht und beflissen zeigt, den ihm unterthänigen psychophysischen Apparat im Sinn dieser utilitaristischen Theorie zu gebrauchen. Ich verweise auf die Antwort, die Mill für diesen Einwurf bereit hält, — einen Einwurf, der übrigens jede Theorie des Sittlichen trifft, die sich an die Daten der Sittlichkeit hält. Gerade die Kenntniß und Berücksichtigung dieser Daten zwingt den Utilitarier zu zweierlei Zugeständnissen. Einmal giebt es thatsächlich sittlich indifferente Handlungen in Ueberfülle: solche, für die der Zusammenhang des individuellen mit dem allgemeinen Nutzen nicht nachzuweisen ist. Für die Erfüllung des sittlichen Ideals geht damit unendlich viel verloren, denn es beruht stets, wie immer philosophisch begründet, auf der jeder praktischen Bewerthung zu Grunde liegenden Voraussetzung eines Zweckzusammenhanges aller Handlungen. Zweitens ist erfahrungmäßig das Motiv sehr vieler für den Kulturfortschritt und die Verwirklichung des Humanitätideals bedeutsamster Handlungen nicht dem Bewußtsein des aus diesem abgeleiteten kategorischen (sittlichen) Imperatives entsprungen. Ganz im Gegentheil: das objektiv Sittliche, wie es die Geschichte vorfindet, Dasjenige im wirthschaftlichen und politischen Leben, in Kunst, Wissenschaft, Religion, Technik, wovon sie rühmend hervorhebt, daß es eine höhere Gattung Mensch heranzüchtet, kann sie selbst meistens nicht umhin, aus indifferenten oder gar unsittlichen Motiven abzuleiten. Man denke an die großen Entdecker und Erfinder, an erfolgreiche Fürsten und Staatenlenker, an die Art, wie unter der Flagge christlicher Humanität kolonisirt wurde und wird, an die neue, mit der Nationalitätenbewegung zusammenhängende Realpolitik und den von dieser geforderten Patriotismus, der den Menschen, der nach einer Motivation seines Willens durch christliche oder rein soziale Bestimmungsgründe strebt, in die schwersten Konflikte bringt. Der Utilitarier nun, der das Sittliche aus den Daten der Sittlichkeit ableitet, darf aber weniger als jeder Andere sich der Erkenntniß ver-

schließen, daß zwischen dem objektiv Sittlichen und der subjektiven Sittlichkeit eine Kluft besteht, die in neuerer Zeit — sagen wir: seit der Reformation oder gar erst seit der großen französischen Revolution mindestens — sich nicht merklich verringert hat. Die Optimisten unter den neueren Fortschrittstheoretikern, Condorcet und Comte an ihrer Spitze, aber auch die seichteren Benthamiten blicken immer nur auf die eine Seite dieses Verhältnisses, nicht auch auf die andere. Daher bringen sie es denn sehr leicht fertig, einen Fortschritt in der Geschichte zu konstatiren. Sie übersehen, daß die Werthbemessung der Handlung aus dem Vergleich zwischen dem gleichzeitig bestehenden objektiv und subjektiv Sittlichen bestimmt wird, — von den vielen erschlichenen Voraussetzungen abgesehen, die für die Konstruktion der Fortschrittsideen überhaupt nothwendig werden. (S. Simmel, „Die Probleme der Geschichtphilosophie", Kap. 3.)

Das waren einige von den moralphilosophischen Schwierigkeiten, die Mill zwingen mußten, über die Analyse des Sittlichen in der Gesellschaft hinauszugehen. Wo immer Mill persönlich wird, wie in der Selbstbiographie und in vielen der kleineren Abhandlungen vermischten Inhalts — von den Nachlaßschriften sehe ich noch ab —, wird offenbar, wie sehr ihm neben den kosmischen Widerständen gegen die Verwirklichung des sittlich Werthvollen auch die psychologischen, in der Natur des Menschen selbst gelegenen, gegenwärtig sind. Sie treten nur zeitweilig zurück. Der vererbte Optimismus des achtzehnten Jahrhunderts scheint seine geschichtphilosophische Auffassung zu beherrschen; er erbaut sich und richtet sich auf an Turgots Leben des Fortschrittsfanatikers Condorcet. Und wenn er seinen Zeitgenossen geschwächte Intelligenz und halbe Ueberzeugungen vorwirft, so blickt er doch wenigstens nicht ohne Hoffnung in die Zukunft. Aber dieser soziologische Optimismus ist bei Mill, wo er in systematischer Form hervortritt, wie in seinem Werke: „A. Comte und der Positivismus", für einen Schüler von Rationalisten und Encyklopädisten wirklich sehr besonnen und zurückhaltend. So betrachtet er den Glauben Comtes, durch die Uebertragung positiver Methoden auf die Geisteswissenschaften, durch soziologische Mittel also, Geschichte nach Wunsch und Absicht zu produziren, einfach als Chimäre. Hinwieder bezeichnet er zwar in der selben Schrift Buckles berühmten Satz, der Intellekt sei das einzige fortschrittliche Element in der Geschichte, das moralische Element bleibe zu allen Zeiten das selbe, noch als Irrthum. Das darf aber nicht irreführen. Wie fast immer bei Mill, läuft dem laut ausgesprochenen Gedanken, so sorgsam er vorbedacht, so gewissenhaft der Moment seiner endgiltigen Formulirung hinausgeschoben war, ein geheimes Aber parallel; der Prozeß des Aus- und Ueberdenkens geht weiter, jeder Satz wird in dem Netz dialektischer Möglichkeiten so lange hin und her gewendet, bis er durch Erweiterung, Berichtigung und die Prüfung am Thatsächlichen und Erfahrungsgemäßen seinem Gegentheil sich bedenklich nähert. Darum ist bei Mill fast mehr als das Resultat des Denkens der durch ein Uebermaß logischer Gewissenhaftigkeit gekennzeichnete methodologische Charakter und die ethische Grundrichtung zu beachten und darum konnte es auch nur der Kurzsichtigkeit seiner eigenen Anhänger entgehen, wie es möglich war, daß zur selben Zeit und im selben Kopf neben der Verkündung des Humanitätideals, überhaupt neben der „Diesseitigkeit" seiner Lehre von den sittlichen Normen und vom Gewissen, eine Theodicee reifen konnte: eben die Theodicee des Positivismus.

Am Eingang zur Theodicee steht das Zauberwort „Natur". Wie steht es mit ihr?

Sittliches Handeln ist zunächst, von allen sonstigen Bestimmungen abgesehen, intelligentes Handeln, Auswahl von Mitteln zu Zwecken. Welchen Sinn hat es nun, wenn ich das sittliche Bewußtsein, das sich unter dem Zwange zur Bethätigung nach Maßstäben und Vorbildern umsieht, an die Natur weise? Enthält die „Natur" denn ganz oder theilweise Vorgänge, die als Prototyp sittlicher Handlungen dienen können? Die Weisung, der Natur zu folgen (naturam sequi), schleppt sich wie ein eiserner Bestand durch fast alle Moralphilosophien und Rechtsschulen alter und neuer Zeit, — nur die Begründungen und Folgerungen wechseln. Stoiker, Epikuräer, römische Juristen, die großen Natur- und Völkerrechtslehrer der Neuzeit, Gentilis, Pufendorf, Hugo Grotius, Montesquieu, die Väter und Klassiker der politischen Oekonomie, denen „natürlicher Preis", überhaupt die „Naturgesetze" der Wirthschaft geläufige Wendungen waren, die großen Pantheisten von Bruno und Spinoza herab bis zu Goethe und Schelling, die deistischen Aufklärer und Revolutiontheoretiker des achtzehnten Jahrhunderts, Allen voran Rousseau mit seiner halb ethischen, halb ästhetischen Naturvergottung: sie singen in allen nur denkbaren Steigerungsgraden begrifflicher und poetisch pathetischer Umschreibungen das Lob der Natur. Um die Verwirrung auf den Gipfel zu führen, stimmen Vorsehungsgläubige und Atheisten in diesem Lobe überein; und aus diesen Quellen der Wissenschaft und Dichtung wird die Masse genährt, bei der — ganz so wie bei ihren Vordenkern und Erziehern — trotz allen Theodiceekritiken der Glaube an die „Natur" als Inbegriff des Seienden wie des Seinsollenden täglich erstarkt. Diesem so verworrenen und vielseitigen Begriff geht unser Philosoph zu Leibe.

Wissenschaftlich bedeutet „Natur" einen Sammelnamen für alle Thatsachen der inneren und äußeren Erfahrung, für alle wirklichen und möglichen Erscheinungen, einschließlich der „Kräfte", die als die Ursachen ihrer Veränderungen und Beziehungen zu einander angesehen zu werden pflegen. Das genüge hier. Bei dieser wissenschaftlichen Definition des Begriffes ist aber der gewöhnliche Sprachgebrauch nicht berücksichtigt, der „Kunst" und „künstlich", „Natur" und „natürlich" einander entgegengesetzt. Kunst ist jedoch keineswegs der Name für eine besondere unabhängige Kraft, sie bezeichnet nur die Anwendung der Kräfte der Natur zu vorher bestimmten Zwecken. Die Thätigkeit des Menschen beschränkt sich hierbei darauf, unter den Dingen Kombinationen herzustellen oder an ihnen Lageveränderungen hervorzurufen. Selbst der Wille, der den Entschluß faßt, die Intelligenz, die die Ausführung ersinnt, und die Muskelkraft, die diese geistigen Regungen zur Ausführung bringt, sind Naturkräfte und stehen als solche unter Naturgesetzen, die die Bedingungen angeben, unter denen erfahrungsgemäß Erscheinungen eintreten und Vorgänge verlaufen. Die Empfehlung, dieser so beschaffenen „Natur" zu folgen, kommt daher auf den rein tautologischen Satz hinaus: zu thun, was wir thun müssen.

Die Menschen also auffordern, sich nach den Naturgesetzen zu richten, obgleich sie zum Handeln doch keine anderen Kräfte besitzen als solche, die die Natur ihnen verleiht, und Alles, was sie zu thun vermögen, in Gemäßheit von Naturgesetzen geschieht, ist eine offenbare Absurdität. Wenn aber Goethe erklärt: in

menschlichen Dingen weiß ich nie ganz sicher, was das Rechte (oder Richtige) ist, im Umgange mit der Natur weiß ich stets, woran ich bin; wenn Napoleon den bezeichnenden Satz aufstellt: „J'ai un maître qui n'a pas d'entrailles, c'est la nature des choses“, und wenn Carlyle, der große Antipode unseres Mill, die Menschen danach beurtheilte, ob sie diese Natur der Dinge, also Das, was ist, zur Richtschnur ihres Handelns machen: so versteht sichs, daß sie sich nicht in Tautologien bewegen wollten. Mill drückt, was sie sagen wollen, ungefähr so aus: der Mensch gehorche mit Nothwendigkeit den Naturgesetzen oder, mit anderen Worten, den Eigenschaften der Dinge; aber er lasse sich nicht mit Nothwendigkeit von ihnen leiten. Durch die Beobachtung der „Natur“ der Dinge können wir sie zwar an sich nicht ändern, aber durch die intelligente Benutzung unserer Erkenntniß können wir, je nach unseren Zwecken, uns eines Naturgesetzes bedienen, um einem anderen entgegenzuwirken, oder durch eine Veränderung der Umstände uns unter die eine Klasse von Naturgesetzen statt unter eine andere stellen. Damit sind wir beim ersten Prinzip jedes intelligenten Handelns angelangt. Das Naturam sequi geht in naturam observare über.

Aber viel weiter sind wir mit dieser Umschreibung einer landläufigen Klugheitregel nicht gekommen; denn die Männer, die den „Gehorsam“ gegen die Natur predigen, wollen damit keine praktische Maxime, sondern ein ethisches Grundprinzip aufstellen. Moralisches Handeln ist mehr als blos intelligentes Handeln, ohne daß die philosophische Definition des Begriffes „Natur“ darüber Aufschluß gäbe.

Aber vielleicht hilft uns „Natur“ in dem Sinn weiter, in dem sie einen Gegensatz zu Kunst ausdrückt. Natur als Inbegriff der sich selbst überlassenen Dinge, einschließlich aller spontanen Lebensäußerungen, zum Beispiel der Instinkte. Doch damit schaffen wir eine neue und noch schwerere Verlegenheit, da wir ein moralisches Aktionprinzip suchen und das spontane Sein- und Geschehenlassen ihm zum Inhalt geben. Das ist der baare Widersinn. Denn moralisches Aktionprinzip ist eigentlich schon eine Tautologie; die Nichtbescheidung bei dem Gegebenen, das Hinausstreben über natürliche Daseinsschranken, das Planen, Verbinden, Vorher- und Vorausdenken, kurz: alle Stadien des Zweckesetzens, sind die thatsächlichen Grundelemente des Moralischen. In der Wirklichkeit steht daher der Mensch sehr oft der Natur als einem Feind gegenüber, dem mit List und Gewalt eine Position nach der anderen entrissen werden muß. In diesem Sinne birgt jedes Lob der Civilisation, der Kunst und Technik einen Tadel der Natur in sich. Jeder Versuch, die natürlichen Erscheinungen den Bedürfnissen der Menschheit gemäß umzugestalten und anzupassen, erschien darum auch zu allen Zeiten den Vertretern der offiziellen Religion als verdächtig; und die Anstrengungen der Neuerer, der bahnbrechenden Geister, deren Denken, Formen und Gestalten als Hebel für den Kulturfortschritt wirkten, bilden einen fortlaufenden beredten Protest gegen diese Art der Naturauffassung und Naturvergottung. Aber nicht allein die Geschichte der Kulturschöpfer, sondern der tägliche Daseinskampf jedes Dutzendmenschen gegen die materielle Natur vollzieht sich unter den heftigsten Reibungen mit dem Naturverlauf, der mit unseren nothwendig aus der Sphäre der menschlichen Gesellschaftordnung geschöpften und für unsere wirthschaftlichen, rechtlichen und moralischen Beziehungen als Regulative wirkenden Begriffen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens fortwährend in Widerspruch geräth. Es ist

unnütz, Beispiele anzuführen für die unzähligen Fälle, in denen der „spontane" Naturverlauf unseren moralischen Sinn äfft und sich wie eine absichtliche Verhöhnung und Entweihung von Recht und Billigkeit ausnimmt. Angesichts ihrer wird der gläubigste Sinn verwirrt, das vertrauensseligste Gemüth erschüttert und angesichts dieser Naturauffassung bleibt Voltaire ewig gegen Leibniz im Recht. Der Mord ist vergleichsweise noch das mildeste Mittel der Mutter Natur, ihre unschuldigsten, ja ihre besten, uneigennützigsten, „idealsten" Kinder zu belehren. Alle Domitiane der Welt hätten nicht die Phantasie, Marterwerkzeuge zu ersinnen, wie sie die Natur täglich und stündlich in Uebung hält; und je höher der Mensch in der sittlichen Werthordnung steht, je wichtiger sein Dasein für sein Volk oder die Allgemeinheit ist, je mehr er sich von der Masse abhebt, an der sie mit Orkanen, Erdbeben, Feuersbrünsten, Hungersnöthen fortwährend Aderlässe vornimmt, desto mehr ist seine Existenz dem blindesten Zufall preisgegeben. Kurz: da der materielle Weltgang voll ist von Ungeheuerlichkeiten, die kein Mensch ungestraft verüben dürfte, so kann es weder religiös noch moralisch sein, die Natur an sich nachzuahmen und zum sittlichen Vorbild zu nehmen. Und daher dürfen die Kräfte der Natur, im Ganzen genommen, nur insofern als heilbringend angesehen werden, als sie uns zum Versuch zwingen, ihrer Herr zu werden.

Was nun aber die eben erwähnten moralischen Regulative unserer Gesellschaftordnung betrifft, so sind sie nach Mill sämmtlich künstlich. Muth, Reinlichkeit, Sympathie, Selbstbeherrschung, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit sind soziale, also künstliche Produkte, die unter ungeheuren Schwierigkeiten dem Boden der wild wachsenden Instinkte entrissen worden sind; ihr Aufkommen läßt sich erklären aus dem gegenseitigen Interesse der Menschen, die Keime jener Tugenden zur Reife zu bringen. Nicht die Natur, wie sie uns umgiebt und sich uns offenbart, darf unser Vorbild sein, sondern „die künstlich geschaffene oder wenigstens künstlich vervollkommnete menschliche Natur der besten und edelsten menschlichen Wesen ist die einzige Natur, der zu folgen empfehlenswerth erscheint". Mit einer Schärfe, die weder in der Konsequenz seiner Ethik noch, vor Allem, in der stark verschleierten Grundtendenz dieser religionphilosophischen Abhandlungen liegt, wird hier der Gegensatz zwischen der Natur und der Künstlichkeit unserer sozialen Einrichtungen und Werthe hervorgehoben. Ich komme darauf noch zurück.

War hier bisher, im Anschluß an Mill, von der Natur überhaupt die Rede, so war es unvermeidlich, diesen Begriff hinüberschillern zu lassen in jenen anderen eines absichtvoll und zweckmäßig geordneten Ganzen, eines von einem intelligenten Willen geleiteten Organismus, den wir göttlich nennen, weil bei ihm Planen und Vollbringen sich völlig entsprechen und das Zweckleben völlig reibunglos verlaufen soll. In der Beweisführung dieses Vorsehungsglaubens, der sich der Natur als Argumentes bedient, werden die widersprechenden alltäglichen Erfahrungen als billige Einwände eines an Einzelheiten klebenden Sinnes übergangen und wird der Blick auf den Nutzen fürs Ganze gelenkt. Daß Gutes aus Schlechtem erfolgen kann, ist allbekannt. Das Feuer, das London im Jahre 1766 zerstörte, zwang, an die Stelle elender Holzhütten steinerne, gut gelüftete Häuser zu bauen und die Stadt gesünder zu machen. Eine durch Diätfehler, Leichtsinn oder Ueberanstrengung herbeigeführte Krankheit macht vorsichtig und behutsam und trägt zur Lebensverlängerung bei. Der plötzliche Verlust des Er-

nährers oder des Vermögens oder irgend welchen materiellen Rückhaltes rüttelt erfahrungsgemäß überall schlummernde Intelligenzen auf und stählt den Willen der Hinterbliebenen oder vom Verlust Betroffenen. Der Mensch ist so sehr an Teleologisches gewöhnt, daß er auch alles Elementare und Unvorhergesehene in das System seiner Zwecke einreiht und nie verlegen darum ist, zu sagen, „wozu Etwas gut sei". Im Gebiet der spontanen Willensbethätigung, der Geschichte, ist es nicht anders. Das ungezählte Heer von Märtyrern, die den Boden unter ihren Füßen mit ihrem Blut düngten, war nöthig, um die blinde, träge Masse aus ihrem Stumpfsinn aufzurütteln und durch Aufklärung hinaufzuzüchten. So ungerecht im Einzelnen das Opfer unserer höchsten Intelligenzen und sittlichen Heroen erscheinen mag: der Endzweck scheint es zu rechtfertigen. Die Geschichte scheint sich leicht so lesen zu lassen, als ob um einer kostbareren Zukunft willen das Kostbarste in der Gegenwart geopfert werden müsse, ja, es ist leicht, eine Liste berüchtigter geschichtlicher Verbrechen aufzustellen, aus denen Gutes hervorgegangen ist. Wie oft hat sich das Glück und der Wohlstand großer Nationen auf Massenmorde, auf gewissenlose Zerstörung alter Kulturen, auf Benutzung brutalster Gewaltmitttel und gemeinster Hinterlist aufgebaut! Die venetianischen Bleidächer und die spanischen Inquisitiongerichte sind so „gerechtfertigt" worden, die Religionkriege, die Nationalitätenkämpfe, die Gräuel des Industrialismus, kurz: Alles, wofür die Geschichte einen Namen hat, erhält durch die teleologische Geschichterklärung ihr moralisches Daseinsrecht.

Aber bleiben wir bei der Natur. Der Kampf ums Dasein in der Natur ist bekanntlich dahin ausgelegt worden, daß er zur Hinaufzüchtung der Arten diene, und die „philosophische" Nutzanwendung hat auf sich nicht warten lassen, nachdem ihr eine erfolgreiche Praxis voraufgegangen war. Aber gesetzt den Fall, der Effekt sei erreicht; gesetzt, das Ganze der natürlichen und geschichtlichen Erscheinungen ließe sich, trotz unzähligen widerstrebenden (also ihrer Natur nach antiteleologischen) Einzelfällen, eindeutig als Bewegung zu einem Zweck auffassen: so tritt eine verhängnißvolle Antimonie ein, die schwer auf Mill gelastet haben muß. Ist dieser Endzweck — sagen wir einmal: die Hinaufzüchtung der Rasse — an sich erstrebenswerth, so geschieht er im Einzelnen mit sogenannten un- und widersittlichen Mitteln. Welche unvorhergesehenen Wohlthaten auch immer, sagt Mill, aus Verbrechen — allgemeiner: aus unsittlichen Handlungen oder sittlich gleichgiltigen Geschehnissen — erfolgen können, sie bleiben immer Verbrechen. Das heißt doch: die teleologische Rechnung stimmt nie, weder im Großen noch im Kleinen. Bejahen wir den Zweck oder, klarer ausgedrückt, messen wir die Wirklichkeit, als Inbegriff von Natur und Geschichte, an irgend einem der Werthmaßstäbe, die als sittlich gelten, so müssen wir die Mittel verneinen, die thatsächlich in der Wirklichkeit ihm dienen. Sein und Sollen decken sich nicht. Richten wir aber das Sollen nach dem Sein, schöpfen wir unsere Werthe aus den kosmischen und sozialen Realitäten: so hören sie auf, sittlich im überlieferten Sinne des Wortes zu sein. Und an diesem bedenklichen Resultat ändert auch, wie es den Anschein hat, eine bedingte Teleologie, wie sie Leibniz lehrte, nichts, — eine Teleologie, die sich, worauf Mill hinweist, darauf beschränkte, die Welt, in der wir leben, die beste unter allen möglichen Welten zu nennen.

Es bliebe, um aus diesem Wirrsal herauszukommen, nur ein radikales

Mittel: die Umwerthung aller Werthe, wie es genannt worden ist. Statt der Wirklichkeit den Prozeß zu machen, wird er der Moral, unserer Moral, gemacht. Vielleicht stimmt die Rechnung nicht, weil wir falsche Werthe konstruiren, vielleicht stammt das Verlangen nach einer Theodicee nur daher. Mill hat ja unsere sozialen Regulative als Kunst der Natur entgegengestellt.

Vor dieser entscheidenden Wendung in der erschöpfenden Behandlung des teleologischen Problemes macht Mill, nachdem er im Einzelnen sich ihm genähert hat, Kehrt. Denn an den moralischen Werthen, wie sie sind, hält er fest. Ideen der Gerechtigkeit, des Wohlwollens, der Aufopferung individuellen zu Gunsten des allgemeinen Interesses sollen herrschen; der Mensch solle nie als Mittel, immer als Endzweck benutzt werden; der Fortschritt solle ein Besserwerden in diesem Sinne, kein Klüger- und Geschickterwerden, kein Fortschreiten über Andere hinweg sein: Das sind die festen Punkte in Mills Kritik der Teleologie. Anfänglich leitet ihn, wenigstens der Absicht nach, ohne Zweifel der Gedanke, daß der Verwirklichung unserer sittlichen Werthe kosmische und anthropologische Widerstände entgegenstehen — wie immer wir sie nennen wollen —; daß unsere Mittel, die sittlichen Werthe dem Leben einzuverleiben und es immer weiter in stets aufsteigender Linie über sich hinauszuführen, diesen feindlichen, in der Natur und im Menschen selber gelegenen Mächten gegenüber nicht ausreichen. Es wurde aber schon hervorgehoben, wie an diesem Punkt nothwendig die Kritik unserer sittlichen Werthe dazwischentritt. Erleiden sie vielleicht solche Widerstände, weil sie ganz oder zum Theil falsch sind? Oder gehören solche Widerstände gar, wie Fichte meinte, zu den Bedingungen des sittlichen Fortschrittes? Hätte Mill das Problem in dieser logischen Folge zu meistern gesucht, so hätte er der Reihe nach beweisen müssen: daß diese unsere höchsten sozialen Regulative, mit besonderem Einschluß der sittlichen Werthmaßstäbe, aus der Natur des gesellschaftlichen Organismus hervorgegangen sind; daß sie konstant sind, so weit sie auf den unveränderlichen Eigenschaften der menschlichen Einzelseele und den konstanten Bedingungen des Gemeinschaftlebens beruhen; daß sie veränderlich sind, so weit jene Eigenschaften und diese Bedingungen veränderlich sind; daß mithin nur diese Regulative und Imperative und keine anderen den theils instinktiv gefühlten, theils durch Ein- und Umsicht erkannten Bedürfnissen des sozialen Lebens angepaßt, also unsere neuerdings als Niedergangswerthe verhöhnten ethischen Grundsätze Anpassungprodukte an Natur und Gesellschaft sind. Aber freilich, so hätte er hinzufügen müssen, diese Anpassungprodukte seien nur die bestmöglichen und die vorhandenen anthropologischen und kosmischen Widerstände sorgten reichlich dafür, daß wir der Unzulänglichkeit dieser Anpassungprodukte uns bewußt bleiben und in keinem Augenblick das lähmende Gefühl ihres Abstandes vom Ideal verlieren. Darin liege es auch, daß wir immerfort gezwungen sind, sie als „künstliche" Produkte in einen Gegensatz zu den sogenannten natürlichen zu bringen, und daß wir im sittlichen Leben selbst des Erfolges nie froh, ja immerfort entmuthigt würden und niemals das Verlangen nach einer transszendenten Stütze unseres Werthsystemes unterdrücken könnten ... Ich halte es nicht für schwer, selbst oder gerade vom positivistischen Standpunkt aus diesen Beweis zu bringen. Aber Mill ist ihn uns schuldig geblieben, wenn seine ethische Abhandlung auch einiges Material dafür bietet. Dagegen deutet er an, wie er sich die transszendente Stütze denkt. Es ist bekannt, daß

der jüngere Mill, wie übrigens auch sein Vater, in seinen letzten Lebensjahren der Lehre des Manes zuneigte: wie in des Menschen Brust kämpften auch im Universum das Gute mit dem Bösen, das Licht mit der Finsterniß, vulgär ausgedrückt: Gott mit dem Teufel. Der moralische Dualismus wird so zur Eigenschaft des Universums. Der Gott, den Mill mit der positivistischen Deutung der Thatsachen in Natur und Geschichte für vereinbar hält, ist allgütig und allweise, aber nicht allmächtig: seine Macht hat an den Dämonen der Finsterniß eine Schranke. Immerhin für den Menschen ein Trost und ein Rückhalt, insofern er glauben darf, daß sein Werthsystem eine transszendente Stütze hat. Man könnte, da Mill Phänomenalist war, diesen Glauben auch so ausdrücken: Die Welt als Vorstellung (Erscheinung) hat zu ihrer transszendenten Ergänzung, gewissermaßen als geheimen Verbündeten, einen partiell guten Weltwillen.

Da er einmal so weit im metaphysischen Fahrwasser war, mußte er auch sein Verhältniß zu den positiven Religionen revidiren. Die Ueberzeugung, mit der Mill ins Leben trat, könnte man sehr gut mit Schopenhauers Worten (Ueber Religion, Philaletes:) „Die Religionen sind wie die Leuchtwürmer, sie bedürfen der Dunkelheit, um zu leuchten", umschreiben. Der Standpunkt hat sich in den Nachlaßschriften wesentlich geändert. Man wird sich erinnern, daß Mill, um die sittliche Kraft der Religionen zu beurtheilen, sich herbeigelassen hatte, das Kriterium ihrer „Ansichwahrheit", wenigstens zeitweilig, bei Seite zu stellen und sie auf ihren sozialen Nutzen hin zu prüfen. Aber noch 1859 wurde ihr Nutzen nicht sonderlich hoch angeschlagen; so heißt es zum Beispiel vom Christenthum in der Abhandlung über die Freiheit: sein Ideal sei ein negatives, es predige ein passives Verhalten, nämlich die Unschuld statt des Adels, die Enthaltsamkeit vom Uebel statt des energischen Verfolges des Guten; kurz, in seinen Lehren herrsche das Verbot „Du sollst nicht" vor dem Gebot „Du sollst" ungebührlich vor. Er ist inzwischen, jedenfalls in seiner letzten Schrift, dem Theismus gegenüber weit duldsamer geworden: Bain freilich nennt diese Duldsamkeit eine Konzession an die herrschende Theologie. Von Theologie, von der Anerkennung einer Wissenschaft von den göttlichen Dingen, der Möglichkeit eines Wissens um Gott mit Hilfe von Inspiration und Offenbarung, ist aber auch jetzt so wenig die Rede wie vordem; ihr gegenüber bleibt die Vernunftkritik (rational criticism) im Recht. Nur rechnet unser Philosoph dem Christenthum als ewiges Verdienst um die Menschheit an, das Ideal einer göttlichen Person in der Gestalt Christi geschaffen und als Maßstab und Muster für alle sittliche Vorzüglichkeit (standard of excellence and a model for imitation) Gläubigen wie Ungläubigen vor Augen gestellt zu haben. Es ist dieses Ideal eines Gottes, nicht der Gott der Juden oder der Natur, das nach Mill auch über den modernen Geist eine wohlthätige Herrschaft übt. Was immer sonst die Vernunftkritik am Christenthum zerstören mag, „Christus", ruft Mill aus, „bleibt uns: eine einzig dastehende Gestalt, seinen Vorgängern so unähnlich wie allen seinen Nachfolgern, sogar Denen, die sich des Vortheils seiner persönlichen Unterweisung erfreuten. Dieser Schätzung thut es keinen Eintrag, wenn man sagt, der Christus der Evangelien sei nicht historisch, und daß wir nicht wissen können, wie viel von Dem, was bewunderungwürdig an ihm ist, von seinen Anhängern hinzugefügt worden sei. .. Denn wer unter seinen Jüngern oder den von ihnen Bekehrten ist im Stande

gewesen, die Jesus zugeschriebenen Reden zu ersinnen oder ein Leben auszudenken und eine Persönlichkeit (character) zu gestalten, wie sie uns aus den Evangelien entgegentritt? Sicherlich nicht die Fischerleute aus Galiläa; und eben so wenig Sankt Paulus, dessen Charakter und Neigungen von ganz anderer Art waren; am Wenigsten jedoch die ersten christlichen Schriftsteller. Was von einem Schüler hinzugefügt und eingeschoben werden konnte, läßt sich aus den mystischen Theilen des Evangeliums Johannis ersehen, die dem Philo und den alexandrinischen Platonikern entlehnt und dem Heiland in den Mund gelegt werden, und zwar in langen Reden über sich selbst, wovon die anderen Evangelien nicht die leiseste Spur enthalten... Aber dem Leben und den Reden Jesu ist der Stempel des Tiefsinnes und eine so persönliche Originalität aufgeprägt, daß sie — wenn wir der müßigen Erwartung entsagen, wissenschaftliche Genauigkeit da zu finden, wo es auf etwas ganz Anderes abgesehen war — den Propheten von Nazareth, selbst in der Schätzung Derer, die an seine Inspiration nicht glauben, in die erste Reihe der erhabensten Männer stellen, deren unser Geschlecht sich rühmen darf... Berücksichtigt man schließlich noch, daß sogar für den Skeptiker immerhin die Möglichkeit bestehen bleibt, daß Christus wirklich Der war, für den er sich selbst ausgab —: nicht Gott, wohl aber der von Gott ausdrücklich mit der einzigen Mission betraute Mann, die Menschheit zur Wahrheit und zur Tugend zu führen: so dürfen wir sicherlich schließen, daß die Einflüsse der Religion auf den Charakter, die verbleiben werden, nachdem die Vernunftkritik ihr Aeußerstes gegen die Beweise der Religion gethan haben wird, der Erhaltung wohl werth sind und daß, was ihnen im Vergleich mit denen eines anderen, besser begründeten Glaubens an direkter Beweiskraft abgeht, durch die größere Wahrheit und Richtigkeit der Sittlichkeit, die sie sanktioniren, mehr als aufgewogen wird."

Man sollte meinen, mit diesem Idealbild sittlicher Vollkommenheit vor Augen, mit dieser Möglichkeit einer transszendenten Hilfe unserer sittlichen Bestrebungen im Rücken ließe sich leben, und der Zwang, die „Menschheit", Comtes „Grand-Être", zwar nicht als religiösen Gegenstand zu verehren, wohl aber im sozialen Handeln stets zu berücksichtigen, einigermaßen erklären. Das optimistische Lebens- und Glücksgefühl läßt sich freilich durch Raisonnement nie erzeugen und unserem Philosophen hatte das Geschick diese schönste Mitgift versagt. Aber wohl läßt sich der Optimismus durch Gründe als Lebensprinzip errichten. Das scheint nun erreicht. Erst hatten die Worte an den entscheidenden Stellen tragische Wucht; sie lassen spüren, wie schwer der Mann, der sie spricht, unter den Räthseln und Dunkelheiten des Lebens litt und wie sehr er sich nach einem Standpunkt sehnte, von dem aus es gestattet ist, sie ohne Beängstigung wahrzunehmen. Und nun? Die Abhandlungen sind nicht ganz abgeschlossen; so aber, wie sie vorliegen, fehlt ihnen die Kraft, zu beruhigen. So mächtig sich die Gedanken zum Schluß regen, so bewußt sie einer endgiltigen Klärung zustreben: immer bleibt ein Rest Ohnmacht zurück. Die Ruhe scheint erkünstelt, der Friede erzwungen. Man hat das Gefühl, Mill glaube und zweifle zugleich. Dieser Mangel haftet weniger an der Sache als an der Schranke seiner Natur: an jener äußersten Grenze des begrifflichen Denkens versagte seine Phantasie. Um als Metaphysiker überzeugen zu können, war Mill nicht Künstler genug.

Dr. Samuel Saenger.

Fleischbeschau.

Im Königreich Sachsen, in den meisten süddeutschen Staaten und in ungefähr vierhundert preußischen Städten besteht längst die entweder landesgesetzliche oder ortspolizeiliche Vorschrift, daß alles Schlachtvieh zweimal der Beschau durch Sachverständige unterworfen werden muß, ehe das Fleisch in den Verkehr gelangen darf: einer Beschau des lebenden Schlachtthieres unmittelbar vor der Schlachtung, einer zweiten Beschau des ausgeschlachteten Thierkörpers. Das selbe Prinzip sollte der dem Reichstag vorgelegte Entwurf eines Reichsgesetzes über die Fleischbeschau allgemein für alle Schlachtungen innerhalb des Reichsgebietes obligatorisch machen. Die Begründung der sanitären Nothwendigkeit doppelter Beschau ist in dem Gesetzentwurf sehr ausführlich gegeben. Es mag hier genügen, aus den Motiven zur Regirungvorlage die prägnantesten Stellen wiederzugeben.

> Seite 9: „Vielfach wird Fleisch von krank gewesenen Thieren unter Verschweigung dieser Herkunft in den Handel gebracht und zu dem gleichen Preise wie gesunde, vollwerthige Waare verkauft. Dadurch wird einerseits das kaufende Publikum benachtheiligt, andererseits liegt eine Schädigung der ehrlichen Vieh- und Fleischproduzenten vor, denen dadurch ein unlauterer Wettbewerb erwächst. Ein Schutz für vollwerthiges Fleisch bietet zugleich für die Landwirthschaft einen Ansporn, um durch sorgfältige Zucht und durch gute Fütterung und Pflege die Beschaffenheit und den Werth des Schlachtviehes zu erhöhen." Seite 8: „Der Konsument ist nicht in der Lage, sich selbst ausreichend zu schützen, da sich oft weder am Geruch noch am Aussehen und Geschmack die schädliche Beschaffenheit erkennen läßt, namentlich bei Fleisch, das bereits einer Bearbeitung unterlegen hat, wie Würste, Büchsenfleisch, Konserven und Dergleichen." Seite 10: „An Orten, wo eine ungenügende Fleischbeschau stattfindet, werden Fleischverarbeitungbetriebe errichtet, deren Erzeugnisse zur Gefahr für das gesammte Reichsgebiet werden." Seite 55: „Die Einführung einer allgemeinen Vieh- und Fleischkontrole liegt auch im Interesse des Fleischergewerbes, weil dadurch dem unlauteren Wettbewerb der Boden entzogen wird." Seite 13: „Nach dem Urtheil aller Sachverständigen erfordert eine zuverlässige Fleischbeschau, daß der Untersuchung der geschlachteten Thiere die Lebendbeschau vorangeht. Diese giebt Anhaltspunkte dafür, worauf bei der nachfolgenden Besichtigung des Fleisches besondere Aufmerksamkeit zu verwenden ist; sie erleichtert die Entscheidung über die Genußtauglichkeit des Fleisches." Seite 19: „Das Verbot der Beseitigung von Körpertheilen vor der zweiten amtlichen Beschau rechtfertigt sich damit, daß für die Erkennbarkeit einiger Krankheiten die Besichtigung bestimmter Körpertheile von großer Wichtigkeit ist, die für Genußzwecke in der Regel nicht in Betracht kommen und daher nach der Schlachtung entfernt werden. (Eingeweide, Gebärmutter u. s. w.)" Seite 40: „Auch dem Sachverständigen ist es in den meisten Fällen nicht möglich, am ausgeschlachteten Fleisch allein mit Sicherheit zu erkennen, ob es von einem gesunden Thiere herstammt. Hierzu ist eine Untersuchung des Thieres nicht nur vor und nach der Schlachtung

erforderlich, sondern auch die Ausdehnung der Untersuchung nach der Schlachtung auf sämmtliche Eingeweide ist unerläßlich, da die meisten Krankheiten ihren Sitz nicht im Muskelfleisch, sondern in den Eingeweiden haben, aber gleichwohl schädigend auf den Werth des Fleisches einwirken." Seite 53: „Die Lebendbeschau ist nöthig, weil manche Krankheitzustände sich überhaupt nur am lebenden Thier erkennen lassen."

Diese Proben aus der Begründung des Gesetzentwurfes werden genügen. Seit Jahren haben nun die Vertreter der Landwirthschaft und des großstädtischen Fleischergewerbes darauf gedrungen, daß die innerhalb des Deutschen Reiches nur zu etwa drei Vierteln, gegenüber dem Auslande aber gar nicht geltenden landesgesetzlichen und ortspolizeilichen Vorschriften durch ein Reichsgesetz ersetzt würden, das gleichartige Vorschriften für alle deutschen Produzenten und eben so gegenüber dem Ausland enthielte. Die Folgen der bisher ungleichartigen Behandlung waren je länger, desto deutlicher in Erscheinung getreten. Auf jährlich dreißig Millionen Mark beliefen sich die Verluste, die den Landwirthen und den Schlächtern in den kontrolirten Landestheilen aus der Konfiszirung minderwerthiger Schlachtthiere erwuchsen, während die Importeure in den selben Landestheilen unkontrolirtes Fleisch notorisch geringwerthiger und kranker Thiere zu Schleuderpreisen in den Verkehr bringen durften. Beispiele: Hackfleisch und knochenfreies Wurstgut für 25 Pfennige das Pfund; amerikanisches Wurstgut in Büchsen, enthaltend Fleisch für 28 Paar Würstchen, zu 35 Pfennigen einschließlich Verpackung. Amerikanisches Ochsenfleisch zur selben Zeit, wo es in New-York 90 Pfennige gilt, wird franko Hamburg zu 30 Pfennigen offerirt; Schweinefleisch drüben 65 Pfennige, zur selben Zeit frei Hamburg 30 Pfennige. Und wie wurde diese „überaus billige" Preisstellung möglich? Die amtlichen Untersuchungprotokolle über die chicagoer Fleischlieferungen für die amerikanische Armee haben darüber einiges Licht verbreitet. Beeidete Fleischinspektoren bekundeten, daß die Vieh- und Fleischbeschau in den großen Schlachthäusern der Herren Armour, Swift und Anderer lediglich pro forma funktionire und völlig werthlos sei. Schon das Zahlenverhältniß zwischen den wenigen Fleischschaubeamten und den täglich Zehntausende betragenden Schlachtungen erweise es. So weit aber, mehr zufällig, doch Beanstandungen und Konfiskationen vorkommen, sorgen die klug erdachten Dampfkessel mit doppeltem Boden, in denen die Verarbeitung der Kadaver zu technischen Zwecken erfolgen soll, dafür, daß diese ungehindert ihren Weg in die Konservenbüchsen finden. Die Rinderhandelsmarke „Büchsenthiere" ist eine offizielle Marke in den Viehpreislisten; sie umfaßt nur die durch Hunger oder Krankheiten abgemagerten Thiere der niedrigsten Preisklasse. „Mehr Truppen als durch die Kugelbüchsen der Spanier habe ich durch die Fleischbüchsen aus Chicago verloren": so klagte ein amerikanischer Kommandant im amtlichen Bericht über die dortige Verpflegung.

Alexander M. Winter, der Jahre lang Geschäftsführer und Instruktor bei den größten Fleischversandfirmen Chicagos (Armour, Swift u. A.) war, gab im Jahre 1893, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hatte, in einem sehr theuren Buche seine dort gesammelten Erfahrungen als Rezeptensammlung heraus. Da liest man unter Anderem: „Rezept Nummer 13, Prozeß zur Geruchlosmachung von Schmalz, Oel, Talg und Fett." Dazu gebraucht man übermangansaures und chromsaures Kali, Soda, sechsundsechziggradige Schwefelsäure u. s. w. Wörtlich heißt es dann weiter: „Gerade an dieser Stelle würden, glaube ich, ein paar Worte über

den Gebrauch und die Behandlung solcher Schweine, die an einer Krankheit gestorben sind, am Platze sein. Es mag den kleineren Packern in den Kleinstädten nicht bekannt sein, in welchem bedeutenden Maße derartige Thiere bei der Fabrikation billiger Schmalzsorten gebraucht werden. In den Kleinstädten und auf dem Lande werden solche Thiere gewöhnlich verscharrt. Sie können allgemein von den Landwirthen für das Wegholen gratis in Empfang genommen werden. Man lege sie in einen Kessel und koche die Kadaver gründlich ab. Nach dem Abkochen lasse man Alles sich gut setzen; dann schöpfe man das Schmalz ab und behandele es so, wie im Rezept Nr. 13 angegeben worden ist. Das Produkt wird ein vorzüglich klares und geruchloses Schmalz sein. Wenn man bedenkt, daß ein in dieser Weise behandeltes 300 Pfund schweres Schwein 130 Pfund Schmalz ergiebt, das zu 6 Cents per Pfund verkäuflich ist, so ist es doch einleuchtend, daß es sich lohnt, sich um diesen Geschäftszweig zu kümmern. Bei der Behandlung solcher Thiere muß aber große Vorsicht geübt werden. Ich habe sie auf der Plattform der Union-Viehhöfe in Chicago bis zur doppelten Größe ihres natürlichen Umfanges angeschwollen und aufgeplatzt liegen sehen. Die Thiere dürfen stets nur mit Haken oder Handschuhen angefaßt werden. Sobald sie mit bloßen Händen berührt werden, an denen sich nur die kleinsten Kratzwunden oder offene Stellen befinden, erfolgt beinahe sicher stets Blutvergiftung."

Deutsche Leser werden vielleicht sagen: Dieser Herr Winter ist ein von den Agrariern gedungener Spaßvogel; oder mindestens: Er war ganz allein und auf eigene Faust so ein Aasvogel. Diesen Deutschen empfehle ich die Thatsache zur Beachtung, daß Herrn Winters Buch noch im Jahre 1898 vom National Provisioner, allerdings unter Weglassung der ärgsten Schweinereien, reproduzirt worden ist; der National Provisioner ist das leitende Organ der Fleischindustrie Chicagos. In dieser Reproduktion findet man das „Rezept Nr. 13" wörtlich wieder, nur die nähere Begründung, die Winter gab, ist weggelassen. Die Sammlung enthält auch das Rezept: „Schmalzmischung" (für Kochzwecke):

20 Pfund geruchlos gemachtes Schweinefett (Rezept 13)
10 Pfund Talg
10 Pfund Stearin
60 Pfund Baumwollöl

Zusammen 100 Pfund Kochschmalz.

Für den Zweck der Beweisführung, die ich dem Leser hier am Schluß bieten will, muß ich noch einer anderen, in Amerika weitverbreiteten Nahrungmittelfälschung kurz gedenken; sonst weichen des guten deutschen Michels Zweifel an dem hier behaupteten Umfange dortiger Betrügerpraxis doch noch nicht. Ich citire also wörtlich nach den amtlichen Protokollen der Versammlungen des amerikanischen Senats, Jahrgang 1898.

Congressional Records, 1898, Seite 5346, Senator Mason: „Es giebt kein civilisirtes Land in der Welt, in dem die Regirung so wenig für den Schutz der Konsumenten an Speise und Trank thut wie in Amerika . . . Das Weizenmehl ist der Gegenstand der ungeheuerlichsten Verfälschung (durch gemahlene weiße Thonerde und chemisch gebleichtes Maisstärkepulver); ungefähr 75 bis 80 Prozent des Mehles, das verkauft wird, ist verfälscht." Dann werden in der Senatssitzung beeidete Protokolle, chemische Analysen, Eingaben der großen amerikanischen Müller-

verbände verlesen, die um gesetzgeberischen Schutz gegen diese Verfälschungen bitten. Ich gebe nur wenige Stichproben aus diesen Protokollen. Frank W. Powers bekundet: „Die tägliche Leistung der Mühle war zweihundert Tonnen Mehl, die aus dem schlechtesten Mais hergestellt wurden, den man erlangen konnte. Ich habe oft Mais in einem so schlechten Zustande in die Mühle bringen sehen, daß er aus den Karren mit Pickäxten, Schaufeln u. s. w. herausgegraben werden mußte . . . Die beiliegende Zeichnung ist eine Darstellung der Maschinen, die zur Verarbeitung solchen Maises dienen. A ist eine Pumpe, die reine Luft nach dem Schwefelbrennofen B bläst; hier wird die Luft mit Schwefeldämpfen geschwängert und dann durch die Röhre C nach der Cisterne getrieben, die mit den durch heißes Wasser genäßten Maiskörnern gefüllt ist. Hier wird der Mais von den Schwefeldämpfen völlig durchdrungen. Der Zweck ist, Hülsen und Kern weich zu machen und zugleich die Stärke zu bleichen, da es sich allgemein um unreinen Mais handelt . . . Nachdem die Masse sich gelagert hat, wird die Stärke getrocknet und pulverisirt in den Handelsverkehr gebracht; sie ist voll mit Schwefelsäure geschwängert. Meine Erfahrungen und Beobachtungen ergeben, daß die Gesundheit der Arbeiter in diesen Maismehlfabriken durch den beschriebenen Vorgang ernstlich gefährdet ist. Diese üblen Folgen äußern sich noch bei den Packern, die keine Hand an die Verfertigung der Stärke legen. Der Verlust ihrer Gesundheit erfolgt lediglich durch die Inhalation des durch die Schwefelsäure vergifteten Stärkestaubes."

Senator Mason: „. . . Diese Protokolle zeigen, auf welche Weise die Schwefelsäure in den Handelsartikel (Maisstärke) hineingelangt, der dann zur Verfälschung des Weizenmehles dient . . . Ich werde dem Senat auch die Cirkulare und Annoncen der angesehenen christlichen Gentlemen vorlegen, die hunderttausende Pfunde Mineraline — gemahlene Steine und pulverisirten Thon — als Fälschungsubstanz für Mehl verkaufen. Diese Mineraline wird in großen Mengen verkauft, nicht nur, um die Farbe des Mehles heller erscheinen zu lassen, sondern auch, um das Gewicht des Mehles zu erhöhen . . . Dieser Thon wird in großen Mengen in Nord-Karolina hergestellt; er wird gemahlen, so daß er dem Mehl gleicht . . . Zu einem erstgradigen Mehl kann man bis 18 Prozent Thon hinzuthun und man kann es mit bloßem Auge nicht entdecken. Es bedarf eines guten Chemikers, um es zu analysiren und festzustellen, wie viel Thon darin ist. Zu den geringen Mehlsorten kann man 20 bis 25 Prozent Thon beimischen."

Berichte der Müllerverbände: „. . . Die Mehlverfälschung ist seit zwei Jahren allgemein geworden. Alle Mühlen werden dazu gezwungen oder müssen ihr Geschäft aufgeben. Die legitime Herstellung von Mehl ist dadurch lahmgelegt worden und sogar Die, die schon mischen, werden durch die steigende Konkurrenz gezwungen, immer stärker zu fälschen, um den durch die Konkurrenz reduzirten Preisen nachzukommen. . . . Wir brauchen ein Gesetz, das der Welt kundgiebt, daß es in Amerika wenigstens ein Nahrungmittel für den Export giebt, das unverfälscht ist."

Senator Mason: „. . . Es ist Thatsache, daß man 100 Pfund Weizenmehl heute beinahe zum selben Preise kaufen kann, wie 100 Pfund Weizen kosten. Einfach, weil das Mehl so, wie hier nachgewiesen wurde, gefälscht wird . . . Das Hartbrod (Schiffszwieback), das an die Regirung unserer Vereinigten Staaten für ihre Soldaten verkauft wird, ist aus gefälschtem Mehl gemacht, das der Regirung als gutes Mehl verkauft wird. Ich kann es dem Senat beweisen, daß dieses Mehl

nicht nur mit Schwefelsäure und künstlichem Mehl, sondern auch mit weißem Thon gefälscht wird; die Lieferungverträge der Regirung werden auf solche Weise erfüllt. Warum sollte man auch nicht? Warum sollten die Händler diese Erde nicht an die Regirung verkaufen, wenn sie sie doch dem Volke der Regirung verkaufen dürfen?... Es giebt vielleicht Leute, die da meinen, daß das Thonessen gesund sei; ob es aber gesund ist oder nicht: ich, als Konsument, habe das Recht, zu wissen, ob ich Weizenmehl kaufe oder Thon ... Es giebt vielleicht nur eine solche Mehlfabrik in Chicago, aber es giebt dort zwei Millionen Menschen, die ein Recht haben, zu wissen, daß, wenn sie in einen Laden gehen, um Mehl zu kaufen und dafür zu bezahlen, der Mischer oder Fabrikant sie nicht anlügt und ihnen Etwas, das weniger werth ist, verkauft, nur, weil es eben so wie Weizenmehl aussieht."

Die Bemühungen des Herrn Mason und seiner Genossen waren bisher ohne Erfolg. Die Händler üben einen mächtigeren Einfluß auf die für immer steigenden billigen Export besorgte Regirung; und Fleisch und Mehl repräsentiren eben den Haupttheil des amerikanischen Exportes. Eine Zeit lang schien es aber, als ob wenigstens die Importländer, namentlich Deutschland, sich gegen so appetitliche Waaren absperren wollten. Die beiden Reichskanzler Caprivi und Hohenlohe stellten gegenüber den im Reichstage früher wiederholt gegebenen Anregungen auf Erlaß eines Reichsgesetzes über das Verbot der Einfuhr unkontrolirten Fleisches sich auf den Standpunkt: es sei Sache der Landesregirungen, erst mit Einzelgesetzen über die Fleischbeschau vorzugehen. Nur, wenn in allen Einzelstaaten solche Gesetze beständen, sei ein Einfuhrverbot von Reiches wegen handelspolitisch zulässig. Darauf wurden solche Gesetze in allen mittel- und süddeutschen Staaten erlassen, so daß zuletzt im preußischen Hause der Abgeordneten im Mai 1897 die Regirung erklärte: nun fehle im Wesentlichen nur noch Preußen. Hier solle dieses Gesetz noch im laufenden Jahre (1897) zu Stande kommen, dann werde die Reichsregirung sofort gegen das Ausland einschreiten. Trotz dieser Zusicherung kam aber, ohne daß die Vorlage erschien, das Jahr 1898 heran. Inzwischen waren für das inländische Gewerbe die Benachtheiligungen durch die theilweise schon durchgeführte Beschau immer größer geworden, weil das Inlandsgewerbe zu Gunsten des unkontrolirten Auslandes mehr und mehr konkurrenzunfähig gemacht worden war, ohne daß durch die inländische Beschau ein wirklicher Schutz der Konsumenten eintrat, da ja die Verkehrsfreiheit der ausländischen Waaren durch das ganze Reichsgebiet ungehindert fortbestand.

So brachten im April 1898 die Abgeordneten Ring und von Mendel im Abgeordnetenhause erneut den Antrag ein: „Die Staatsregirung möge nunmehr sofort, noch in der laufenden Tagung, den bezüglichen Entwurf für Preußen dem Hause zur Beschlußfassung vorlegen."

Dieser Antrag wurde — Das wollen die heute so entrüsteten Händlerblätterleiter und im Reichstage die Herren um Rickert und Richter sich doch ganz besonders notiren — vom Hause einstimmig angenommen. Auch die Linke des Abgeordnetenhauses war dabei vollzählig vertreten und über die Anschauung, die damals auch bei diesen Herren herrschte, giebt am Besten die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede des Abgeordneten Virchow Auskunft, der ganz ausdrücklich erklärte: er wolle, wenn einmal schon ein ungleiches Maß in der Kontrole beliebt würde, dann doch lieber das gesündere heimische Fleisch vom nächsten Dorf hereinlassen als das notorisch gefährlichere ausländische Fabrikat.

Gegenüber dieser im April 1898 noch bei allen Parteien des Hauses herrschenden völligen Einmüthigkeit war es ein überraschender Vorgang, als in der Sitzung der Reichskanzler Fürst Hohenlohe sich erhob, um die in vollem Widerspruch zu den Jahre lang vorangegangenen amtlichen Auskünften stehende Erklärung abzugeben: durch die Landesgesetzgebung sei die Sache nicht zu machen. Die Fleischbeschau und das Einfuhrverbot unkontrolirter Waaren könnten nur durch ein Reichsgesetz ausgesprochen werden. Ein solches Gesetz werde im nächsten Jahr dem Reichstag unterbreitet werden. Und wörtlich:

> „Selbstverständlich werden gegenüber der ausländischen Einfuhr von Fleisch mindestens gleichwerthige hygienische Vorsichtmaßregeln zur Anwendung gelangen wie gegenüber den inländischen Erzeugnissen“.

So hatte die vor dem Aerger der Yankees bangende und für die hamburgischen Rhederinteressen so besorgte Regirung abermals eine einjährige Frist erzielt. Das Jahr verging, aber Niemand hörte Etwas von dem neuen Reichsgesetz. So liefen die Parteien — wohlverstanden: alle, gemeinsam — erneut Sturm; und endlich, im März 1899, erschien der Entwurf des Reichsgesetzes im Reichstage. Und wie sah er aus? Es war wirklich zum Lachen und die Redner wiederum aller Parteien, auch der Linken, haben ihn damals weidlich belacht. Für den Gesetzentwurf war nämlich der größte Theil dem Material entnommen worden, das bereits zu einem älteren preußischen Gesetzentwurf verarbeitet worden war, der die einmüthige Forderung aller Parteien auf Ausschluß des unkontrolirten ausländischen Fleisches verwirklichen sollte. So lautete daher die Begründung, aus der vorhin einige Stichproben wiedergegeben wurden, durchweg für ein Verbot aller ausländischen Fleischeinfuhr.

In der Reichsregirung hatte man sich nun die Arbeit sehr bequem gemacht: man hatte den preußischen Entwurf beibehalten, darin nur die Verbotsparagraphen durch Erlaubnißparagraphen ersetzt und für diese Erlaubnißparagraphen eine besondere Begründung in die Motive hineingeflickt. So ergab sich der köstliche Spaß, daß in dem selben amtlichen Aktenstück zu lesen war auf Seite 10: „Das Bedürfniß einer gleichmäßigen Regelung der Fleischkontrole hat sich in neuerer Zeit namentlich gegenüber den ausländischen Erzeugnissen in empfindlicher Weise geltend gemacht. Die Beschaffenheit des ausländischen Fleisches läßt erkennen, daß es vielfach an einer ausreichenden Kontrole des Exportfleisches mangelt. Selbst durch die den ausländischen Exportsendungen beigegebenen amtlichen Untersuchungatteste wird die Unschädlichkeit der Waaren nicht gewährleistet. Auch geben nicht selten die Mittel zu gesundheitlichen Bedenken Anlaß, die im Auslande zur Haltbarmachung des Fleisches angewendet werden.“ Und auf Seite 23: „Vom Auslande kommen Fleischzubereitungen in den Verkehr, bei denen eine Gefahr für die menschliche Gesundheit nicht mehr befürchtet zu werden braucht, da das Fleisch durch hohe Hitzegrade beim Abkochen oder Abdämpfen unschädlich gemacht wird. Solche Waaren können von der Untersuchung befreit bleiben oder leichteren Bedingungen unterworfen werden. Zum Beispiel wird man es hier bei der gelegentlichen Untersuchung von Stichproben einzelner Handelsmarken oder bei äußerer Besichtigung (der Büchsen u. s. w.) bewenden lassen können.“ Auch den Liberalen war bei der Debatte über diesen Gesetzentwurf dieser Spaß der Regirung zu arg. Man lese in den vorjährigen Verhandlungen die Reden dieser Herren nach: Alle waren mit den Rednern der Rechten

darüber einig, daß es die heimischen Produzenten aufs Tiefste verletzen müsse, wenn — auf Grund der vorhin hier citirten Motive — das heimische Schlachtvieh gesetzlich einer doppelten Kontrole unterworfen werden solle, das notorisch vielfach schädliche ausländische Fleisch aber nach dem Belieben des Bundesrathes gar nicht untersucht zu werden brauche.

Gegenüber dieser einmüthigen Verurtheilung ihres Gesetzentwurfes wagte die Regirung eine Vertheidigung überhaupt nicht. Der Entwurf gelangte in die Kommission und hier wurde unter Zustimmung aller Parteien ein unbedingtes Einfuhrverbot für alle Fleischzubereitungen ausgesprochen, für frisches Fleisch aber eine auf nur zwei Jahre bemessene Uebergangsfrist festgestellt, nach deren Ablauf auch die Einfuhr frischen Fleisches verboten sein sollte. Dieser vorjährige Kommissionbeschluß hat damals nirgends Anfechtung erfahren. Die Presse achtete ihn als das Ergebniß völliger Uebereinstimmung aller Parteien. Nur die Reichsregirung setzte alle Hebel an, um die zweite Lesung des Gesetzes hinauszuzögern. Sie machte bei den Parteiführern geltend: man wolle nur die gerade obwaltenden diplomatischen Differenzpunkte mit England und Amerika (Samoa!) erst beseitigen; man solle doch gerade in dieser an sich schon schwierigen Situation nicht neue Schwierigkeiten mit dem Auslande schaffen; in Jahresfrist werde die Situation für die Erfüllung der Anträge günstiger sein. Es gelang ihr leider: die maßgebenden Herren willigten in die Verschleppung; und, was noch bedauerlicher ist, sie willigten jetzt bei der endlich herbeigeführten zweiten Lesung des Gesetzes in eine prinzipiell unzulässige weitere Abbröckelung des dem Gesetze zu Grunde liegenden Prinzipes. Man gestattete die Einfuhr auch von Schinken, von verfälschtem Schmalz — statt der früher geforderten Prüfung der Reinheit des Schmalzes — und man verdoppelte die Uebergangsfrist für frisches Fleisch von zwei auf vier Jahre.

Nun sollte man denken, daß diese gegenüber der im Vorjahr unbeanstandet gebliebenen schärferen Fassung jetzt sehr gemilderte Fassung zweiter Lesung erst recht unbeanstandet hätte bleiben sollen. Das war auch vierzehn Tage lang der Fall. Da plötzlich brach in den Blättern, die mit dem Auswärtigen Amt Fühlung unterhalten, urplötzlich ein Sturm los, als stünde das wehrlose Deutsche Reich unmittelbar vor der kaum noch vermeidbaren Gefahr, von den Yankees verschlungen zu werden. Deutschlands gesammter Außenhandel beruhe auf der Gnade oder Ungnade der Amerikaner und deren Gnade oder Ungnade wiederum beruhe auf der Fassung des deutschen Fleischbeschaugesetzes. So der Jammer in der vom Auswärtigen Amt inspirirten Presse. Und wieder anders, weil auf die großen Massen wirksamer, der Jammer in der kleinen liberalen Presse: Die Ernährung des Volkes ist bedroht, Hunger oder doch sehr erhöhte Fleischpreise müssen die unausbleibliche Folge der ‚agrarischen‘ Kommissionbeschlüsse sein.

Gelogen muß nun mal werden; so ists den Leuten egal, wie viel sie lügen. Der Reichstag hat mit rund 200 gegen 80 Stimmen, also mit einer Mehrheit, die das Doppelte der Zahl der Agrarier beträgt, die Kommissionbeschlüsse in der zweiten Lesung gutgeheißen. Nur die Sozialdemokraten und die selben Freisinnigen, die zweimal im preußischen Abgeordnetenhause und voriges Jahr auch noch im Reichstage absolut auf diesem „agrarischen“ Boden standen, haben jetzt unter dem Druck der Händlerpresse ihre eigene bessere Ueberzeugung geopfert. Die Nahrungfrage erledigt am Schnellsten der Hinweis, daß weder von der Regirung noch von

den Freisinnigen oder Sozialdemokraten auch nur der Versuch einer Widerlegung der ihnen entgegen gehaltenen Statistik gemacht worden ist, die es beweist, daß die sofort zu verbietende Einfuhr zubereiteten Fleisches ein Prozent und die nach vier Jahren zu verbietende Einfuhr frischen Fleisches wiederum nur ein Prozent des gegenwärtigen deutschen Fleischkonsums beträgt. Ferner: daß die heimische Fleischproduktion in den letzten fünfzehn Jahren um fünfundvierzig Prozent, jährlich durchschnittlich also um drei Prozent, gewachsen ist und noch fortdauernd wächst, während die durchschnittliche Volksvermehrung nur ein Prozent beträgt. Ganz selbstverständlich könnte bei dieser nachgewiesenen Relation zwischen Produktion, Konsum und Einfuhr von einer drohenden Noth selbst dann nicht die Rede sein, wenn, was von der Händlerpresse wiederum dreist erlogen wird, die Grenzen für lebendes Schlachtvieh wirklich gesperrt wären. Thatsächlich sind diese Grenzen für die Hauptproduzenten lebenden Schlachtviehs, für Dänemark und Oesterreich-Ungarn, aber geöffnet. Die Einfuhr lebenden Schlachtviehs von dort ist nur deshalb zurückgegangen, weil auch der dänische und österreichische Viehzüchter mit den in Deutschland angebotenen amerikanischen Pökelleichen nicht mehr konkurriren kann. Die deutsche Landwirthschaft vertritt den Satz, daß ein wirklich sich erforderlich erweisender Einfuhrbedarf an Fleisch nicht in Form unkontrolirbarer Fabrikate hereingelassen werden solle, sondern lediglich in Form lebender Schlachtthiere, die der selben doppelten Untersuchung unterworfen werden können wie inländische Schlachtthiere. Das ist dann wenigstens ehrliche Konkurrenz.

Inzwischen wird für den Nachweis der heutigen Lage zwischen Angebot und Nachfrage auf den heimischen Viehmärkten die folgende Zusammenstellung dienen, die ich jedem Zweifler gegenüber auf beliebig viele Monate zurück noch zu vervollständigen mich erbiete. Der amtliche Bericht der städtischen Marktbehörde vom berliner Centralviehmarkt vom achtundzwanzigsten Februar lautet: „Vom Rinderauftrieb blieben etwa 100 Stück unverkauft. Der Kälberhandel gestaltete sich gedrückt und schleppend; es wird kaum ausverkauft. Bei den Schafen fand nur ungefähr die Hälfte des Auftriebes Absatz. Der Schweinemarkt verlief langsam und wird kaum geräumt.“ Aehnlich wie dieser amtliche Bericht der städtischen Behörde, lauten auch fortgesetzt die von der Centralstelle für Viehverwerthung ausgegebenen Berichte über die anderen Hauptviehmärkte Deutschlands. Zum Beispiel der jüngste Bericht aus der letzten Februarwoche:

			Rinder	Kälber	Schafe	Schweine
Berlin,	24.	Februar	langsam	langsam	ruhig	ganz ruhig
Breslau,	26.	„	ruhig	ruhig	ruhig	gedrückt
Magdeburg,	23.	„	mittelm.	mittelm.	mittelm.	langsam
Dortmund,	26.	„	langsam	langsam	mittelm.	mittelm.
Köln,	26.	„	schleppend	zieml. lebh.	ruhig	still
Frankfurt a. M.,	26.	„	gedrückt	gedrückt	gedrückt	gedrückt
Dresden,	26.	„	schlecht	schlecht	langsam	schlecht
Leipzig,	26.	„	langsam	langsam	langsam	langsam
Zwickau,	26.	„	langsam	langsam	langsam	langsam
Hamburg,	26.	„	unverändert	flau	unverändert	flauer
Stuttgart,	24.	„	flau	gut	—	flau

Da will im Ernst Jemand behaupten, der Wegfall eines Prozentes ausländischen

Fleischangebotes könne diese flaue Marktlage in eine Fleischnoth wandeln? Nur Narren oder Böswillige können solche Meinung vertreten.

... Die Agrarier wollen, so liest man in der Händlerpresse, auf dem Umwege über dieses sanitätpolizeiliche Fleischbeschaugesetz ihre wirthschaftlichen Ziele erreichen und sie betrachten den Kampf um dieses Gesetz als eine Probe für die Entscheidung der späteren Kämpfe um die Handelsverträge. Darin liegt Wahres und Falsches. Auch sanitätpolizeiliche Maßregeln haben natürlich wirthschaftliche Wirkungen; und wir sind nicht so feig, es nicht offen auszusprechen, daß es uns wirthschaftlich absolut nicht paßt, bei sauberer Fütterung und sorgfältiger Zucht gesunder Schlachtthiere in Konkurrenz treten zu sollen mit Fabrikaten, die nach den Rezepten des Herrn Alexander M. Winter in Chicago aus verreckten Schweinen hergestellt werden. Erst wenn sich ein deutscher Produzent aus anderem gewerblichen Gebiete, ein Industrieller oder Kaufmann, der diesen Aufsatz liest, mit der Behauptung bei mir melden würde, er könne meine Meinung hierüber nicht theilen, will ich sie einer Revision unterwerfen. Inzwischen aber möchte ich betonen: so furchtsam ist die deutsche Landwirthschaft, trotz den nun schon Jahre lang vergeblichen Kämpfen mit der Regirung, doch noch nicht geworden, daß sie nur heimlich noch und auf dem Umwege sanitärer Gesetze ihren wirthschaftlichen Zielen nachzustreben wagt. Unser Verhalten bei den kommenden rein wirthschaftlichen Kämpfen wird Das erweisen. Aber ganz richtig ist die Meinung: daß der Kampf um das Fleischbeschaugesetz uns als kleine Vorprobe künftiger Kämpfe gilt. Denn wir sind klug genug, um zu wissen: wenn schon ein solches sanitäres Gesetz, dessen absolute Berechtigung auch bei der Regirung außer allem Zweifel steht, so weit logisches Denken dort obwaltet, und dessen Berechtigung noch bis vor Kurzem bei allen Parteien anerkannt war, — wenn ein solches Gesetz jetzt aus Furcht vor den Drohungen des Auslandes und der lieben Seefahrerei zu Liebe von der Regirung verweigert werden würde, dann wäre die Sinnesart der Regirenden zu klar erwiesen, als daß unter den Vertretern der Landwirthschaft noch irgend ein Vertrauensseliger dafür sich fände, mit dieser Regirung in der bisherigen Weise weiter „zu fechten“.

Edmund Klapper.

Eine Schweizerpille.

Die Schädigung deutscher Gläubiger durch die Verstaatlichung der schweizerischen Eisenbahnen, deren Aktien sie besitzen, erhält allmählich den nothwendigen „Rechtsboden“, auf dem künftig skrupellos weiter gebaut werden kann. Die Bilder dieses Schauspieles wechseln; die Tendenz aber ist die selbe geblieben, die schon in der ersten Botschaft des schweizerischen Bundesrathes vom fünfundzwanzigsten März 1897 zum Ausdruck kam. Die hier aufgestellten drakonischen Grundsätze wurden gleichsam entschuldigt durch den kühlen Hinweis, daß sich die Aktien der Bahnen meist im Besitz von Ausländern befänden. Die guten Deutschen hatten willig ihr Geld dem schweizerischen Bahnbau zur Verfügung gestellt, sich damit aber des Einflusses auf die Verwaltung der Verkehrsmittel fast völlig begeben; sie erwarteten von der Loyalität des Bundesrathes, stets nach Recht

und Billigkeit behandelt zu werden. Dieses naive Vertrauen wurde grausam getäuscht. Erst bei Besprechungen über die Finanzirung einer untergeordneten Bahn, der Thun-Lötschberg-Visp-Eisenbahn, merkte der deutsche Geldmann schaudernd: in allen schweizerischen Eisenbahnkonzessionen fehlt die nothwendige Bestimmung, daß die staatliche Rückkaufsentschädigung in keinem Falle geringer sein dürfe als die ursprünglichen Baukosten. Die Bundesregirung wollte beschwichtigen; die Bestimmung sei im Staatsinteresse weggeblieben, damit nicht in der Hoffnung auf Verstaatlichung ganz unrentable Linien gebaut würden. Nun baut man aber bekanntlich Banhen nur, um daran zu verdienen, nicht, um sie vielleicht einmal zum Selbstkostenpreis loszuschlagen. Aber das Unglück war einmal geschehen und der Staat stand auf seinem Schein. Er bot, als das Eisenbahn-Rückkaufsgesetz durch die Volksabstimmung vom zwanzigsten Februar 1898 angenommen war, den schutzlosen Aktionären nur einen Theil ihrer Aktienwerthe, mitunter kaum zwei Drittel, als Abfindung und übernahm die Eisenbahnen, „deren Erwerb ohne unverhältnißmäßige Opfer erreichbar" war. Eine Unzahl von Rechtszwisten über die auf den Bund übergehenden Pflichten bildet den Gegenstand von Prozessen, die sich nun schon seit Jahren hinschleppen und, so weit über einzelne Ansprüche von den schweizerischen Gerichten bereits entschieden ist, ein lehrreiches Beispiel dafür bieten, wie schutzlos in einem Kulturstaat der Fremdling ist.

Die Erbauer der Bahnen fordern, daß ihnen der Bund das Anlagekapital oder das Vielfache des Reinertrages nach dem Nominalwerth oder Ertragswerth des Aktienkapitals vergüte und die konsolidirten oder investirten Anleihen abnehme; und sie bezeichnen diese Berechnung des Rückkaufspreises als einen den Konzessionen entsprechenden Modus. Diese Auffassung ist vom schweizerischen Bundesgericht endgiltig zurückgewiesen und die Ableitung einer nothwendigen Uebernahme der Anleihen aus den Konzessionen abgelehnt worden. Res judicata! Von einem Einfluß des Rückkaufes auf die Anleihen kann also nicht mehr die Rede sein. Allein damit ist ein Uebergang der Anleihen auf den Bund als Schuldner auf anderer Grundlage keineswegs ausgeschlossen. Darf auch die einfache Uebernahme der Anleihen nicht mehr als Bestandtheil der Rückkaufsleistung des Bundes hingestellt werden, so ist doch ein Uebergang der von den Bahnen aufgenommenen Anleihen unter Anrechnung auf den nach den bundesgerichtlichen Urtheilen berechneten Rückkaufspreis sehr wohl statthaft. Das wurde in den Berathungen des Bundesgerichtes von mehreren Seiten ausdrücklich anerkannt. Die für die deutschen Geldgeber wichtige, noch unbeantwortete Frage lautet: ob nicht doch der Rückkauf der Bahnen den Uebergang der Obligationenschulden und deren Uebernahme durch den Bund unter Anrechnung auf die Rückkaufsentschädigung zur Folge haben könne oder müsse. Vor der Beantwortung dieser Frage muß man bedenken, daß im Augenblick der Verstaatlichung die Eisenbahngesellschaften ihre Existenz und ihre Machtstellung als anerkannte Rechtssubjekte verlieren, da ihnen die Konzessionen entzogen werden. Damit erlischt auch die Fähigkeit, als Eisenbahngesellschaften im eigentlichen Sinn Gläubiger und Schuldner zu sein. Sie hören auf, zu bestehen, während ihr Substrat in Gestalt der Eisenbahnanlage weiter fortbesteht. Die Beziehung zwischen der Bahn als Anlage und der Gesellschaft als Persönlichkeit wird aufgehoben. Was folgt daraus für den Bund, der die Anlage erwirbt? Ersetzt er die Gesellschaft in

ihrer rechtlichen Existenz? Und innerhalb welcher Grenzen tritt er in ihre Rechtsstellung ein? Mit dem Rückkauf beginnt der Uebergang vom Gesellschaftbetrieb zum Staatsbetrieb. Wie bisher die Gesellschaft, so besorgt nun der Bund das Eisenbahnwesen und leistes Alles, was bisher die Gesellschaften dem Verkehr geleistet haben. Die Gesellschaften verlieren mit dem Rückkauf das Recht zum Betrieb der zurückgekauften Bahnstrecken. Sie erhielten dieses Recht durch die Konzessionen; in ihnen wurde den Gesellschaften die Befugniß zum Betriebe unter Rechtsschutz zugesichert, jedoch mit Einschränkungen, von denen eine der wichtigsten das staatliche Rückkaufsrecht ist. Macht der Staat von diesem Recht Gebrauch, so erlöschen die Konzessionen natürlich. Es giebt dann keine Eisenbahngesellschaften mehr. Ihre bisherige Funktion ist eben auf den Staat übergegangen.

In den Konzessionen haben ferner die Gesellschaften die Pflicht übernommen, dem Staat beim Rückkauf alle Einrichtungen zu übertragen, die für die Ausübung des Betriebes der Bahn durch den Staat erforderlich erscheinen. Die Gesellschaften haben bei der Ertheilung der Konzessionen mit der Befugniß zum Monopolbetrieb auch das Recht erhalten, sich alle zum Betrieb des Bahngewerbes nothwendigen Mittel zu schaffen, zum Beispiel auch das Zwangsenteignungrecht, so weit die Anlage der Bahn es forderte. Eben so haben sie den Staat nach dem Rückkauf mit den Einrichtungen auszurüsten, die die Bahn für den Betrieb braucht. Ja, sie haben sich sogar verpflichtet, dafür zu sorgen, daß der Staat in jedem Falle ein durchaus betriebsfähiges Objekt erhält, und sie haben dieses Objekt unter eigener Verantwortung zu liefern. Die Pflicht zur Uebertragung der ganzen Bahnanlage ist also eng mit dem Erlöschen der Konzessionen verknüpft und der Staat hat sich den Rückkauf gar nicht anders gedacht als zu dem Zweck, Nachfolger im Bahnbetriebe zu werden; diesem Zweck ist die ganze Operation angepaßt. Daraus ergiebt sich eine Gesammtnachfolge des Staates im ganzen früheren Machtbereich der Bahnen. Das erkennen auch die dem Bunde erstatteten Rechtsgutachten, besonders das des Professors Eugen Huber in Bern, an.

Nun sagt eine Bestimmung des Rückkaufsvertrages wörtlich: „Mit dem Uebergang der Bahnen an den Bund übernimmt der Bund zugleich alle dannzumal bestehenden Rechte und Pflichten seiner Vorgänger in Besitz.“ Jeder Kaufmann, jeder Unternehmer und auch jeder Laie erblickt in dieser Vorschrift die Anerkennung des Grundsatzes, der in dem Artikel 304 des deutschen Handelsgesetzbuches zum Ausdruck gebracht ist: daß beim Ankauf einer Aktiengesellschaft durch den Staat deren Aktiven und Passiven als Ganzes auf ihn übergehen. Einer sich hieraus ergebenden Verpflichtung will sich aber der Bund nicht unterwerfen und seine juristischen Helfershelfer bestärken ihn in der Anschauung, daß er Ansprüche der Schuldverschreibungbesitzer nicht anzuerkennen habe. Die juristische Spitzfindigkeit feiert in der Beweisführung des diese Rechte leugnenden Professors Huber einen Triumph. In Bezug auf alle die Rechte und Pflichten, erklärt er, die mit der Anlage der Bahn und ihrem Betrieb nicht direkt zusammenhängen, haben die Gesellschaften nichts versprochen und hat der Bund eine Nachfolge niemals beansprucht; sie liegen außerhalb des Umfanges der Uebertragung der Anlage in betriebsfähigem Zustand; hier giebt es keine Nachfolge des Staates. Also: auf die Uebernahme der für die Bahnen aufgenommenen Schulden verzichtet der Staat, denn er braucht nur die Bahnanlage selbst in betriebsfähigem Zustande.

Noch hat das Bundesgericht nicht sein letztes Wort gesprochen. Es wäre aber eine Verhöhnung der deutschen Gläubiger, mit deren Gelde die schweizerischen Bahnen gebaut sind, wenn der Bund sich sträuben wollte, beim Rückkauf der Bahnen auch ihre Schulden auf sich zu nehmen, so daß die ihrer Betriebsanlagen beraubten Gesellschaften ausschließlich Schuldner ihrer Anleihen blieben.

Lynkeus.

Mode und Magen.

Die Mode, die angebetete Beherrscherin der kultivirten Welt, bedient sich der List, daß sie die Geißel, womit sie gewöhnlich ihre Gewalt ausübt, mit lächelnden Blumen verdeckt und dabei so gütig scheint, als wäre ihr der Segen der Menschheit ein aufrichtiger Ernst. Durch ihre Kunst verbindet sie sich mit den Leidenschaften und schmeichelt ihnen so gefällig, daß auch Der, der hinterher den Betrug entdeckt, noch ansteht, ob es wohlgethan sei, ihr die täuschende Maske abzureißen. Viele hat sie so sehr bezaubert, daß sie ihre Thorheit nicht einsehen mögen, und sie wollen lieber als Unglückliche mit ihr verbündet als abtrünnig von ihr glücklich sein. Viele huldigen ihr aus Unwissenheit. Daher bleibt es Pflicht, ihnen die Hand zu reichen und sie von dem Abgrund zurückzuführen, der das Eigene hat, daß er Das nicht scheint, was er wirklich ist, und dessen Tiefe auch der Weiseste nicht allemal ergründen kann. Um so mehr ist es Pflicht, nicht zu ermüden und mit rastlosem Ernst, verbunden mit einer sicheren Gelassenheit, ihr hier und da den Sieg wenigstens zu erschweren, wenn man ihr auch das freie Feld nicht ganz abgewinnen könnte.

Zu dem so mannichfaltigen Unheil, das sie in neueren Zeiten gestiftet hat, gehört auch Das, daß die große Welt die gewohnte Ordnung der Dinge unter ihrem Schutz ganz umzukehren und selbst aus Tag Nacht und aus Nacht Tag zu machen scheint. Besser, sollte man glauben, werde sie gethan haben, wenn sie Herrn Pancoukes, eines philosophischen pariser Buchhändlers, ironischen Vorschlag realisirt und ihm die Kraft des Gesetzes ertheilt hätte. Dieser Mann meinte, man solle lieber die Mittagsmahlzeit ganz abschaffen, früh um zehn Uhr ein gutes Frühstück machen und seine tüchtige Mahlzeit abends um sechs Uhr halten, damit man ungestörter in die Komoedie gehen und länger am Spieltisch verweilen könne. Wie aber ordnet sie den Tag für unsere Häuser von gutem Ton an? ... Herrlich ist der Morgen; die belebende Sonne erquickt die ganze Welt; Freude und Dank kehrt in das Herz aller denkenden Wesen; selbst das unvernünftige Geschöpf feiert das erste Erblicken des Tages nicht ohne lebhafte Empfindung. Diese erhabene Szene ist also für die ganze Natur bestimmt; der Fürst wie der Bettler sollen daran Theil nehmen. Aber die Großen von gutem Ton, die auf die feinste Bildung Anspruch machen, finden Das für sich zu gemein und verschlafen den herrlichen Morgen, der so ganz dazu geschaffen ist, uns für jedes Tagewerk kraftvoll auszurüsten. Das Frühaufstehen gehöre aber nun einmal nicht unter die Modeartikel; und der erhabenste Reiz der Natur ist ihnen blos darum nicht interessant genug, weil er nicht für sie allein bestimmt ist und weil er sich alltäglich zeigt. Und Leute von Geschmack dürfen kein Behagen

an Dem finden, was seit der Schöpfung da war. Was sich nicht alle Stunden verändern läßt, Das kann ihnen nicht gefallen. O Ihr starken Geister, wie schwach seid Ihr! Gehet hin zum Landmann und werdet beschämt; denn er, der von seinen ersten Kinderjahren bis in sein graues Alter die Sonne begrüßte, findet sie alle Morgen neu und findet in ihrem Strahlenmeer eine unerschöpfliche Quelle abwechselnder Betrachtungen und Freuden. Ihr hingegen werdet Euren Betten nicht eher um einige Stunden früher entfliehen, als bis es der Mode belieben wird, für Euch eine neue Art von Morgenkleidern zu erfinden, die sie Euch in ihren Gesetzbüchern vorschreibt. Dann nur werdet Ihr einige Morgen aufopfern, um Euch in diesem neuen Gewand als Leute von Geschmack zu produziren.

Nach neun Uhr, auch wohl eine Stunde später noch, steht man auf, um sich — wieder niederzusetzen. Man trinkt seinen Thee, Kaffee, Chokolade; steht dann wieder auf, um nur einen anderen Stuhl wiedereinzunehmen und die Toilette zu besorgen; und der Herr Gemahl schleicht auf das Comptoir, die Expedition, zur Session u. s. w. Man steht nach einigen Stunden wieder auf und setzt sich sodann zur Mittagstafel. Auch da steht man nach einer oder etlichen Stunden wieder auf, um sich nach einem kleinen unbedeutenden Zwischenraum ... an den Spieltisch zu setzen, an welchem man sitzen bleibt, bis die Nacht hereingetreten ist. Und wenn nun die übrige Welt sich zur Ruhe begiebt, so setzt man sich hier erst, um zu essen und zu — leben ... Diese Schilderung ist auffallend; aber sie ist wahr. Und Das soll die einzige Bemerkung sein, die wir machen, obgelich sie Stoff zu tausenden giebt. Und nun bedarf wohl die Frage noch einer Antwort: „Sind diese nächtlichen Mahlzeiten nützlich oder schädlich?“

„Sie sind wenigstens angenehm, erwidert man; denn wer ißt nicht vergnügter, wenn er sorgenfrei ist? Nie, nie schmeckt es mittags so gut; da hat man seine Geschäfte noch im Kopf; da hat es mancherlei Verdrießlichkeiten gegeben; kurz, eine vergnügte Abendmahlzeit hat ihren eigenen Reiz.“ ... „Gut. Ich will Dieses annehmen ... Aber wie wird man meiner zweiten Frage begegnen: Warum richtet man sich nicht ein und macht aus der gewünschten Abendmahlzeit ein Nachtessen? Das ist nicht zu entschuldigen und der gutmüthigste, selbst der witzigste Arzt wird es nicht vertheidigen können.“ „Ich bin gesund, mir schadet nichts“: Das wird vermuthlich die Antwort sein, die ich zu erwarten habe. Also, weil man gesund ist —! Kann man sich aber dadurch nicht Krankheiten zuziehen, von denen man ohne diese üble Angewohnheit verschont geblieben wäre? Und man kann von außen wie eine Rose blühen; tragen aber nicht meistentheils die schönsten Rosen den Wurm in ihrem Kelch? Mancher trägt auch, ohne daß er es selbst weiß, den Tod in seinem Busen. Gehören etwa schnelle Todesfälle unter die Seltenheiten? „Ich habe Appetit.“ Oft scheint ein bloßer Kitzel des Gaumens schon Appetit. Eine gewisse Art Lüsternheit ist äußerst selten wahrer Appetit und mehr ein Kennzeichen eines verwöhnten, wo nicht kranken Magens. „Ich kenne meinen Magen.“ Ja, aber der Gesündeste wird oft am Ersten und am Leichtesten verdorben. Der Fechter, der sich am Meisten zutraut, bekommt am Schnellsten einen tötlichen Stoß. „Ich genieße von Allem nur ein Wenig.“ So viel doch gewiß und so lange, wie es schmeckt? Und dann, wenn auch nicht viel, so genießen sie doch Vielerlei, süß und sauer, durcheinander. Diese drei oder vier Schüsseln, die sie für sehr einfach halten, können, jede für sich, sehr einfach sein;

schütten sie aber solche in den Magen untereinander, so werden sie eine Gährung machen, wo das Unterste bald oben und das Oberste bald unten sein will. Und dann das Getränk dazu! „Gewohnheit thut viel.“ Ach, ein sieches Leben ist freilich auch eine, aber schwere, und der Tod eine lange, lange Gewohnheit. Es bleibt ausgemacht: man ist ein Tyrann gegen die Disposition seines Körpers, sobald man dem Magen beim Nachtessen Das zu verdauen zumuthet, was er kaum bei einer Mittagsmahlzeit verdauen würde. Hier kann man der Verdauung durch verdünnende Getränke, durch angemessene Bewegung zu Hilfe kommen; dort legt man sich mit dem vollen Magen ins Bett, da fällt alle Arbeit auf ihn allein, so überladen, so ausgedehnt er auch ist; und wie wollte man es in dieser Lage wohl anfangen, seinen Baucheingeweiden eine sanfte Erschütterung zu geben? Der Wein oder das englische Bier werden dem armen leidenden Magen zu einem gar geringen Trost dienen. Und was bringt diese mühsame Verdauung für Folgen? Wallungen im Blut; einen schweren, unruhigen, nicht erquickenden Schlaf, Kopfweh, Schwindel, eine weiß belegte Zunge. Wo nimmt man dann am anderen Morgen die Heiterkeit her, seine Geschäfte mit der Gewissenhaftigkeit, mit der Leichtigkeit zu betreiben, die sie erfordern. Ist man alsdann sich nicht nur selbst, sondern auch Anderen zur Last? Erschwert man ihnen nicht das Leben? Ist man nicht die erste Ursache, daß sie uns diejenige Liebe entziehen, die die Seele des Gehorsams sein muß? Von Sklaven läßt sich nichts Außerordentliches erwarten; sie werden uns nie Das leisten, was eine freiwillige Ergebenheit darbringt. „Ach, ich schlafe gut,“ sagte Mancher schon. Nimmermehr ist der Schlaf, den eine schwere Abendmahlzeit nicht stört, ein gesunder Schlaf, weil er kein natürlicher ist. Man stehe nur bei Einem, der sich überladen hat, und sehe und höre ihn schlafen. Wie schwer! Wie ängstlich! Wie schnarchend! Wie wenig zeigt er nicht von Ruhe der körperlichen Verrichtung, von Erholung der Seele! Solch ein Schlaf ist eine Art Betäubung, die nah an den Tod grenzt; wenigstens sollte er ein warnendes Kennzeichen sein, noch zu rechter Zeit von dem gefährlichen Wege zurückzukehren.

Ist es indessen nicht zu vermeiden, öfters erst spät abends zu essen, so sorge man doch ja, daß man sich eine Stunde vorher eine angemesse Bewegung mache, nicht Stunden lang am Spieltisch sitze und von diesem hinweg sogleich zur Tafel eile; eben so wenig flüchte man von der Tafel sogleich in das Bett, ohne vorher der so nöthigen Verdauung zu Hilfe zu kommen.

Und nun wende ich mich zu Ihnen, würdige Hausmütter, aus deren Händen wir so viele — und die edelsten — Freuden des Menschenlebens empfangen, die so ganz geschaffen sind, uns glücklich machen zu können: vermindern Sie wenigstens das Uebel des späten Nachtessens, wenn Sie es auch nicht ganz verdrängen können! Sie werden Ihren Gatten, Ihrer Familie und sich selbst und dadurch der Menschheit einen der edelsten Dienste erweisen. Verkürzen Sie fürs Erste die gewöhnliche Zeit, ehe es zum Nachtessen gehen soll. Statt sich erst nach neun Uhr oder später noch zu Tische zu setzen, geschehe Das künftig eine Stunde früher. Eine Stunde ist hier ein sehr großer Gewinn. Zweitens richten Sie ihre Speisen darauf ein. Je später hinaus, desto verdaulicher müssen die Speisen sein, die Sie wählen. Je weniger ihrer und je einfacher diese wenigen sind, desto vortheilhafter für Ihre Gäste. Drittens: Will es der Wohlstand — es thut mir leid, daß ich dieses edle Wort in dieser Bedeutung hier anführen muß — will es also der Wohlstand nicht

anders, als daß Sie mehrere Schüsseln aufsetzen lassen müssen, so achten Sie besonders darauf, daß sich die Natur dieser Speisen nicht allzu gewaltsam einander entgegen sein möge. Je mehr Sie dieses Gesetz beleidigen, desto schwerer machen sie ihren Gästen die Verdauung und schaden, so glänzend Sie sein, so gütlich Sie ihnen thun wollen, ihrer Gesundheit auf das Nachtheiligste. Der muntere Scherz, an der Hand der Mäßigkeit, würzt die Speisen und veredelt das Getränk. Ihnen, den Töchtern der Grazien, ist das wichtige Geheimniß anvertraut, die Freude, so spröde sie auch bisweilen sein mag, in unsere Kreise locken zu können; machen Sie mit kluger Weisheit davon Gebrauch. Es ist für die Hausmutter ein größerer Lobspruch, wenn die Gäste sagen: Wir waren seelenvergnügt, als wenn sie es rühmen, daß sie — brillant gegessen haben.

Noch will ich eines schädlichen Gebrauches bei unseren Abendschmäusen erwähnen. Man kann das Speisezimmer nie genug erleuchten. Der Glanz der Kerzen muß beinahe das Auge blenden. Allzu viel Lichterschein ist aber nicht nur den Augen sehr nachtheilig, sondern er erschwert auch das Athemholen gar sehr, wenn die frische Luft keinen freien Zugang hat. Denn die sichersten Naturforscher, und unter ihnen vorzüglich Priestley, haben bewiesen, daß jeder brennende Körper — und was ist das Licht anders? — eine Menge von brennbarem Wesen oder Phlogiston von sich giebt, welches dann von dem nächsten Luftkreise aufgenommen wird und, wenn dieser keine Erfrischung erhält, in selbigem sich sammelt und anhäuft. Die Flamme eines einzigen Lichtes kann in einer Minute sechzehn Pfund Luft verzehren, wenn alle Gemeinschaft mit der frischen Luft gesperrt ist. Daraus folgt, daß die Luft um so unbrauchbarer und schädlicher zum Athemholen wird, je mehrere Lichter brennen, je mehr sie in dem Zimmer verbreitet sind. Wie oft ist man nicht Zeuge von der Klage: Die Wachslichter brennen so schwach; man ist wie in einer Totengruft! Ja wohl, wie in einer Totengruft! Denn dort weht verderbliche Luft und hier ist es nicht viel besser. Gebt dem Zimmer frische Luft, so werden die Kerzen heller brennen. Nehmen Sie dazu noch die Ausdünstungen der Speisen, die nicht wenig dazu beitragen, die Luft an und für sich noch mehr zu verderben: wie kann man da mit Vergnügen essen? Man müßte ganz empfindunglos sein. Zwar hat man schon diesen Vorwurf von selbst gefühlt und zur Verbesserung der Luft so manche Hilfsmittel erfunden. Aber sie waren selten mehr als die üppigen Kinder des Luxus und der Prachtsucht und verfehlten den bestimmten Endzweck. Wie sinnreich ist der Mensch, um sich mit Geschmack und bon ton zu Grunde zu richten! Wie oft schmeichelt er dem einen Sinn und den übrigen wird er ein Feind, ohne daß er es öfters wissen will, so mütterlich ihn auch die Natur warnt.

„Menschen! warum macht Ihr das Leben noch mehr zum Widerspruch, als es ohnehin schon ist? Gesundheit ist Euer erster und höchster Wunsch und doch scheint es das letzte Eurer Ziele zu sein, wonach Ihr auslauft."

* * *

Diese Weherufe sind zwar etwas altfränkisch stilisirt, müssen aber Jeden ganz modern dünken, der unsere heutige Geselligkeit, unseren luxuriösen Modeunfug kennt und in die Sprechstunde beliebter Aerzte hineingehorcht hat. Dennoch sind sie schon recht alt, fast so alt wie die Thorheit, die sie geißeln: sie stammen aus dem „Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen für das Jahr 1800".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 31. März 1900.

Wenn wir Toten erwachen.

Ehe der weiche Jüngling aus Nazareth, den der Täufer im kalten Jordanwasser gehärtet hatte, sich auf den Martyrweg machte, weilte er vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüste. Er wollte mit sich allein sein, ganz einsam, um ungestört zurück und vorwärts zu schauen und in der stillsten Stunde den Stimmen zu lauschen, deren Lockruf ihn aus der Menschengemeinschaft riß. Er wollte erwägen, ob er ein willenloses Werkzeug Johannis werden oder sich selbst leben solle, aus eigener Kraft. Den felsigen Abhang, der im Westen das Tote Meer schließt, erklomm er, hauste dort unter dem spärlichen Wüstengethier und versagte dem Leib jegliche Nahrung. Das Fleischliche, Alles, was auf den Willen, den Macht und Wonne begehrenden, wirkt, sollte verkümmern, erlahmen; ungetrübt sollte das Licht reiner Erkenntniß den zu wandelnden Weg erhellen. Die Stätte war für beschauliche Einkehr ins Innerste gut gewählt; keine einsamere gab es in der Judäerwelt. Doch das Volk raunte, sie sei von Dämonen bewohnt und dem dort Rastenden drohe Gefahr. Und wirklich: zu dem durch Fasten Geschwächten trat der Versucher. Er höhnte den Jüngling, der sich durch Gottes besondere Gnade geweiht wähne, und heischte von ihm Wunder, die übermenschliche Kraft dem Menschenauge beweisen könnten. In kluger Rede wehrte der Jüngling solche Zumuthung ab. Da führte der Versucher ihn auf einen sehr hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: „Das Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest." Der Jüngling aber sprach: „Hebe Dich weg von mir,

Satan! Denn es stehet geschrieben: „Du sollst Gott anbeten, Deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Dann stieg er herab von der Höhe, den Menschen Lehrer, Erlöser zu werden. Von Sansara, der Welt ewiger Wiedergeburten, des Gelüstens und Verlangens, der Sinnentäuschung und wandelbarer Formen, hatte er sich freiwillig geschieden, wie Alle es müssen, die aus dem Geist Großes schaffen wollen, und war in Nirwana ein frommer Bürger geworden, in dem windstillen Land, wo die sündigen Wünsche schweigen.

Auf dieses wundervolle, der unerschöpflich reichen Welt des Veda entstammte Symbol ist der Blick des größten Dichters, der heute den Europäern lebt, seit seiner Jugend geheftet. Henrik Ibsen, der Nordgermane aus dem Lande der starrsten Staatskirche, der inbrünstigsten Ekstase, der zornigen Christen vom Schlage der Kierkegaard und Lammers, erwuchs im Haß aller Sinnenfreude. Nur im Bereich der Nazarenermoral, so lehrten ringsum Strenggläubige, giebt es des Strebens würdige Werthe, nur die sittliche Schönheit ist wahrhaft schön. Der Knabe glaubte der Lehre; in dem Jüngling erwachte mit dem Geschlechtsleben der Zweifel. Ist wirklich Alles, was uns auf der Erde an Freuden erwächst, als Uebel zu meiden? Leuchtet die Sonne uns nur, um zu Büßerzerknirschung in Sack und Asche zu mahnen? Ist der süße Duft erblühter Knospen eine Lockung des Bösen, die Vereinigung zweier heißen, langenden Körper ein Sündenfall? Und soll der Anblick der irdischen Pracht und Herrlichkeit den Menschen nur prüfen, den, wenn er von Glück und Glanz ein Stück an sich reißt, in einem Jenseits für solches Vermessen harte Strafen erwartet? Noch blieb es beim Zweifel. Der Jüngling war scheu, die ersten Eindrücke erkälteten ihn, dessen scharfes Auge früh schon unter die Oberfläche sah, und er traute sich selbst nicht genug, um an dem Heiligsten, das ihn gelehrt worden war, das Rütteln zu wagen. Erst der Mann hatte den Muth, zu dem Gott aufzuschauen, vor dem sein Volk kniete, erst der Mann konnte an das Heiligste kritisch sein Richtmaß legen. Ein schwächliches, auf krummen Wegen wandelndes Geschlecht sah er, das sich von Tag zu Tag kleine Vortheile erfeilschte, heuchlerische Kompromisse schloß und, wenn es zum Gebet die Hände faltete, nur daran dachte, sich schlau in den Himmel zu lügen. Wie mußte der Gott sein, der sich von solcher Menschheit täuschen ließ? Der Gott, den die Masse träumte, war nicht der Gott starker Christen mehr. Mit schriller Stimme rief es der Dichter ins Land:

> Wie das Geschlecht, ergraut sein Gott.
> Als Greis mit dünnem Silberhaar:
> So stellt Ihr den Gottvater dar.

Doch dieser Gott ist nicht der meine!
Meiner ist Sturm, wo Wind der Deine,
Ein Heldenjüngling, kühn und stark,
Kein schwacher Alter ohne Mark!

Dieser junge Gott läßt sich in die alte, enge Kirche nicht bannen, für ihn reicht auch nicht der weitere Raum des modernen Kultgebäudes. Wer ihn fühlen, ihm nahkommen will, muß hinaus ins Freie, hinauf zu den Gipfeln, die in den Himmel ragen: dort wird in des Sturmes Brausen der Starke Starken sich offenbaren. Deshalb schleudert Brand, der aus der Staatskirche geschiedene Pfarrer, den Schlüssel zum Gotteshaus in den Fluß und macht sich mit den Tapfersten aus seiner Gemeinde auf den steilen Weg, dessen Mühsal sie stärken soll. Doch für den Leidensweg sind die Tapfersten noch nicht tapfer genug. Sie lechzen nach Freude und auf der Höhe droben athmet sichs schwer; ihr Blick sucht Blumen und findet nur Eisfelder; sie erhoffen der Mühe köstlichen Lohn und der strenge Führer verspricht ihnen nur eine Dornenkrone. Da wendet ihr dumpfer Sinn sich zur Wuth: mit Steinwürfen scheuchen sie den Mann fort, der sie aus behaglicher Niederung lockte, und kehren zurück, — ins Joch, in den Alltag, in Versorgung und Botmäßigkeit. Brand bleibt allein; er blutet aus Wunden, die ihm der Aberglaube schlug, und kann keuchend erkennen, wie die Menge Erlösern lohnt. Zur Freiheit, zum Licht, zu eigenem, jungen Wollen hatte er die Gemeinde zu führen versucht: sie wollte weiterschlafen, den Willen nicht stählen, mit Erobererfaust nicht sich selbst eine Seligkeit schaffen. Wozu die Qual? Seligkeit war ja schon lange verheißen, für Alle hatte ja Einer gelitten. . Die alte Lehre hat den Willen gebrochen. Brand schaut zurück, hinunter ins Thal der Willenlosen, das sich wie ein Totenland vor seinem Auge dehnt. Kein frisches, fröhliches Leben, kein blutrother Entschluß, nicht einmal eine rechtschaffene große Sünde, zu der immerhin Muth und Kraft gehört, nur kleinliche Krämersiege, kleinliche Spießbürgerschmach. Niemals dorthin zurück! Lieber den Tod auf eisiger Höhe als ein Scheinleben unter flüsternden, feilschenden Zwergen, denen der Wille zum Leben entfloh. Brand konnte seines Traumes Sinn nicht in die Herzen hämmern: so will er ihn leben, will lebend den Unbelehrbaren ein Beispiel geben. That so nicht auch der Galiläer? Nie hätte seine Lehre die Welt gewonnen, hätte er sie nicht mit dem Blut seines Lebens gedüngt. Dem Solches Sinnenden naht, wie seinem Vorbilde, der Versucher und zeigt ihm der bürgerlichen Bescheidung beglückende Seligkeit, zeigt ihm, daß nur der Wünsche überspannter Bogen dem Him-

melstürmer bisher Wunden schuf und daß dem Gehetzten, wenn er an die Menschen und an sich selbst den Anspruch mindert, in der Begrenztheit noch liebliche Freuden erblühen können. Umsonst: über den stählernen Willen des Freien hat der Versucher keine Gewalt. Nur eine Wahnsinnige glaubt noch an ihn, aber Brands Wille erlahmt, Brands Fuß strauchelt nicht. Er sucht die Sonne, sucht den Gott, vor dem er knien, zu dem er beten kann . . Eine Lawine begräbt ihn. Und über das schneeweiße Grab des Verstiegenen hin hallt die Stimme des deus caritatis, der dem in des Strebens schwerster Mühe Gefallenen weit des Vaterhauses Thore aufthut.

Brand ist nicht das einzige Geschöpf, dem in Ibsens Weltreich der Versucher naht. Der Römerkaiser Julian und der Rheder Bernik, Jarl Skule und Pastor Manders, Rosmer, Solneß und Allmers, Frau Helene Alving und Frau Hedda Gabler, die kleine Hedwig Ekdal und die kleine Hilde Wangel: Alle versuchte der Böse; und sogar der kühlen Frau vom Meere trat ihr Traum in greifbarer Gestalt einst entgegen und lockte und zog ins Uferlose, in das nimmer ruhende Element, das nur der Kraft und dem Willen gehorcht. Manche folgten dem Verführer und erlitten das Loos vermessener Menschheit. Manche verstopften dem Lockruf das Ohr, krochen ins Pflichtengehäuse zurück und verkümmerten da, wie in der Dachkammer des Photographen Ekdal die lahmgeschossene Wildente. Aus Keinem wurde was Rechtes. Alle suchten mit sehnendem Herzen die Lebensfreudigkeit, die der arme, vom Vatererbe vergiftete Oswald Alving auf seine Leinwand zaubern möchte, Alle aber standen im Bann einer Weltanschauung, die den Geist adelt, doch glücklos macht, Alle mußten, um ein Bischen Sonne zu haschen, zu betäubenden, tötenden Apothekermitteln greifen. Ein dunkles Land, ein Land ohne Verheißung; und eine Menschheit, der das Christengesetz den Muth zu heidnischer Froheit und Sinnenlust nahm, eine Menschheit, der gleich, von der Nietzsche sprach: „In diesem Hin und Her zwischen Christlich und Antik, zwischen verschüchterter oder lügnerischer Christlichkeit der Sitte und ebenfalls muthlosem und befangenem Antikisiren lebt der moderne Mensch und befindet sich schlecht dabei; die vererbte Furcht vor dem Natürlichen und wieder der erneute Anreiz dieses Natürlichen, die Begierde, irgendwo einen Halt zu haben, die Ohnmacht seines Erkennens, das zwischen dem Guten und dem Besseren hin und her taumelt: alles Dies erzeugt eine Friedlosigkeit, eine Verworrenheit in der modernen Seele, die sie verurtheilt, unfruchtbar und freudelos zu sein." Ist es im Lande dieser Menschheit, wo jeder Brecher alter Tafeln als Verbrecher gilt, nicht, trotz allem Lärm der

Alltagsbetriebsamkeit, so still wie im Totenreich? Lebt sie denn überhaupt, kann sie ohne den Willen zu eigenem Daseinsrecht und eigener Daseinsfreude leben und ist sie nicht nur der Schatten eines entschwundenen Totengewimmels? Die jung scheinende Europa keucht unter der Leichenlast, die sie von Asien her auf ihrem Rücken mitschleppt; ihre Kinder sehen am hellen Tag wie Gespenster aus; und als der Kaiser Apostata, der sein Drittes Reich, das Reich froher und schöner Wahrhaftigkeit, nicht schauen sollte, in Ibsens weltgeschichtlichem Galiläerdrama verröchelt hat, kann seine christliche Pflegerin mit Recht von lebenden Toten und toten Lebenden sprechen.

Der Dichter wurde älter. Er hatte im Orient und im europäischen Süden reicheres, wärmeres Leben kennen gelernt und kehrte mit schwerem Greisenschritt nun in die nordische Heimath zurück. Das Bild des Versuchers hatte ihn auch in des „Sonnenstrands südlicher Pracht“ nicht verlassen und geleitete ihn nordwärts nun, zu des Schneelandes Hütten. Doch auch den Weltruhm brachte der Dichter heim; und er, den, wie Brand, Steinwürfe aus dem Vaterlande gescheucht hatten, sah sich von einem dankbaren Volke jetzt plötzlich wie einen Helden gefeiert. Wie einen Helden? Der Vergleich paßte wohl nicht. Ein Held wirkt doch auf sein Volk, erkämpft seinem Volk neuen Besitz oder stärkt ihm wenigstens den Willen zu fördernder Schöpferthat. Der Dichter sah um sich. Was hatte er gewirkt? Nichts; oder doch nichts Gutes, nichts ihm jetzt noch wünschenwerth Scheinendes. Das große Richtmaß eines sittlichen Ideals, in das er früher die Menschen aufzurecken sich mühte, hatte er längst, weil er die Unnützlichkeit und die Lebensgefahr der Prokrustesarbeit erkannte, in den Kasten gelegt. Längst auch hatte er eingesehen, daß man mit dem Puritanerpathos, mit dem Predigen einer Wahrheit, die Allen wahr sein soll, heutzutage nicht weit kommt und daß es besser ist, dem Durchschnittsgekribbel die Lebenslüge zu lassen, das anregende Prinzip, die Fontanelle, die der Arzt dem Kranken in den Nacken setzt. Der Stamm der Peer Gynt stirbt nicht aus; und ist es gerecht, ists gütig, diesem Stamm Alles zu nehmen, was er zum Leben braucht? Das hatte Ibsen, der Mann wie der Jüngling, gethan. Er hatte den Schlüssel zur Kirchenthür ins Wasser geworfen, den Gespensterglauben der Urväterzeit aus der Scholle gejätet, alle Konventionen und Kompromisse, die geheiligtesten sogar, als Trugwerk und Heuchlergetriebe enthüllt, alle Leuchtfeuer gelöscht, die in sternloser Nacht bisher den sichere Fahrstraßen Suchenden die Richtung wiesen. War er nicht selbst ein Versucher gewesen, Einer, der die Menschheit lockte, höher zu fliegen, als der Flügel Kraft sie zu tragen vermochte? Frohe Adelsmenschen wollte

er schaffen, Männer von Muth und Mark, stolz sich schenkende und frei in der Hingebung das Menschenrecht wahrende Frauen, ein reinliches, vornehmes, neuer Schönheit lebendes Volk. Und was sah er nun? Ihren Dichter umdrängten jubelnd die Entpflichteten, die männischen, auf ihre Unfruchtbarkeit eitlen Weiber, und die der Puppenstubenpflicht noch nicht Entlaufenen, die als arme Opfer ihre Ketten zur Schau stellten und mit anklagendem Finger die sündigen Männer dem Richter bezeichneten. Wo waren die Mütter des starken Sonnengeschlechtes? Und wo die Väter? Herr Stockmann war noch immer Bürgermeister, Herr Kroll noch immer Rektor; Berniks und Werles leiteten die großen Handelshäuser, Stensgaards und Helmers plaidirten vor Gericht, auf der Kanzel stand im günstigsten Fall ein schwächlicher Manders und die öffentliche Meinung wurde vom Buchdrucker Aslaksen, von Peder Mortensgord und deren Miethlingen morgens und abends ins Haus geliefert. Noch immer auch bildete man, wo eines kräftigen, zu Opfern bereiten Mannes That allein nützen konnte, einen Verein, eine Kommission, einen Bund. Der „große Krumme", der Ewig-Biegsame hatte das Feld behauptet. Und die revolutionär gestimmte Jugend verschrie den alten Dichter als einen Heuchler, der gern große Worte mache, im Grunde aber ein rechter Philister sei. Das also war der Ertrag eines langen Lebens! ... Eines Lebens? Ach: der Dichter hatte seine Lehre ja nicht gelebt, hatte sie aus dem Bereich der Vorstellung nicht in den des Willens gerückt. Schon früher hatte er die Landsleute gefragt: „Wo ist unter uns der Mann, der nicht zuweilen einen Gegensatz zwischen Wort und Handlung, zwischen Willen und Aufgabe, zwischen Lehre und Leben in sich gefühlt und erkannt hat?" Jetzt ließ er Solneß sagen: „Wenn ich zurückblicke: eigentlich habe ich nichts gebaut und auch nichts geopfert, um zum Bauen zu kommen. Das ist der ganze Abschluß." Und in dem Gedicht von dem Baumeister, den der Schwindel von der Thurmspitze des selbst gebauten Hauses stürzt, gab er uns die Tragoedie von dem Dichter, der die Höhe der selbst verkündeten Weltanschauung nicht erklimmen kann.

Diesem Werk, das allein schon genügen würde, um zu zeigen, wie thöricht, wie gewissenlos es ist, dem Namen Henriks Ibsen den irgend eines anderen Lebenden als eines Gleichen zu gesellen, folgte das Abendmärchen vom kleinen Eyolf. Flüchtig Hinblickenden mochte es damals scheinen, als wehe vom Eispalast des Magus aus Norden endlich die Friedensfahne, als wolle der einst Unerbittliche kapituliren und die müden Greisenglieder in den modischen Mitleidenskult retten. Wer genauer hinsah und nicht vergaß,

daß Ibsens Lebenslügner nach ihrem Handeln, nicht nach ihrem Sprechen beurtheilt werden müssen, Der merkte bald, daß an eine Kapitulation hier nicht zu denken war. Der Dichter zeigte ein unseliges Paar, dem zu froher, nach keiner Rücksicht fragender Selbstsucht und zu frei gewähltem Dienst der Gattung die Kraft und der feste, an kein altes Empfinden gebundene Glaube fehlt und dem als letzter Trost nichts bleibt als der Versuch, in mitleidigem Dämmern die Gewissensangst einzuwiegen und am Thron des lange vergessenen Gottes wieder um Gnade zu winseln. Das, schien der Schöpfer dieser halbdunklen Welt zu rufen, ist Alles, was Ihr im Willen Morschen, zu fruchtbarem Handeln Untüchtigen noch könnt. Und es war, als hörte man von den Firnen her Zarathustras heiliges Lachen: „Wo geschehen größere Thorheiten als bei den Mitleidigen?"

Dorthinauf ging nun der Weg. Wars nicht Jean Paul, der gesagt hat: „Man klettert den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf dem Eisberg zu sterben"? So erging es John Gabriel Borkman. Auf einer hohen, ausgereuteten Waldstelle stirbt er, im Schnee, unter einer abgestorbenen Fichte. Auch er war längst abgestorben. Ein Toter bist Du, hatte seine Frau ihm gesagt, liege ruhig in Deinem Grabe und laß Dir nichts mehr vom Leben träumen. Und diese Frau, die ihn, so hart und herzlos sie scheint, am Meisten liebt und am Besten kennt, weiß auch gleich, woran er starb: „Er vertrug die frische Luft nicht!" Ein Bergmannssohn, den der Vater oft mit in die Grube nahm, wo das Erz vor Freude singt, wenn es die Hammerschläge der Häuer befreien. Unter Tag erwacht seine Phantasie zu fieberhaft nächtigem Leben. Wer das Erz in Massen hinaufförderu, es den Menschen dienstbar machen, durch große Unternehmungen weithin Wohlstand schaffen könnte! Das wäre das Reich, die Macht und die Herrlichkeit. Ein Imperatorentraum, der Traum eines in die Welt der Großindustrie hineingeborenen Bonaparte. Doch ein Bonaparte, den man in seiner ersten Schlacht zum Krüppel geschossen hätte, wäre nie der Weltherrscher Napoleon geworden. Das war John Gabriels tragikomisches Loos. Dieser Lesseps, in dem ein Lyriker schläft, lebt in einer Welt, wo nicht der Wille, wo die Vorstellung regirt. In seiner Vision wähnt er sich einen Menschenbeglücker, dem der erhabene Zweck jedes Mittel heiligen müsse, und im Grunde sucht er doch nichts als Macht, als Herrschaft, als Stillung ehrgeiziger Lust. Zweimal naht ihm der Versucher, zweimal erliegt der ins Ungemeine strebende Phantast der Lockung. Er läßt das Mädchen, das ihm lieb ist, weil es von einem Anderen begehrt wird, der dem Kletternden Stab und Stütze sein kann.

Umsonst: die Verlassene weigert dem Werber ihre Hand und der Verschmähte wittert hinter den Weigerungen den früheren Freund, dem er dafür Rache schwört. Und als John Gabriel an der Spitze der großen, von ihm gegründeten Bank steht, als er das Land mit Fabriken besäen, die „Leben heischenden Werthe" erlösen, goldene Schätze ernten will und ihm zum Düngen die Mittel fehlen, da greift er nach den ihm anvertrauten Depots. Warum nicht? Er wird, muß ja siegen; in acht Wochen, acht Tagen vielleicht ist der Betrag wieder gedeckt und kein Mensch erfährt von der Sache. Abermals umsonst: die Behörden räumen einem Industriekapitän nicht das Herrenrecht ein, das sie an Königen und Kaisern in der Geschichte bewundern, und John Gabriel, den man gestern noch wie einen Monarchen ehrte, wird wie ein gemeiner Gauner ins Zuchthaus gesperrt... In der Zelle und später, als er, ein einsamer, gemiedener Mann, in einem verblichenen Prunksaal das visionäre Traumleben fortführt, nimmt er seinen Prozeß wieder auf. Er that, was er thun durfte, mußte, was dem Gemeinwohl dienen sollte: er spricht sich frei. Doch nicht ganz. Mit neuem Auge blickt er auf die alte Handlung zurück und findet, nur gegen Einen habe er sich vergangen: gegen sich selbst. Er durfte sich von Unbill und Schande nicht beugen lassen, mußte, sobald er die Kerkermauer hinter sich hatte, hinaus in die Wirklichkeit, ins sprossende, wimmelnde Leben, wo es für einen Starken immer genug zu schaffen giebt. Der Arme, von Illusionen Genarrte! Er kann die frische Luft ja nicht vertragen. So lange er im Reich seiner Vorstellung lebt, sich im fahlen Prunksaal die danse macabre vorspielen läßt und einen Menschen hat, der an ihn zu glauben scheint: so lange kann er sich für ein Opfer neidischer Philistermoral halten, die dem Genie immer Fallstricke legt, kann er, der nur in Gefühlen und Visionen schwelgt, sich einen nüchternen Rechner nennen und auf eine „Stunde der Genugthuung" hoffen, die ihm neuen Glanz, neue Ehre bringen wird. In der rauhen Wirklichkeit welkt die im Treibhaus des Wahnes bei künstlicher Hitze hochgezärtelte Blüthenpracht bald. John Gabriel wollte nie die Wirklichkeit sehen; und als er zum ersten Mal aus seiner Stubenluft wieder ins Freie tritt, umkrallt ihn im verschneiten Hochwald die kalte Erzhand des Todes. Keck und selbstbewußt war er den grünen Berg des Lebens hinaufgeklettert und mußte auf einem Eisberg nun sterben.

Ein Uebermensch? Nein: ein in den Selbsttäuschungen und Lebenslügen der unternehmenden Bourgeoisie erwachsener Phantast, in dem die Vorstellung hemmunglos schaltet und der zu keiner starken, fruchtbaren That die Willenskraft hat, auch zum Verbrechen nicht, das er scheu nur, mit

schwindligem Gewissen, begehen kann. Und um ihn lauter alte, abgestorbene Menschen voll gespenstischer Wahngebilde. Zwei Frauen. Die eine lebt dem Phantom einer Ehre, die man nicht selbst sich geben, die man nur von der richtenden Gesellschaft empfangen kann; die andere dem Phantom einer Liebe, der man Alles, Streben, Schaffenslust, Drang nach Erkenntniß, opfern muß und die über Leben und Sterben entscheidet; wenn für kurze Sekunden die Nebel des Wahnes zerflattern, sieht man, daß Beide nur einen Stützpunkt suchen, ein Wesen, das ihnen allein gehört, ihrer inneren Leere den Trost einer Glücksvorstellung giebt. Diesen grauen Schwestern gesellt sich ein altes Kind, ein Kanzleischreiber, der sich im Leben nicht zurechtfinden kann und sich von Borkman ausplündern und mißhandeln läßt, weil der Depotdieb ihn in seinem Dichterwahn bestärkt. Lauter verpfuschtes Volk, das nicht zu behaglicher Ruhe kommt, weil es zwischen Verlangen und Kraft die Kluft nicht ausfüllen kann. Borkmans Sohn, des Kanzlisten Tochter und Frau Wilton können es; sie fragen nach keines Anderen Wohl oder Weh, fragen, ohne Träumerei und Gefühlsüberschwang, nur nach dem eigenen Vortheil, gehen frisch und frech auf ihr Ziel los und werdens erreichen, — mag auch der weich gepolsterte Schlitten, in dem sie sitzen, Den oder Jenen aus der Verwandtschaft überfahren. Nur solche Sicherheit, die nichts von dem Kampf zweier Seelen in einer Brust weiß, erhascht auf der wilden Lebensjagd das Glück. Schon zum Pfarrer Rosmer ließ Ibsen dessen Lehrer Brendel, einen nicht mehr zahlungfähigen Idealisten, sprechen: „Peder Mortensgord will niemals mehr, als er kann. Peder Mortensgord ist im Stande, das Leben ohne Ideale zu leben. Und Das ist das große Geheimniß des Handelns und des Siegens. Das ist die Summe aller Weisheit dieser Welt. Basta!"

... Der Baumeister Solneß war Versuchter und Versucher zugleich. Er hatte einem kleinen Mädchen ein Märchenkönigreich versprochen, hatte mit der Verheißung eines Wunderbaren die zur Weibheit erwachende Phantasie verstört und mußte, als die Jungfrau Erfüllung forderte, sich zur Leistung unfähig erklären. Darin gleicht ihm — und nicht darin allein — der Bildhauer Rubek, der arme Held in Ibsens neuem Drama „Wenn wir Toten erwachen". Auch er hat, zwei Frauen sogar, versprochen, sie, wie Satanas einst den Jüngling aus Galiläa, auf einen hohen Berg zu führen und ihnen alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen; und auch er konnte sein Wort nicht halten, weil er im Höhenklima nicht zu athmen vermag. Er erklimmt die Höhe, aber er stirbt an der Mühe des steilen Weges, wie Solneß, wie Borkman und Brand. Alle rafft der Tod von der Höhe, die ihr Vorstellungver-

mögen erreichen, auf der ihr Wille sich nicht behaupten kann. Immer, mit Greisenzähigkeit, kehrt der Dichter zu diesem Symbol zurück. Denkt er an den Gläsiswall, auf dem, nach der nordgermanischen Sage, Brünnhilde schläft, an den Glasberg der Mythen, wo, wie auf dem güldenen Berg der uralten Inderlegende, den Toten sich paradiesische Seligkeit erschließt? Vielleicht. Diesmal wenigstens sagt er ganz deutlich, daß sein Berg aus einem Totenlande zum Himmel aufragt.

Ein Totenland. Nicht Boecklins Insel, deren ruhige Majestät Riesenpinien beschatten, um deren starre Felswand ein Hauch frommer Heldenschönheit weht und deren Ferge die Leblosen so liebreich, mit sanftem Ruderschlag, zur letzten Stätte geleitet. Ein Land unruhvoller Schattengeschäftigkeit, ein Land ohne einheitliche Kultur, wo die Leute leere Worte in die früh sinkende Nacht hineinflüstern. Hier ist Rubek erwachsen, hier hat er, als Bildhauer, die Schönheit gesucht, leidenschaftlich, fast schon verzweifelnd, wie ein Fiebernder den beschwichtigenden Trank, ein Verdammter das entschwundene Eden sucht. Endlich fand er sie. Aus dem harten Stein wollte er ein junges Weib gestalten, eine Erwachende, vom Tod Auferstehende, in deren Antlitz und Haltung ein neues Geschlecht das Ideal neuer, vergeistigter Griechenschönheit erblicken sollte. Er trug das Ideal in sich; aber, so jung er war: das Vertrauen fehlte, es selbst zu gestalten, aus eigener Kraft. Da traf er eine Jungfrau, die aus dem Hellenenland gen Norden gesandt schien, vom Scheitel zur Sohle ein Wundergeschöpf aphrodisischer Wonne. Sie heißt Irene; und wie Eirene, die römische Pax, wird sie ihm zum wandelnden Sinnbild beglückenden Friedens. Der Werber wird erhört: das Mädchen läßt Familie und Heimath und folgt dem Künstler, dem Mann. Eigentlich wohl nur dem Mann; den Künstler nimmt sie nur so mit in den Kauf. Ihr ists natürlichste Pflicht, ihm auch mit ihrem Leibe zu dienen, hüllenlos ihm zu geben, was er zu seinem Werke brauchen kann. Er hängt ja so sehr an diesem Werke, erwartet so viel davon; gut also, daß sie ihm als Modell dabei zu helfen vermag. Doch nicht minder natürlich dünkt es sie, daß sie nach der Arbeit in seinem Arm ruhen wird. Wie hätte er sonst um sie geworben, hätte er ihr versprochen, sie auf einen hohen Berg zu führen und ihr alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen? Alle Herrlichkeiten der Welt sieht ein schwärmendes Mädchen nur in erwiderter Liebe. Sie gab ihm den Leib, den nur Einer sehen darf: im Kuß wird er das frohe Opfer belohnen. Sie wartet, in zitternder, hoffender Angst. Ihm aber zuckt kaum die Wimper; er sieht nicht das Weib, sieht nur das Modell, denkt nicht an verliebtes Getändel, sondern nur an das Werk, das ihm Ruhm

bringen soll. Er will zeigen, wie das Weib, das der Natur näher ist als der von Berufssorgen, von der Staatsbürgerlichkeit verkünstelte Mann, sich aus den Banden gespenstischer Wahnvorstellungen löst und zu freiem persönlichen Leben erwacht, wie es aus einer Gehilfin und Gebärerin ein Mensch, ein selbst sein Geschick bestimmender, wird. Was in Herz und Sinn des Modells vorgeht, kümmert ihn nicht; ihm liegt nur an der mimischen Spiegelung der Gefühle, denen er den Ausdruck sucht; und wenn er begeistert von den Herrlichkeiten der Welt spricht, thut ers, um für den kalten Stein einen heißen Strahl brünstigen Glückes zu haschen. So würde ein Dichter thun, der seinem Ideal den Körper sucht und nicht danach fragt, was aus Denen wird, die dieses Ideal nun auch leben wollen. Irene wird des Wartens müde. Sie hat vor diesem Manne gekniet, hat ihn angebetet wie einen Gott, — und er ist nur ein Künstler, der seiner Phantasie Stützpunkte finden will; er prüft, mißt, vergleicht und schürt die Gluth, die nicht in seliger Umarmung gesänftigt werden, die nur sein verglimmendes Schöpferfeuer aufs Neue anfachen soll. Die an ihrer Jungfräulichkeit Leidende lernt das Werk hassen, das ihr den Mann stiehlt. Und als es vollendet steht und Rubek ihr für die glückliche „Episode" dankt, die ihre Hilfe ihn erleben ließ, trennt sie ihr Schicksal von dem seinen. Stunden, Tage lang stand sie nackt vor dem Mann, dem sie freudig Alles gab, was ein junges Weib geben kann, — und ihm war sie nur eine schöne Episode, ein Modell, ein stimulirendes Mittel. Sie verschwindet. Und Rubek bleibt allein.

Er ist nicht mehr gewöhnt, allein zu sein. Des Mädchens Verlangen hatte er gefühlt; aber da war ihm seine Griechin wie der Versucher erschienen, der den zu unerstiegenen Höhen empor Strebenden in dumpfe Niederung ziehen will. Was sollte ihm ein Weib oder gar ein Kind, wie Irene es wünschte? Hätte er in der seligsten Stunde anderer Väter nicht mit Buddha sprechen müssen: „Ein Kind ist mir geboren, eine Fessel ist mir geschmiedet"? Er wollte sein Werk; und die Schöpferwehen durfte keine Regung gemeiner Brunst entweihen. Nun ist das Werk vollendet; wo aber blieb das Ideal? Es scheint mit Irene entflohen. Das Ideal! Giebt es überhaupt ein Ideal, das Allen ein Vorbild, ein Leuchtfeuer in sternloser Nacht sein kann? So wenig wie eine Wahrheit, die Allen wahr ist. Der Bildner sah auf sein Werk und fand es klein, vielleicht auch unmodern. Ein reines Mädchen, das nichts erlebt, nichts erlitten hat, sollte einer Menschheit den Auferstehungtag bedeuten? Eine fast kindliche Vorstellung. Rubek war in die Jahre gekommen, wo man die Ideale in den Silberschrank sperrt, weil sie für den Alltag

doch nicht zu brauchen sind. Schmählich verthaner Aufwand schien es ihm jetzt, den Menschen zu sagen, wie sie sein sollen; viel besser, viel weltklüger ists, ihnen zu zeigen, wie sie sind. Der vom Glauben Verlassene machte sich an die Arbeit. Der Sockel wurde breiter; er sollte die berstende Erdrinde darstellen, aus deren Furchen eine wimmelnde Menschheit ans Licht drängt, eine Menschheit, unter deren Kulturfirniß der schärfer Blickende bald die Thierfratzen erkennt. Die Statue des jungen Weibes wurde in den Hintergrund geschoben, ihr sieghaftes Lächeln in wehe Resignation umgewandelt. Und vorn, an einer Quelle, deren Gerinn ihm die Hand kühlen und reinigen soll, sitzt der Bildner selbst, ein Verzweifelter, dem der feste Glaube an das entflohene Ideal nie wiederkehrt. Das ist nun Rubeks Auferstehungtag. So sieht der Mann, der ein spiritualisirtes Hellenenthum träumte, jetzt das Leben und Streben der Menschheit.

Die Gruppe gefällt und bringt ihrem Schöpfer den Weltruhm. Auch das Glück? . . . Wer so den Auferstehungtag sieht, kann nicht glücklich sein.

Rubek hatte in seiner glorreichen Einsamkeit gefroren. Seine aesthetische Weltbetrachtung hat ihm mählich den Willen, die Kraft zu derbem Genießen und frischem Wagen, gelähmt. Nun sehnt er sich nach Schönheit; ist sie nicht nach dem Wort des feinen Artisten Stendhal une promesse de bonheur? Bei armen Leuten beschwatzt er ein blutjunges, munteres Mädel, verspricht ihm, wie der Ersten, alle Herrlichkeiten der Welt, und trägt es heim in den glitzernden Käfig. Denn jetzt ist er reich, Männlein und Weiblein wollen von ihm modellirt sein und er kann einer Frau Etwas bieten. Seiner Frau aber genügt auf die Dauer das Gebotene nicht. Sie heißt Maja, wie die römische Isis und die verschleierte Truggöttin der Inder; und von Beiden hat ihre Weiblichkeit geerbt. Sie möchte Mutter sein, Kinder und einen Mann für sich allein haben und muß unter Qualen merken, daß in dem Künstler des Mannes zu wenig ist. Sie lebt nur in Sansara, dem Lande des Scheins und des Verlangens, und sieht sich einem vom Erkentnißdrang Beherrschten gesellt, den der Schleier der Maja nicht mehr täuscht. Auch Rubek findet in der Ehe nicht das erhoffte Spätsommerglück; neben dieser Frau mit ihren animalisch gesunden Trieben wachsen ihm keine neuen Schwingen. In der Gemeinschaft mit ihr konnte er die alte Gruppe, das Steinbild des Erdenjammers, vollenden; zu neuem Schöpfermuth kann sie ihn nicht beflügeln. Beiden blieb der Bund fruchtlos. So thun sie denn, was Eheleute, wenn sie sich langweilen, immer thun: sie gehen auf die Reise.

Doch in der Heimath wird Rubeks Sinn nur noch düsterer. Hier

schritt er gottähnlich einst einher; hier schwirrt er nun, wie ein Raubvogel im Käfig, von Winkel zu Winkel. Keine Stimmung zur Arbeit. Seit die Menge in seiner großen Gruppe lauter Dinge gesehen hat, die er gar nicht hineinlegen wollte, seinen wirklichen Gedanken aber nicht begriff, mag er überhaupt nicht mehr arbeiten; wozu, für so groben, anmaßenden Mißverstand? Sein einziges Vergnügen ist jetzt, diese hochwohllöbliche „ganze Welt“ zu foppen. Die Leute wollen Portraitbüsten? Gut: die sollen sie haben und gar nicht merken, wie ähnlich sie da den uns vertrautesten Thiertypen sind. Pferde, Esel, Ochsen, Hunde und Schweine; ein Bischen entwickelt durch Selektion und im Menschenreich akklimatisirt, aber eben auch nur ein Bischen. Und diese „hinterlistigen Kunstwerke“ werden mit Gold aufgewogen! Rubek freut sich darüber wie ein mittelalterlicher Mönch, der eine steinerne Zote in eine Domecke geschmuggelt hat. Sonst aber ist er trüb, schläft schlecht und sehnt doch die Nacht herbei, weil die Tage so lang und so leer sind. Und in einer schlaflosen Nacht erscheint ihm zum ersten Male wieder das Ideal seiner Jugend; und bald tritt es ihm auch im hellen Licht des Tages entgegen.

Es sieht anders aus als in der fröhlich-seligen Auferstehungzeit, muß anders aussehen, weil sich des Betrachters Auge gewandelt hat. In der Welt ängstlicher Gewissensbedenken wirkt unbedacht verlangende Heidenschönheit wie eine Ausgeburt entarteter Phantasie. Und Irene tritt in eine Krankenwelt, unter matte, gebrochene Menschen, die sich vom Badearzt ausflicken lassen wollen. Wie würde es Aphrodite ergehen, wenn sie aus ihrem heiteren Tempel in ein christliches Hospiz für seelisch und leiblich Verkrüppelte geriethe? Sie würde für toll gehalten, für eine von allen guten Geistern der Scham und Sitte verlassene Metze, die man knebeln muß und, wenn sie gebändigt ist, nur unter Bewachung ausgehen lassen darf, weil sie sonst Unheil anrichten könnte. So ward auch an Irene gethan. Das arme Ideal ist schändlich mißhandelt worden. Auf schmierige Bretterbühnen wurde es geschleift und mußte als „lebendes Bild“ die gemeine Banausengier des gaffenden Pöbels kitzeln; von Männern, die nicht heiligende Berührung der Schönheit, sondern nur Brunststillung suchten, sollte es sich auf unsauberen Kissen umklammern lassen; und endlich kamen die Frommen, machten der Unzucht ein Ende und stellten, nach gründlicher psychiatrischer Behandlung, die zerzauste Schönheit unter die Obhut einer Diakonissin, die sie nicht aus den Augen lassen darf. Solches Erleben hinterläßt seine Spur. Noch immer ist Irene ein Wille, aber einer, der sich der Herrschaft des Intellektes völlig entzogen hat und nun blind, einer ungestüm

zerstörenden Naturkraft gleich, Alles, was ihn auf seinem triebhaft gewählten Weg hemmen könnte, zu vernichten strebt. Es ist die mania sine delirio, von der Schopenhauer, Ibsens Lehrmeister, sagt: „Der so losgelassene Wille gleicht dann dem Strom, der den Damm durchbrochen, dem Roß, das den Reiter abgeworfen hat, der Uhr, aus der die hemmenden Schrauben herausgenommen sind." Um konventionelle Beziehungen hat Irene sich auch früher nicht gekümmert, so wenig wie Hilde Wangel und der fischäugige Versucher der Frau vom Meere, und es ist nur natürlich, das Rubeks Ehe für sie nicht besteht. Jetzt aber ist ihr jede reflektive Erkenntniß geschwunden und nur die intuitive geblieben. Sie kann, was sie sieht, begreifen; Vergangenes aber und Zukünftiges umschleiert ihr dichter Nebel. Sie fühlt sich erniedert durch den Kuß schmatzender Lippen, dem sie sich doch entrang. Die Statue, zu der sie den Leib lieh, wird ihr zu einem Kind, das sie Rubek gebar und das der unzärtliche Vater nun grausam verunstaltet hat. Sie glaubt, dieses Kind immer geliebt und nur den Künstler gehaßt zu haben, der nicht Vater sein wollte. Jedes ihr unhold klingende Wort will sie mit einem Stich ihres dünnen Messerchens strafen. Sie, sie ganz allein hat für das Marmorbild Alles gethan, ihm Leib und Seele geopfert, und weil er sie von sich ließ, kann dem Bildhauer nie mehr ein großes Werk gelingen. Und so mächtig ist die suggestive Kraft solcher Willenshysterie, daß Rubek wirklich glaubt, der Jugendgehilfin danke er Alles und ohne sie sei er zu friedloser, freudloser Stümperschwäche verdammt.

Und ist es im Grunde nicht so? Kann Einem, der den eigensinnigen Glauben an sein Ideal, an die Bedeutung seiner Aufgabe verlor und der nur die Thierheit satirisch nachbilden mag, noch Großes gelingen?

Rubek möchte die Wiedergefundene halten. Frau Maja würde sich nicht lange bitten lassen. Sie hat den Aestheten gründlich satt, der sie von oben herab behandelt und ihr jeden Tag sagt, daß sie nicht zu ihm passe. Früher hat er ihr von seinen Menschenbefreierplänen erzählt; nun möchte sie auch frei sein, frei wie ein Vogel, frei wie Nora, der gepeinigte Singvogel, der aus dem Bauer schlüpft. Und außerdem: unter die Kranken ist ein Scheingesunder getreten, ein derber Jäger und Kraftrenommist, der im Essen und Trinken Uebermenschlichs leistet und allerliebst sentimental wird, wenn er erzählt, wie eine kleine Kröte ihm Hörner aufgesetzt hat. Dabei giebt er sich für einen großen Schürzenräuber aus und macht der in einer schlechten Ehe Entpflichteten ganz frech den Hof. In dem Kerl steckt Willenskraft; er ist kein nervöser Künstler; mit dem muß sichs leben lassen. Ist Frau Fauna

nicht eine Base der römischen Maja? Frau Fauna sehnt sich nach ihrem Faun. Und als er mit verheißendem Grinsen winkt, klettert sie mit ihm in die Berge. Der Herr Gemahl hat nichts dagegen.

Oben, bei einem Hochgebirgssanatorium, wo die Siechen sich reine Luft in die Lungen pumpen, treffen sich die beiden Paare. Der Ehering springt entzwei und die Freude ist groß, daß man sich nun wieder frei regen kann. Maja läuft zu ihrem Bärentöter. Und Rubek will, statt sich noch länger in einer naßkalten Höhle mit Thonklumpen und Steinblöcken zu plagen, sein Leben künftig zu einem schönen, sonnenhaften Kunstwerk gestalten. Er will; aber sein Wille ist flügellahm und er bleibt immer nur seines Glückes Dichter; er kann es träumen, nicht schaffen. Dichter: so nennt ihn Irene und legt in das Wort die selbe Verachtung, mit der Borkman von des alten Kanzleisinnirers Dichtergeschwätz sprach. Der Dichter entmannte sich selbst; wehe dem Weib, das Leib und Gluth einem Dichter gab und nicht tausendmal lieber einem tüchtigen Mann gesunde Kinder gebar! Was kann solchem Weib das verlorene Leben noch bieten? Nicht mehr als flüchtigen Rausch, wie die Braut von Korinth ihn in der Kammer des Liebsten fand. Der alte Dichter kann mit seinem Ideal spielen, kann sich ihm in klarer Sommernacht auf einem Hochwaldgipfel symbolisch vermählen, aber zu befreiender, beglückender That rüstet sich nimmer sein Wille. Eine steinerne Auferstehung konnte er wirken, am Nächsten und an sich selbst gelingt ihm das Wunder der Auferstehung nicht. Er hat sein Leben verscherzt, sein Glück seiner Aufgabe, die Willenskraft dem Erkenntnißtrieb geopfert. Und auch die stolze Verkörperung seiner verwegensten Wünsche ist nun zerbrochen, mürb und müde von der Wanderung durch eine feindliche Welt; hinter ihr schleicht unhörbar die Diakonissin mit dem stechenden Blick, die ihr schon das Wort und den Begriff Sünde angewöhnt hat und ins hellste Sonnenlicht einen schwarzen Schatten wirft. Irene mag den Freund höher und höher locken: auf der Spitze des grünen Berges erstarrt ihr Fuß in körnigem Eis und nicht der Mann, nicht die Frau hat noch den heißen Athem, der den Gletschernebel erwärmen könnte. Frau Maja findet mit ihrem Jägersmann vom Fels zur rechten Zeit den rettenden Pfad in das Thal. Das verstiegene Paar aber reißt eine Lawine von der Höhe, auf der es sich nicht halten konnte, und begräbt die Toten, die noch einmal erwachen wollten, im Schnee. Die von der Wächterpflicht befreite Diakonissin kreuzigt sich und ruft ihnen nach: Pax vobiscum!

Eine Lawine hatte auch Brand von der Höhe geweht und über sein Grab hin hatte die Stimme das deus caritatis gehallt. „Brand ist miß=

deutet worden", hat Ibsen damals gesagt; „es war nur Zufall, daß ich das Problem ins Religiöse verlegte. Ich könnte den ganzen Syllogismus eben so gut über einen Bildhauer oder Politiker machen wie über einen Priester." Das Werk, das er jetzt, dreißig Jahre später, schuf, nennt er einen dramatischen Epilog. Der Name deutet schon an, daß wir nicht einfache, sinnlich wahrnehmbare Menschengestalten erwarten und uns nicht wundern dürfen, wenn wir ins Eisland der Abstraktionen gelangen. Wir werden auf die, nach Schopenhauers Aesthetik, höchste und schwierigste Stufe des Tragischen geführt, von der aus wir das schwere Leiden, die Noth des Lebens erkennen sollen; „wir werden tief erschüttert und die Abwendung des Willens vom Leben wird in uns angeregt, entweder direkt oder als mitklingender harmonischer Ton." Der Dichter nimmt sein altes Thema wieder auf und schreibt als ein Siebenzigjähriger seinem Werk die abstrahirende Nachrede. Sie ist nicht leicht zu enträthseln, nicht leichter als Goethes zweites Faustgedicht, und der Hörer muß das Ohr spitzen, um diesem „Dialog zweiten Grades", wie Maeterlinck Ibsens Greisensprache genannt hat, über Klüfte und Schleichwege folgen zu können. Durch den Nebel aber klingt Dem, der fein hören kann, ganz deutlich Brendels, des bankerotten Idealisten, Stimme: Wenn Ihr glücklich sein wollt, glücklich im Sinn der Scheinwelt der alten Frau Maja, dann müßt Ihr das Leben ohne Ideale leben und nie mehr wollen, als Ihr könnt. Das ist das große Geheimniß des Handelns und Siegens. Strebt Ihr aber hinauf zu den Berggipfeln, wo der Versucher umgeht, dann waffnet Euch früh mit einem Willen, dem das Höhenklima nichts anhaben kann, und merkt es Euch: Velle non discitur! Kein schlimmeres Loos als des Menschen, der sich auf der Höhe seiner Weltanschauung nicht zu halten vermag ... Kein schlimmeres Loos? Ist der Bärentöter mit seiner Maja, sind Männchen und Weibchen wirklich so sehr zu beneiden? Ist ein hoch oben verlebter Augenblick nicht mehr werth als das Alltagsleben im Thal? Der Gott der Starken ist barmherzig. Er öffnet dem in des Strebens schwerster Mühe Gefallenen weit die Thore des Vaterhauses und zürnt Denen nicht, die alle Herrlichkeiten der Welt sehen wollten. Wer weiß? Eines hellen Morgens sendet er wieder Einen, der seine Lehre lebt, die Wilde Jagd der Gespenster verscheucht und aus ihren modisch ausgestatteten Gräbern eine schlummernde Menschheit zu neuem Leben erweckt.

Lear-Patriotismus.

Das höchste Lob, welches das deutsche Volk ertheilt, ist das der Echtheit.
Paul de Lagarde.

Paul de Lagarde warnt in einer seiner schönen Deutschen Schriften vor einem Lear-Patriotismus, den Regan und Goneril bereit halten, den Cordelia verweigert. Daran erinnerte mich neulich ein in der münchener „Jugend“ erschienener Aufsatz des Herrn Hirth, in dem die sogenannten Frauenrechtlerinnen angerufen werden, sich zunächst einmal als Patriotinnen zu erweisen. Dieser Appell an die Vaterlandsliebe, von dieser Seite und an diese Adresse gerichtet, befremdete mich. Erstens dünkte es mich wahrscheinlich, daß die angerufenen Frauen das Vaterland im Grunde mindestens so lieb haben wie Herr Hirth, aus der naheliegenden Erwägung heraus, daß den Frauen die Liebe für die Heimath und für die heimische Art, also auch für das Vaterland, noch naturgemäßer ist als den ins Weite strebenden Männern. Und Zweitens: eines Redakteurs Beruf bringt es mit sich, dem Vaterland demonstrativ, mit vielen und lauten Worten, zu dienen, sofern er ihm überhaupt dient; das Selbe kann er aber nicht von irgend welchen Frauen verlangen, sie seien denn zufällig Redaktricen.

Was meint und wünscht er also? Daß die Frauen, die er anspricht, sich mit Aufbesserung der Gehälter der Konfektionarbeiterinnen, mit Rechtsschutz für die Frauen, Bekämpfung der Prostitution und der Trunksucht, Erweiterung der Frauenberufssphäre u. s. w. beschäftigen, kann doch wohl an ihrer Vaterlandsliebe nicht irre machen. So weit diese Bestrebungen von Ernst und Liebe erfüllt sind, tragen sie an sich das Gepräge deutschen Wesens; außerdem sind sie praktisch auf eine Hebung der kümmerlichen Lage deutscher Landeskinder gerichtet, dienen also dem Vaterland und der Nation direkt.

Was meint denn nun der Mahner?

Erscheint es ihm vielleicht unpatriotisch, daß jene Frauen internationale Kongresse besuchen und einberufen? Dann träfe Aerzte, Naturforscher und andere Gelehrte und auch die Besucher und Beschicker von Weltausstellungen der selbe Vorwurf. Das wäre ungefähr, wie wenn ein Weisheitlehrer forderte, Niemand dürfe sich im Schaffen und Genießen Anderen zugesellen, denn ein Jeder schulde seiner Individualität, durchaus für sich allein zu bleiben.

Nicht Das ist Bewahrung der Eigenart, daß man sich von allen fremden Einflüssen hochmüthig oder ängstlich absperrt. Nicht Das ist nationale Gesinnung, daß man, wie Engländer thun, über die eigenen Landesgrenzen hinaus nicht sieht und nicht sehen will.

Oder meint Herr Hirth, jene Frauen sollten, wenn sie einmal sich um öffentliche Angelegenheiten öffentlich kümmern, lieber national-politische Inter-

essen wählen? Das hieße, einem Menschen, der sich noch mit dem Erlernen von Lesen und Schreiben abquält, anempfehlen, doch lieber Epen und Dramen zu verfassen. Denn um politische Aufgaben in Angriff zu nehmen: dazu gehört doch wohl vor allen Dingen Schulung und einige Reife auf diesem Gebiet. Es soll an solcher vielen Männern fehlen; den Frauen fehlt sie vorläufig, wie ich vermuthe, ausnahmelos. Woher sollten sie auch diese Schulung und Reife haben?

Also kann ich diesem münchener Mahnruf kein Verständniß abgewinnen. Dagegen lenkte er meine Aufmerksamkeit einmal wieder auf eine Erscheinung unseres sogenannten deutschnationalen Lebens, die mir immer recht undeutsch erschienen ist: ich meine die Züchtung eines künstlichen Patriotismus, des Bierreden- und Hurrah-Patriotismus, der gedankenlos nachgeplapperten tönenden Phrase. Und vor diesem Phrasenthum, diesem Schwelgen in schönen Worten, diesem Kannegießern über Angelegenheiten, die weder begriffen noch durchdacht worden sind: vor dieser Gefahr gerade kann man die langsam zur Theilnahme am öffentlichen Leben heranwachsenden Frauen unserer Zeit gar nicht inständig genug warnen.

Das Ersticken im Phrasenthum ist der Tod einer lebensvoll erwachten Bewegung, sei sie patriotisch oder religiös oder sonst Etwas. Wollte man verlangen und könnte man erreichen, daß Keiner Urtheile Anderer gedankenlos wiederholte, daß Keiner Behauptungen ausspräche, die er nicht klar begründen kann, so würde eine wunderliche Schweigsamkeit entstehen, — was gar kein Schade wäre. Im Schweigen hört sichs fein!

Doch da die Menschen, wie sie einmal sind — und die liebenswürdigsten ganz besonders — nicht auf Grund logischen Denkens urtheilen, sondern aus Impulsen, Empfindungen, Leidenschaften heraus, so muß man Das schon gelten lassen. Urtheilt ins Blaue hinein, wo tiefes und starkes Empfinden Euch treibt, aber nur nicht aus dem Blauen heraus! Schwatzt nicht, um auch eine Meinung zu bekunden, die Meinungäußerungen Anderer nach! Wenn Ihr aber durchaus nicht anders könnt, als Eure Empfindung und Eure Leidenschaft in Formen zu gießen, die Euch irgend ein Formenanfertiger geliefert hat, so begebt Euch wenigstens des Wahnes, Das sei Patriotismus.

Es ist mit der Vaterlandsliebe wie mit der Menschenliebe und der Liebe in hohem Sinne überhaupt: sie muß empfunden und bethätigt werden, nicht in Tiraden vergeudet. Und das apostolische Wort „Die Liebe blähet sich nicht“ gilt auch von der Vaterlandsliebe.

Ich glaube, daß ein Mensch ganz ohne Vaterlandsliebe und Nationalgefühl etwas so Anormales, Krüppelhaftes und, zum Glück, Seltenes ist wie ein Mensch ganz ohne Egoismus und ohne Selbstgefühl. Auf einen gesunden Egoismus ist des Menschen Dasein gegründet, aber fast eben so auch auf

Liebe zu seiner Art, seiner Heimath. Diese natürliche Liebe zu Art und Heimath kann zur großen Vaterlandsliebe heranwachsen und kann auch verkümmern. Beides hängt wenig, sehr wenig von Erziehung und Belehrung ab, aber viel von günstigen oder ungünstigen Verhältnissen des Vaterlandes für die betreffenden Landeskinder, viel auch von ihrer Charakteranlage und Gemüthsart. Es giebt pietätvolle, fromme Kinder, die ihre Eltern auch dann lieben, wenn die Eltern so geartet sind, daß sie die Kinder schädigen, statt sie zu fördern. Es giebt solche Kinder, aber das Selbstverständliche sind sie doch nicht.

Eben so ists mit dem Vaterland. Menschen, die es im Vaterlande bei schwerer, geisttötender Arbeit, tagaus, tagein, doch nicht einmal zu einem auch nur erträglichen Dasein bringen können, haben keine Ursache, ihr Vaterland zu lieben. Ich sehe nicht ein, wie eine Frau, die vom Morgen bis gegen Mitternacht, über die Maschine gebückt, Hemden näht und für diese Sklavenarbeit einen Lohn erhält, der so gering ist, daß er für die allernothwendigsten Bedürfnisse nicht ausreicht, dazu kommen sollte, Liebe für ein Vaterland zu empfinden, das ihr nichts Besseres bietet als diese Existenz. Und ich glaube deshalb, daß Jeder, Mann oder Frau, dem Vaterland wirklich dient, der es sich zur Aufgabe macht, die Lage dieser Stiefkinder der Nation zu verbessern. Nur bei einem Volk, bei dem noch Alle eine menschenwürdige Existenz führen, ist es möglich, daß Alle ihr Land lieben, wie einstmals die Schweizer, wie heute die Buren.

Unsere Kultur mit ihren Fabriken und Großstädten, die ein Fünftel des Volkes auf Kosten von vier anderen Fünfteln erhebt, schließt eine das ganze Volk umfassende Vaterlandsliebe einfach aus. Staatsfeinde, Anarchisten, Auswanderer sind das nothwendige Ergebniß dieser furchtbar einseitigen Kultur.

Freilich ists damit in Frankreich und England wie bei uns, in England sogar noch weit schlimmer. Trotzdem ist in England und in Frankreich weit mehr Nationalgefühl zu Hause als in Deutschland.

„Der Mangel an Nationalsinn ist ein Fehler der Deutschen und der Deutsche muß dazu erzogen werden“, sagen die Männer von der sogenannten „Deutschbewegung“. Wenn der Mangel an Nationalgefühl wirklich eine Charaktereigenthümlichkeit der Deutschen wäre, so wäre es ganz verkehrt und ganz vergebens, sie zu bekämpfen. Denn jedes Wesen ist in dem Maße vollkommen, wie es seine von der Natur empfangene Eigenart zum Ausdruck bringt. Aber Mangel an Heimathliebe und an Stammesbewußtsein ist gar kein deutscher Charakterzug. Der Preuße liebt sein Preußen, der Bayer sein Bayern, der Schwabe sein Schwaben u. s. w. Er fühlt sich ganz natürlich als Preußen, als Bayern, als Schwaben. Niemand braucht ihm Das zu predigen. Mit der Geschichte seines Landes ist die Liebe zu ihm und das Stammesgefühl langsam, still, sich selbst überlassen, geworden und gereift.

Unser Deutsches Reich ist ganze dreißig Jahre alt. Und nun kommen die patriotischen Heißsporne und wollen mit Gewalt und künstlich in wenigen Jahren Etwas erzwingen, das zu seiner gesunden Entwickelung mindestens ein Jahrhundert braucht! Vaterlandsliebe muß aus dem Boden heraus still wachsen, wie ein Baum. Mit dem Vaterland selbst muß sie wachsen, je stiller und stetiger, desto besser. Ueberstürzung, Gewaltsamkeit und Geschrei sind Todfeinde ihres Gedeihens. Lehren und kommandiren läßt sie sich so wenig wie die Liebe überhaupt. Wer Vaterlandsliebe pflegen will, Der muß das Vaterland pflegen, ein Jeglicher da, wo es ihm am Nächsten liegt. Mag er aus seiner innersten Ueberzeugung heraus Leitartikel schreiben oder Reden halten oder Bilder malen oder dichten oder sich schön kleiden oder die Wissenschaft fördern oder den Armen helfen, emporzukommen, oder kochen und haushalten, — sei es, was es sei: sofern er es nur mit Ernst und mit Liebe thut, dient er damit dem Vaterland und der Nation ganz vorzüglich.

Da aber, wo die Phrase anfängt und die Begriffsumnebelung und der Rausch, da hört der Patriotismus auf, für Vaterland und Volk ein Segen zu sein. Was sich bei uns heute Deutschthum nennt, macht zu viele Worte, zu viel des Rühmens, schwelgt zu gern in Siegesstimmung und in tönenden Phrasen, um Glauben an seine Tiefgründigkeit und Echtheit zu erwecken.

Ich sehe nicht, daß wir, so lange wir daheim und unter uns sind, den allergeringsten Grund hätten, auf unser Deutschsein zu pochen, da es sich von selbst versteht, da wir nichts dazu können, da es also nur als Glück, nie aber als Verdienst aufzufassen ist. Mit einem Glück, das nicht einmal sein Verdienst ist, prunkt der anständige Mensch nicht.

Wir müssen Begeisterung haben, sagt Ihr. Begeisterung ist allerdings unsere allerbeste Kraft. Aber es ist nicht wohlgethan, die ruhende Löwin wachzurufen, um sie ziellos schweifen und brüllen zu lassen, oder gar sie als Zugthier vor irgend einen Parteikarren zu spannen.

Mit der künstlich erhitzten und geschürten patriotischen Leidenschaft muß es gehen wie mit durch Reklame künstlich in die Höhe trompeteten Berühmtheiten: heute in Aller Munde, morgen so spurlos verweht wie Spreu im Wind.

Ich wiederhole: Patriotismus wird nicht gemacht und kann nicht gefordert werden, eben so wenig wie Genie, Frömmigkeit, Liebe. Wie sie, ist er da. Wie sie, erweist er sich durch den Wandel und durch die That.

„In Bereitschaft sein ist Alles.“

Im Augenblick ernster Prüfung wird der wortselige Regan- und Goneril-Patriotismus versagen und der Cordelia-Patriotismus, der Demonstrationen verschmäht, bereit sein, sich selbst einzusetzen, wie im Jahre 1813.

Bellende Hunde beißen nicht; aber vor den stillen mag der Feind sich hüten.

Bärenfels im Erzgebirge. Frieda Freiin von Bülow.

Bismarck und die plattdeutsche Sprache.

„Man hat sich neuerdings des Plattdeutschen vorwiegend in humoristischer Absicht als Schriftsprache bedient; indessen ist eine solche Verwendung nicht erschöpfend. Es sollte eine ernsthafte plattdeutsche Prosa geben. Welche erhabene und großartige Wirkung noch jetzt dem niederdeutschen Dialekt zur Verfügung steht, weiß Jeder, der den Bundeseid kennt, den die Buren vor ihrem Kampf mit den Engländern schworen. Es ist eine echte Heldensprache. Bismarck und Moltke konnten sich, wenn sie wollten, in ihrer gemeinsamen Muttersprache, auf Plattdeutsch, mit einander unterhalten; und diese Sprachbrüderschaft beider Männer ist kein zufälliges Symptom; wie aus der Mutterlauge der Kristall, so schlägt sich aus der Muttersprache der Geist nieder und wirkt weiter." Der für das Niederdeutsche sehr eingenommene Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" hat diese Bemerkung gemacht; er führt — unter Berufung auf Lessings Wort: „Zu Hamburg erst habe ich den Reichthum der deutschen Sprache kennen gelernt" — weiter aus: „Dieser Reichthum geht zweifellos auf die nahen Beziehungen der dortigen Sprechweise zum Plattdeutschen zurück. Es könnte nicht schaden, wenn mit dem niederdeutschen Geist auch etwas niederdeutsche Sprache in den Schatz der heutigen deutschen Bildung überginge. Wie Luthers befreiende That der oberdeutschen, so vermöchte und verdiente wohl Bismarcks einigende That der niederdeutschen Sprechweise in Deutschland ein Vorrecht zu verschaffen. Lessing nimmt zwischen Beiden eine Mittel- und Uebergangsstellung ein; der hamburger Dramaturg war ein akklimatisirter, Bismarck ein geborener Niederdeutscher. Die Getreuen zu Jever halten ganz besonders zum Reichskanzler; es giebt vielleicht ein geheimes tieferes Band, das die Bewohner der deutschen und außerdeutschen Nordseeküste mit dem Träger der deutschen Nationalitätidee verbindet."

Darin liegt gewiß viel Wahres. Bekanntlich fühlte Fürst Bismarck, dessen Wiege ja auf altmärkischem Boden stand, wie er denn auch auf der väterlichen Scholle und auf der Schule in plattdeutscher Umgebung heranwuchs, sich zum niedersächsischen Stamm besonders hingezogen; ihm gehörte er von Geburt und nach seiner ganzen Individualität an und er hegte für seine Kernnatur, Eigenart und Sprache stets eine sichtbare Vorliebe. Hat er doch oft, nach fremdsprachlicher Konversation und Korrespondenz, nach anstrengenden Staatsgeschäften als Minister, zur Aufheiterung und Erholung, frei von konventionellem Zwang, aus urdeutschem Gemüth, die vertrauten Laute seiner Heimath in der Unterhaltung mit engeren Landsleuten bevorzugt oder an mundartlicher Literatur sich erfreut und besonders gern von seiner den Dialekt gleich ihm trefflich beherrschenden Gattin Fritz Reuters Werke sich vorlesen lassen. Die spezifisch plattdeutsche Persönlichkeit trat noch mehr zu Tage unter

den Wipfeln des Sachsenwaldes. Aus der Jugendzeit klingt manch plattdeutscher Kernspruch des Junkers Otto an unser Ohr; Graf Bismarck im Mannesalter hat sich ebenfalls hin und wieder eines kräftigen plattdeutschen Wortes bedient; und der greise Fürst ergriff jeden sich bietenden Anlaß, um auch nach außen hin seine Zugehörigkeit zum Volk der Sassen zu betonen.

Verschiedene charakteristische Redewendungen und Aeußerungen im Idiom, sogar gelegentliche etymologische Erörterungen und Untersuchungen findet man in meiner Gedenkschrift „Fürst Bismarck und Fritz Reuter". Doch ist damit das Wissenswerthe auf diesem Gebiete noch nicht erschöpft. Die nach dem Tode des großen Kanzlers veröffentlichten Quellenwerke von Busch, Penzler und Poschinger enthalten hierfür weitere Beweisstücke, echte Goldkörner, die in ihrer Gesammtheit ein ziemlich vollständiges Bild vom plattdeutschen Bismarck geben. Ich beschränke mich auf die dreißig Jahre von 1866 bis 1896.

Damals, im Herbst 1866, weilte der preußische Staatsmann als Gast des Fürsten Putbus auf Rügen. Das Gespräch streifte die Sitten und Gewohnheiten der Insulaner, besonders der Mönchguter. Besaß dort ein Mädchen, so erzählte ein Theilnehmer der Tafelrunde, eine Hütte oder auch nur ein Heringsboot eigenthümlich, so durfte es sich selbst einen Mann wählen; die „Frijagd" — die Jagd auf einen Freier — begann damit, daß eine blaue Schürze vor die Hausthüre gehängt wurde, hinter die die Schöne sich stellte. Die heirathlustigen Burschen gingen dann in ihrem besten Putz vorüber, bis der Rechte kam; da lief die Freijägerin geschwind hinaus, schlang ihre Arme um seinen Hals, — und nach drei Wochen war Hochzeit. Doch dieser eben so einfache, wie ehrliche Prozeß endete nicht immer glücklich, wie das folgende kleine, von Bismarck mit Interesse angehörte Gedicht zeigt:

Min blage Schört hängt vör de Dör,
Dat hett min Mutter dahn,
Mi is dat Hart so weik un swer;
Un möt geputzt hier stahn.

Ik schul woll dörch de Dörenritz,
Min Mutter steiht bi mi.
Vel Burschen in ehrn Sünndagsblitz
Gahn an de Schört vörbi.

Arm Niklas deiht so trurig gahn —
O, dörft ik 'rut in Hast,
De Arm' üm minen Leevsten slahn —
Min Mutter hölt mi fast!

De rike Michel stolzt heran —
Min Mutter stött mi 'rut —
Dat Hart so weh — in'n Oog de Thran
— Un ik bün Michels Brut!

„Die uralte Geschichte, die immer neu bleibt, also auch schon auf dieser von der Kultur so wenig beleckten Erdscholle . . . O weh! Tout comme chez nous!“ bemerkte Bismarck und fügte hinzu: „Sie sprechen das Plattdeutsche aber sehr geläufig!“

„Es ist meine Muttersprache, Excellenz,“ antwortete der also Belobte. „Französisch und Englisch kann man wie ein Franzose und Engländer sprechen lernen, aber das Plattdeutsche muß man schon beim ersten Lallen üben.“

In jenen Tagen auf Putbus, beim Mahl, erzählte der Graf: „Ich war in der Schlacht von Königgrätz in der Suite des Königs; und gar oft waren wir mitten im Gewühl des Kampfes. Um Mittag trat eine momentane Windstille im Brausen der Schlacht ein: der Kronprinz wurde auf dem Schlachtfeld erwartet, mit Sehnsucht erwartet. Und er rückte mit seiner Armee heran, gerade zur rechten Zeit! Unsere plattdeutschen Soldaten nannten ihn fortan auch nur ‚Prinz taur rechten Tid‘.“

Eine andere historische Reminiszenz betrifft den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein. „Der Augustenburger hätte es besser haben können“, äußerte Bismarck am einunddreißigsten August 1870. „Ich wollte ursprünglich nicht mehr von ihm, als was die kleinen Fürsten 1866 abtreten mußten. Er aber wollte gar nichts hergeben. Ich erinnere mich: bei der Unterredung 1864/65, da nannte ich ihn zuerst Hoheit und war überhaupt artig. Als er von unseren Forderungen nichts wissen wollte, nahm ich ein anderes Gesicht an. Ich titulirte ihn jetzt Durchlaucht und sagte ihm zuletzt ganz kühl, plattdeutsch, daß wir dem Küken, das wir ausgebrütet hätten, auch den Hals umdrehen könnten.“

Ueberaus heiter sind zwei Anekdoten aus dem Jahre 1870. Prinz Albrecht und Prinz Friedrich Karl von Preußen waren im Januar bei Pritzerbe an der Havel zur Jagd; auch Bismarck sollte daran Theil nehmen. Nachmittags lief die Depesche ein: „Der Kanzler kommt!“ Zugleich Anfrage, welcher Weg der beste sei. Es war ein strenger Winter, die Landstraße hoch mit Schnee bedeckt, fast unfahrbar, die Havel aber fest gefroren. Der Bürgermeister schlug vor, daß pritzerber Einwohner sich melden möchten, den Weg mit Fackeln zu beleuchten. Auch der Ackerbürger Thiems stellte sich und erhielt den vorgeschobensten Posten. Der Wagen des Bundeskanzlers war nicht der einzige, der sich an diesem Abend über die Havel in Bewegung setzte. „Is Bismarck drin?“ schrie Thiems dem ersten Wagen oder Schlitten zu. „Nee“, klang es heraus. So ging es wiederholt. Thiems wurde schon ärgerlich. Da nahte von fern noch eine Kutsche. „Is Bismarck drin?“ rief Thiems zornig. „Jo“, scholl eine Stimme, „wat willen Se denn?“ Ein Kopf neigte sich aus dem Fenster, Thiems leuchtete ins Gesicht und erkannte die von den Lithographien her auch ihm vertrauten Züge des Kanzlers.

„Lüchten sall ik Se.“ „Wi hebben all genog Licht. Schmieten Se dat Ding in'n Schnee un stiegen Se in!“ Thiems ließ sich nicht bitten, warf die Fackel fort und stieg ein. Am Ort nun, vor dem Gasthof, beugen der Bürgermeister und seine Umgebung tief den Rücken zur Erde, als die Kalesche vorfährt. Doch wer ist der Mann, dem diese tiefste Reverenz gilt? Nicht Seiner Excellenz von Bismarck, nein, dem Ackerbürger Thiems! Er war zuerst ausgestiegen. „Nu laten Se mi ok 'mal 'rut!“ ruft endlich ungeduldig die Stimme des Erwarteten aus dem Wagen.

Die andere kleine Geschichte trug sich bei Tisch zu. Als Schweizerkäse herumgereicht wurde, warf Jemand die Frage auf, ob Käse zum Wein passe. „Gewisse Sorten zu gewissen Weinen“, entschied Bismarck. „Ich erinnere mich, daß in der Zeit, wo in Pommern tüchtig getrunken wurde, vor zweihundert Jahren, die Raminer am Schärfsten tranken. Da hatte einmal Einer von Stettin Wein bekommen, der ihm nicht schmecken wollte. Er schrieb dem Kaufmann deswegen. Der aber schrieb ihm zurück:

„Eet Kees to Win, Herr von Ramin,
Denn smeckt de Win,
Wie in Stettin ok to Ramin!“

Ein plattdeutsches Kernwort war für den Fürsten oft die Würze der Unterhaltung bei Tafelfreuden, die Pointe seiner Rede bei ihm dargebrachten Huldigungen und feierlichen Ansprachen. So klang sein Toast zur Hochzeit seiner Tochter Marie mit dem Grafen Ranzau in ein Hoch auf die Verbindung beider Familien aus: Bismarck und Ranzau, von ihnen gelte der Wahlspruch Schleswig-Holsteins: Up ewig ungedeelt!“

Die Devise dieser meerumschlungenen, stammverwandten Provinzen betonte er wiederholt. Als plöner Gymnasiasten auf einer Turnfahrt im Mai 1893 nach Friedrichsruh kamen, durften sie in Bismarcks Ruf einstimmen: „Unser gesammtes deutsches Vaterland — up ewig ungedeelt, wie man in Holstein sagt — es lebe hoch!“ Und als zwei Jahre später in dem selben Monat Schaaren von Schleswig-Holsteinern ihn dort begrüßten, dankte er ihnen in einer bedeutsamen — auch heute noch aktuellen — politischen Rede: „Ich habe mir gesagt, wenn wir die Herzogthümer nicht besitzen und erwerben, dauernd, so werden wir nie eine Seemacht werden können; die Herzogthümer und die Flotte sind unzertrennbar von einander, sie gehören zusammen, außerdem die Bevölkerung mit der sympathischen plattdeutschen Sprache niederdeutschen Ursprunges, sie gehören zu uns. Ich habe vor der ersten Eröffnung der Frage durch den Tod des Königs von Dänemark im November 1861 gleich die Ueberzeugung gehabt und vertreten, amtlich vertreten: Dat möt wie hebben.“ Hoffend, daß ihm dafür wohl von den Schleswig-Holsteinern in ihrer Heimath, in ihren Herzen, Absolution ertheilt

worden sei, schloß er: „Wenn diese Bevölkerung einmal ihre Wahl mit Sachkunde getroffen hat, dann hält sie auch fest; und deshalb ist es mir nicht zweifelhaft, daß das ‚Up ewig ungedeelt!‘ sich nicht blos auf Schleswig-Holstein, sondern auch in Zukunft auf das gesammte Deutschland immer mit Erfolg in Anwendung bringen läßt.“

Der Deputation von Ostfriesen erwiderte der Altreichskanzler im Mai 1895: „Unsere früheren Beziehungen waren ja nur ein Ausdruck der Zusammengehörigkeit, die von Natur zwischen allen Deutschen oder doch mindestens zwischen der niederdeutschen Bevölkerung der Seeküsten, was man hier ‚de Waterkant‘ nennt, jederzeit bestanden hat. Wir sprechen Alle das selbe Plattdeutsch mit wenig dialektischem Unterschied in Ostfriesland und in Hinterpommern. Wir sind aber lange getrennt gewesen durch politische Grenzen und durch die cimbrische Halbinsel. Es ist erfreulich, die Zeit zu erleben, daß die Verbindung beider Meere hergestellt ist durch Eröffnung des Kanales zwischen Nord- und Ostsee.“ Nachher sagte er noch zu einem Schleswig-Holsteiner: „1848 haben wir uns von preußischer Seite nicht immer recht geschickt hineingemischt, aber schließlich ist es doch gegangen. Das alte plattdeutsche Sprichwort hat sich bestätigt: ‚Et möt doch woll ward'n‘.“

Gerade gelegentlich der Huldigungfahrten niedersächsischer Abgesandten nach Friedrichsruh, meist zum Geburtstag des Fürsten, kam „uns oll Modersprak“ besonders zur Geltung. Im Mai 1891 hatte Bismarck beim Empfang einer Deputation aus dem neunzehnten hannoverschen Wahlkreis, die von ihm die Uebernahme des Mandates erbitten wollte, erklärt: „Die Ehre schätze ich doppelt hoch, nicht allein als Ihr deutscher Landsmann, sondern auch als Ihr plattdeutscher Nachbar; ich bin im plattdeutschen Land geboren und erzogen.“ Hierauf bezog sich nun eine Abordnung des plattdeutschen Vereines aus Braunschweig bei Ueberreichung des Ehrenmitglieddiplomes. „As wi in Bronswyk lesen deen, Dörchlaucht hadden seggt, Sei weeren ok en Plattdütschen, dann kloppte et ösch under'n Bostdauke höger. Wenn wi ösch sau in user leiwen Sprake underholt, denn sau is et, as hören wi use Voröldern tau ösch spräken, or seihn wi sei sitten under öhren Eiken un in Freen biratslaen. Düsse Eiken erinnert ösch awer noch an eine dütsche Eike, de alleweile noch steit. Dat is use Fürst Bismarck! Dat sünd Sei! De Wörteln darvon gahet eben sau wiet, as öhre Tölgens, se stahet in guten un fasten Bodden, un disse Bodden heet —: Volksleewe!“ Der Fürst fragte, nach seiner Danksagung das auf dem Diplom in Silberarbeit ausgeführte Wappen von Braunschweig betrachtend: „Wo is denn dat Pird?“ Nach der Antwort, daß das springende Sachsenroß ein anderes Wappen sei, kam Bismarck auf die Niederdeutschen zu sprechen und äußerte, daß der Wandertrieb der Niederdeutschen im Gegensatz zu der Seßhaftigkeit der Oberdeutschen stets ein starker

gewesen sei. Die Oberdeutschen hätten im Ganzen still gesessen, so die großen deutschen Wandervölker Gothen, Burgunder, von denen zwar wenig Spuren erhalten seien. Was aber erhalten, sei plattdeutsch: die Vandalen, auch die kleineren Stämme, Rugier, Heruler, vor Allen die Franken. Auch jetzt scheine der Trieb, nach Amerika auszuwandern, in den plattdeutschen Bezirken viel stärker. Es thue ihm leid, daß er nicht von Jugend auf mit diesen Sachen sich habe wissenschaftlich beschäftigen können, die oftmals mehr Interesse für ihn gehabt hätten als die hohe Politik. Er verstehe die plattdeutsche Sprache noch immer sehr gut, habe er doch bei seinen Spielen mit den Dorfkindern früher Plattdeutsch als Hochdeutsch gelernt. Auch halte er das Plattdeutsch noch immer lieb und werth und unterhalte sich gern darin.

Am Abend vor seinem fünfundsiebenzigsten Geburtstag brachten dreitausend Hamburger dem Fürsten einen Fackelzug in Friedrichsruh dar. „Für heute", rief der Gefeierte, „schließe ich mit dem plattdeutschen Wort, das gewiß wahr ist: ‚So vel Hurrah hett Friedrichsruh sin Dag nich hört!'"

Das war im Jahre 1890. Im Jahre 1891, als ihn der Kriegerverein aus Osten zum Ehrenmitglied ernannte, freute er sich ganz besonders über die Widmungverse:

> Wat noch nümmens harr 'rutstudeert,
> Hett uns uns' oll Kanzler lehrt —
> All uns' Dütschen in de Welt:
> Unse Sak is god bestellt;
> Denn wi brukt vör gor keen een,
> As uns' Herrgott bang to wee'n.
> Fürst von Bismarck hett dat seggt,
> Un he harr noch jümmer Recht.

Der Verfasser, Diederich Hahn, hat auch im November 1891, als die fürstliche Familie wieder von Varzin nach Friedrichsruh übersiedelte und den Weg über Berlin nehmen mußte, bei der Durchfahrt auf dem Lehrter Bahnhof die folgende plattdeutsche Begrüßung vorgelesen:

> Fürst von Bismarck, lange Johren
> Sall de Herrgott Di bewohren!
> Di erhollen jung an Moth,
> Denn hett Dütschland keene Noth.
>
> För dat niee dütsche Riek
> Weerst un bliwst Du Damm un Diek.

Im Juli 1892 sagte Bismarck in Kissingen zu einem Rostocker, der Grüße aus Mecklenburg übermittelte: „Rostock ist ja nicht weit von Friedrichsruh. Wi spräkt ok Platt." „En bannigen Kierl", meinte der behäbige Obotrit, als der Fürst vorbei war.

Am neunzehnten März des nächsten Jahres empfing Bismarck drei

Herren aus seinem Wahlkreis. Die Gespräche bei Tische trugen einen mehr familiären Charakter, wobei das plattdeutsche Idiom eine große Rolle spielte und der Wirth in fröhlicher Laune in pfälzischem Wein das Wohl seiner lieben Wähler von der „Waterkant" ausbrachte.

Am achtzehnten Juni, bei der Huldigung der Mecklenburger, trank der Fürst auf das Wohl seiner Gäste und schloß mit dem niedersächsischen Spruch:

Uns woll un kein' üwel,
Wer dat nich will, is en Düwel!

Im Mai 1896 erfreute ihn abermals eine Abordnung aus Mecklenburg und überbrachte eine verkleinerte Nachbildung des dem Großherzog Friedrich Franz dem Zweiten im schweriner Schloßgarten gesetzten Monumentes. „Ich habe in Mecklenburg auch persönlich viele Freunde und Jugendbekannte gehabt", erzählte der Fürst. „Die ganze niederdeutsche Bewohnerschaft, die plattdeutsch spricht, umfaßt unsere alten Provinzen so gut wie Ihr Land. Wi spräkt dat sülve Plattdütsch."

Den Braunschweigern, die ihm ihre Ehrerbietung bezeugten, erwiderte er dankend: „Mir ist die Begrüßung des braunschweigischen Landes in meiner Eigenschaft als Altmärker noch besonders werthvoll. Als Nachbarkinder sprechen wir in der Heimath das selbe Platt, bei dessen Tönen ich an der Elbe geboren bin."

Die Getreuen in Jever hatten zum ersten April 1894 ihre Kibitzeier mit folgendem Gedichtchen begleitet:

Wenn Kiewitt kümmt, makt wi uns prat
To Vörjahrssaat,
Un bidd't um moi Jahr.

Wenn Kiewitt röppt, denkt wi an Di
Un dankt wi Di
Vör mannig moi Jahr.

Wenn Kiewitt leggt, denn griept wi to
Un gratuleert un wünscht darto
Di mannig moi Jahr!

Darauf erging nachstehende Antwort: „Die plattdeutschen Begleitverse erhalte ich stets mit besonderem Vergnügen und habe in diesem Jahre das lange nicht gehörte Wort ‚moi' darin wieder begrüßt, das mir aus einer Reise durch Holland und Friesland lebhaft in Erinnerung ist und sich in Pommern in der Form ‚moilich' oder ‚mojelich' wiederfindet."

Mehrfach hat Bismarck, wie bereits angedeutet worden ist, kleine Sprachforschungen betrieben; und der englische Maler Richmond berichtet, daß er ihm einst einen Vortrag über die deutschen Dialekte gehalten habe.

Himmelfahrt 1894 erschienen Mitglieder der holsteinischen Militär-

vereine. Bismarck durchschritt die Reihen der alten Krieger und bediente sich wiederholt des Plattdeutschen; so bemerkte er gegen einen Itzehoer, der auf die Erkundigung nach dem Alter seiner Vaterstadt mit Stolz versetzt hatte: „Ueber tausend Jahre, Durchlaucht!" mit zweifelnder Miene: „Is dat nich to veel?" Einen älteren Biedermann, dessen Garderobe in ihrer schmucklosen Einfachheit mit dem Vorhemd aus schwarzem Stoff und der altväterischen schwarzen Halsbinde, mit der glatt rasirten Oberlippe und dem das volle rothe Gesicht fraisenartig umrahmenden grauen Bart seinem Besitzer einen seemännischen Anstrich gab, fragte er: „Sie haben wohl bei der Marine gedient?" Aber die Antwort lautete: „Nein, Durchlaucht, zu Lande". Der Fürst meinte: „Ich hätte Sie nach der ‚Waterkant' taxirt." Ein Anderer, nach dem Jahrgang seiner Dienstzeit befragt, erwiderte „1848/50" und setzte, zur Charakterisirung seiner Landsmannschaft, hinzu, er stamme aus der Gegend, wo man „Jungs, holt fast!" zu sagen pflege.

Am ersten Juli unternahm der in Hamburg tagende Journalisten- und Schriftstellerverband einen Ausflug nach Friedrichsruh. Zu Einem, der aus Thüringen gekommen war und sich als Sachsen bezeichnete, bemerkte Bismarck: „Sachsen ist eigentlich nur hier, wo man plattdeutsch spricht; aber Thüringen ist auch nicht übel".

In einem Artikel „Der Achtzigjährige im Sachsenwalde" lesen wir eine Stelle, die sich auf die fürstlichen Förster bezieht. Dabei findet man folgende Anekdote: Der Fürst beabsichtigte anfangs, die Forsthüterei auf der ehemaligen Kupfermühle eingehen zu lassen, und erklärte Das dem Inhaber des Postens. Aber da fand der Herkules des neunzehnten Jahrhunderts seinen Ueberwinder. „He wull mi verdriwen", sagte der alte Brandt, „äwer ik säd to em: Herr Bismarck, säd ik, ik stah up minen Kunterrakt. Ik häw en Kunterrakt, dat ik hier Tidlewens bliwen kann. Da sä de Herr Bismarck to mi: Wenn Se en Kunterrakt hewwen, denn kann ik da nix gegen maken, denn bliwen Se da wahnen, so lang Se lewen." Diese Geschichte ist aber unrichtig. Brandt besaß keinen Kontrakt, hatte auch kein Bedürfniß, sich auf solchen zu stützen; er hatte bei der ersten Begegnung mit seinem Herrn die mündliche Zusage erhalten, daß er dort bis an sein seliges Ende wohnen bleiben könne. Darin bestand sein Kontrakt, worauf er sich allerdings der Forstverwaltung gegenüber berief.

Der vierundzwanzigste April 1895 vermehrte die Zahl der für Bismarck zum achtzigsten Geburtstag bestimmten Huldigungen. Er empfing aus Braunschweig Vertreter des Plattdeutschen Vereines, die eine Miniaturnachbildung des von Heinrich dem Löwen 1166 errichteten Denkmals überbrachten, mit einem in Wechselrede vorgetragenen plattdeutschen Poem. Der Fürst äußerte auf die eigenartige Begrüßung eingehender denn je zuvor seine Gedanken über

das Niederdeutsche: „Ich bin den Kinderjahren zu fern getreten und habe zu selten seitdem Plattdeutsch gehört und gesprochen; ich kann deshalb in dem heimischen Idiom, dem ersten, das ich auch als kleiner Junge gehört und gesprochen habe, nicht so geläufig antworten. Es geht mir mitunter, wenn ich mit den Leuten im Walde platt reden will, daß ich in ausländische Formen, englische und verwandte, gerathe und daß die Leute mich etwas verwundert ansehen; aber das alte Gefühl der plattdeutschen Gemeinsamkeit habe ich immer behalten. In meinem Geburtort Schönhausen spricht man gerade so wie im Braunschweigischen Platt: es ist von dem hamburger etwas verschieden, aber auch von Hinterpommern. Ich wollte nur erwähnen, daß in meinem Geburtlande, in der Altmark, der niedersächsische Dialekt vorherrschend ist. Ich fühle mich immer heimisch berührt, wenn ich Plattdeutsch lese und höre, und ich bedaure, daß die Sprache, in der vor dreihundert Jahren gedruckt wurde und alle unsere Urkunden geschrieben waren — ich habe noch eine plattdeutsche Bibel in Varzin liegen aus dem sechzehnten Jahrhundert —, daß die so allmählich abkommt. In meinen jungen Jahren sprach man namentlich in Vorpommern auch noch in gebildeten Kreisen stets plattdeutsch auch bei Tisch; und die feinsten Damen, die im Winter in der Residenz lebten, sprachen auf dem Lande ein geläufiges Platt. Das ist auch nicht mehr und schwindet mehr und mehr. Hier hält es sich noch, hier findet man noch Leute, die es verstehen und sprechen. Es ist mir immer angenehm, eine solche Begegnung. Auch ganz wohlgebildete und wohlgekleidete Damen habe ich hier gefunden, die mir nur plattdeutsche Antworten gaben, wenn ich nach dem Wege fragte, früher, wo ich hier noch nicht Bescheid wußte. Es ist gar nicht lange — hundert Jahre — her, da war das Plattdeutsche in dem braunschweigischen Lande bis in die höheren Kreise verbreitet. Das ist auch mir aus einer Aeußerung von Friedrich dem Großen erinnerlich, der von Generalen der damaligen Zeit sprach und sie nannte: ‚Mine Herren Lüde‘. Die Generale müssen so zu ihm gesprochen haben; und Friedrich der Große hat diese plattdeutsche Bezeichnung der Armee in einem französischen Briefe angeführt. Das läßt darauf schließen, daß die Generale plattdeutsch gesprochen haben. Es hat mich frappirt; aber der Brief Friedrich des Großen existirt und Friedrich hat wohl platt verstanden, aber sich gewiß nicht so aus eigener Empfindung ausgedrückt."

An dem selben Tage war auch eine Deputation aus Köln gekommen. Bei der Tafel brachte der Fürst den Trinkspruch aus: „Alaaf Köln!" und fuhr fort: „In das Hoch nehmen wir wohl unsere plattdeutschen Nachbarn aus Mölln, Lauenburg und Braunschweig mit auf, denn die Kölner gehören doch auch mit zu dem plattdeutschen Gebiet. Die Grenze geht zwischen dort und Bonn." Alle diese Mittheilungen fallen in das Jahr 1895, das

überhaupt für den Fürsten Bismarck ein gesegnetes plattdeutsches Jahr war. Als Cigarren herumgereicht wurden, sagte er: „Wenn ik roken schall, denn möt ik 'ne Pip hebben." Steiermärker hatten einen Pokal gestiftet, aus dem er auf das Gedeihen der grünen Steiermark und Oesterreichs trank, beim Niedersetzen des Humpens äußernd: „De Win ist god." Als gegen Ende des Mahles der Fürst die Klänge hörte, die den Aufmarsch der Innungen begleiteten, fragte er den Grafen Ranzau: „Mutt ick rut?"

Einmal kam das Gespräch auf Musik. „Ich bin von Haus aus nicht unmusikalisch," bemerkte Bismarck, „ich war als Corpsstudent sogar Vorsänger, häufig genug habe ich meinen Bundesbrüdern das ‚In einem kühlen Grunde' anstimmen müssen." „Kennen Durchlaucht die pädagogische Version dieses Liedes zum Schulgebrauch:

Mein Onkel ist verschwunden,
Der dort gewohnet hat?"

„Ganz recht!" So lautete die lachende Antwort des Fürsten, „ich kenne auch noch eine andere Lesart:

De Düwel hett em halt."

Dieser Rückerinnerung an die flotte Zeit des Bruders Studio möge noch folgende angereiht werden. Bismarck hatte Besuch aus Berlin und erklärte: „Das berliner Deutsch, von Gebildeten gesprochen, halte ich für das beste, es zeigt am Wenigsten Dialekt." Auf den Einwurf, daß der reine berliner Dialekt für Fremde etwas Aggressives habe, sagte er: „Mir hat es wenigstens eine Mensur eingetragen. In Göttingen gebrauchte ich einst in einer Gesellschaft von Hannoveranern die Wendung: „Ik ooch." Es wurde mir bedeutet, daß „ooch" keine Berechtigung habe, es hieße hochdeutsch „auch" oder plattdeutsch „ok". Ein Wort gab das andere, bis diese linguistische Frage nur noch durch Anwendung der Schläger entschieden werden konnte."

In seinen plattdeutschen Aussprüchen lernen wir den Menschen Bismarck kennen in seiner ganzen Kernigkeit, in seinem treuen Heimathgefühl, in seinem behaglichen Humor und in seinem tiefen Empfinden. Denn auch ein reiches, weiches Gemüth besaß der gewaltige Reichsschmied. Und schöner, schlichter hat er es kaum je bezeugt als einst durch wenige plattdeutsche Worte. Ein Hoch wurde auf ihn ausgebracht, es schloß mit dem Verse:

So lang in uns dat Hart noch sleit,
So'n Leev un Tru ok nich vergeiht,
Durchlaucht schall lewen!

Da drückte der greise Fürst tief gerührt dem Sprecher die Hand und wiederholte mit bewegter Stimme:

„Ja, so lang dat Hart noch sleit!"

Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz.

Die Leutenoth auf dem Lande.

Im Laufe dieses Jahres ereignete sich in Kopenhagen Folgendes: Im April brach ein Arbeiterausstand aus, der im Mai zu einer großen Aussperrung führte und bis anfangs September währte. Bei einer Gesammtbevölkerung Dänemarks von 2400000 Einwohnern feierten zuletzt mehr als 40000 Arbeiter. Es war ein Kampf der organisirten Arbeitnehmer gegen die organisirten Arbeitgeber. Er endete weder mit einem Siege noch mit einer Niederlage, sondern mit Zugeständnissen von beiden Seiten. Aber nicht sowohl die Art dieser Zugeständnisse und die Ursachen des Ausstandes selbst sind für mich von Interesse als vielmehr der äußere Verlauf des großen lock out. In den drei Monaten kam trotz der enormen Zahl von Ausständigen und Ausgesperrten, die sich hauptsächlich in Kopenhagen und der nächsten Umgebung aufhielten, nicht die mindeste Gewaltthätigkeit vor und auch die Fälle von Trunkenheit und ähnlichen Ausschreitungen überstiegen nicht die durchschnittlich in gewöhnlichen Zeitläuften beobachtete Zahl. Die Armenverwaltung wurde mit keinem Pfennig in Anspruch genommen; der Unterhalt des ganzen Heeres der Ausständigen wurde von ihnen selbst, ihren Gewerkschaften und ihren Freunden bestritten. Was für meine Betrachtung aber entscheidet, Das ist die Art und Weise, wie die feiernden Arbeiter den freiwillig-unfreiwilligen Urlaub verwandten. Die Universität veranstaltete in den großen Versammlunghallen von Kopenhagen eine Reihe von Vorlesungskursen nach dem Vorbilde der englischen University extension lectures, das ja auch in Berlin und in München eine mehr oder minder eifrige Nachahmung gefunden hat, und die Strikenden ergriffen die Gelegenheit zu geistiger Ausbildung mit Begierde. Außer diesen Vorlesungen besuchten die Arbeiter unter sachkundiger Führung die Museen und Sammlungen der Stadt und lernten so Dinge kennen, die ihnen ohne den Ausstand wahrscheinlich immer unbekannt geblieben wären.

Was hat das Alles mit der Leutenoth auf dem Lande zu thun? Nicht viel, so scheint es auf den ersten Blick.

Die Thatsache der Leutenoth ist der klagenden Landwirthschaft nicht wegzudisputiren. Die allgemeinste, weil der menschlichen Natur geläufigste Art, solcher Erscheinung zu begegnen, ist die, daß man sich zornig gegen die bösen Menschen entrüstet. Die Leute auf dem Lande wollen heutzutage nicht mehr arbeiten, dagegen gut essen und trinken und sich amusiren: Das ist der kurzsichtigen Weisheit kurzer Schluß. Und den letzten und Urgrund des Uebels glaubt man schon entdeckt zu haben, wenn man die Eisenbahnen und die erleichterte Zugänglichkeit der Städte für alle Genußsucht und Faulheit der Arbeiter und für die Entvölkerung des Landes verantwortlich macht. Das mag zwar Manchem einleuchtend scheinen, aber sagt doch im Grunde nichts.

Wenn eine große Menge von Menschen zugleich ihre bisherige Beschäftigung, ihre Lebensweise und ihren Wohnsitz aufgiebt, so thut sie Das nicht, weil der Einzelne so will, sondern, weil die Gesammtheit nicht anders kann. Der Wille des Einzelnen, aus dem der zu nah stehende Beurtheiler die ganze Erscheinung abzuleiten versucht, hat um so weniger Antheil daran, je allgemeiner und umfassender die Erscheinung ist. Gleich hier wäre jedoch noch ein Einwand zu erledigen. Ich bitte, hört man sagen, sehen Sie sich diesen baumstarken Lümmel an und dort die stämmige Dirne mit dem aufgeweckten Blick: Die sollen nicht arbeiten können? Nein: Die wollen nicht!

Und wenn die Muskeln der Beiden die Arbeitfähigkeit von zehn Pferdekräften hätten und ihre Besitzer glaubten, sie könnten kein Hühnerei vom Boden aufheben, so könnten sie eben diese Arbeit nicht verrichten.

Mit anderen Worten: die Frage ist in letzter Linie eine psychologische Frage. Eine jede Arbeit, gleichgiltig, welcher Art, kann von dem Arbeiter nur dann geleistet werden, wenn sie ihm von seiner augenblicklichen gesammten geistig-körperlichen Verfassung abgefordert wird. Das heißt, daß man die verschiedenen Arten von Arbeitern und die verschiedenen Arten von Arbeit wohl zu unterscheiden hat. Und wenn wir einem heruntergekommenen Schauspieler oder Gelehrten, der uns um eine Gabe anspricht, unwirsch zurufen: Ja, warum arbeiten Sie denn nicht? — nun, so übersehen wir, daß der Mann ja zu schwach für die Arbeit seines Faches geworden und daher für die Arbeit irgend einer anderen Art doppelt unfähig ist. Arbeiten heißt eben nicht nur, irgend eine Leistung vollbringen, sondern auch, diese Leistung verkaufen. Und Das bedingt leicht einen Kraftaufwand, der den für die Leistung erforderlichen selbst um Vieles übertrifft.

Dem Deklassirten, der sich zu schwach für seine und damit für jede Arbeit fühlt, steht als Gegensatz das ländliche Paar gegenüber, das sich für die vorliegende Arbeit zu stark fühlt, — und stark genug für jede andere Arbeit. Die jetzige, die vorliegende Arbeit, die Arbeit, die wir von dem Bauernburschen und dem Bettler verlangen, kann von Beiden nicht geleistet werden, und zwar aus dem selben, aus einem psychischen Grunde.

Doch bleiben wir bei dem Landarbeiter, den es in die Stadt zieht. Die Aufgabe des landwirthschaftlichen Arbeiters erfordert unter allen Arten von Arbeit die größte und andauerndste körperliche und die geringste geistige Anstrengung. Einem Maximum von körperlicher Leistungfähigkeit muß ein Minimum von geistiger gegenüberstehen. Alle Ursachen, die dieses Verhältniß stören, verringern die landwirthschaftliche Leistung des Arbeiters. Die größte Herabsetzung wird eintreten, wenn sich die materielle Lebenshaltung des Arbeiters verschlechtert, während sich zugleich die geistige verbessert. Der Grundbesitzer in der Nähe der Stadt, der Tafelbutter in die Stadt verkauft und

seine Leute mit Margarine nährt, wird Arbeiter nur unter den Bedingungen erhalten können, die die benachbarte Industrie gewährt.

Nun hat aber in der That unser modernes Leben mit seinen zahllosen Kanälen, wodurch es geistige Nahrung unwiderstehlich bis in die entlegensten Verästelungen des gesellschaftlichen Organismus treibt, jenes Normalverhältniß zwischen geistiger und körperlicher Leistungfähigkeit des Arbeiters, das allein dem Arbeitgeber das Maximum des Mehrertrages gewähren kann, für die gesammte landwirthschaftliche Arbeiterschaft empfindlich beeinträchtigt.

Trifft Das aber zu und haben wir wirklich in dem Aufbruch großer Arbeitermassen von ihren Wohnsitzen das Walten eines Naturgesetzes zu erblicken, so muß zugegeben werden, daß die deutsche Landwirthschaft sich in einer Krisis befindet, in der es sich thatsächlich um Sein oder Nichtsein handelt.

Man könnte sagen: Gut, wenn der Deutsche der landwirthschaftlichen Arbeit geistig entwachsen ist, warum nicht Italiener, Polen, Russen, Kulis? Hat nicht kürzlich Rudyard Kipling das Lied von „Des weißen Mannes Bürde" gesungen?

Es ist ja richtig, daß dem weißen Mann die Aufgabe zugefallen ist, den Erdkreis zu erobern und seinen farbigen Brüdern die Segnungen der Civilisation zu bringen. Aber es ist doch ein ander Ding, wenn der weiße Mann seinen Ueberschuß an Kraft den schwächeren Brüdern aufdrängt, als wenn er diese in die Blutbahn des eigenen gesellschaftlichen Organismus einzuführen unternimmt. Wenn der Weiße in Amerika ein Negermädchen verführt, kräht kein Hahn danach; vergeht sich ein Neger an einer Weißen, ist sogleich Richter Lynch an der blutigen Arbeit. Und outcasts bleiben die Kinder in beiden Fällen.

Wenn uns diese Betrachtung unausbleiblich bis zu dem letzten und größten Widerstreit, der die Welt seit der Differenzirung von Familien, Horden, Stämmen, Völkern und Nationen heute durchzieht, zum Widerstreit der Rassen, führt, dann kann wohl angenommen werden, daß wir in der Landflucht der Arbeiter eine Erscheinung zu sehen haben, die menschlichem Einfluß unzugänglich ist. Von einem Versuch, den ländlichen deutschen Arbeiter, der als der Letzte seiner Genossen von der primitivsten, auf dem geringsten geistigen Bedürfniß beruhenden Form der Arbeit sich abgewendet hat, in seinem Drang nach anderem Lebensinhalt aufzuhalten, kann keine Rede sein. Daß er selbst zurückkehren werde, wäre eine müßige Erwartung. Ihn durch fremdes Volk zu ersetzen, wäre möglich entweder um den Preis der Wiedereinführung der Sklaverei oder der Aufgabe germanischen Besitzstandes. Wie unerbittlich diese Alternative ist, möge ein Fall zeigen, den ich aus den Erfahrungen eines schlesischen Gutsbesitzers anführen kann. In höchster Noth läßt er einen größeren Trupp polnischer Arbeiter kommen.

Er hat Reisekosten, Unterhalt und Rückbeförderung an den Führer der Truppe und für jeden Kopf einen vorher vereinbarten Tagelohn zu bezahlen. Bald stellen sich in Folge der Verschiedenheit der Arbeitmittel, der Arbeitmethoden und der Bodenerzeugnisse Schwierigkeiten ein. Da sich Gutsherr, Inspektor, Aufseher und Vorarbeiter mit den Fremden sprachlich nicht verständigen können, nehmen diese Schwierigkeiten einen solchen Umfang an, daß sich schließlich Alles nach dem Abzug der Aushilfe sehnt. Das Schlußergebniß ist, daß diesmal die Arbeit theurer zu stehen kommt, als wenn man die besten Industrielöhne der Gegend gezahlt hätte. Ist aber die Bedingung des Auswegs die, daß nicht nur die Arbeiter, sondern auch Vorarbeiter, Aufseher, Inspektor u. s. w. polnisch sprechen, so kann der Gutsherr allein auch nicht mehr lange deutsch reden. Mit aus diesem Grunde wollen daher auch die Germanisirungversuche in Posen nicht recht vorwärts kommen. Sie könnten nur dann Erfolg haben, wenn man dem deutschen Gutsbesitzer mit der Verleihung des Gutes zugleich eine sich mehrende deutsche Arbeiterschaft sichern könnte.

Die Statistik der letzten Jahre hat, im Widerspruch zu aller sozialdemokratischen Kabbala, eine Abnahme der landwirthschaftlichen Großbetriebe und eine Zunahme der Betriebe mittleren und kleineren Umfanges nachgewiesen. Vielleicht liegt in dieser Richtung der Gang der Entwickelung überhaupt. Zwar wird der Großgrundbesitz zunächst noch versuchen, durch ausgedehnten Maschinenbetrieb, durch Aufnahme industrieller Geschäftszweige und Geschäftsformen, durch Erzeugung von spezifischen Produkten die Stellung seiner Arbeiterschaft jener des industriellen Arbeiters zu nähern. Allein die endgiltige, wenn auch noch so entfernte Lösung liegt vielleicht doch darin, daß der heutige Flüchtling aus der Stadt zurückkehrt — nicht er selbst, sondern sein später Nachkomme — und da wieder sein Aeckerchen bestellt oder auch nur sein Gärtchen pflegt, wo er einst über den großen Acker des Gutsherrn seine Mühen hinschleppte. Doch Das liegt verschleiert im Schoß der Zeiten. Deutlich sichtbar ist dagegen Eins. Wenn die Natur einen Organismus hervorbringt, so entsteht ein Apparat, der in einer Beziehung wenigstens absolut vollkommen ist. Er arbeitet mit der höchstmöglichen Nutzleistung. Das heißt: der Austausch von Wirkungen, der zwischen ihm und seiner Umgebung stattfindet, ist ein Maximum; in dem Raum, den er einnimmt, verwirklicht er die größtmögliche Summe von Leben. Ein Hase, ein Walroß, ein Kolibri, eine Ringelnatter: eine jede dieser Arten stellt einen solchen Apparat dar, der vollkommen auf eine bestimmte Gruppe von Lebensbedingungen, von äußeren Verhältnissen abgestimmt ist, so daß ein Maximum von Ton, von Leben zu Stande kommt. Außerdem hat die Natur aber noch etwas anderes sehr Wichtiges gethan: sie hat dem Individuum nicht nur die Gabe verliehen, den Ton seiner Art zu vernehmen, sondern ihm auch das Bestreben eingepflanzt, die ihm bestimmte

Gruppe von Lebensumständen in möglichster Totalität in sich aufzunehmen und darauf zu antworten, Das heißt: ein gewisses Ideal der Art zu verwirklichen, mit seinen Lebensumständen nicht nur möglichst stark, sondern auch möglichst rein zusammenzuklingen. Wenn daher in die wohlbehütete Gesindestube das erste Zeitungblatt gefallen ist, so hat sich damit die ganze Sachlage so völlig geändert, daß Alles, bis zum Gänsehirten herab, sich automatisch neu einstellen und anders einrichten muß. Und wenn dann nach vierzehn Tagen der intelligenteste und geschickteste, aber auch selbstbewußteste der Knechte aufsteht und seinen Abschied nimmt, so thut er Das nicht, weil er gut essen und trinken, sich amusiren und nichts arbeiten will, sondern, weil er muß, von der Macht getrieben, der nichts widersteht, von dem Geist seiner Art gerufen, jenes Maximum von Leben zu verwirklichen, das die neue Lage ihm abfordert, die gegenwärtige Umgebung aber nicht zu verwirklichen gestattet.

Vielleicht ist es doch nicht zu kühn, in dem Geist der Art, der den Lohnarbeiter vom Pfluge holt, den selben zu sehen, der die Ausständigen von Kopenhagen in die Vorlesungen der Universität und durch die Museen und Sammlungen der Stadt geführt hat.

Paul Garin.

Eine Geschichte der Arbeiterbewegungen.

Ist unsere heutige Arbeiterbewegung etwas Neues oder nur etwas Altes in neuen Formen? Der Kundige antwortet selbstverständlich: Es steckt Altes darin und auch Neues, was nicht blos der Form nach neu ist. Aber darüber, was daran alt und was neu sei, herrscht nicht die erwünschte Uebereinstimmung. Es giebt immer noch Konservative, die sich und Anderen einzureden versuchen, die „Unbotmäßigkeit“ und „Zuchtlosigkeit“ und der revolutionäre Sinn der Arbeiter seien etwas Neues und in der Geschichte nicht weiter zurück zu verfolgen als höchstens bis auf die französische Revolution, während doch die Revolution so alt ist wie die Unzufriedenheit in der Menschheit und daher jene Frommen, die die Revolution mit Adams Apfelbiß anfangen lassen, die Wahrheit mehr für sich haben. Und es giebt immer noch Spießbürger konservativer wie liberaler Parteistellung, die nicht zu sehen vermögen, daß unsere Zeit der Arbeiterbewegung ganz neuen Stoff geliefert hat, unter Anderem eine Zahl der Lohnarbeiter und überhaupt der abhängigen Existenzen, wie sie im Mittelalter und in Deutschland vor 1840 gar nicht, im Alterthum nur in einzelnen Staaten mit besonders starker Sklavenbevölkerung vorgekommen ist; dann den noch niemals in der Weltgeschichte dagewesenen Umstand, daß die Sklaven von heute nach der Verfassung nicht allein persönlich frei, sondern die mündigen Männer unter ihnen sogar Vollbürger sind. Richtige Praktiker halten sich die Ohren zu, wenn man mit diesen Dingen kommt, die sie Theorie oder verabscheuungwürdigen Kathedersozialismus nennen, und so weit sie Unternehmer sind, haben sie ja vom Unternehmerstand-

punkt aus ganz Recht, denn die „Theorie“ kann ihnen so manches Gesetz bescheren, das ihr Einkommen um einige tausend Mark jährlich kürzt. Aber die Gesetzgeber haben doch eben an die Zukunft zu denken, und um für diese die richtigen Maßregeln treffen zu können, müssen sie unter Anderem auch das Alte und das Neue in der Arbeiterbewegung zu unterscheiden vermögen; denn gegen alte Uebel kann man ja altbewährte Mittel in der Hausapotheke finden; hat man es aber mit neuen zu thun, so muß man nach neuen suchen.

Deshalb ist eine gute Darstellung der Arbeiterbewegungen von Nutzen und eine solche steckt in der Geschichte des Sozialismus und Kommunismus, von der Professor Georg Adler eben den ersten, bis zur französischen Revolution reichenden Theil herausgegeben hat.*) Daß der Verfasser die außerhalb unseres Kulturkreises liegenden Völker ausschließt, kann man billigen, und wenn er meint, die Wissenschaft müsse sich dem Sozialismus und Kommunismus identifizirenden Sprachgebrauch anschließen, so darf man Das zugeben. Dagegen stimme ich ihm nicht bei, wenn er es als einen Mißbrauch bezeichnet, daß die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Schutzzöllnerei und die Verstaatlichung von Gewerben sozialistisch genannt werden. Die wissenschaftliche Behandlung der sozialen Bewegungen unterscheidet sich gerade dadurch von der utopistischen, daß der Mann der Wissenschaft es weiß: Individuum und Gesellschaft sind die integrirenden Elemente, durch deren Wechselwirkung das Menschenleben zu Stande kommt; dadurch ist die Möglichkeit eines rein kommunistischen Lebens eben so ausgeschlossen wie die der reinen Anarchie und sind diese beiden Daseinsformen ins Reich der Utopie verwiesen. Eine Geschichte des Kommunismus kann daher nur eine Geschichte der Bewegungen sein, die darauf abgezielt haben, dem sozialen Element das Uebergewicht über das individualistische zu verschaffen. In solchen Bewegungen werden regelmäßig Illusionen wirksam, deren Bedeutung Adler sehr schön erklärt; und darum ist jede Geschichte der sozialen Bewegungen zugleich eine Geschichte der Utopien. Wenn ich hie und da gegen die Bezeichnung „Kathedersozialisten“ protestire, so geschieht es nicht deshalb, weil ich einen Unterschied machte zwischen sozial und sozialistisch (will man einen machen, so muß man die Bezeichnung Sozialisten auf die Utopisten beschränken) oder den Sozialismus für etwas Schimpfliches hielte — ist doch, wie auch Bismarck wiederholt gesagt hat, der Staat selbst eine sozialistische Institution — sondern, weil in jener Bezeichnung eben so böswillige wie unzutreffende Insinuationen stecken und weil die Männer, die sie als ein Vorwurf treffen soll, viel zu verschieden in ihren Ansichten sind, als daß ihnen Allen die selbe Etikette angehängt werden dürfte.

Adlers Buch beginnt mit der solonischen Sozialreform und schließt mit Lessings „Idealem Weltbund.“ Es stellt den Zusammenhang der kommunistischen Bewegungen und Ideen mit den wirthschaftlichen und politischen Zuständen überall richtig dar und erfreut nicht allein durch die angenehme Form der Darstellung, sondern auch durch erschöpfende Vollständigkeit. Zum Beispiel übergeht es unter den Utopien auch Rabelais' Thelemitenabtei nicht und wird dem Mann

---

*) Als dritten Band der ersten Abtheilung des bei C. L. Hirschfeld in Leipzig erscheinenden Hand- und Lehrbuches der Staatswissenschaften in einzelnen Bänden.

gerecht, der als der Vater aller französischen Revolutionäre und Kommunisten angesehen werden kann, trotzdem aber bisher ganz unbekannt war: dem radikalen Pfarrer Jean Meslier. Zu Adlers Darstellung der griechisch-römischen Zustände und Bewegungen erlaube ich mir zwei Glossen. Daß den Alten im Allgemeinen kommunistische Ideen fern gelegen haben und daß die bei ihnen vorkommenden Bewegungen auf Erhaltung oder Wiederherstellung des kleinen Privateigenthumes gerichtet waren, daher als Mittelstandspolitik bezeichnet werden können, ist richtig; und eben so richtig sind die beiden Ursachen dieser antiken Geistesrichtung angegeben: die Sklaverei und das Fehlen kollektiver Produktionformen. Aber so ganz blos auf die Köpfe gelehrter Grübler beschränkt, wie Adler meint, sind die kommunistischen Ideen doch nicht geblieben; in den Sklavenaufständen des zweiten Jahrhunderts vor Christus ist sowohl auf Sizilien wie in Kleinasien versucht worden, die Gesellschaft umzustürzen und kommunistische Staaten oder wenigstens die Herrschaft des Proletariates aufzurichten, allerdings mit so geringem Erfolg, daß diese Bewegung auf den Gang der Weltgeschichte keinen Einfluß geübt hat. Ferner finde ich die platonische Philosophenherrschaft nicht ganz so unvernünftig, wie sie Adler mit allen bisherigen Kritikern findet; ist sie doch in Preußen verwirklicht. Denn Plato hat ja nicht Philosophieprofessoren gemeint, sondern statt der Gerber, Bauern und Advokaten, denen der Pöbel das Staatsruder anvertraute, sollten nur mit der höchsten Intelligenz begabte und sachgemäß vorgebildete Männer regiren, — und solche Männer sind doch die akademisch gebildeten und vielfach geprüften Juristen, die in Preußen die hohen Staatsämter bekleiden. Daß so ein Philosoph auf dem Ministersessel manchmal unversehens in eine Schlinge geräth und daß an dem Drahte, der die Schlinge bildet, heute der Herr Graf Kanitz, morgen der Freiherr von Stumm und übermorgen ein ungenannter Dritter zieht: Das gehört so zu den irdischen Unvollkommenheiten; der hegelsche Staat ist eben so gut eine Utopie wie der platonische. Auch leistet die Strenge, mit der der preußische Staat bei seinen Beamten auf ein ordentliches Familienleben hält, genau die Dienste, die im platonischen Staat die Weibergemeinschaft, in Friedrichs des Großen Heer und in der katholischen Kirche die Ehelosigkeit leisten soll. Die den Lesern der „Zukunft" schon bekannte Schilderung der sozialen Zustände des Volkes Israel bildet ein Kapitel des vorliegenden Buches. Adler weist die Versuche der Sozialdemokraten, das Urchristenthum für sich zu vindiziren, zurück. Ich thue Das ebenfalls. Gewiß würde Christus, wenn er heute aufträte, die Arbeiter segnen und über die Scharfmacher sein Wehe rufen, aber den sozialistischen Zukunftstaat würde er sehr entschieden ablehnen. Aber ich gehe in der Abweisung der sozialdemokratischen Ansprüche aufs Neue Testament noch ein Stück weiter als Adler; ich finde nicht blos in diesem im Allgemeinen, sondern auch beim Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte keine kommunistische Tendenz und ich leugne überhaupt jeden Zusammenhang der Wirksamkeit Jesu mit den wirthschaftlichen und sozialen Zuständen seiner Zeit. Die Lage der Bewohner der römischen Provinzen mag unter dem Kaiser Tiberius gut oder schlecht gewesen sein: im Neuen Testament findet man keine Spur einer Andeutung, daß es traurige soziale Zustände waren, die den Blick Jesu und seiner Jünger aufs Jenseits lenkten.

Neisse. Karl Jentsch.

Norddeutsche allgemeine Weisheit.

„Ihr Deutschen bleibt doch Träumer und Langschläfer", sagte mir vor etlichen Jahren der leitende russische Minister, der mit unnachahmlicher Kunst es verstanden hat, sich von den Deutschen das Geld für Eisenbahnen leihen zu lassen, deren Hauptzweck die Vertreibung der deutschen Industrie aus Rußland sein soll. Der weitblickende Finanzapostel des Zaren hat leider auch heute noch Recht. Mag der mit seinem beschränkten Verstande wirthschaftende Unterthan auch Ursache und Wirkung der Erscheinungen — zumal auf finanziellem Gebiet — erkennen: Monate und Jahre vergehen, bis die das Wohl aller Geborenen bewachende hochwohlweise Regirung zu dem selben Gipfel der Einsicht emporklimmt. So mußten wir denn bis zum letzten Drittel dieses Märzmonats warten, bis sie es für angebracht hielt, auf die in dem „Uebersprudeln des Unternehmungsgeistes" liegenden Gefahren warnend hinzuweisen und gegenüber der ungesunden Preis- und Kurstreiberei, die uns an einen kritischen Wendepunkt gestellt hat, zur Mäßigung auf allen wirthschaftlichen Gebieten zu mahnen. Solche Weisheit mitsammt der Begründung hätte die Regirung längst in diesen Blättern finden können; und sie wird jetzt wieder in den Jahresberichten der großen Banken gepredigt. Die Faktoren, die in der Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands schon in den Jahren 97 und 98 hervorgetreten waren, wurden in den Jahren 1899 und 1900 noch deutlicher sichtbar. Der Aufschwung der Industrie, der durch die Fortschritte der Technik, insbesondere durch die gesteigerte Verwendung und Ausbildung elektrischer Kräfte, eingeleitet wurde, zeigt eine kaum erwartete Stetigkeit. Die Gefahren einer vorwiegend spekulativen Ueberstürzung können im Großen und Ganzen noch durch maßvoll geleitete Vereinigungen eingedämmt werden, so daß zwar durchwegs bessere Preise erzielt werden, der Hauptvortheil aber in einer regelmäßigen Beschäftigung und in guten Löhnen zu Tage tritt. Die erhöhte Kaufkraft der Bevölkerung nützt allen Erwerbszweigen und die wirthschaftliche Gesammtlage weiter Kreise hat sich deshalb günstiger gestaltet. Der Fortschritt der Technik und die mit dem Wohlstand steigenden Ansprüche einer stetig wachsenden Bevölkerung auf bessere Lebenshaltung und Wohnung führen zu neuen Bedürfnissen und zu umfassenden Neuanlagen sowohl auf staatlichem und kommunalem Gebiet wie in den verschiedensten Zweigen der gewerblichen Thätigkeit; der Verkehr zu Wasser und zu Lande dehnt sich aus und vermehrt wiederum die Beschäftigung der in der Herstellung von Verkehrsmitteln und Maschinen thätigen Industrie. Die gesteigerte Nachfrage, deren Befriedigung sich ein guter Kaufmann nicht gern entgehen läßt, macht neue Anlagen und die Erweiterung und Verbesserung der alten nöthig; und daraus ergiebt sich wieder eine erhebliche Nachfrage nach Kapitalien, Rohstoffen, Waaren und Arbeitkräften, zum großen Theil für die Zwecke dauernder Investirung. Natürlich steigt so auch der Zinsfuß für Anlagewerthe und der Diskontsatz für die stärker in Anspruch genommenen Umlaufsmittel. Von Jahr zu Jahr sind bei der Reichsbank, bei stets lebhafterer Bewegung im Giro- und Abrechnungverkehr, die Anlagen, besonders im Wechselgeschäft, namentlich im Herbst und am Jahresschluß, erheblich gewachsen, die Baarbestände entsprechend zurückgegangen und diese Entwickelung ist in dem jetzt veröffentlichten Abschluß der Reichsbank zu lehrreichem Ausdruck gekommen. Die Politik dieses

Institutes, die Höhe des Diskonts und das Steigen des Zinsfußes lassen sich von der wirthschaftlichen Lage Deutschlands nicht trennen; sie sind ihre natürliche Folge. Darum war es auch thöricht, daß dem Reichsbankpräsidenten im Reichstag aus der Festsetzung hoher Diskontsätze ein Vorwurf gemacht wurde, denn sie sind durch die Verhältnisse selbst bedingt und lassen sich auch, wenn nicht eben die Lage sich ändert, nicht ermäßigen. Wir werden bis zum Herbst mit theurem Geld rechnen müssen. Es ist nützlich, wieder darauf hinzuweisen, daß gerade der hohe Bankdiskont den erwünschten mäßigenden Einfluß auf das „Uebersprudeln des Unternehmungsgeistes" übt; denn so unangenehm an sich eine Vertheuerung des Geldes ist, so bewahrt sie doch vor leichtsinnigen und unrentablen Unternehmungen. Solche Hemmung ist heute sehr wichtig und man kann nur wünschen, der Geist der Mäßigung möge Nachahmung finden.

Gar zu spät dämmert diese Erkenntniß auch den verantwortlichen Finanzgewalten des Reiches und Preußens auf. Zu spät erkennen sie, daß Mäßigung das ganze Wirthschaftleben gesund erhält und allen Betheiligten auf Jahre hinaus Vortheil von einem sich über das ganze Land erstreckenden wirthschaftlichen Segen verspricht, auch der Beamtenschaft und nicht zuletzt der Landwirthschaft; denn woher sollte der Staat die Mittel nehmen, um überall fördernd und stützend einzugreifen, wenn ihm nicht aus den industriellen Quellen reiche Fonds zuflössen? Freilich haben alle Glieder des Staates an einer gesunden wirthschaftlichen Entwickelung ein Interesse; freilich muß Jeder dazu beitragen, daß krankhafte Auswüchse dem Wirthschaftkörper ferngehalten werden. In einem geordneten Staatswesen hat aber die Regirung, selbst wenn sie nicht absolut sein kann, wie es ihr am Liebsten wäre, die Pflicht, nicht erst dann zum Rückzug zu blasen, wenn sie bereits am eigenen Leibe Schaden spürt, sondern auch dann schon, wenn sie eine Gefahr für die „Unterthanen" nahen sieht. Die nur noch schwer abwendbare Gewitterschwüle wilder, fieberhafter Ueberspekulation, die so leicht auch zu Ueberproduktion führt, veranlaßt jetzt erst unsere Regirung, in einer langen Auseinandersetzung in ihrem Hauptorgan dem Publikum dringend zur Mäßigung zu rathen, — jetzt erst, da Reich und Staat ihre eigenen Anleihen entwerthet sehen und außer Stand gesetzt sind, den Geldbedarf noch zu decken. Wer mitten auf dem Markt, im Börsensaal steht, beobachtet ja täglich, daß die großen Spekulationen in Industriepapieren nicht von ernsthaften Bankiers und Fachmännern ausgeführt werden, sondern von „Außenseitern", die der Börse selbst gänzlich fern stehen und meist dem vielgepriesenen Mittelstand angehören, der sich ja jetzt der besonderen Fürsorge unserer gesetzgebenden Körperschaften erfreut. Dieser seine Vernichtung fürchtende Mittelstand, der an den neuen, den Wohlstand des ganzen Landes bedrohenden wirthschaftlichen Gesetzen mitschuldig ist, hat jene Auswüchse im Börsenwesen liebevoll gehegt und großgezogen, die dem Bankier das Börsen- und die Stempelgesetze beschieden haben, weil die öffentliche Meinung nur auf den Mann mit dem Finger zeigt, der an der Schranke des Maklers steht, nicht aber seinen Hintermann kennt, in dessen Auftrage er — oft widerwillig, aber pflichtgemäß — handelt. So ist das Termingeschäft, das in den Chancen, die es der Baissespekulation bietet, das Bestreben zeigt, einen Ausgleich herbeizuführen und dadurch Verluste möglichst zu verhindern, aus den Börsenräumen verbannt; und jetzt soll auch seinem schwachen Ersatz, dem Kassa-Konto-

kurrentgeschäft, zu dem sich noch die Dividendenpapiere retten konnten, durch die Rechtsprechung des Reichsgerichtes, die das handelsrechtliche Lieferungsgeschäft fast auf dieselbe Stufe mit dem Termingeschäft stellt, das Lebenslicht ausgeblasen werden. Die großen berliner Banken und Bankfirmen, die sich in der sogenannten Stempelvereinigung zusammengefunden haben, sehen sich, um nicht — nach der neuen Rechtsprechung — straffällig zu werden, gezwungen, in den Antheilen von Bergwerk- und Fabrikunternehmungen nur noch reine Kassageschäfte zu machen. Dadurch wird der kleine Provinzbankier, der doch auch dem schutzbedürftigen Mittelstand angehört, ganz auf den Aussterbeetat gesetzt; denn die Stempelvereinigung hat, um angesichts der Erschwerung und Einschränkung des Geschäftes, die sie sich selbst auferlegen zu müssen glaubte, bei der Ausführung von Börsenaufträgen einigermaßen auf die Kosten zu kommen, eine Erhöhung der Provisionsätze eingeführt, die zunächst im Verkehr mit den Provinzbankiers in Geltung tritt. Wer aber einmal die Misere dieses kleinen Mannes mitangesehen hat, weiß, wie sorgsam solcher den Fleischtöpfen der Großbanken ferne Provinziale die Kundschaft zusammenhalten muß, auf daß sie ihm nicht untreu werde und sich mit ihren Aufträgen dem Alles an sich lockenden mächtigeren berliner Konkurrenten zuwende; Wechselverpflichtungen bilden noch den einzigen Kitt zwischen dem Provinzpublikum und seinem einheimischen Bankier. Dieser Geplagte wird es nicht wagen, auf die Schultern der Kundschaft die Provisionvertheuerung abzuwälzen, sondern sie selbst auf sich nehmen, um sich nicht die letzten Anhänger zu verscheuchen; denn ihrer harrt mit offenen Armen schon der Konkurrent, der ihnen — wenigstens am Anfang — die günstigsten Bedingungen zu stellen bereit ist. Oft genug haben die Banken sich geweigert, gewagte Aufträge der kleinen Leute auszuführen, die sich durch sanguinische Dividendenhoffnungen und Gründungblender täuschen ließen und ihr Konto übermäßig belasteten, die auch ihre Spekulationen nicht aufgeben wollten, wenn ihnen längst die Baarmittel, um sie zu halten, ausgegangen waren, und die den Banken dann die Hergabe der nothwendigen Mittel zumuthen, als sei Das eine selbstverständliche Folge der Geschäftsverbindung. Wenn an diese Vertreter des Mittelstandes, denen die Uebersicht über die Börsenvorgänge fehlt und deren Spieltrieb durch Scheinerfolge und Augenblicksgewinne gesteigert wird, vor ein bis zwei Jahren die mahnende Stimme der Regirung, sich eine weise Beschränkung aufzuerlegen, sich gewandt hätte, so würde der beabsichtigte Zweck nicht verfehlt worden sein; denn diese kleinen Leute lauschen andächtig jedem Ausfluß der Regirungweisheit wie einer Offenbarung; sie haben noch das naive Vertrauen zu der überragenden Einsicht der Staatsoberen, das der von höherem Standpunkt aus Umschau haltende Beobachter, zumal in unserm lieben Preußen und Deutschland, mit anderen Tugenden aus der guten alten Zeit längst verloren hat.

Jetzt, da die Regirung nicht aus noch ein weiß, um der verhängnißvollen Ueberhitzung der Spekulation zu steuern, der Entwerthung der Staatspapiere Einhalt zu gebieten und dadurch den neuen Reichs- und Staatsanleihen, deren Ausgabe sie plant, einen Markt zu sichern, jetzt muß sie sich gefallen lassen, daß ihre Karten von jedem Börsenmann aufgedeckt werden. Die Börsenleute wollen natürlich nicht das Bischen Leben, das, dank der Kurzsichtigkeit des „unhonorigen" Publikums, noch im Coulissenreich pulsirt, durch wohlmeinende offiziöse Warnungartikel erstickt sehen. Diese offiziösen Alarmrufe, so heißt es, können die augen-

blickliche Bewerthung der Industriepapiere durch die Börse nicht erschüttern. Wie ein Hohn auf die Regirungweisheit, deren Berechtigung die Banken längst erkannt und deren Tenor sie in Rundschreiben an ihre Kundschaft schon vor zwei Jahren verkündet haben, erscheint es, wenn die Börse die Mahnung zur Zurückhaltung mit einem besonders starken „Uebersprudeln des Unternehmungsgeistes" beantwortet und in entschiedener Festigkeit für Montanwerthe, die Hauptdividendenpapiere, verkehrt. Ja, die offiziöse Warnung vor einer Ueberspannung des Bogens wird von der Börse sogar als ein Beweis dafür hingestellt, daß noch starke Baisseverpflichtungen bestehen, deren Deckung durch die Hinweise auf die Wahrscheinlichkeit eines über kurz oder lang zu erwartenden Umschwunges der jetzigen Wirthschaftverhältnisse erleichtert werden soll. Gerade deshalb ist, in der neugestärkten Hoffnung auf die sich dann ergebenden Gewinne, die Kauflust abermals entfacht worden und die kluge Regirung hat gerade das Gegentheil Dessen bewirkt, was sie in löblicher Absicht — leider zu spät — gewollt hat. Lynkeus.

* * *

Herr Dr. Berthold erbittet die Aufnahme der folgenden Erklärung: „Ich erkläre, daß ich die in Nr. 1 der ‚Zukunft' vom siebenten Oktober 1899 enthaltenen beleidigenden Aeußerungen über Herrn Max Arendt mit dem Ausdruck des Bedauerns zurücknehme.

Berlin, den 24. März 1900. Dr. A. Berthold.

Notizbuch.

Im Deutschen Reich und in Preußen wird heute unklüger und planloser regirt als in den dunkelsten Tagen des Caprivismus. Intimität mit England als höchstes Ziel der auswärtigen Politik, für deren Leiter es schon „nicht so ganz einfach" war, um hohen Preis das Bischen Samoa zu erhandeln, ungemein einfach aber, wie es scheint, jede günstige Gelegenheit zu verpassen; im Innern kein ernsthafter Versuch, die national und wirthschaftlich gefährdeten Ostprovinzen durch eine starke und ausgiebige Kulturpolitik zu fördern, wohl aber ein Tasten, Laviren, Experimentiren, wobei keine Klasse und kein Berufsstand zu Behagen und Ruhe kommt, nicht einmal die kleine Schaar der begünstigten Großindustriellen. Welche Trümmerstätte dehnt sich vor dem Blick, der von dem ersten Signal zum Flottenlärm bis zu der verspäteten Warnung vor dem „Uebersprudeln des Unternehmungsgeistes" schweift! Wer ist an diesem Uebersprudeln denn schuldiger als die liebe Regirung mit ihren Kanal- und Flottenplänen, ohne die längst eine Ernüchterung eingetreten wäre?

Wer hat gegen die Produktenbörse die große Aktion eingeleitet, die nun, nachdem Herr Brefeld Jahre lang einen ungesetzlichen Zustand geduldet hat, völlig im Sande verläuft? Wer hat durch unstetes Schwanken und schwächliche Nachgiebigkeit die anarchischen Zustände geschaffen, die uns ein Referendum ohne die legalen Formen eines solchen brachten? Gegen das Fleischbeschaugesetz, die Waarenhaussteuer, die Lex Heinze tobt im Lande ein Sturm, der unter einer starken Regirung nicht möglich wäre, von dem man heute aber hofft, sein Wehen werde schwache Gemüther schrecken und um den Rest der Entschlußfähigkeit bringen. Der Mann, dessen Geburtstag wir in dieser Woche sonst froh feiern durften, hatte uns doch recht verwöhnt. Gewiß: auch er konnte nicht hexen, auch er mußte der Zeit seinen Zoll zahlen; und die jetzt angebrochene Stunde, wo zwischen den landwirthschaftlichen und den industriellen Interessen der Gegensatz nicht mehr zu überbrücken ist, hätte auch ihm wohl arge Verlegenheit bereitet. Vor Resulutionen und Petitionen aber hätte er nicht die Waffen gestreckt, sondern gethan, was ihm nach sachlicher Prüfung das Richtige schien, und lieber das Amt als die Ueberzeugung geopfert. Und vor Allem: er hätte eingesehen, daß für Jahrzehnte hinaus, bis zu dem Augenblick, wo Rußland und die Vereinigten Staaten die Briten aus der Welthandelsherrschaft verdrängt haben werden, das Deutsche Reich nur in England einen gefährlichen Feind und Konkurrenten hat, und hätte danach gehandelt ... Man merkt jetzt das Bemühen, den toten Bismarck in eine Legende zu „retten". Er soll sacht wieder hoffähig gemacht werden. Das mag Leuten, deren Ehrgeiz befriedigt ist, wenn sie an der Hoftafel sitzen dürfen, ein innig zu wünschendes Ziel scheinen. Ein gewisses Maß von Vorsicht aber ist ihnen doch zu empfehlen. Es giebt Dinge, die sich nicht umlügen lassen, weil sie, zum Glück, dokumentarisch festgelegt sind; und zu diesen Dingen gehören die Vorgänge, die zu Bismarcks Entlassung führten. Dabei hat der Streit über die Annahme oder Ablehnung eines gemilderten Sozialistengesetzes, der jetzt zur Hauptsache gemacht werden soll, eine sehr geringfügige Rolle gespielt. Es ist lächerlich, Bismarck als einen Mann hinzustellen, der sich von der Geschmeidigkeit eines Herrn von Helldorff und ähnlicher Staatsmänner dupiren ließ. Bismarck wollte dem Konflikt, den er kommen sah, nicht schwachgemuth ausweichen; deshalb sprach er im Kronrath gegen die Annahme des Sozialistengesetzes in der Reichstagsfassung; und die Konservativen, denen Das via Hammerstein mitgetheilt wurde, waren durchaus berechtigt, gegen diese Fassung zu stimmen. Auch wer Herrn von Helldorff nicht gerade liebt, muß gestehen: gegen seine Veröffentlichungen in der Deutschen Revue ist nichts einzuwenden. Das würde klar erkannt werden, wenn der dritte Band der „Erinnerungen und Gedanken", dessen Existenz man jetzt freilich abzuleugnen versucht, nicht länger verborgen bliebe. Man muß heute in Deutschland oft an Fenelons Wort denken: Les moeurs présentes de la nation jettent chacun dans la plus violente tentation de s'attacher au plus fort par toutes sortes de bassesses, de lâchetés et de trahisons. Den Strebern, die ohne Hofluft nicht leben können, mag solche Neigung gegönnt sein. Das Andenken Bismarcks aber sollen sie nicht in ihre Geschäftchenmacherei zerren; und sie sollen sich gefälligst hüten, uns vorreden zu wollen, die Entlassung des ersten Kanzlers habe ein anderer Grund bewirkt als der, daß der Kaiser eine andere, mit Bismarck nicht mögliche Politik machen wollte.

* *
*

Bismarck hatte seine Stellung, seinen Rang und sein Vermögen selbst er-

worben. Er sah in dem Kampf ums Dasein, der die Auslese der Tüchtigsten ermöglicht, kein zu bejammerndes Unglück und wünschte, statt eines Parlamentes der Berufsredner, eine den Kräfteverhältnissen entsprechende Interessenvertretung. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe ist, wie in so vielen Dingen, auch hierin anderer Meinung als sein großer Vorgänger. Er hat Rang und Vermögen ererbt und erheirathet, hat heute hunderttausend Mark Gehalt und riesige, einträgliche Güter, deren unvortheilhaften Verkauf ihm die Gnade des Zaren erspart, und fühlt, obwohl ihn Herr Ludwig Pietsch neulich einen „großen Mann mit gewaltigen Augen" genannt hat, sicher, daß er im Kampf ums Dasein nicht so gut weggekommen wäre. So ist er ein erbitterter Gegner aller Interessenvertretungen geworden und hat, als Akademiker an seinem Tisch saßen, ganz im Stil der liberalen Zeitungrednerei bitterlich darob geklagt, daß die Kämpfe um materielle Interessen heutzutage Formen annehmen, die „an die Thierwelt erinnern". Das, konnte ihm von seinen Gästen Einer sagen, hat vor dem Manne mit den gewaltigen Augen schon Darwin entdeckt; und aus dieser Entdeckung schien bisher Manchem ein nützliches Lebensgesetz erwachsen zu sein, — nützlich besonders auch, weil es die Herrschaft der Unfähigsten hindert. Denn ein Mensch, der selbst sein Interesse kraftvoll vertreten, sich selbst durchsetzen und zur Geltung bringen kann, muß immerhin doch Etwas leisten, muß mehr sein als ein geborener Grandseigneur. Leider gilt dieses soziologische Gesetz im Bereich der deutschen Politik noch nicht. Vielleicht mußten wir deshalb das tragikomische Schauspiel erleben, daß der Sohn des Reichskanzlers im Reichstag erklärte, die von den Verbündeten Regirungen angeregte Politik habe es dahin gebracht, daß die Träger der deutschen Intelligenz mehr und mehr in die Reihen der Sozialdemokratie flüchten. Unser Preßgesetz hindert leider Leute, die nicht immun sind, diese treffende Kritik auf eine breitere Basis zu stellen. Aber der Fürst zu Hohenlohe darf sich darüber nicht täuschen: nur der völligen Unfreiheit der deutschen Publizisten hat ers zu danken, daß ihm auf seine Reden nicht endlich einmal nach Gebühr geantwortet wird.

* * *

In Berlin ist, nach münchener Muster, ein Goethe-Bund begründet worden. Offenbar giebt es noch nicht genug Vereine und Bünde; einer, der den Namen Goethe trägt, mag immerhin willkommen sein. Was er will, war bisher nicht klar zu erkennen. Gegen die Lex Heinze kämpfen? Du lieber Gott: die ist, seit die Intrigue gegen Herrn von Lerchenfeld, der in München ministrable schien, ihre Wirkung gethan hat, ja schon halbtot. Und ein Goethe-Bund gegen zwei Paragraphen, die, wenn sie selbst Gesetz würden, an dem bestehenden Zustand nicht das Geringste ändern könnten? Ein Bund der Kunstwirthe könnte allenfalls sagen: Wir wollen dafür sorgen, daß Clowns und Chanteusen nicht genirt werden, daß man Zoten auch bei Kindern absetzen und Schriften, Abbildungen und Darstellungen, die nach frommer Leute Ansicht das Schamgefühl gröblich verletzen, auch fernerhin an dem öffentlichen Verkehr dienenden Orten in Aergerniß erregender Weise ausstellen darf. Das aber — und es ist der ganze Inhalt der beiden Paragraphen, mit denen nie, unter gar keinen Umständen, ein Gelehrter oder Künstler in Konflikt kommen kann — sollte das Programm eines Goethe-Bundes sein? Unmöglich. Wir wollen hoffend die Thaten des neuen Bundes abwarten. In der Gründerversammlung, wo mehrere mittelmäßige Leitartikel geredet wurden, war leider kein Kriminalist anwesend. Wenigstens sprach nur Herr Professor Kohler, der ein sehr begabter Polyhistor, aber

keine Autorität in Strafrechtsfragen ist. Aber auch er kann nicht gesagt haben, was die Berichterstatter ihn sagen ließen: die „gröbliche Verletzung des Schamgefühls“ sei ein in der deutschen Rechtsprechung neuer und höchst gefährlicher Begriff. Herr Kohler muß ja wissen, daß sein Kollege Liszt die Verletzung des sittlichen Gefühls zum entscheidenden Merkmal der Strafbarkeit macht und daß in der schon recht alten Reichsgerichtsentscheidung XIV 398 IV 88 von einer „gröblichen Verletzung des Scham- und Sittlichkeitgefühles“ gesprochen wird. Eine neuere Entscheidung hat sogar erklärt, diese Verletzung brauche nicht einmal „gröblich“ zu sein. Goethe war ein Freund der Gründlichkeit. Man muß hoffen, daß der Bund dem Beispiel des Schutzpatrones folgt und sich nicht von Gespenstern schrecken läßt, während ganz andere, leibhaftige Feinde die Freiheit des Geistes bedrohen.

* * *

Die Rede, die der Deutsche Kaiser am zweihundertsten Geburtstage der berliner Akademie der Wissenschaften gehalten hat, ist von der päpstlichen Presse enthusiastisch gelobt worden.

* * *

Immanuel Kant hat in Berlin ein Denkmal erhalten. Er ist gewürdigt worden, in der Puppenallee die Marmorbank zu zieren, vor der die Statue weiland Friedrich Wilhelms des Zweiten, Königs von Preußen, aufragt. Wer war dieser König? Sein eigener Onkel, Prinz Heinrich von Preußen, sagte von ihm: „Mein dicker Neffe ist ein Schwachkopf, der Anstand und Sitte verachtet und sich abwechselnd von Weibern, Günstlingen und Charlatanen an der Nase herumführen läßt. Er scheut jede Arbeit und wird nur den Haufen der gekrönten Müßiggänger vergrößern.“ Seine galanten Abenteuer, deren Schauplatz das potsdamer Marmorpalais, das frankfurter Hauptquartier und andere, übler berüchtigte Orte waren, sind leidig bekannt geworden. Seine Verschwendungsucht wurde noch zu seinen Lebzeiten in einer Satire gegen „Saul, den König von Kanonenlande gegeißelt. Und wie er politisch Preußen geschädigt hat, Das mag man bei Treitschke nachlesen. Er war der schlimmste, gefährlichste Regententypus, der sich erdenken läßt, weit schlimmer als ein bösartiger oder dummer König. Seine Unstetheit, die Schwäche eines Willens, der nach hastigen Anfängen jeden Plan wieder fallen ließ und keiner Schwierigkeit gewachsen war, seine Abhängigkeit von persönlichen Launen und Wünschen: diese Summe verhängnißvoller Eigenschaften brachte in Preußen die Monarchie in ein paar Jahren um das von Friedrich gemehrte Ansehen. Das reiche Erbe wurde verzettelt, Mirabeau konnte schreiben, der Preußenstaat sei vor dem Reifen schon faul geworden, und der König, der sich von England subventioniren ließ und mit Frankreich 1795 den Separatfrieden von Basel schloß, wird in der Geschichte stets als der Vorbereiter der Katastrophe von Jena fortleben. Jetzt hat der Freund der Madame Rietz und anderer Courtisanen ein leuchtend weißes Denkmal. Und zu seinem Bankhalter ward nicht einer von seinen Obskuranten ausersehen, sondern Deutschlands größter Philosoph, der einzige Erkenntnißtheoretiker von weltbewegender Kraft, der Mann, der das Wahngebilde einer Wissenschaft des Uebersinnlichen für immer zerstörte und für den Menschheitkampf um Recht und Freiheit die stärksten Waffen schuf. Es ist eine Lust, 1900 in des Deutschen Reiches Hauptstadt zu leben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.